
brary
2175


Dei
Sub Numine
Viget

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT

FÜR WISSENSCHAFT, KUNST UND TECHNIK

BEGRÜNDET VON FRIEDRICH ALTHOFF
HERAUSGEGEBEN VON MAX CORNICELIUS

BAND XII · 1918



VERLAG UND DRUCK B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Mitarbeiter.

II. Abhandlungen und Mitteilungen.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 1 1. OKTOBER 1917

Hochschulbildung und Auslandsinteressen.

Von Karl Helfferich.

Der preußische Schulmeister hat bei Königgrätz gesiegt! Mit ebensoviel Recht kann man sagen: der deutsche Professor hat Deutschlands wirtschaftliche Schlachten geschlagen! Denn in der Vereinigung und Durchdringung des wissenschaftlichen Betriebes und des praktischen Schaffens liegt das Geheimnis des Aufstieges zu unserer wirtschaftlichen Weltstellung.

Aber der Kampf im Wirtschaftsleben der Völker ist ewig: wer das Errungene nicht hält und mehrt, ist dem Niedergang verfallen. Wir müssen alle Mittel und Kräfte auch weiterhin ins Spiel setzen, damit die Zukunft hält, was uns die Gegenwart verspricht. Nicht zum wenigsten müssen wir dafür sorgen, daß unser Bildungswesen, dem wir den Fortschritt zu neuen und größeren Verhältnissen zu einem so wesentlichen Teil verdanken, sich den neuen und größeren Zielen stets gewachsen zeige.

Vor allem anderen ist es das Hineinwachsen Deutschlands in die Weltpolitik und Weltwirtschaft, das fortschreitend neue Anforderungen an das Bildungswesen stellt. Der wissenschaftlichen Forschung erschließen sich neue Gebiete, und für die praktische Ausbildung wichtiger Berufe ergeben sich neue Aufgaben.

Nur Unkenntnis oder Ungerechtigkeit könnte behaupten, daß bisher überhaupt nichts geschehen sei, um den neuen Anforderungen zu genügen. Universitäten und Handelshochschulen haben denjenigen Materien, welche für unsere weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Beziehungen bedeutsam sind, in wachsendem Maße ihre Pflege gewidmet. Vor allem sei hier hingewiesen auf die Ausgestaltung des dem Verbande der Berliner Universität angehörenden Seminars für orientalische Sprachen zu einem den größten Teil unseres Kolonialwesens und wichtige Gebiete unserer Überseeinteressen zusammenfassenden Lehrinstitut, ferner auf die Begründung des Instituts für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel, sowie auf die Errichtung des Kolonialinstituts in Hamburg. Außerdem hat das Auswärtige Amt vor einigen Jahren für die Anwärter des diplomatischen und konsularischen Dienstes Vorlesungskurse ein-

---

Diese Ausführungen sind zuerst in den Grenzboten, Maiheft 1914, veröffentlicht. Mit Erlaubnis des Verlages und des Herrn Verfassers werden sie für die Leser der Internat. Monatsschrift neugedruckt, weil sie einer Anregung des Preuß. Kultusministeriums ihren Ursprung verdanken. Im Zusammenhang mit Äußerungen anderer hervorragender Männer der Theorie und Praxis können sie einen umfassenderen Einblick geben in die bereits damals schwebenden Erwägungen, die dann in der „Denkschrift des Preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien" ihre zunächst abschließende programmatische Entscheidung erhalten haben. Man vergleiche bisher die Hefte 5, 7, 8, 9 des letzten Jahrgangs.
Die Red.

gerichtet, in denen Männer der Wissenschaft und Praxis die wichtigsten Materien wirtschaftlicher Natur, vor allem die verschiedenen Gebiete unserer auswärtigen Wirtschaftsbeziehungen behandeln.

Trotz dieser erfreulichen Fortschritte und Neubildungen ist es heute in Deutschland geradezu Gemeinüberzeugung, daß die sich aus unserer Weltstellung ergebenden neuen Aufgaben zum großen Teil noch ihrer Lösung harren. Ein rühriger Kreis von Kolonialpolitikern und „Weltwirtschaftlern" hat eine eifrig Propaganda für die zeitgemäße Ausgestaltung unseres Bildungswesens entfaltet. Presse und Parlamente haben sich der Frage angenommen und sind für eine Ergänzung unserer Schulorganisation durch Einrichtungen eingetreten, die eine bessere Ausbildung für die Tätigkeit im Auslande gewährleisten sollen.

Die Berechtigung dieser Bestrebungen ist für jedermann, der die Welt und ihre Entwicklung mit offenen Augen sieht, unverkennbar. Die heute schon vorhandenen Ansätze zu einem Erfassen der neuen Ziele heben sich gerade deshalb besonders auffallend aus der Gesamtorganisation unseres Bildungswesens heraus, weil unser Bildungswesen in wichtigen Zweigen der Ausweitung unserer wirtschaftlichen und kulturellen Weltstellung noch nicht gefolgt ist, sondern in der Hauptsache noch einen binnenländischen Charakter bewahrt hat. Dies ist an sich begreiflich genug und entspricht gleichartigen Erscheinungen, die wir auf den wichtigsten anderen Lebensgebieten der Nation beobachten. Die innere Festigung und der innere Ausbau hat die Kräfte des deutschen Volkes fast restlos in Anspruch genommen, während andere Nationen, die früher als wir zur inneren Einheit und Reife gelangt waren, sich nach außen hin frei und weit entfalten konnten.

Wir haben auf dem ungemessenen Arbeitsfeld der Außenwelt unendlich viel nachzuholen. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir uns an prunkenden Ziffern über die schon erreichten Erfolge, die gewiß nicht zu unterschätzen sind, berauschen wollten; der größere Teil des Weges liegt noch vor uns, und auch die anderen stehen nicht still. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir uns in dem großen Ringen um unsere Weltgeltung lediglich auf unsere politischen Machtmittel und unsere wirtschaftliche Arbeit verlassen wollten; nachhaltige Erfolge sind nur zu erzielen, wenn eine universelle Kulturarbeit hinzukommt. Gerade in dem letzten Punkte haben andere Nationen, namentlich England und Frankreich, einen großen Vorsprung vor uns voraus und tun, in vollem Verständnis für die Wichtigkeit der kulturellen Expansion, ihr möglichstes, um diesen Vorsprung noch zu vergrößern.

Es ist also in hohem Maße erfreulich, wenn jetzt auch bei uns in Deutschland das Verständnis für diesen Teil unserer Weltaufgabe in weitere Kreise dringt und wenn die Ergänzung unseres Rüstzeuges durch eine den neuen Aufgaben angepaßte Ausgestaltung unseres Bildungswesens zur Tagesforderung geworden ist.

Freilich gehen die Meinungen und Wünsche im einzelnen nicht unerheblich auseinander.

Vielfach wird Stimmung gemacht für die Errichtung einer selbständigen und in sich geschlossenen Hochschule als Zentralstelle für diejenigen Zweige des Wissens und Unterrichts, die sich auf das Ausland beziehen, für eine „Auslandshochschule" oder „Auslandsakademie"; für die Errichtung einer solchen Auslandshochschule, und zwar im Wege

der Verselbständigung und des Ausbaues des Orientalischen Seminars, hat sich auch der Reichstag im April 1913 ausgesprochen, während er sich ein Jahr später weniger bestimmt auf dieses Programm festlegte. Von anderen Seiten wird empfohlen, das Hamburgische Kolonialinstitut zur deutschen Auslandshochschule fortzuentwickeln. Wieder andere treten dafür ein, den Handelshochschulen Auslandsinstitute anzugliedern.

Wer sich über diese, in der Grundfrage einigen, in den Wegen auseinandergehenden Vorschläge ein Urteil bilden will, muß sich vor allem Rechenschaft über die Beschaffenheit des vorliegenden Bedürfnisses geben.

Das Bedürfnis ist ein doppeltes:

1. Vertiefung und Spezialisierung der die Verhältnisse des Auslandes und unsere Beziehungen zum Ausland erfassenden wissenschaftlichen Arbeit;

2. die Ausgestaltung der praktischen Vorbildung für die Angehörigen derjenigen Berufe, welche sich im Ausland oder im Verkehr mit dem Ausland betätigen.

Beide Aufgaben stehen insofern in Zusammenhang, als die wissenschaftliche Arbeit, wie bei den bestehenden Hochschulen, die Grundlagen der praktischen Ausbildung zu schaffen und auszugestalten hat.

Die wissenschaftlichen Aufgaben, die durch unsere wachsenden Auslandsbeziehungen gestellt werden, bilden in sich nicht eine einzelne Disziplin; sie umfassen vielmehr eine große Anzahl von Spezialgebieten: Länder- und Völkerkunde; Naturwissenschaft und Medizin in ihrer Anwendung auf die fremden Gebiete (darunter tropische Pflanzenkunde und Tropenmedizin); die wirtschaftlichen, rechtlichen und allgemein kulturellen Verhältnisse der ausländischen, namentlich der überseeischen Gebiete, einschließlich der Kolonien; die wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und dem Auslande (u. a. Völkerrecht, internationales Privatrecht, Welthandelslehre, Handelspolitik).

Nicht weniger vielgestaltig als das wissenschaftliche Programm ist die Aufgabe der praktischen Vorbildung für die Auslandsberufe. Hier handelt es sich zunächst darum, zu übersehen, für welche verschiedenen Berufskreise ein Bedürfnis nach einer besseren Vorbildung für das Ausland vorliegt und wie diese bessere Auslandsschulung in die Gesamtausbildung der einzelnen interessierten Kreise am zweckmäßigsten eingefügt werden kann.

In Betracht kommen folgende Berufsgruppen:

1. Kaufleute, Gewerbetreibende, Pflanzer und Ansiedler;

2. die diplomatischen und konsularischen Beamten, sowie die Beamten der Schutzgebiete;

3. die Offiziere der Marine und der Schutztruppen;

4. Lehrer an Auslands- und Schutzgebietsschulen, Geistliche und Missionare, Ärzte, Rechtsanwälte, Geologen, Ingenieure, technische Beamte usw.

Die Vorbildung, die Lebensstellung und die Lebensziele dieser mit dem Ausland und im Ausland arbeitenden Berufe sind grundverschiedene. Dementsprechend ist die für die Auslandsarbeit erforderliche Spezialisierung und Ergänzung des Wissens für jeden Beruf anders geartet. Die Beamten des Auslands- und Kolonialdienstes, die zum ganz überwiegenden Teil über eine abgeschlossene akademische, hauptsächlich juristische Ausbildung verfügen, bedürfen einer „Auslandsschulung" nach anderen Richtungen als etwa der Kaufmann oder der Arzt oder der Offizier.

Einen weiteren Unterschied macht es, ob eine allgemeine Vorbereitung für die Tätigkeit im Auslande schlechthin, oder ob eine besondere Schulung für die Tätigkeit in einem bestimmten ausländischen Gebiete in Frage steht.

Für unsere diplomatischen und konsularischen Beamten zum Beispiel kann vernünftigerweise nur eine allgemeine Vorbereitung für den Auslandsdienst gefordert werden. Diese Beamten können und dürfen ihre Ausbildung nicht auf ein bestimmtes Land abstellen; sie müssen überall verwendbar sein, wo ihre Dienste gerade benötigt werden. Das ist so und muß so bleiben. Ich will damit keineswegs einer planlosen willkürlichen Versetzung von Beamten, die sich in langjähriger Tätigkeit mit einem bestimmten Kulturgebiet vertraut gemacht haben, in einen ganz anderen Wirkungskreis — etwa von Ostasien nach Südamerika — das Wort reden; solche Versetzungen, die ein wertvolles Kapital besonderer Kenntnisse und Erfahrungen brach legen, dürfen immer nur eine durch besondere Umstände gerechtfertigte Ausnahme bilden. Aber in dem Stadium der Vorbereitung, das uns hier beschäftigt, wäre die Zuspitzung der Ausbildung der Anwärter des diplomatischen und konsularischen Dienstes auf das eine oder andere Kulturgebiet untunlich und verkehrt. Die Ausbildung kann vielmehr nicht universell genug sein; sie hat die Grundlagen zu liefern, auf denen ein Einarbeiten in die besonderen Verhältnisse eines jeden fremden Gebiets soweit wie irgend möglich vorbereitet und erleichtert wird.

Ähnlich liegen die Dinge vielfach für junge Kaufleute, Ärzte, Rechtsanwälte usw., denen eine Betätigung im Ausland lediglich als ein allgemeines Ziel vorschwebt. Ein junger Mensch, der einen praktischen Beruf gewählt hat, muß überall, wo sich für ihn eine aussichtsreiche Stellung bietet, zugreifen können. Die Ausbildung für ein bestimmtes Land ist in der Regel erst dann zweckmäßig, wenn einigermaßen sichere Aussichten auf eine Tätigkeit in diesem bestimmten Lande vorliegen. Andernfalls gibt es vielfach Enttäuschungen.

Dagegen ist es dringend wichtig und nötig, daß denjenigen, die sich für die Tätigkeit in einem bestimmten ausländischen Gebiete vorbereiten wollen und müssen, die Gelegenheit geboten wird, sich bequem und rasch die nötigen Spezialkenntnisse — Sprache, Landeskunde, Rechts- und Wirtschaftsverhältnisse usw. — anzueignen. Es kommt hier im allgemeinen nicht auf tiefgründige wissenschaftliche Durchbildung an, die erheblich mehr Zeit erfordert, als die meist schon in der Praxis stehenden jungen Leute erübrigen können, sondern auf praktisch wichtige und verwertbare Kenntnisse.

Aus diesem Überblick ergibt sich, wie vielgestaltig und verschiedenartig die Bedürfnisse sind, die durch die Entwicklung unserer Weltstellung ausgelöst werden; es ergibt sich gleichzeitig, daß diesen Bedürfnissen nicht mit einer einheitlichen Formel, auch nicht mit dem Zauberwort von der selbständigen Auslandshochschule genügt werden kann. Ich gestehe offen, daß ich mir weder denken kann, wie eine allen den angedeuteten Bedürfnissen genügende Auslandshochschule organisiert werden, noch welchen Platz sie in der Struktur unseres Bildungswesens finden soll.

Wir wollen uns darüber klar sein: es gibt keine geschlossene Auslandswissenschaft und kein einheitliches Auslandsstudium. Die Forschungen, die gepflegt, und die Kenntnisse, die nach der den Verfechtern der Auslandshochschule vorschwebenden Idee vermittelt werden

sollen, umfassen einen großen Teil aller Wissenszweige, die in unserer Bildungsorganisation an den bestehenden Hochschulen — Universitäten, technischen Hochschulen, landwirtschaftlichen Hochschulen, Handelshochschulen, Bergakademien usw. — ihre Pflegestätten haben und diesen gar nicht entzogen werden können.

Richtig ist, daß diese Wissenszweige einer spezielleren Ausgestaltung unter dem Gesichtspunkt unserer ausländischen Beziehungen bedürfen. Aber nichts wäre verkehrter, als das Spezialstudium von dem Allgemeinstudium zu trennen. Das Völkerrecht, das internationale Privatrecht, das Recht fremder Staaten, die geschichtliche Entwicklung und die Wirtschaftsverhältnisse ausländischer Gebiete und die Handelsbeziehungen mit diesen bedürfen einer intensiveren Pflege und spezielleren Durcharbeitung als früher; aber es ist ganz unmöglich, die Fülle dieser Aufgaben abseits von den bestehenden Einrichtungen, die der Pflege der Völkerkunde, der Geschichte, der Rechtswissenschaft und Volkswirtschaft dienen, zu bewältigen. Besondere Institute der bestehenden Hochschulen haben sich auf allen Wissensgebieten für die Pflege von Spezialitäten vorzüglich bewährt. In der Errichtung und dem Ausbau solcher Institute bietet sich noch ein weites Feld. Für die Pflege des bürgerlichen und Handelsrechts der wichtigsten fremden Staaten ist bisher in Deutschland noch so gut wie nichts geschehen. Hier liegt ein Bedürfnis vor, dem am zweckmäßigsten im Anschluß an die bestehenden Einrichtungen der juristischen Fakultäten unserer Universitäten genügt werden kann. Mit einigen neuen Professuren und Lehraufträgen, zusammen mit der Bewilligung von Mitteln für Bibliotheken und Archive, läßt sich viel erreichen. Ähnlich liegt es auf dem Gebiete der Landeskunde, der Geschichte und der Wirtschaftsverhältnisse. Wo man aber solche Institute zusammenfassen und selbständig machen will, oder von Anfang an als selbständige Organe begründen will, da wird man unmöglich darauf verzichten können, auch für die allgemeinen Wissenszweige, deren Spezialitäten betrieben werden sollen, ausreichend zu sorgen. Dann kommt in großem Umfang eine Dublierung der bestehenden Hochschuleinrichtungen heraus, durch die in unnötiger Weise Geld und Kräfte vergeudet werden würden. Von diesem Gesichtspunkte aus haben selbständige Auslandshochschulen eine Daseinsberechtigung nur an Plätzen, die über keine anderen Hochschulen verfügen, aber in sonstiger Beziehung hervorragend günstige Bedingungen für die Pflege des sich auf das Ausland beziehenden Wissens aufweisen: so wird niemand dem Kolonialinstitut in Hamburg seine großen Verdienste abstreiten wollen. Allerdings ist eine solche selbständige Hochschule wesentlich leichter aufzubauen, wenn sie sich innerhalb des gewaltigen Reichs des Wissens vom Auslande einem Teilgebiete wie den Kolonien besonders widmet. Die Bestrebungen zum Ausbau des Hamburger Kolonialinstituts zu einer umfassenden Auslandshochschule — ein Weg, der jetzt durch die Errichtung von Abteilungen für Kultur und Geschichte Japans, Indiens und Rußlands betreten worden ist — werden schließlich auf die viel diskutierte Gründung einer Hamburger Universität hinauskommen.

Wenn man sich aber über diese Schwierigkeiten hinwegsetzen will: wie soll eine selbständige Auslandshochschule in die Organisation unseres Bildungswesens eingefügt werden?

Ich sehe nur zwei Möglichkeiten:

Entweder die Auslandshoch-

schule tritt für gewisse Berufe an die Stelle der heute bestehenden Lehranstalten, insbesondere der Universitäten oder Handelshochschulen,

oder das Studium auf der Auslandshochschule folgt zeitlich auf den Abschluß des Studiums auf einer der bestehenden Lehranstalten.

Keine dieser beiden Alternativen kann befriedigen.

Eine frühzeitige Trennung des Studiums für das Ausland, oder gar für bestimmte ausländische Gebiete, von der allgemeinen Ausbildung ist weder nötig noch nützlich. Es mag angesichts der einigermaßen zur Mode gewordenen Propaganda für Spezialausbildung aller Art wie Ketzerei klingen, aber ich kann nicht umhin, der Ansicht Ausdruck zu geben: unser Heil liegt nicht in der Züchtung von Spezialisten; der Mangel, der sich bei unseren jungen Kaufleuten und Juristen bei einer Verwendung im Ausland häufiger fühlbar macht, ihre Verwendbarkeit stärker beeinträchtigt und schwerer auszugleichen ist als das Fehlen von Spezialkenntnissen, liegt auf dem Felde der allgemeinen Vorbildung. Der junge Jurist mit einigermaßen hellem Kopf, der sich auf der Universität und während seiner praktischen Vorbereitungszeit mit wirtschaftlichen Dingen ernstlich beschäftigt und daneben — woran es leider nur zu häufig fehlt — sich in den Hauptsprachen des Weltverkehrs weitergebildet hat, der intelligente und fleißige junge Kaufmann mit gründlicher Schulbildung, der seinen Gesichtskreis mit oder ohne Handelshochschule durch Beschäftigung mit den Grundfragen des Rechts und der Wirtschaft erweitert hat, werden auch draußen ihren Mann stellen; sie werden sich leicht und in kurzer Zeit die für eine Auslandsstellung erforderlichen Spezialkenntnisse aneignen und in den besonderen Verhältnissen ihres Wirkungskreises sich einarbeiten. Ein großer Teil der — erfreulicherweise seltener werdenden — Klagen über ungenügende Vorbereitung, namentlich unserer Beamten, beruht weniger auf dem Mangel an der Ausbildungsgelegenheit als daran, daß die vorhandenen Gelegenheiten nicht genügend ausgenutzt werden. Es wäre übrigens ungerecht, wenn man die Schuld ausschließlich der studierenden Jugend zuschreiben wollte. Zum Beispiel würde nach meiner Überzeugung weniger Grund zu Klagen über mangelhafte wirtschaftliche Vorbildung unserer Beamten vorliegen, wenn der hochschulmäßige Betrieb der Volkswirtschaftslehre dem Umstande besser Rechnung trüge, daß unter den Tausenden von Hörern nationalökonomischer Kollegien nur ein Bruchteil die Nationalökonomie als Spezialstudium betreiben will und kann, während sie für die große Mehrzahl nur eine Ergänzung einer vorwiegend juristischen Ausbildung sein soll.

Auch in diesem Punkte ist wohl in der neuesten Zeit manches besser geworden. In dem Kreise unserer jüngeren Volkswirtschaftler herrscht ein ausgesprochenes Gefühl für die praktischen Erfordernisse der Zeit, und die von diesem Verständnis des Lehrers ausstrahlende Wirkung muß ihre Gegenwirkung in dem Verständnis des Schülers finden. Nach dieser Richtung weist das Bedürfnis, und auf diesem Weg werden die berechtigten Anforderungen an unsere studierende Jugend nicht nur für den Auslands-, sondern auch für den Inlandsdienst besser zu ihrem Recht kommen als auf dem Weg einer Trennung der Auslandsvorbildung von der allgemeinen Bildung.

Für die kaufmännischen Berufe liegt

der Fall noch viel klarer. Kein Mensch kann eine Trennung der Handelshochschulen nach Inlands- und Auslandsbedürfnissen verlangen.

Auf der anderen Seite ist es kaum möglich, den jungen Leuten, welche die normale Ausbildung in ihrem Berufe erworben haben, noch einige Jahre Auslandshochschule aufzuerlegen, ehe man sie zur Verwendung im Auslandsdienst heranzieht. Für die kaufmännischen Berufe scheidet diese Eventualität von vornherein aus; aber auch für die Beamten der meisten Kategorien wäre eine solche Verlängerung der theoretischen Ausbildungszeit kaum erträglich. Die jungen Leute kommen bei uns nicht zu früh, sondern zu spät in die Praxis.

Dem unbestreitbaren und unbestrittenen Bedürfnis nach einer gründlicheren Vorbildung für die praktische Tätigkeit im Auslande oder im Verkehr mit dem Auslande wird unter diesen Verhältnissen, wie ich glaube, am besten genügt durch Einrichtungen, die unserem jungen Nachwuchs die Möglichkeit geben, während der Zeit des Studiums und der praktischen Vorbereitung ihr Wissen auf dem hier in Betracht kommenden Gebiete zu bereichern und zu vertiefen. Für einen solchen ergänzenden Zweck eine selbständige Hochschule zu schaffen, wäre offensichtlich verfehlt. Ich stimme in dieser Beziehung durchaus dem preußischen Kultusminister zu, der am 24. Februar dieses Jahres in der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses ausgeführt hat, daß für die speziellere Ausbildung für den Auslandsdienst lediglich Ergänzungs- und Hilfsfächer in Frage kommen und daß deshalb der erstrebte Zweck unter wesentlicher Benutzung der vorhandenen Unterrichtseinrichtungen der Universitäten und sonstigen Hochschulen und im unmittelbaren Anschluß an diese durchführbar sei.

Das heißt keineswegs die Hände in den Schoß legen. Das Programm des sachgemäßen Ausbaus und der notwendigen Ergänzung der bestehenden Einrichtungen ist im Gegenteil viel weitschichtiger und in seinen Wirkungen durchdringender als das Programm der Errichtung einer einzigen zentralen Auslandshochschule.

Über die Verwirklichung des weiteren Programms in seinen Einzelheiten will ich mich hier nicht auslassen. Es kommen hier Fragen in Betracht, die nicht über das Knie gebrochen und nicht mit einem Schlage ihrer Lösung zugeführt werden können.

Einen Fingerzeig für das noch zu Schaffende gibt die bisherige Entwicklung des Seminars für orientalische Sprachen. Sein Name war ursprünglich sein Programm; aber nur im allerersten Anfang. Das junge Institut hat schon in seinem ersten Lebensjahr angefangen, den engen Rahmen zu sprengen. Es hat in fortschreitend weiterem Umfang sich die Aufgabe gestellt, den jungen Leuten, die sich im Ausland — namentlich in den Kolonien und im Orient — betätigen wollen, die ergänzenden Kenntnisse zu vermitteln, deren sie draußen bedürfen. Es erfüllt diese Aufgabe gegenüber den verschiedensten Berufen, gegenüber den Beamten ebenso wie gegenüber Offizieren, Missionaren, Lehrern und Kaufleuten. Es gewährt die ergänzende Ausbildung auf den verschiedensten Wissensgebieten: in orientalischen Sprachen, den Idiomen der Eingeborenen unserer Kolonien, in französisch, englisch, spanisch und neuerdings russisch; daneben auf dem Gebiet der sogenannten „Realien": in der Landeskunde, den allgemein-kulturellen, politischen, rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Gebiete des Orients und unserer Kolonien; in Wirtschafts-

geographie und Handelspolitik; in tropischer Pflanzenkunde, Tropenhygiene, in der Technik der geographisch-astronomischen Ortsbestimmung und der Wegeaufnahme usw.

Was hier für die Kolonien und die Länder des Orients allmählich aufgebaut worden ist, kann für diese Gebiete selbst erweitert und ausgestaltet, kann vor allem für die anderen Länder, die für unsere Weltbeziehungen von Bedeutung sind, nachgebildet werden. Ob im Rahmen des Orientalischen Seminars oder neben dem Orientalischen Seminar, ist eine Frage secundi ordinis. Ich kann mir sehr wohl denken, daß neben dem Orientalischen Seminar ein oder mehrere Institute für Nord- und Südamerika, für den großen afrikanischen Kontinent, für Großbritannien und seine Dominions sowie für andere wichtige Kulturgebiete geschaffen würden und daß das Orientalische Seminar selbst, das in mancher Beziehung durch die neuen Einrichtungen entlastet werden würde, in die Reihe dieser Institute einrückte. Die beim Orientalischen Seminar vorhandene Anlehnung an eine bestehende Hochschule bleibt aus den oben dargelegten Gründen durchaus erwünscht, kann vielleicht sogar mit Vorteil enger gestaltet werden als beim Orientalischen Seminar. Ob Anlehnung an Universitäten oder Handelshochschulen oder an das Hamburger Institut, ist abermals eine Frage secundi ordinis, die dadurch noch vereinfacht wird, daß eins das andere keineswegs ausschließen, sondern eher ergänzen wird. Eine Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen in Betracht kommenden Hochschulorganisationen wird sich um so leichter finden lassen, als die Prinzipien einer solchen Arbeitsteilung in der Natur der verschiedenen Hochschularten und der verschiedenartigen Bedürfnisse, die ich oben skizziert habe, gegeben sind.

Nicht kleinlich und eng, sondern groß und weitherzig will die Aufgabe angefaßt sein. Es gilt, überall weiterzubauen, wo heute schon die Grundmauern stehen; es gilt, auf allen Gebieten die Horizonte zu weiten und die Fortentwicklung der vielgestaltigen Organisation der deutschen Forschungs- und Lehrtätigkeit nach dem weltumfassenden Bedürfnis der Zeit zu orientieren. Das Verständnis unserer Weltbeziehungen muß mehr und mehr Allgemeingut werden, und deshalb müssen die Quellen dieses Verständnisses überall erschlossen werden, wo Deutschlands Jugend für einen weiteren Wirkungskreis in amtlichen und privaten Berufen erzogen wird.

Codex iuris canonici.

Von Ulrich Stutz.

Das neue Gesetzbuch für die katholische Kirche ist da. Am Pfingstfeiertage des laufenden Jahres hat der regierende Papst Benedikt XV., nachdem er bereits in einer Allokution vom 4. Dezember 1916 die Fertigstellung des Kodex bekanntgegeben hatte, die Konstitution: *Providentissima Mater Ecclesia* erlassen, durch die es, in der Hauptsache das Werk seines Vorgängers, Pius X., bekanntgemacht und eingeführt wird. Pfingsten 1918 soll er in Kraft treten; einige seiner Bestimmungen (betreffend Erweiterung der österlichen Zeit, Eheschließungen in der geschlossenen Zeit, Abstinenz und Fasten, Vorrechte der Kardinäle) gelten sogar schon jetzt. Am Tag vor dem Peter- und Paulsfeste,

am 28. Juni, überreichte der Kardinal-Staatssekretär Gasparri, der von Anfang an die Seele des Ganzen gewesen war, dem Heiligen Vater im Konsistoriumssaale des Vatikans in Anwesenheit von 25 Kardinälen, vielen Konsultoren und Prälaten das erste Exemplar. An demselben 28. Juni wurde in Rom als zweiter Teil des laufenden, neunten Jahrgangs des päpstlichen Gesetzblattes, der *Acta Apostolicae Sedis,* die offizielle Ausgabe des Gesetzbuches unter dem Titel: *Codex iuris canonici Pii X Pontificis Maximi iussu digestus Benedicti Papae XV auctoritate promulgatus* ausgegeben. Trotz des Weltkrieges und der Schwierigkeiten, die sich für den Vertrieb daraus ergaben, sind die ersten Exemplare anfangs September auch zu uns nach Deutschland gelangt. Auf die Entstehungsgeschichte und auf den Erlaß des Gesetzbuches in seiner Bedeutung als welthistorisches Ereignis soll erst eingegangen werden, wenn die angekündigte Ausgabe des Kardinals Gasparri mit ihrer Einleitung und mit ihrem Anmerkungsapparate vorliegt; letzterer dürfte — wie das sicherem Vernehmen nach schon die Noten desselben Kardinals zu dem Entwurfe getan haben, der s. Zt. unter dem Siegel strengster Amtsverschwiegenheit ausschließlich den kirchlichen Oberen zur Mitteilung an je eine Vertrauensperson und zur Begutachtung mit ihr zugänglich gemacht worden ist — vornehmlich die Bestimmungen des älteren Rechtes nachweisen, auf die sich die Vorschriften des neuen aufbauen. Eindringende Studien müssen und werdem dem großen Werke gewidmet werden; mit einer Vorlesung und mit Seminarübungen darüber habe ich an der Berliner Universität bereits begonnen. Zunächst kann es sich nur darum handeln, auf Grund einer raschen Durchsicht unsere Leser kurz über das Ganze und über einige Punkte zu unterrichten, welche die Allgemeinheit besonders interessieren dürften.[1])

I.

Das Werk ist, anders als alles, was die katholische Kirche bisher an offiziellen Sammlungen besessen hat, aber entsprechend den anläßlich des Vatikanischen Konzils und auf ihm geäußerten Wünschen eine vollständige, erschöpfende Kodifikation des gemeinen katholischen Kirchenrechts nach Art der neuzeitlichen staatlichen Gesetzbücher in systematischer Anlage und mit 2414 durchgezählten, abstrakt, also nicht für den Einzelfall gefaßten Bestimmungen, *canones* genannt, die, wenn umfangreicher, wieder in Paragraphen und Ziffern untergeteilt sind. Die Kanones sind zusammengeordnet in Bücher, welche bei größerem Umfange in Abteilungen und Unterabteilungen, immer in Titel, diese eventuell in Kapitel und Artikel zerfallen. Der Bücher sind fünf. Die Fünfteilung der mittelalterlichen offiziellen Dekretalensammlungen ist also beibehalten, aber, wie das Folgende lehren wird, nur der Zahl, nicht dem Inhalte nach. Der bekannte Memorialvers: *Iudex* (Kirchliche Regierung), *Iudicium* (Bürgerliches und Verwaltungsstreitverfahren), *Clerus* (Geistlichkeits- und Vermögensrecht), *Sponsalia* (Eherecht), *Crimen* (Strafrecht mit Straf- und Disziplinarstrafverfahren) paßt nicht mehr auf das neue Gesetzbuch. Dies namentlich deshalb, weil das Eherecht aufgehört hat,

1) Zur Würdigung des Kodex vgl. auch meine Studie „Die Neukodifikation des kanonischen Rechtes", Deutsche Literatur-Zeitung Nr. 40 vom 6. Oktober 1917 Sp. 1243ff. Über das neue päpstliche Gesetzbuch und 1. die Andersgläubigen sowie 2. den Staat siehe meine Aufsätze im roten „Tag" Nr. 228 und 246 vom 29. September und 20. Oktober 1917.

ein Buch für sich zu bilden, und bei den Sakramenten untergebracht ist, was dem Kodex im Vergleich zu den alten Sammlungen entschieden ein geistlicheres Gepräge gibt. Dafür schließt sich die neue Einteilung wieder an an die der Institutionen des Gajus *(personae, res, actiones)* so, wie sie seit dem Kirchenrechtslehrbuch von Lancelotti (1563) lange Zeit üblich war. Seinem äußeren Umfange nach umfaßt das Gesetzbuch, ohne den noch zu erwähnenden Anhang und das Inhaltsverzeichnis, aber mit Einschluß der Einführungsbulle und des vorgedruckten Glaubensbekenntnisses, 450 Seiten in Lexikonoktav. Druck und Ausstattung sind, wie beiläufig bemerkt sein mag, vorzüglich; ich habe nur ganz wenige Druckversehen zu entdecken vermocht.

Das erste Buch enthält in 86 Kanones den allgemeinen Teil *(Normae generales)*. Nach einigen Eingangsbestimmungen, auf die wir noch zurückkommen werden, soweit sie nicht einfach besagen, das Gesetzbuch beziehe sich, von Ausnahmen abgesehen, nur auf die Lateinische Kirche, nicht auf die Liturgie und nicht auf das Verhältnis von Kirche und Staat, ist darin die Rede von den Kirchengesetzen im allgemeinen, vom Gewohnheitsrecht, von der Zeit- und Fristberechnung, von den Reskripten, Privilegien und Dispensen.

Das zweite Buch behandelt in 639 Kanones das kirchliche Personenrecht *(De personis)*. Wiederum gehen einige Begriffs- und andere Bestimmungen allgemeiner Art über natürliche und sogenannte künstliche Personen *(p. morales, iuridicae,* entweder *collegiales* d. h. Körperschaften oder *non collegiales* d. s. Anstalten) voraus. Von den drei Abteilungen ist die erste dem Klerus und den Kirchenämtern gewidmet und betrifft in ihrer einen Unterabteilung das Kleriker- und Amtsrecht im allgemeinen, insbesondere die Rechte und Pflichten des geistlichen Standes, die Besetzung (freie Verleihung, Wahl, Wahlbitte oder Postulation) und den Verlust der Kirchenämter, aber auch die ordentliche und die delegierte Jurisdiktion; die zweite handelt von den einzelnen kirchlichen Amtsträgern, ihren Befugnissen und ihren Obliegenheiten vom Papste an bis herab auf die sorgfältig auseinandergehaltenen Pfarrverweser *(vicarii oeconomi)*, Pfarrvertreter *(v. substituti)*, Pfarrgehilfen *(v. adiutores)*, Pfarrhelfer *(v. cooperatores)* ohne oder mit Pfründe *(beneficiales,* Kapläne) sowie die Kirchen- (Pfarr-) Rektoren. Dann folgt ein zweiter Teil über die Ordens- und Kongregationsleute *(De religiosis)*, der allerdings noch mehr als der erste über den Weltklerus nur die Grundlagen legt, da die Regeln und Konstitutionen der einzelnen Orden und Kongregationen, soweit sie nicht im Widerspruche zu den Vorschriften dieses Gesetzbuches stehen, in Geltung bleiben sollen und die Verfassung, aber auch das Rechtsleben der religiösen Genossenschaften wie bisher in erster Linie bestimmen werden. Den Schluß macht ein kurzer dritter Teil über die Laien, der fast ausschließlich mit deren Verbindungen zu religiösen Zwecken, also den Dritten Orden, Bruderschaften, Erzbruderschaften und kirchlichen Vereinen sich beschäftigt; auch er ist in einen allgemeinen und in einen besonderen Teil untergeteilt.

Dem kirchlichen Sachenrecht gilt das dritte Buch *(De rebus)*, umfassend 826 Kanones. Sehr eingehend befaßt sich ein erster Teil, von 10 Kanones am Schluß über die Sakramentalien (Konsekrationen, Benediktionen, Exorzismen) abgesehen, mit den sieben Sakramenten der katholischen Kirche, zunächst mit der Taufe, der Firmung, dem hl. Abendmahl, wo auch das Recht der Messe und

der Meßstipendien untergebracht ist, dem Bußsakrament (hier eingehende Bestimmungen über Beichtjurisdiktion und -approbation sowie über die Ablässe) und der letzten Ölung, vor allem aber mit der Ordination u. z. auch für die Weihegrade, bei denen sie nicht Sakrament ist, und für die Tonsur sowie mit der Ehe und ihrem Rechte. Der zweite Teil „Von den hl. Stätten und Zeiten" betrifft die verschiedenen Arten von Kirchen, Bethäusern, Altären, weiter die Kirchhöfe und das Begräbnisrecht, endlich die Feiertage samt der Abstinenz und den durch die Zulassung der Verbindung eines Fisch- mit einem Fleischgerichte gemilderten Fasten. Den Inhalt des dritten Teils bildet die Aufbewahrung und Verehrung des Allerheiligsten, die Verehrung der Heiligen, Bilder und Reliquien (mit gewisser Rücksichtnahme auf die Grundsätze neuzeitlicher Denkmalpflege bei Restaurationen), die Prozessionen und Wallfahrten, das Recht der hl. Geräte, des Gelübdes und Eides, also kurz ausgedrückt das gesamte Kultusrecht. „Von der Lehrgewalt" lautet die Überschrift des vierten Teils; außer von der religiösen Unterweisung der Jugend, der Predigt und den Volksmissionen ist darin die Rede von den Knaben- und Priesterseminarien, den niederen und höheren Schulen mit Einschluß der katholischen Universitäten und Fakultäten und zuletzt von der Bücherzensur sowie dem Bücherverbot und von der Vorschrift der Ablegung des Glaubensbekenntnisses (keine ausdrückliche Bekämpfung des Modernismus mehr!). Vom Pfründenrecht mit Einschluß des Patronatrechts und des Rechts sonstiger kirchlicher Anstalten handelt der fünfte, vom übrigen Kirchenvermögensrecht der sechste und letzte Teil.

Mit seinen 643 Kanones dem zweiten Buch an Umfang ziemlich gleich kommt das vierte über das kirchliche Verfahren (*De processibus*). Die Gerichtsverfassung und das ordentliche Verfahren, dazu das Recht des gerichtlichen Vergleichs und der Schiedsgerichte sowie die Besonderheiten des Straf- und Eheprozesses füllen den ersten Teil; den ganzen zweiten die sehr eingehenden Bestimmungen über den Beatifikations- und Kanonisationsprozeß, die sich aber, anders als die Vorschriften betreffend den ordentlichen Rechtsstreit, über die Prozeßkosten völlig ausschweigen; den dritten das Recht der Amtsentsetzung und der Versetzung auf dem Verwaltungswege, wobei im Einklange mit anderen Bestimmungen des Gesetzbuches schärfer als nach dem Dekret *Maxima cura* vom 20. August 1910 zwischen inamovibeln und jederzeit abrufbaren Pfarrern unterschieden wird. In diesem Zusammenhang wird schließlich auch noch gedacht des disziplinarischen Vorgehens gegen Pfarrer, welche die Residenz- oder die Zölibats- oder spezielle pfarrliche Pflichten wie die der Kirchenbuchführung vernachlässigen, und dann des viel besprochenen und viel angefochtenen Vorgehens im geheimen und ohne Verfahren, lediglich *ex informata conscientia* des Obern, das zu gänzlicher oder teilweiser Amtsenthebung führt, doch so, daß der Betroffene Rekurs erheben kann, in welchem Falle das Beweismaterial dem Apostolischen Stuhle vorgelegt werden muß, an den auch der auf dem Verwaltungswege Entsetzte oder Versetzte als letztes und einziges Rechtsmittel eine Beschwerde richten kann.

Das fünfte und letzte Buch über das kirchliche Strafrecht (*De delictis et poenis*) ist mit 220 Kanones wieder kleiner. Im ersten Teil wird über die kirchlichen Straftaten, ihre Arten und ihre Einteilung, über die Schuldfähigkeit, über Strafbemessung (Strafschärfung und Strafmilderung) sowie Strafausschlie-

ßung, über die Rechtsfolgen der strafbaren Tat und über den Versuch bestimmt. Der zweite Teil beschäftigt sich mit den Kirchenstrafen im allgemeinen, mit der Strafgewalt und mit der Aufhebung der Strafen bzw. der Begnadigung im allgemeinen; hierauf mit den einzelnen Strafen im besonderen, den Besserungsstrafen, namentlich mit dem nur nach reiflichster Überlegung und gewissenhafter Prüfung anzudrohenden oder zu verhängenden Banne, dem (Personal- und dem von Pius X. wieder praktisch gemachten Lokal-) Interdikt, der Amtsenthebung, aber auch mit den Sühnstrafen und den Pönitenzen, für Geistliche sowohl als für Laien. Bemerkt sei, daß entsprechend längst eingebürgerter Praxis diese Strafen — abgesehen von der Verkehrssperre, die aber nur den vom Apostolischen Stuhle selbst, also durch eine Art Kirchenoberbann mit Namen Exkommunizierten und bloß dann, wenn seine Exkommunikation ausdrücklich und unter Verkehrsverbot bekanntgegeben ist, trifft und nicht für den Gatten, die Eltern, Kinder, Dienstboten und Untergebenen gilt, auch im Falle der Verletzung nicht etwa selbst wieder den Bann nach sich zieht — lediglich in dem Entzug kirchlicher Vorteile und Rechte bestehen; nur gegenüber Geistlichen bzw. Ordensleuten im weiteren Sinn kann auch mit Freiheitsstrafen (bei Weltgeistlichen mit Verweisung in ein Demeritenhaus) und Geldstrafen ganz wie bisher vorgegangen werden. Alle nicht in dem Gesetzbuch erwähnten Strafen sind nach ausdrücklicher Bestimmung abgeschafft. Wer also der Meinung sein zu müssen glaubte, der Feuertod als Ketzerstrafe werde zwar aus naheliegenden Gründen nicht mehr verhängt, sei aber in der katholischen Kirche noch immer Rechtens, der wird, je nach seinem Standpunkte, durch das Gesetzbuch beruhigt oder enttäuscht. Den dritten Teil des Strafrechts und damit des ganzen Gesetzbuches macht der sogenannte spezielle Teil aus, der die einzelnen Straftaten und die darauf gesetzten Strafen, soweit nicht Arbiträrstrafen in Betracht kommen, behandelt.

Angehängt sind 8 Dokumente, ältere kirchliche Erlasse oder Stücke von solchen, auf die in dem Gesetzbuche verwiesen ist, und die deshalb auch weiterhin neben ihm gebraucht werden, vor allem die Papstwahlbullen Leos XIII. und Pius X., insbesondere die Bulle: *Vacante Sede Apostolica* vom 25. Dezember 1904, die man als den Erstling der ganzen Kodifikationsarbeit bezeichnen kann.

Das für die Benutzung unentbehrliche alphabetische Register wird erst die Ausgabe des Kardinals Gasparri bringen.

Überblickt man das Ganze, so wird man urteilen müssen, daß der gewaltige Stoff in sehr übersichtlicher und zweckmäßiger Weise angeordnet und gemeistert ist. Nicht umsonst wurde 12 Jahre lang mit größtem Eifer und unter Aufbietung einer stattlichen Anzahl sachkundiger Mitarbeiter an dem großen Werke gearbeitet. Es stellt sich als das Ergebnis reiflichster Überlegung dar. Auch die sprachliche Fassung verdient Anerkennung. Ein schmuckloses, schlichtes, aber flüssiges und präzises Latein läßt den Fachmann schon bei flüchtiger Lesung kaum irgendwo im Zweifel über den wahren Sinn der einzelnen Bestimmung. Bei tieferem Eindringen, und wenn erst die Literatur auf das Gesetzbuch im einzelnen sich wirft, werden ja Meinungs- und Deutungsverschiedenheiten nicht ausbleiben. Deswegen ist auch bereits am 15. September dieses Jahres unter dem Vorsitz des Kardinals Gasparri eine aus Kardinälen und Konsultoren bestehende Kommission für die authentische Interpretation des Kodex und

für die Redaktion von Novellen zu ihm eingesetzt worden; sie hat eine ähnliche Aufgabe zu erfüllen wie bis 1908 dem Trienter Konzil gegenüber die *S. Congregatio Cardinalium concilii Tridentini interpretum.* Aber Schwierigkeiten, wie wir sie bei unserem Bürgerlichen Gesetzbuche zu überwinden hatten, werden sich beim Codex iuris canonici nicht einstellen.

II.

Das hängt nun allerdings auch damit zusammen, daß das neue Gesetzbuch inhaltlich Neues nur in ganz untergeordnetem Maße bringt. Völlig fehlt es daran nicht. Das sagt das Gesetzbuch selbst; darauf deutet auch die Auslegungsregel am Anfang, die das aufgenommene alte Recht im bisherigen Sinne verstanden wissen will, aber auf der anderen Seite mit Bestimmungen rechnet, die nur zum Teil mit dem älteren Rechte übereinstimmen. Immerhin würde der einen unrichtigen Standpunkt einnehmen, der an den Kodex mit der Erwartung heranträte, daß er das katholische Kirchenrecht von Grund aus umgestalte. Das ist schon durch den eminent konservativen Grundzug des katholischen Kirchentums ausgeschlossen und auch gar nicht die Aufgabe des Unternehmens gewesen. Die für den nicht ganz Eingeweihten fast unübersehbare Fülle des zum Teil veralteten, längst außer Geltung gekommenen Rechtsstoffes auf das noch heute Anwend- und Brauchbare hin zu sichten und dieses für die Praxis, aber auch für die Wissenschaft und den Unterricht möglichst klar und übersichtlich zusammenzufassen, das war die Absicht. Natürlich konnte es nicht ganz ohne Änderungen und Ergänzungen, also ohne Neuerungen abgehen. Aber diejenigen haben recht behalten, die, wie ich das in Wort und Schrift tat, voraussagten, alle Neuerungen von Belang erschöpften sich in den viel besprochenen und umstrittenen Reformerlassen des vorigen Papstes, und das Gesetzbuch werde, soweit es vom alten Recht abweiche, in der Hauptsache nur den Niederschlag dieser Reformen Pius X. bringen. Darüber hinaus stoßen wir in ihm in der Tat bloß auf Neuheiten verhältnismäßig untergeordneter Natur. Auf einige sei hier hingewiesen.

Bei der Vorschrift der Promulgation der römischen Erlasse, für die nicht eine andere Publikationsart ausdrücklich vorgeschrieben ist, fehlt der bisherige Zusatz: „sofern sie sich zur Publikation eignen", so daß Setzung von gemeinem Recht durch Geheimerlaß fortan, wenn auch nicht unmöglich, so doch erschwert ist; die bekanntgegebenen Gesetze treten 3 Monate nach Ausgabe der sie enthaltenden Nummer des *Commentarium officiale* in Kraft. Der Kirchenbann, dem nach wie vor ohne weiteres verfällt, wer sich an einem Kleriker oder an einem Religiosen des einen oder andern Geschlechts tätlich vergreift, ist, wenn der Angegriffene nicht Bischofsweihe hat, künftig bloß noch dem Bischof zur Absolution vorbehalten. Die römischen Kongregationen, welche im vergangenen März durch die im Hinblick auf den Kodex verfügte Aufhebung der Indexkongregation auf die Zahl von 10 zurückgeführt worden waren, sind durch Errichtung einer *Congregatio pro Ecclesia Orientali,* deren Vorsitz der Papst sich vorbehält, wieder auf 11 gebracht. Der Konsistorialkongregation ist die Entscheidung von Zuständigkeitsstreitigkeiten (Kompetenz-Kompetenz) unter den römischen Behörden genommen; eine vom Papste für den einzelnen Fall einzuberufende Versammlung der Kardinäle wird sie in Zukunft herbeiführen. Der Metropolit hat nur noch bei Patronatspfründen ein Devolutionsrecht, nicht aber bei solchen freier

Verleihung, deren Kollation, wenn der Suffraganbischof die Sechsmonatfrist versäumt, vielmehr an den Apostolischen Stuhl devolviert. Dafür ist das erzbischöfliche Visitationsrecht eher etwas erweitert. Der bereits vom Trienter Konzil, freilich ohne Erfolg, gemachte Versuch, eine regelmäßige Abhaltung von Provinzial- und Diözesansynoden herbeizuführen, wird wiederholt; mindestens alle 20 Jahre sollen jene, wenigstens alle 10 diese zusammentreten. Auch die Bischofskonferenzen werden jetzt gemeinen Rechtes; sie sind in jeder Kirchenprovinz, auf alle Fälle jedes fünfte Jahr, einzuberufen. Auf den Provinzialsynoden und ebenso auf den Plenarkonzilien haben, wenn nichts anderes bestimmt wird, auch die Titularbischöfe des betreffenden Gebietes entscheidende Stimme. Eine sehr große Rolle spielt wie im Leben so in dem Gesetzbuch der Generalvikar, die rechte Hand des Bischofs und der einflußreichste kirchliche Beamte nächst diesem im Bistum; das Gesetzbuch — es regelt überhaupt sorgfältig die Ehren- und Vortrittsrechte — gibt ihm auch so den Vortritt vor allen Klerikern der Diözese, selbst vor den Dignitäten und Kanonikern des Domkapitels, rechnet aber sogar damit, daß er die Bischofsweihe hat (vgl. z. B. den am 30. Oktober 1916 für St. Etienne im Erzbistum Lyon verordneten ständigen Generalvikar mit bischöflicher Weihe); gerade deshalb und weil dadurch die Gefahr, daß er den Ortsbischof in Schatten stellt, erhöht wird, knüpft der Kodex an zahlreichen Stellen und wohl in mehr Fällen als das bisherige Recht oder doch die bisherige Praxis seine Machtbefugnis an ein Spezialmandat des Bischofs, wie er auch bestimmt, daß der Bischof zum Generalvikar keinen Blutsverwandten, namentlich keinen nahen, bestellen soll. Für die Verwaltung des Kirchenvermögens wird der Bischof gehalten, einen aus ihm und zwei oder drei anderen, namentlich Juristen bestehenden Diözesanrat unter seinem Vorsitz einzusetzen. Der Kapitelsvikar kann auch ohne päpstliche Vollmachten, also kraft Gesetzes Pfründen freier Verleihung vergeben, wenn die Erledigung des bischöflichen Stuhls über ein Jahr andauert. Seelsorgebenefizien, namentlich Pfarreien, dürfen fortan nur noch mit ausgeweihten Priestern besetzt werden; das ist jetzt ausdrücklich bestimmt, nachdem mittelbar schon das Dekret *Ne temere* vom 7. August 1907 diese sehr verständige und der Praxis entsprechende Abänderung des älteren Rechtes mit sich gebracht hatte. Nicht bloß der Spezialkonkurs, sondern auch der bei uns allein praktische Generalkonkurs, die allgemeine Dienstprüfung, wird in Zukunft gemeinrechtlich sein. Ebenso der Realpatronat. Beim Kirchenpatronat und beim Ordinationsrecht, also bei den Gegenständen, auf welche die Bekanntschaft mit dem katholischen Kirchenrecht für manchen Prüfungskandidaten, aber auch für den einen oder anderen Examinator beschränkt zu sein pflegt, wird überhaupt allerlei umzulernen sein. Neue Patronatrechte sollen nicht mehr begründet, die nach Möglichkeit im Einverständnis mit den Patronen auf gewisse geistliche Wohltaten und Vorteile zurückgedämmt werden, die auch in Zukunft den Gründern von Kirchen oder Pfründen können zugebilligt werden. Sind die Patrone für eine solche Beschränkung nicht zu haben, so bleibt es beim Patronate, bei dem die Präsentationsfrist in allen Fällen auf 4 Monate beschränkt und der Unterhaltsanspruch des unverschuldet verarmten und erwerbsunfähigen Patrons dadurch, daß nicht mehr Abkunft vom Stifter verlangt wird, eher erweitert ist; dafür ist künftig auch nach gemeinem Rechte der Patronat mit

Lasten, insbesondere mit der Baulast verbunden. Gemeindewahlen — das sei bei dieser Gelegenheit angemerkt — werden fernerhin nur noch geduldet, wenn sie aus einem bischöflichen Dreiervorschlage erfolgen. Und wenn der Bischof den vom Patron Präsentierten als ungeeignet nicht zuläßt, braucht er dafür keine Gründe anzugeben. Größer sind die Änderungen im Weiherecht. Zuständig zur Erteilung der Weihen an Weltgeistliche ist nur noch der Bischof des Wohnsitzes und Geburtsortes bzw. des ersteren allein. Der Empfang der höheren Weihen wird nicht bloß von einem bestimmten Weihealter, sondern auch von der Erledigung entsprechender Jahre des theologischen Lehrkursus in dem für die Regel zu besuchenden Priester- oder großen Seminar abhängig gemacht. Die Vorschrift der Zwischenräume oder Interstitien zwischen dem Empfange der einzelnen Weihen ist gegenüber dem bisherigen gemeinen Rechte, namentlich aber gegenüber der Praxis verschärft. Unter den Ordinationstiteln kommt der Tischtitel nicht mehr vor. Auch das Recht der Irregularitäten, der Weihehindernisse hat Wandlungen erfahren. Der bisher so genannte *defectus plenae lenitatis* ist auf den Fall des Richters, der ein Todesurteil gefällt hat, und des Scharfrichters sowie seiner Gehilfen bei der Vollstreckung beschränkt. Neben die Irregularitäten aus Defekt oder Delikt tritt, z. T. aus jenen genommen, eine dritte Gruppe einfacher Hindernisse, darunter die Militärpflicht vor deren Ableistung. Im Eherecht fehlt es ebenfalls nicht an Änderungen. Das Verlöbnis, obgleich, wie schon nach dem Dekret *Ne temere,* an Schriftform gebunden, ist der kirchenrechtlichen Wirkungen fast ganz entkleidet; nur noch die Verpflichtung zum Schadenersatz im Falle des Verlöbnisbruchs entspringt ihm, nicht mehr die Klage auf Eingehung der Ehe, nicht mehr die bisherigen Ehehindernisse. Überhaupt ist das Recht der Ehehindernisse etwas reformiert. Die Ehemündigkeit ist um zwei Jahre auf das 16. bzw. 14. Altersjahr heraufgesezt. Die Pfarrer sind aber darüber hinaus angewiesen, dafür zu sorgen, daß Ehen vor Erreichung des landesüblichen Ehemündigkeitsalters überhaupt nicht eingegangen werden. Die Blutsverwandtschaft hindert in der Seitenlinie nur noch einschließlich des dritten Grades, die geistliche bloß noch aus der Taufe, und zwar zwischen dem Täufling einerseits und dem Spender des Sakramentes sowie dem Paten anderseits; die Schwägerschaft entspringt nur noch dem Ehekonsens, nicht auch der *Copula carnalis,* deren Bedeutung überhaupt im Vergleiche zum kanonischen Rechte etwas zurücktritt; in der Seitenlinie hindert die Schwägerschaft die Ehe fortan allein noch im ersten und zweiten Grade. Die beiden bisherigen Noteheschließungsformen sind auf eine reduziert: ob es sich um Todesgefahr handelt oder man des Pfarrers oder Bischofs während Monatsfrist nicht habhaft werden kann, in beiden Fällen kommt die Ehe gültig vor zwei Zeugen allein zustande; kann man freilich sonst einen Priester zuziehen, so soll man es tun. Fügen wir endlich hinzu, daß das von Pius X. abgeschaffte, auf Wunsch des deutschen Episkopats aber für Deutschland aufrechterhaltene Fronleichnamsfest wieder zu Ehren gezogen und (gleich dem Feste Josephs des Nährvaters Christi) zum gebotenen Feste gemacht wird, doch so, daß, wo es aufgehoben oder verlegt ist, ohne Befragung des Apostolischen Stuhles nichts geändert werden soll, so mag das Gesagte zum Beweise dafür genügen, daß das Gesetzbuch dem Fachmann an Überraschungen nicht gerade viel beschert, und daß die Ände-

rungen alles andere als grundstürzender Art sind. Freilich wer im katholischen Kirchenrecht gar nicht zu Hause ist, der wird, wenn er etwa mit Hilfe einer deutschen Übersetzung, die sicherlich nicht lange auf sich warten lassen wird, an das Gesetzbuch herangeht, des Unerwarteten viel vorfinden und aus dem Staunen über die Welt, in die er eintritt, gar nicht herauskommen. Möge das neue Gesetzbuch von vielen recht eifrig gelesen und studiert werden, nicht bloß von unsereinem, der mit dem Katholizismus von Amts und Berufs wegen und gewissermaßen als dessen Biolog es zu tun hat, sondern auch von solchen, die sich mehr zu Pathologen desselben berufen fühlen, und darüber hinaus von Kirchenpolitikern jeder Richtung, von allen wissenschaftlich daran Interessierten, Juristen, Soziologen, Historikern, besonders aber von unseren evangelischen Theologen. Letzteren namentlich, die über die Interna des katholischen Kirchentums meist herzlich wenig Bescheid wissen, ist jetzt die Gelegenheit geboten, um den Preis einiger ausdauernder Beschäftigung mit dem Gesetzeswerk an der Quelle die Kunde vom Innenbau und Innenleben der katholischen Kirche zu schöpfen. Je mehr in Zukunft mit wirklicher Sachkenntnis über diese Dinge wird gesprochen und geschrieben werden können, um so fruchtbarer wird die Erörterung werden, die auch weiterhin nicht ausbleiben kann und soll.

Wir stehen am Schlusse unserer Betrachtung. Im Vatikan und in weitesten Kreisen der katholischen Kirche wird man über den Abschluß des Gesetzgebungswerkes keine geringe Genugtuung empfinden. Und das mit Recht. Handelt es sich auch dabei nach dem Gesagten nicht um eine schöpferische Tat, die von Grund aus Neues ins Leben rief, so doch um einen Um- und Neuguß des vorher kaum übersehbaren, seit nahezu zwei Jahrtausenden aufgesammelten Stoffes; um nur eines hervorzuheben, so ist die Tatsache, daß jetzt das Ordens-, das kirchliche Prozeß- und das Strafrecht eingehend geregelt vorliegen, wahrhaftig nicht gering anzuschlagen. Schon in Friedenszeiten wäre die Bewältigung eines solchen Stoffes eine Riesenleistung, ohne die Arbeit von mehr als zehn Friedensjahren wäre sie gar nicht möglich gewesen. Um so mehr will es bedeuten, daß sie trotz dem Weltkriege nicht abgebrochen, sondern zum glücklichen Ende geführt worden ist. Für die Kirche ist damit viel erreicht. Auf lange hinaus wird ihr Körper dadurch gestählt und verjüngt werden; wir wissen, was bei uns im Deutschen Reich unser Bürgerliches Gesetzbuch zur Stärkung unserer Kraft und Einheit beigetragen hat. Namentlich da, wo die Kirche vom Staate getrennt ist oder vor der Trennung von ihm steht, wird ihr die neue Rüstung zugute kommen. Das ältere Recht ist ja — schon die Tradition und die Ehrfurcht vor denen, die vordem auf den allgemeinen Synoden und dem Heiligen Stuhle Recht setzen, brachte das mit —, soweit es dem Gesetzbuche nicht widerspricht, formell nicht außer Kraft gesetzt worden. Aber tatsächlich gelten soll nur noch der Kodex mit seinem Anhange und was sonst noch von römischen Erlassen über einzelne Materien vorbehalten ist oder neu ergehen wird. Ein Erlaß der Universitäten- und Seminarkongregation vom 7. August 1917 hat denn auch bereits bestimmt, der Kodex solle als authentische und einzige Quelle des kanonischen Rechtes von nun an in Verwaltung, Rechtsprechung und Rechtsunterricht der Kirche allein maßgebend sein; nur nach ihm dürfe, und zwar allein in der Legalordnung, fernerhin an den kirchli-

chen Lehranstalten das Kirchenrecht gelehrt werden. Unsere katholisch-theologischen Kanonisten, die ehedem Dekretisten und dann Dekretalisten waren, werden also in Zukunft Kodizisten sein. So wird, selbst wenn, wie das trotz der Ankündigung Benedikts XV. in der Ansprache vom 28. Juni, er werde an dem Kodex nicht rütteln lasen, auch bei dem neuen gemeinkirchlichen Rechte zu erwarten steht, manches sich nicht in die Wirklichkeit umsetzen wird, schon weil es auf dem Wege der Gesetzgebung, der Gewohnheit und des Indults durch Partikular- und Ausnahmerecht vielfach wird verdrängt werden, die kirchliche Praxis, namentlich diejenige der römischen und der bischöflichen Behörden, doch ganz anders festen Boden unter ihren Füßen haben als bisher, und wird — ich habe das bereits 1914 in meinem „Kirchenrecht" vorausgesagt — das Pontifikat Pius X. für alle Zeiten ein Markstein in der kirchlichen Rechtsentwickelung sein und bleiben. Und in Anlehnung an das Gesetzbuch wird auch das Provinzial- und Diözesanrecht z. T. neue Gestalt gewinnen. Möchte dabei die Einsicht walten, daß gerade der eminent gemeinrechtliche Charakter des im Kodex niedergelegten Rechtes eine Ergänzung durch mehr den örtlichen Bedürfnissen angepaßtes Sonderrecht nötig macht; möchten namentlich bei uns in Deutschland nicht noch mehr, als es leider bereits im vergangenen Jahrhundert geschehen ist, berechtigte Eigentümlichkeiten wie etwa die Mitwirkung der Kapitelsgeistlichkeit bei der Bestellung der Dekane aufgegeben werden!

Kriegerehrung und Kriegsgedächtnis.

Von Fritz Schumacher.

Das Gebiet der Fragen von Kriegerehrung und Kriegsgedächtnis betritt wohl jeder heute mit dem Gefühl eines gewissen inneren Zwiespalts. Während draußen gerungen wird um die nackten Vorbedingungen alles Seins, wird es schwer, den Sinn zu lenken auf Fragen des Gestaltens. Mitten im feurigen Fluß des Geschehens will es einem fast unmöglich dünken, abwägend zu sprechen über die Art, wie die Nebenerscheinungen dieses Geschehens künstlerisch gefaßt werden sollen, oder gar wie das Ungreifbare, das hinter ihm schlummert, Gestalt gewinnen kann.

Und es ist nicht nur das, was einen zaudern und stocken läßt. Selbst wenn man sich gegenüber den Erschütterungen des Miterlebens zur nüchternen Sammlung zusammenrafft, bleibt ein anderes Hemmnis, das sich zunächst vor ein freudiges Erfassen dieser Frage der Kriegerehrung und des Kriegsgedächtnisses schiebt.

Unser Geschlecht hat schon einmal erlebt, wie sich diese Gefühle in Taten umzusetzen suchten; es ist noch unmittelbarer Zeuge der Art gewesen, wie sich die Empfindungen vom Jahre 1870/71 in Denkmälern und Statuen entluden, und es kann nicht anders als zunächst mit einem Gefühl des Schreckens an die Erscheinungen denken, die dabei emporgetaucht sind. Wenn man gesehen hat, wie hier die bestgemeinten Absichten in der Regel gescheitert sind, kann man da überhaupt noch den Mut fassen, von diesen Dingen anders zu sprechen als im Tone des grundsätzlichen Abratens? Muß man nicht einfach sagen: Laßt ab

Vortrag gehalten auf der Zweiten Tagung für Kriegsehrungen in Dresden. Juli 1917.

von dem Beginnen, eure Gefühle von Dank und Erinnern, von Verehrung und von Stolz in sichtbare Formen fassen zu wollen, der Ausdruck dafür wird dieser verwickelten, uneinheitlichen Zeit doch mißlingen.

Wir fühlen es alle, das würde ein ganz fruchtloses Mahnen sein. Der Trieb nach einem sichtbaren Ausdruck für diese Gefühle läßt sich nicht bannen. Es ist ein uralt ewiger Trieb, der dem Menschen eingepflanzt ist. Eng verwandt dem immer gleichen und immer neuen Trieb der Gottesverehrung tritt dieser Trieb der Heldenverehrung als eine elementare Gewalt hervor, ja, vielleicht kann man sagen, daß der Mensch an Stelle der unbekannten Macht, an die er sein Bedürfnis nach Dank und Verehrung und sein unbestimmtes Hoffen richtet, besonders eifrig einen persönlichen Begriff zu setzen sucht, sobald er ihm nur im Gang der Geschehnisse mächtig genug verkörpert entgegentritt. Das Göttliche wird vermenschlicht, und das Menschliche wird vergöttlicht, bis sie nahe beieinander stehen.

So ist es bei primitiven Völkern, ebenso wie bei kultivierten; so war es vor grauen Jahren, und so wird es immer sein.

Ganz besonders aber, wenn zur Verehrung der Dank hinzukommt, wenn Taten geschehen, denen der Einzeldank machtlos gegenübersteht, hat ein Volk noch immer nicht eher geruht, als bis es das Gefühl einer inneren Verpflichtung in sichtbare Zeichen umgesetzt hat; erst das gab ihm gleichsam eine Erlösung von Spannungen der Seele, die sonst erdrückend sein würden.

Eines also ist sicher, mag das Ende des gegenwärtigen Ringens sein, wie es will, wir werden einem Bedürfnis gegenüberstehen, seelischen Kräften von Verehrung, Dank, Liebe und stolzem Erinnern gestaltenden Ausdruck zu geben, wie es vielleicht noch nie in einem Volke emporgestiegen ist. Es wird neben allen praktischen Bedürfnissen der Not eines der elementaren Bedürfnisse sein, das sein Recht fordern wird. Damit also müssen wir rechnen, und es fragt sich deshalb nur noch, warum wir diesem Drang, wenn er wirklich als solche ursprüngliche Kraft hervorbricht, nicht seinen natürlichen Weg lassen. Ist es nicht denkbar, daß er aus sich heraus einen Ausdruck findet, der in seiner Unmittelbarkeit alles sorgsam Bedachte weit hinter sich versinken läßt?

Es ist sicher bemerkenswert, daß diese Zeiten auf den Schlachtfeldern ab und an etwas haben erstehen lassen, das solche Hoffnungen plötzlich auftauchen ließ. Hier trafen wir bisweilen auf altehrwürdige Urformen der Grabgestaltung, und sie wirkten mit jener unverminderten Gewalt, die sie ausüben, wenn wir ihnen aus grauen Vorzeiten begegnen; Formen, die an das Hünengrab, oder den alten Tumulus erinnerten, tauchten auf, und die schlichte Reihung primitiver Steine oder der bunte Wald hoher schlichter Kreuze weckten Klänge von alten einfachen Volks- und Heldensängen.

Aber solche einzelne Eindrücke dürfen uns nicht täuschen. Wo, wie in alten Zeiten, den Menschen nichts anderes zur Verfügung stand als die einfachsten Mittel, Mittel, die kaum dem Banne der Natur entrückt sind, nur da erwachte ab und an von selber dieser Ton schlichter Größe. Sowie der Umkreis der Ausdrucksmittel sich zu vermannigfaltigen beginnt, sowie das Reich unserer landläufigen Materialien, Techniken und Formen in den Kreis der Möglichkeiten einzudringen anfängt, da verschwindet gemeinhin diese Sicherheit, und ein Tasten, Quälen und Irren tritt an die

Stelle, das uns wohl oft rührt durch seine Absicht, das uns aber durch seine Erfolglosigkeit traurig macht.

Man wird vergebens darauf hoffen, die Allgemeinheit dauernd im Banne jener primitiven Mittel des Ausdrucks, die ihrer Wirkung gewiß sind, zu halten. Wenn sie verehren wollen und danken, dann suchen die Menschen nach dem vermeintlich Besten, was sie können und was sie haben. Das Einfache will ihnen nicht genug erscheinen, alles, was ihnen kostbar dünkt an geistigen Beziehungen und an wertvollen Stoffen, wird aufgeboten. Daß das Fühlen und Wollen noch kein Vollbringen bedeutet, wird vergessen, und so kommen selbst da, wo wir die üblen Nebenerscheinungen des Industrialismus mit Gefühlswerten ganz außer Rechnung setzen, unfehlbar jene Entgleisungen, die entstehen müssen, wenn aus Gefühlen Wortbegriffe werden und erst aus Worten Formen entstehen sollen. Denn das ist ja der schwere Irrtum des Dilettantismus, der um so stärker hervorzutreten pflegt, je größer die Sache ist, um die es sich handelt, der Irrtum der daraus entsteht, daß dem Dilettanten die Möglichkeit, Gefühle in W o r t b e g r i f f e umzuwandeln, verhältnismäßig geläufig ist und er nicht weiß, daß der gestaltende Künstler nur dann wirklich schafft, wenn er ohne diesen Umweg seine Gefühle unmittelbar in seine Sprache, in die Sprache der F o r m e n überzuleiten versteht. Wir leiden nicht nur daran, daß immer wieder Menschen schaffen, die selber auf diesem Umweg wandeln, sondern ebensosehr, daß nur zu oft derjenige, der den unmittelbaren Weg zu gehen vermag, in bester Absicht mit guten Ratschlägen daran gehindert werden soll, ihn zu gehen.

Mit einem Worte, zum n a i v e n Schaffen, das allein, sich selbst überlassen, die Werte heben könnte, die es zu heben gilt, sind wir in unserer Bildung zu kompliziert geworden; mögen wir es beklagen oder nicht, es liegt im Entwickelungszustand unserer Zeit, wir können mit ganz seltenen Ausnahmen nur noch auf das b e w u ß t e Schaffen rechnen. Ist man sich darüber aber einmal klar, so entspringt daraus eine Forderung, die man nicht scharf und laut genug aufstellen kann: Fort mit allem Schaffen, das unklar zwischen diesen beiden Gegensätzen pendelt. Es gibt in der Kunst nur das wirklich naive Gestalten aus einfachem, unbewußtem Gefühl oder das Gestalten des reifen bewußten Künstlertums; dazwischen gibt es nichts. Fort mit allem h a l b n a i v e n Gestalten.

Die Forderung ist nicht überflüssig, denn nirgends versucht der halbnaive Einfluß sich stärker geltend zu machen, als auf den Gebieten, um die es sich hier handelt, der Einfluß des wohlmeinenden Dilettanten. Es gibt kaum einen Fall auf dem Gebiete, von dem wir sprechen, in den er nicht direkt oder indirekt hereinzuspielen vermöchte, direkt durch die Art der Aufgabestellung, indirekt durch die Wahl des Ausführenden, und und es liegt in der Natur der Sache, daß man diese Möglichkeit des Einflusses schwerlich wird verhindern können. Es gilt, danach zu streben, daß dieser einflußreiche Dilettantismus im entscheidenden Augenblick bewußt darauf verzichtet, richtunggebend einzugreifen. Das ist eine der Forderungen, die nicht etwa das künstlerische, sondern die das wahrhaft gebildete Deutschland aus den Erfahrungen von 1870 bis 1917 heraus heute stellt, und für die aufklärend zu wirken eine der ersten Aufgaben derer ist, die es gut meinen mit der künstlerischen Arbeit, welche diese Zeit erfordert.

Hätten wir das nicht schon längst ge-

wußt, so hätte jenes eigentümliche Zwischenreich zwischen Improvisation und Denkmal, das in Gestalt der Nagelungs-Wahrzeichen in den letzten Jahren überall in Deutschland entstanden ist, uns einen Fingerzeig gegeben, der wahrhaftig drohend genug auf die schwierige Lage hinweist, in der wir uns befinden.

So ist es nicht schwer, zu sehen, daß man aus mancherlei Gründen um eine bewußte, grundsätzliche, alle berufenen Kräfte des Volkes zusammenfassende Behandlung der Fragen von Kriegerehrung und Kriegsgedächtnis nicht herumkommt. Zurückstauen läßt sich der Trieb nach Verehrung und stolzem Erinnern nicht, und sich selber überlassen kann er in dem eigentümlichen Zustand unserer kulturellen Entwickelung ebenfalls nicht werden. Es bleibt also nur der Zweifel übrig, ob gegenwärtig, mitten in der Zeit des Kampfes, schon der Augenblick gekommen ist, um mit dieser Behandlung einzusetzen.

Bei Dingen, die sich aus verwickelten inneren Notwendigkeiten ergeben, entscheidet solch eine Frage nicht das unbestimmte, persönliche Gefühl, sondern nur nüchterne Überlegung. Zunächst müssen wir uns das eine klarmachen: die Fragen, die sich im unmittelbaren Anschluß an das gegenwärtige Geschehen in der Behandlung des Kriegergrabes und der Begräbnisstätten an der Front abspielen, und die Fragen, die weitergreifende Absichten in der Heimat einleiten, sind im tiefsten Innern nur Glieder einer und derselben Kette. Bei den ersten bleibt uns keine Wahl für den Zeitpunkt, in dem wir ihre Lösung behandeln wollen; unmittelbar fordert der Tag Entschluß und Handlung. Bei den zweiten können wir wohl das wirkliche Entstehen hinausschieben — und es ist eine der hauptsächlichen Aufgaben, dies nach Kräften zu tun und jedes vorschnelle Handeln zu unterbinden — aber die geistige Beschäftigung mit diesen Fragen vermögen wir auch hier nicht zu bannen. Unwillkürlich tauchen sie hervor, ein seelisches Bedürfnis weckt sie auf; zwischen dem, was auf dem Gebiete an der Front geschieht, und dem, was in der Heimat geschehen soll, bestehen stille, unsichtbare Ströme: wir können vom einen nicht sprechen, ohne zugleich die Gesichtspunkte des anderen zu berühren, und das erklärt es, wenn hier nicht nur die Rede ist von den Dingen, die unmittelbar und brennend der Lösung bedürfen, sondern auch von denen, deren Lösung in weitem Felde liegt. Es geschieht nicht etwa, um diese Lösung zu beschleunigen, sondern im Gegenteil, um vor ihrer wirklichen Beschleunigung zu warnen.

Überblicken wir das gewaltige Gebiet der Kriegerehrung, so können wir dabei nur vom Einzelwesen ausgehen. Die einfachste Form, gleichsam die Zelle des Ehrenmals, ist das Grab. Es ist die Form, die auch im bürgerlichen Leben in der Regel jedem als Ehrenmal bereitet wird.

Das Grab des Soldaten ist zunächst nichts Besonderes. Wir möchten es aber zu etwas Besonderem machen, wir möchten ihm einen Charakter geben; wir wollen nicht das Grab eines Soldaten, sondern wir suchen „das Soldatengrab“. Die erste Form, in der solch ein einzelnes Grab draußen im Felde vielfach entsteht, hat einen besonderen Charakter. Jene stillen Einzelgräber, geschmückt mit Degen und Helm, sprechen eine Sprache, die wir sonst nicht hören. Ab und an gelingt es auch, das Wesen dieser Sprache in der Form einer dauernden Gestaltung einzufangen; aber das wird unter den Gräbern da draußen im Felde doch nur eine Ausnahme sein, die für

besondere Fälle in Betracht kommt. Im allgemeinen wird dieses auf den Sondereindruck gestellte Einzelgrab eine Erscheinung bleiben, die der großen Masse gegenüber eine so verschwindende Rolle spielt, daß sie für das eigentliche Problem nicht maßgebend ist. Wären wir nur auf solche Mittel individuellen Ausdrucks angewiesen, so müßten wir der Aufgabe gegenüber verzagen.

Wir können deshalb das Wesen des Soldatengrabes nur dadurch zu fassen suchen, daß wir es, im Gegensatz zum individuellen Grab als Glied einer untrennbar zusammengehörenden Gemeinschaft charakterisieren. Diese Gemeinschaft, die im Leben dem Soldaten seine Bedeutung gibt, muß auch im Tode seine Bedeutung steigern. Wenn wir eine Gruppe von Soldatengräbern mit den gleichen steinernen oder hölzernen Zeichen schmücken, drücken wir den einzelnen nicht herunter, wir heben ihn empor, denn diese gleichartig behandelte Gruppe beginnt der erste Ausdruck zu werden für das Höhere, das hier mit dem Tode zusammenhängt, das erste Symbol des Todes für die Gemeinschaft, des Opfertodes für das Vaterland.

Von dem Zeichen selbst, das in dieser Weise gebraucht wird, kann man ebenfalls sagen, daß seine künstlerische Bedeutung nur scheinbar gleichgültiger wird, in Wahrheit wächst sie. Denn es wird immer wichtiger, daß dieses wiederkehrende Mal, mag es noch so bescheiden sein, mit richtigem Gefühl gebildet ist. Hierfür ist vor allem eine Kraft nötig, die in der Kunst zu den höchsten Gaben zu rechnen ist, die Kraft schlichten Empfindens. Nichts kann uns die Macht der Schlichtheit vielleicht deutlicher predigen als viele jener rührenden Grabstätten, die während dieser Kämpfe aus dem Geiste treuer Kameradschaft an Feld- und Waldesrand entstanden sind, und wohl niemand würde wagen, sie zu berühren, wenn nicht die Pflicht bestände, ihrem vergänglichen Wesen eine festere Form zu schaffen. Bei solcher Umgestaltung muß diese Schlichtheit als höchstes Gut gewahrt bleiben. Mögen die Zeichen, die wir auf diese Gräber setzen, aus Stein, Beton, Holz, Gußeisen oder Schmiedeeisen sein — immer gilt es, eine Form zu finden, die ihre Würde durch einfache Mittel erreicht. Wenn man auf dem Schlachtfelde den Namen eines Gefallenen liest, und ein Chor anderer Namen umgibt ihn, will es uns lächerlich dünken, wenn die Kunst zu diesem Eindruck noch ein Schnörkelchen hinzufügen will.

So sieht man deutlich, daß im Betonen der Gemeinsamkeit das einzige Mittel liegt, mit dem man das zum Ausdruck bringen kann, was die Aufgabe erheischt; und was wir vom künstlerischen Sinn, der sich hier betätigt, fordern, ist nichts anderes, als innerhalb der beschränkten äußeren Möglichkeiten, welche die Umstände ergeben, die Akzente zu finden, die das am stärksten verdeutlichen.

Je nach der Anzahl der Gefallenen, um die es sich handelt, wird dieses Streben nach Vereinigung zu verschiedenen Aufgaben führen.

Sind es große Scharen, die einzeln gebettet wurden, so wird daraus die Anlage eines kleinen Friedhofes entstehen, und das Feingefühl in der klaren, rhythmischen Reihung einzelner Gräber wird das hauptsächliche Mittel künstlerischer Wirkung sein. Alle räumlichen und rhythmischen Absichten werden dabei durch die Einheitlichkeit der Ausdrucksmittel zu einer Geltung gebracht, die wir sonst bei Friedhofsanlagen vermissen müssen. Der Gestaltende kann deshalb mit viel einfacheren Lösungsgedanken rechnen, denn er ist sicher, daß sie

nicht durch die bunte Schar der Grabmäler durchbrochen werden.

Ist es eine kleinere Gruppe, so wird das zu Wirkungen führen, die als eine einzige Form in die Erscheinung treten. In beiden Fällen spielt für die Wirkung eine ausschlaggebende Rolle, den Ort, der diese Toten birgt, gegen die Umwelt klar abzuschließen; erst dadurch wird er zu einem Ganzen, zu einer Stätte. Es gibt Fälle, wo für diesen Abschluß nur die große Form der Erdbewegung in Betracht kommt, aber wo immer es möglich ist, wird man auch Wall und Mauer hinzufügen; natürlich dem Boden entwachsend, in Feldgestein kunstlos gefügt, wird die Wirkung am stärksten. Den Eindruck der Abgeschlossenheit, den solche Umhegung hervorruft, vermag die Art der Bepflanzung wesentlich zu steigern; der Baum-Kranz und die Baum-Reihe können in ihrer Art einen Platz feierlich umhegen und fügen zur Mauer, welche die Wand andeutet, gleichsam das Gewölbe, so daß ein heiliger Raum entsteht, in dem die Gräber ruhen; kommt dazu noch der schmükkende Reiz niedrig die Fläche überwuchernden Pflanzenschmuckes, so ist mit einfachen Mitteln alles gegeben, was einen Ort feierlich machen kann.

Ergibt sich die Möglichkeit, bei solcher Gestaltung bereits anzuknüpfen an vorhandene alte Bäume, so kann man sich der Natur willig überlassen. Muß man die Bepflanzung erst selber beschaffen, so gilt es, sie so zu wählen, daß sie sich dem Charakter der Gegend anpaßt und doch loshebt von der unmittelbaren Umgebung, vor allem aber, daß sie auch ohne Pflege weiter wuchernd zu einem schönen Eindruck führt. Es gilt die Dinge so zu gestalten, daß die Zeit, die im allgemeinen der Feind des Werkes von Menschenhand ist, zum Bundesgenossen gewonnen wird.

Das sind in knappestem Umriß die Gesichtspunkte, nach denen die Künstlerkommissionen, die zur Beeinflussung der Kriegergräber an die Front geschickt wurden, ihre Arbeit begonnen und ihre Leitsätze aufgestellt haben, und ein Blick in die Skizzen ihrer schlichten natürlichen Vorschläge zeigt, daß auf diese Weise das Grab ganz von selber zum Denkmal wird. Die gleichen Grundformen der Steingehege des Hünengrabes und des Tumulus, in denen frühere Zeiten ihre Helden zu übernatürlicher Größe erhoben, sie entstehen hier aus der feinfühlig sachlichen Bewältigung der gegebenen Aufgabe. Was früher die Phantasie an Größensteigerung für den Stamm des einzelnen leistete, das ergibt sich jetzt von selber gleichsam auf demokratischem Wege dadurch, daß die Vielheit einer Kameradengruppe an die Stelle jener Vielheit eines Herrschergeschlechts tritt, der früher solche Male galten. So wächst aus den Schlachtfeldern halb aus Zwang und halb aus Ehrfurcht eine Gestaltung der Erinnerungsstätten hervor, gegen die alle künstlichen Versuche, die auch da draußen nicht fehlen, wie leeres Gepränge verblassen, und der Geist, der dadurch geweckt wird, muß auf alles zurückwirken, was wir in der Heimat im Zusammenhang mit Kriegerehrung und Kriegserinnerung unternehmen und planen. Alle Denkmäler sind aus der Gestaltung des Grabmals erwachsen. Es ist ein ganz natürlicher Zug, der uns hier auf diesen Keim zurückführt.

Nun würde es natürlich unwahr und äußerlich, ja sogar theatralisch sein, wollten wir das, was da draußen im Felde aus der sachlichen Bewältigung der gegebenen Aufgabe für den feinfühlenden Gestalter von selbst sich ergibt, unmittelbar in die ganz anderen Verhältnisse

übertragen, die fern von der Stätte des Kampfes und des Todes sich uns bieten. Es ist nur die Gesinnung und der innere Maßstab, was sich uns aus diesen Lösungen als fester Kern für alles Weitere darbietet. Es wäre unklug und klein, wollte man etwa versuchen, sich mit einer gewissen Ängstlichkeit zu verhehlen, daß die Denkmals-Aufgabe, wie sie die Heimat stellt, dadurch, daß ihr der unmittelbare Anknüpfungspunkt der Gestaltung, das Grab, in der Regel entzogen wird, zwar viel wesenloser, aber doch auch viel umfassender in ihren inneren Umrissen wird.

Die Erweiterung setzt in verschiedener Richtung ein.

Der geistige Inhalt vermannigfaltigt sich. Zwar lassen sich an das Grab des Gefallenen alle großen Gedanken des Krieges knüpfen, aber wenn man den Krieg als Ganzes fassen will, so handelt es sich doch nicht allein um die Toten, sondern auch um die Lebenden; auch für sie soll das Ehrenmal bestimmt sein. Es gilt nicht nur, das Gedächtnis an die Weihe des Opfertodes festzuhalten, sondern auch das Gedächtnis an große Taten, vor deren Glanz sogar der Gedanke an den Tod verblaßt und der Gedanke an Kraft und Leben in den Vordergrund tritt. Es wird eine Zeit kommen, die, wenn sie in diese Jahre zurückhorcht, Kummer, Sorge und Leid nur noch als Unterton schwirren hört, und von dieser feierlich ernsten Begleitung wird sich der majestätische Ton eines Heldenliedes abheben, wie es stolzer wohl noch kein Volk singen durfte. Wenn die Kunst sich rüstet, dieser Zeit das Erinnerungsmal zu schaffen, darf sie über allem Ernst und über allem Druck des Krieges diesen hohen Ton des Lebens, der die Opfer des Todes erst rechtfertigt, nicht vergessen.

Die Mittel des Ausdrucks wachsen. Steht da draußen nur bereit, was die Natur gerade bietet, und was der Augenblick zu meistern erlaubt, so steht hier das künstlerische Können eines ganzen Volkes zur Verfügung; seine Besten vermögen zu Worte zu kommen, und sie können alles heranziehen, was sie brauchen, um sich verständlich zu machen.

Die äußeren künstlerischen Anknüpfungspunkte werden reicher. Man kann nicht nur im Umkreis eines zufälligen Geländes den Punkt suchen, den man zur Erinnerungsstätte weihen will, man kann frei wählen unter zahlreichen Möglichkeiten, die sich darbieten, wo immer Menschen ihrer Umgebung durch Jahrhunderte den Stempel ihres Wollens und Werdens aufgedrückt haben.

Man sieht, der Umriß der Aufgabe wächst nach allen Seiten.

Daraus entsteht ein gewaltiger künstlerischer Antrieb, aber zugleich auch die ganze Fülle jener Gefahren, die in dieser Aufgabe lauern. Die schöne, klare Sicherheit, welche in der Gestaltung des Soldatengrabes auf dem Schlachtfelde dadurch liegt, daß man durch die eine einzige Richtschnur der Sachlichkeit den richtigen Weg anzudeuten vermag, verschwindet, und von allen Seiten öffnen sich Wege, deren Anfang vor jedem klarliegt, die aber nur wenige, ganz fest gefügte Menschen wirklich zu Ende zu gehen vermögen. Mit einem Worte: der Reichtum und die Tiefe der Aufgabe ist im nüchternen Betriebe des wirklichen Lebens gleichbedeutend mit ihrer Gefahr. Je reicher und tiefer etwas ist, um so eher vermag man mit leichtfertiger oder schwächlicher Hand oberflächlich etwas von ihm abzuschöpfen; je reicher und tiefer etwas ist, um so mehr können und müssen wir verlangen, daß es mit ernsten und kräftigen Händen ausgeschöpft wird.

Diese Gefahr der Oberflächlichkeit und

Verzerrung ist das, was allgemeine Erörterungen nötig macht. Wir suchen nach Gesichtspunkten, um sie wenigstens etwas einzudämmen, und fragen uns, wo die maßgebenden Linien liegen, nach denen man an die Aufgabe herantreten kann.

Es gibt zwei grundsätzlich entgegengesetzte Wege. Der eine liegt darin, die einzelne Leistung ähnlich wie beim Soldatengrab dadurch zu heben, daß sie gleichsam nur ein Glied wird in der Kette gleichartiger Leistungen und wächst durch die Gleichheit der Form, in der ein und derselbe Gedanke im ganzen Lande wiederholt wird; — der andere beruht im Gegenteil darin, daß der einzelnen Leistung eine Besonderheit aufgeprägt wird, die, aus gegebenen Umständen erwachsen, nur ihr ganz allein angehört und angehören kann.

Der erste Weg ist beispielsweise in den Bismarck-Säulen der deutschen Studentenschaft betreten. Das gleiche Mal, über ganz Deutschland immer wiederkehrend errichtet, gibt der Einzelerscheinung typische Bedeutung und erhebt sie dadurch über die individuelle Leistung heraus. Ein Vergleichbares hat auch für das Gedächtnis dieses Krieges eingesetzt. Es ist der Vorschlag gemacht worden, die gewaltige Tat deutscher Einheit, die er darstellt, dadurch zu charakterisieren, daß man überall in deutschen Landen zu seinem Gedenken Heldenhaine errichtet. Der Gedanke hatte etwas Gewinnendes. Nicht nur die steigernde Kraft der Gleichartigkeit warb für ihn; hier war ein Vorschlag, bei dem trotz der Gleichheit immer etwas Lebendiges blieb: jeder Baum ist ein Individuum, jede Wirkung, die mit den Mitteln der Natur erreicht wird, erhält ihr eigenes Gepräge. So könnte das Gleiche zum Ausdruck kommen, und es würde doch nicht starr; man könnte eine lebendige Wirkung erreichen und wäre sicher vor jenen Entgleisungen, die Menschenhand mit sich zu bringen droht.

Aber gegenüber solchen Vorteilen liegt doch stark Ernüchterndes in diesem Gedanken, wenn man ihn näher betrachtet. Vor der Phantasie baut er unwillkürlich ein Bild auf mit majestätisch rauschenden Wipfeln. Späte Generationen werden dieses Bild ja auch vielleicht einmal haben, wir aber würden uns mit ziemlich dürftigen Eindrücken von Neupflanzungen begnügen müssen, mit Eindrücken, die wenig von der Stimmung mit sich bringen können, die verkörpert werden soll, und das bedeutet für die zunächst Beteiligten eine Resignation, die schwer allgemein gefordert werden kann. Dazu kommt die Unsicherheit des Gedeihens junger Pflanzungen, die bei einem Denkmal peinlich empfunden wird. Vor allem aber ist der Maßstab des Krieges über den Maßstab dieses Gedankens mehr und mehr herausgewachsen. In der Großstadt ist es längst unmöglich geworden, jedem Gefallenen, wie der Vorschlag es wollte, einen Baum zu weihen.

Trotzdem ist der Gedanke nicht nutzlos gewesen, es liegen viele gesunde Keime in ihm, die den Blick in fruchtbare Richtung lenken, und die sich weiterentwickeln lassen in neue Formen herein. Dabei geht allerdings jener Grundgedanke der Einheitlichkeit, aus dem der Vorschlag ursprünglich erwuchs, verloren, und ebenso, wie er hier scheitert, würde, glaube ich, auch jeder andere Versuch scheitern, ihn zur Durchführung zu bringen. Kein Gedanke wird schlagkräftig genug sein, um all die Mannigfaltigkeit des Sehnens, die dieser Krieg in tausend verschiedenen Orten Deutschlands zurückläßt, erfüllen zu können. Ein Gedanke, der im Bunde steht mit der Natur, hätte es allenfalls

gekonnt, ein Gedanke, der nur mit Menschenwerk arbeitet, wird es noch schwerer erreichen.

Und so wird schließlich doch die Aufgabe in jener ungreifbaren und uneingeschränkten Form zurückbleiben, die vor uns steht, wenn die verschiedenen menschlichen Gemeinschaften, die kleinen und die großen, die im Norden und die im Süden, die armen und die reichen, auf individuellem Wege ihrem Ehrungs- und Erinnerungsbedürfnis Ausdruck geben wollen.

Will man innerhalb der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die damit auftauchen, einen allgemeinen Rat geben, so kann er, wie mir scheint, nach zwei Richtungen liegen. Man kann sagen: Knüpft eure Absichten an bestimmte gegebene Verhältnisse, die nicht anderwärts wiederkehren, sondern dem besonderen Fall, um den es sich handelt, eigentümlich sind. Und man kann sagen: Knüpft an bei euren Absichten an ein bestimmtes kulturelles Bedürfnis, das ihr ausbaut zu einer erhöhten Bedeutung.

Vielleicht meint mancher, daß man überhaupt nur den zweiten Rat zu geben brauchte, daß dieses Anknüpfen an ein praktisches Bedürfnis das einzige Stichwort der Zukunft sein muß. Aber, wie sehr ich persönlich die gesunde und verständige Absicht, die darin liegt, zu schätzen weiß, ich glaube doch nicht, daß sie ausreicht, um alles zu umfassen. Es wird immer Fälle geben, wo die Verhältnisse zu beschränkt sind, um sie zu einer solchen weitergreifenden Absicht auszubauen, und sie werden nicht weniger wichtig bleiben als die anderen. Dann aber wird es auch immer Fälle geben, wo die Verhältnisse so liegen, daß man sich nur mit einer Form der Ehrung zufriedengibt, die Selbstzweck bleibt. Es liegt ja auf der Hand, daß keine Theorie und keine Vernunft die Tatsache umzustürzen vermag, daß der Mensch glaubt, noch Höheres und Größeres zu spenden, wenn die Spende nur um ihrer selbst willen da ist.

Wir müssen unser Auge deshalb über weite Gebiete schweifen lassen, wenn wir alles umfassen wollen, was an Möglichkeiten emportaucht.

Dabei muß den kleinen bescheidenen Dingen besondere Sorgfalt gelten. In kleinstädtischen und ländlichen Verhältnissen ist die Gefahr besonders groß, daß gutgemeinte Absichten verkümmern. Jeder, der durch Deutschland wandert, kann sehen, wie gerade auf dem Lande eine ebenso gefährliche wie gewissenlose Denkmalindustrie ihre Opfer gefordert hat, und es liegt in der Natur der Dinge, daß hier, wo Übersicht und Beratung aus dem engeren eigenen Kreis nur selten erwartet werden kann, die gleiche Lage mit all ihren Gefahren stets unverändert bleiben wird. Und doch vermag gerade hier jedes leise und bescheidene Zeichen wirklichen Gefühls, das anderwärts hoffnungslos verklingen würde, mit voller Kraft zum Ausdruck zu kommen. Auch die kleine Aufgabe wird dankbar, weil sie ihre sichere Resonanz findet. Hier kann das „deutsche Gemüt", das uns in groß zugeschnittenen Aufgaben so oft das Konzept verdirbt, freier als sonst zur Geltung kommen. Je mehr es versteht, die Töne anzuschlagen, die volkstümlich sind, um so größer ist die Hoffnung, daß das künstlerische Ziel erreicht wird; denn diese bescheidenen Zeichen müssen ihrem ganzen Wesen nach eine Fortsetzung der Art sein, in der sich in einer Gegend der volkstümliche Ausdruck des seelischen Empfindens herausgebildet hat. Die Punkte, an denen

solche seelische Kräfte zum Ausdruck kommen, sind im normalen Fluß des Lebens neben den bildlichen Zeichen des Totenkultus die der Gottesverehrung. In protestantischen Landesstrichen treten sie weniger hervor als in katholischen. Hier beschränkt sich die äußere Erscheinung der Gottesverehrung in der Regel auf den strengen Bezirk des Gotteshauses; in katholischen Gegenden dagegen wird er auch in kleine Münze umgeprägt, und gerade die Bildstöcke, Kruzifixe und Heiligen-Tabernakel sprechen eine besonders beredte und unerschöpfliche künstlerische Sprache. Die Fülle der Phantasie, die hier für jeden, der sich forschend umblickt, aufgespeichert ist, kann für diese Weihezeichen des Volkes fruchtbar gemacht werden. Damit ist natürlich nur eine Gedankenrichtung gegeben, denn es gehört ein feiner Takt dazu, sie innerlich mit diesem Reich von Erscheinungen in Verbindung zu setzen und doch in ihrem weltlichen Gepräge zu charakterisieren. In den Vorschlägen süddeutscher Meister ist das oftmals ganz vortrefflich geglückt. Die Verbindung von Namensschildern mit dem am Wegrand stehenden Kruzifix gibt unerschöpfliche Motive; der Bildstock kann zum Träger geschichtlicher Erinnerungen gemacht werden, ja, es liegt nahe, an jene kleinen Wegkapellen, die in katholischen Landen eine besondere Zierde der Landschaft bilden, anzuknüpfen und sie zu einem volkstümlichen Wahrzeichen des Gedächtnisses auszubilden. Mit solchen Motiven kann man mit den Mitteln bäuerlicher Kunst voll zu seiner Wirkung kommen und braucht nicht etwa städtische Eindrücke aufs Land zu verpflanzen.

In den nordischen und nichtkatholischen Gegenden sind diese natürlichen Fäden, die zu vorhandenen Werten überleiten, schwerer zu sehen. Aber wer ein Gefühl für die Eigentümlichkeit eines Stammes und einer Landschaft hat, wird sie doch finden können. Der Friedhof wird auch hier einen Anhaltspunkt geben, er wird vor allem das Auge auf die charaktervollen Möglichkeiten lenken, die in den Materialien liegen, welche die letzten Generationen ganz vergessen zu haben scheinen, wenn sie an Ehrungszeichen oder Gedächtnismale dachten; ähnlich wie man sich die Dorfkirche nicht anders vorzustellen vermochte, wie als kleingewordene Stadtkirche, war es mit dem Denkmal: nur in Stein und Bronze schien es möglich. Der Abglanz irgendeines städtischen Prunkmales gab die Richtung. Sowie man an Eichenholz denkt oder an Schmiedeeisen, verschwindet diese Urgefahr aller Denkmalspolitik, der Größenwahn, ganz von selbst. Das Material gebiert neue Gedanken und neue Motive und bindet unvermerkt zugleich an alte Gedanken und alte Motive.

Ganz besonders kann vielleicht in Norddeutschland einem Material vorbehalten sein, für volkstümliche Aufgaben eine charaktervolle Sprache zu reden, der Keramik. In den Zonen des Backsteines sollte man sich dieses charakteristischsten Ausdrucksmittels auch dann nicht schämen, wenn es gilt, Festliches und Ungewöhnliches auszudrücken. Man wird sehen, daß die ernste Klinkerplastik durchaus in der Lage ist, jedem Anspruch gerecht zu werden. Wenn man sich vergegenwärtigt, wie einst in Susa und Pasargadae assyrische Herrscher ihre höchsten Taten in farbigen Ziegelflächen verewigten, steigt ein Bild empor, das zu den monumentalsten Eindrücken gehört, deren die Kunst überhaupt fähig ist.

So kann vielleicht für norddeutsche Lösungen aus diesem Material eine besondere Befruchtung entstehen. Noch

mehr aber als aus solchem äußeren Umstand darf man das vielleicht erhoffen aus einem Umstand innerlicher Art. Hier an den norddeutschen Küstenstrichen gilt es in erster Linie, eine Aufgabe ganz besonderer Art zu lösen, die in diesem Kriege wohl zum ersten Male in solch eindringlicher Weise hervortritt, nämlich die Aufgabe, den Ausdruck zu finden für das Gedächtnis der Opfer und der Taten, die mit den Helden des Meeres in Verbindung stehen. In diesem norddeutschen Küstenstrich ist die natürliche Stätte für dieses Gedächtnis. Das ist eine Aufgabe, für die es bisher eine typische Gestaltung nicht gibt, denn jene typischen Denkmalsformen entwickeln sich letzten Endes aus den Motiven der verschiedenen Bestattungsarten des Leichnams, und hier gibt es kein Grab, an das man anknüpfen kann: alles Leibliche ist verschwunden in der unendlichen Weite des Meeres, nur das Geistige bleibt zurück, ein Etwas von unbestimmter Gespensterhaftigkeit, sobald es eine persönliche Färbung trägt, von unbestimmter Erhabenheit, sobald es sich um die vom einzelnen losgelöste kriegerische Tat handelt. Wir können diesem besonderen künstlerischen Vorwurf wohl nur gerecht werden, wenn wir es verstehen, die Wirkung des Meeres mit dem Erinnerungszeichen zu verbinden, das wir gestalten. Gelingt das, so vermögen kleine Betonungen große Wirkungen auszulösen, denn es ist die Eigentümlichkeit des Wassers, daß es trotz seiner unendlichen Weite die Wirkung der Formen nicht verschlingt; Dinge, deren Maßstab in den bunten Eindrücken des festen Landes völlig verschwinden würde, treten wirkungsvoller hervor, sobald sie sich aus unendlicher Fläche gegen den Himmel heben.

Wir kommen damit ganz von selber zu dem vornehmlichsten Gesichtspunkt, den man hervorheben muß, wenn man von der Gestaltung solcher Gedächtnismale spricht, die Selbstzweck sind: man muß in erster Linie suchen, ihre Kraft und Würde dadurch zu erhöhen, daß man sie mit einem bestimmten großen Eindruck in Verbindung bringt, der außer ihnen liegt. Dafür kommt natürlich vor allem anderen die Natur in Betracht. Das Meer, die Düne, alte Bäume in flachem Land, stille Haine, aber auch schon die anspruchslose Erscheinung der Dorflinde sind solche Anknüpfungspunkte, die alles, was mit ihnen in Verbindung tritt, herausheben über die Sache selbst. Je weniger der Mensch dabei an der Natur zu modeln braucht, um so stärker wird das hervortreten. Aber auch der Fall gehört in diese Gedankenreihe, wo er selber dieser Umgebung erst ihr Gewicht gibt und bewußt an der Vereinigung von Natur und Kunst arbeitet. Das geschieht vor allem bei den vielen Kriegerfriedhöfen, die auch in der Heimat ausgebildet werden und in vielen Fällen den Ausgangspunkt geben, an den das allgemeine Kriegsgedächtnis sich knüpft. Hier tritt der Gedanke des Heldenhaines ganz von selber als Leitmotiv hervor. Schon hat er an manchen Stellen seine Verwirklichung gefunden, und es spricht viel dafür, daß er die Form wird, die man rings in Deutschland am lebhaftesten ergreift, wenn nicht eine bestimmt gegebene Situation ihr den Rang streitig macht, die von vornherein noch stärkere Werte in sich trägt.

Eine solche außerhalb des eigentlichen Gedenkmals liegende, steigernde Kraft haben wir in erster Linie in der Natur gesehen; sie kann aber auch in Zusammenhängen liegen, die von Menschenhand stammen: in historischen Zusammenhängen, die auf uns innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft auch

wie etwas Gewachsenes zu wirken vermögen. Es ist ein natürliches Gefühl, das von alters her dazu geführt hat, die bedeutsamen Ereignisse aus der Entwickelung eines Gemeinwesens in Zusammenhang zu bringen mit den alten Stätten seines Gefühls- und Kulturlebens. So wurden Rathäuser und Kirchen neben ihrer eigentlichen Bestimmung zum Mittelpunkt historischer und menschlicher Erinnerungen, und erst die Generation der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts hat diesen natürlichen Zusammenhang verloren und hat in weltlichen Dingen vor allem die Fühlung mit der Kirche fast gänzlich eingebüßt. Es ist charakteristisch, zu beobachten, wie man die Notwendigkeit erkennt, diese Fühlung wieder zu gewinnen. Allerorten tauchen Vorschläge auf, die Kriegerehrung mit ihr in Verbindung zu bringen, nicht nur in Form von Namenstafeln, die in dem heiligen Raum aufgehängt werden, sondern in weit beziehungsreicheren Verbindungen: an der Mauer, die den alten Friedhof des Kirchplatzes umsäumt, oder als kleine Vorhalle, die vor die alte Eingangstür gebaut wird, kann man sich Lösungen in ländlichen Bezirken denken; das Epitaph an der Kirchenwand oder am Strebepfeiler läßt sich in städtischen Verhältnissen ebensogut wie in ländlichen als Gedächtnismal ausgebildet denken; kurz, man kann sich vorstellen, daß wie in früheren Zeiten die Erinnerungszeichen großen, gemeinsamen Denkens und Fühlens wieder an die Stellen anknüpfen, wo ähnliche Empfindungen bereits ihre Verkörperung finden.

Aber das ist nicht nur in Formen möglich, die sich als einzelne Glieder in die großen vorhandenen Organismen einfügen; mancher Gedanke reicht noch erheblich weiter. So hat man, um einzelnes herauszugreifen, was in den Hansestädten heranzureifen beginnt, in Lübeck nach einem Vorschlag Karl Schaefers den Gedanken gefaßt, die prächtige, alte Katharinen-Kirche, die sakralen Zwecken entzogen werden kann, zu einer Kriegshalle auszugestalten, und in Bremen verfolgt man die Anregung, den alten Kreuzgang des Domes, dessen ehrwürdige, bisher eingebaute Reste während des Krieges durch eine Feuersbrunst bloßgelegt sind, beim Wiederaufbau der niedergelegten Gebäude wiedererstehen zu lassen als Gedächtnisstätte für den Krieg.[1]) Mitten im historischen Kern der alten Stadt, auf dem Boden, von dem die Kultur der ganzen Siedelung einstmals ausging, würde hier eine stille Weihestätte entstehen, verbunden mit dem Mittelpunkt geschäftigen Lebens und doch abgeschlossen im ruhigen Schatten des alten Domes. Für große Städte scheint mir in Gedankengängen, wie sie hier in Lübeck und Bremen anklingen, eine besonders befriedigende Art der Möglichkeiten zu liegen, dem Gedächtnis dieser Zeiten wirklich künstlerisch Ausdruck zu geben. Man braucht nicht dem gefährlichen Ziele nachzulaufen, dem ungeheuren Inhalt dieses Geschehens in einem einzelnen Kunstwerk gerecht zu werden, sondern man kann im Laufe der Jahre auf den Wänden solcher geweihten Stätten gleichsam eine Chronik in der Sprache der Kunst entstehen lassen, die in die große allgemeine Linie der geschichtlichen Ereignisse auch die kleinen, lokalgefärbten Einzelbeziehungen hereinfließen läßt. Absichtslos kann die Sprache der verschiedenen Künste zu Worte kommen, die Wandmalerei und die intime Plastik: hier gilt die Erinnerung einer Schlacht, hier einem einzelnen hervorragenden Helden, hier einem seltsamen Ereignis. Die Namen der Ge-

1) Vergleiche meine Ausführungen darüber in Deutsche Bauzeitung 1916 Nr. 77.

fallenen werden in unvergänglichen Lettern festgehalten, und das Wort des Dichters fügt seinen versöhnenden Klang dazwischen. Nicht die gleiche Hand und die gleiche Zeit braucht an solch einer lebensvollen Chronik zu arbeiten; verschiedene Künstler, und auch Künstler stilleren Charakters können daran mitschaffen, und doch wird durch den Zwang des gemeinsamen Rahmens alles zu einer Einheit zusammengehalten werden, sofern jeder einzelne in seiner Art ein Künstler war.

Das sind neue Formen des Denkmals, bei denen die trüben Erfahrungen des 70er Krieges fast zur Unmöglichkeit werden, weil der Künstler dabei in den natürlichen Abmessungen seines Wesens bleiben kann und seiner Länge nicht künstlich eine Elle hinzufügen muß, um an das Ungeheure seiner Aufgabe heranzureichen.

Mit diesen Erwägungen sind wir nun aber bereits hart an die Grenze der zweiten Gruppe von Möglichkeiten gekommen, die wir erst in den Vordergrund stellten.

Solch ein Ehrenhof, wie ihn der Kreuzgang eines alten Domes als ehrwürdiges Vorbild gibt, pflegt nicht ein in sich fertiges Bauwerk zu sein, sondern ist meist unlöslich verbunden mit Gebäudeteilen, die ihn als Flügel umgeben. Er entsteht als Teil andersartiger Bauabsichten, und man kann sich deshalb durchaus denken, daß solch ein Ehrenhof nur ein Teil eines Kriegerehrungsgedankens ist, der sich einem Bauwerke eingliedert, das zum Gedächtnis des Krieges ein kulturelles Bedürfnis der Stadt zu erhöhter Bedeutung erheben will. Wir sehen hier also zwei Gedanken, die sich nicht notwendig gegenseitig ausschließen, sondern die auch ineinander verschränkt werden können.

Es geht eine mächtige Bewegung durch Deutschland, welche die Quelle, die das Dank- und Ehrungsbedürfnis nach diesem Kriege zweifellos erschließen wird, unmittelbar auf einen Boden leiten möchte, der aus idealen Gründen praktisch beackert werden muß. So hat sich die Parole herausgebildet: Baut Volkshäuser als Gedächtnisstätten für diesen Krieg, Häuser, aus denen durch Vorträge, Musikdarbietungen, Ausstellungen und künstlerische Veranstaltungen ein Strom geistiger Anregungen in die dürstende Menge geleitet werden kann, — das laßt euren Dank sein.

Damit klingt etwas an, was sich harmonisch einfügt in die Regungen, die das Sehnen unserer Tage beherrschen. Man kann sagen, daß es für Deutschland ein geistiges Kriegsziel gibt, das immer deutlicher hervorzutreten beginnt, das Ziel, für den Wollenden und Tüchtigen die Kluft zu überbrücken, die ihn heute noch vielfach von den durch Bildung Bevorzugten trennt. Die Bäume, an denen die geistigen Güter unseres Volkes wachsen, sollen für alle bereit stehen, die Kraft in sich fühlen, sie zu erklettern. Deshalb gilt es, überall neue solche Bäume zu pflanzen und sie zu hegen. Es ist ein tröstlicher Gedanke, daß dieser Krieg des Zerstörens und der Vernichtung die Saat legen soll zu neuer Kultur.

Deshalb kann man dieses Streben nur mit größter Freude begrüßen, aber der Maßstab, den man an diesen Gedanken legt, muß groß genug bleiben, wenn er wirklich ein Ausdruck der Zeit sein soll. Alle diese praktischen Ziele haben nur dann ein befriedigendes Gesicht, wenn es nicht einfach Unternehmen sind, wie viele andere, die nur nach dem wohlbekannten Rezept der Zeit eine tönende, mit populärem Namen prunkende Etikette aufgeklebt bekommen. Irgendwo muß im Programm, das durchgeführt

wird, oder in der Art der äußeren Gestaltung ein Punkt bleiben, an den man wirklich Höheres anzuknüpfen vermag; sonst werden wir keine volle Befriedigung fühlen.

Das gilt auch von einem zweiten Gedanken, der im ersten Augenblick ganz andersartig klingt, und der doch, genauer betrachtet, aus ganz den gleichen Gefühlen hervorgegangen ist wie der Gedanke des Volkshauses: es ist der Vorschlag, das Gedächtnis des Krieges an Stätten zu knüpfen, an denen sich Spielplätze und Grünanlagen zu Quellen der Volkserholung verbinden. Dem gleichen Ziele, dem man beim ersten Gedanken von der geistigen Seite zu Leibe will, will man hier von der körperlichen Seite näherkommen, dem Ziel des harmonisch ausgebildeten Menschen. Das eine ist dafür so nötig wie das andere. Knüpft der Volkshausgedanke mehr an die Bedürfnisse des reifen Mannes, so zielt der „Jugendparkgedanke“ mehr auf die Bedürfnisse der heranreifenden Generation; und auch damit wird etwas berührt, was unmittelbar zu den kulturellen Schlußfolgerungen aus dem großen Kriege gehört: die Pflege und Ausbreitung der planmäßigen Leibeskultur.

Der Krieg traf uns gerade in einer Zeit, wo der glänzende Anlauf, den die Entwickelung der Leibesübungen und der Kampfesspiele während der letzten Jahrzehnte in Deutschland genommen hat, begann, auch äußerlich Früchte zu tragen. Manch eine Stadt war im Begriff, den äußeren Rahmen für die Entfaltung solcher Spiele zu errichten; der Ruf nach ihnen ging einmütig durch alle Großstädte. Der Krieg hat diesen Ruf mächtig verstärkt. Wir haben nicht nur gesehen, wie wichtig körperliche Tüchtigkeit neben der geistigen Ausbildung für uns ist, und wie nötig es ist, mit solchen planvollen Mitteln der Gefahr zu begegnen, die darin liegt, daß unser Großstadtleben den Menschen immer mehr von einer natürlichen Lebensweise zu entfremden droht, die Leute, die im Felde drei Jahre lang im unmittelbaren Zusammenhang mit der Natur gestanden haben, und die körperliche Übungen aller Art gewohnt geworden sind, werden solcher Stätten der Bewegung und der Erholung noch ganz anders bedürfen, als die friedlichen Bürger vor 1914, und die kommende Generation wird es im Hinblick auf die Taten der Väter als höchsten Stolz betrachten, sich für alle Anforderungen, die das Weltenschicksal auch an sie stellen könnte, tüchtig zu machen. Dazu kommt, daß die Pflege und Betätigung patriotischen Geistes stets eng mit Körperübung in Verbindung steht, so daß alles dafür spricht, Spiel- und Kampfplatz zum Kern einer Kriegsgedächtnisanlage zu machen.

Auch hier gilt es, die Form zu finden, welche das einfache Bedürfnis veredelt. Vieles läßt sich dadurch bereits erreichen, daß man die praktischen Anlagen, die in einem Siedelungsbezirk doch durch die Allgemeinheit geschaffen werden müssen, mit einer Spielplatzgruppe vereinigt. Treten die Wasserbecken einer öffentlichen Badeanstalt noch zur Arena hinzu, so ergibt sich sogleich die Möglichkeit ungewöhnlicher Eindrücke. Vereinigt man damit nun noch irgendeine Stätte der Volksbildung, wie etwa eine öffentliche Bücherhalle, statt sie irgendwo anderwärts für sich allein zu errichten, so hat man einen Mittelpunkt für das Leben des Volkes gewonnen und damit alle Vorbedingungen, um nun im Rahmen solch einer von Leben erfüllten Schöpfung das Gedächtnis, dem sie mittelbar dienen soll, irgendwie sinnfällig festzuhalten. Denn das darf man nie ver-

gessen, daß solche Anlagen erst den Rahmen geben, den sinnvolle Gestaltung mit dem rechten Geist noch erfüllen muß, nicht durch Allegorien und Sinnbilder, sondern durch den reinen Ernst der Gesamtstimmung und die Fähigkeit, diesen Ernst an irgendeinem Punkte zum Eindruck der Weihe zu steigern.

Vielleicht mag es auffallend erscheinen, daß bei allen diesen Erwägungen immer von Gedankengängen die Rede ist, die sich vornehmlich in architektonischen und gärtnerischen Anordnungen aussprechen und die freie Schöpfung des bildenden Künstlers, in der wir doch im allgemeinen das Mittel, uns auszudrücken, zu sehen gewohnt sind, ganz in den Hintergrund zu treten scheint. Das darf man nicht mißverstehen. Das, wovon wir sprechen, ist zwar nur der schlichte Steinblock unter Bäumen, und seine Wucht genügt, um die Hauptsache anzudeuten, — aber nicht hindert ihn mit einem edlen Relief zu schmücken; wir sprechen vom Kranz der Heldenhaine, aber in seiner Mitte kann auch ein Kunstwerk stehen; — wir sprechen vom Epitaph an der Kirchenwand, und es genügt, wenn es mit edler Schrift bedeckt ist, aber warum soll nicht auch die herbe Gestalt eines Kriegers damit verbunden werden; — wir sprechen vom stillen Kreuzgang, und die Rasenfläche seines Hofes braucht nur ein schöner Baum zu zieren, aber es ist auch alles bereit, um hier in einem edlen Bildwerk das Gefühl der Zeit zusammenzufassen; — wir sprechen vom Spiel- und Kampfplatz, und das Leben, das sich auf ihm entfaltet, ist sein stärkster Schmuck, aber warum soll ihn nicht auch eine Ehrensäule zieren? Etwas Ähnliches ließe sich vom Denkmal der Porta Westfalika und am Deutschen Eck, vom Niederwald und an der Berliner Schloßfreiheit nicht sagen. Kurz, im Rahmen fast all der Motive, von denen wir sprechen, ist Platz für ein edles Kunstwerk, und es wäre traurig, wenn wir nicht damit rechnen wollten, daß es der Kunst gelingt, die Erlebnisse, die uns erschüttert haben, wie vielleicht noch nie ein Volk erschüttert ist, zu fassen und ihren Inhalt vertieft widerzuspiegeln. Aber wir werden diese unmittelbare Sprache der Kunst im Zusammenhang mit diesem Kriege nur ertragen können, wenn sie ganz echt ist, und dann muß sie ganz schlicht sein. Es gibt Dinge, von denen kann man nur sprechen in den gehaltensten Tönen, für den Ausdruck der Affekte, die in Wahrheit hinter ihnen liegen, reichen die Klänge, die uns zur Verfügung stehen, nicht mehr aus; wir können sie nur noch in jenen herben Andeutungen widerspiegeln, die aus tiefstem und durchgeistigtstem Empfinden halb unbewußt geboren werden. Die Motive, von denen wir gesprochen haben, haben nicht zum wenigsten den Zweck, solch stillem Ausdruck, wo seine Gestaltung gelingt, den Hintergrund zu geben, auf den er wirken kann. Die meisten unserer landläufigen Denkmalsgedanken schließen für den Künstler, der ihrer Grundform die Plastik gibt, die feinsten Wirkungen aus. Die Akustik, in die er gestellt wird, verlangt erhobene Töne und großes Orchester. Wir müssen für die Kunst, die aus diesem Kriege geboren wird, zunächst eine andere Akustik schaffen, eine Umgebung, in der ein schlichter, leiser Ton noch wirkt. Wenn wir diese Notwendigkeit empfinden, wird es viel dazu beitragen, unser Tun in die richtigen Bahnen zu lenken.

Ganz unwillkürlich sind wir bei unseren Betrachtungen dazu gekommen, das Gebiet der Kriegerehrung mit den Augen des Künstlers zu betrachten, der sich zum Schaffen rüstet und die künst-

lerischen Mittel überdenkt, die ihm gegeben sind. Das läßt sich nicht vermeiden, wenn man überhaupt über diese Dinge reden will, aber das darf nicht zu einer falschen Vorstellung führen. Was wir hier angedeutet haben, soll im Augenblick noch nicht zur Tat auffordern, sondern nur dazu, den inneren Blick nach bestimmten Richtungen zu wenden, damit man ihn nicht nach falschen Richtungen wendet, denn ganz zu schließen vermag man die Augen in dieser Angelegenheit nicht mehr, nachdem so viele Ausstellungen und Veröffentlichungen durch das Land geschwirrt sind.

Die drei Jahre dieses Krieges haben in unserem Volke so vieles im tiefsten Grunde umgestaltet, daß wir hoffen müssen, auch die landläufigen Begriffe von festlichem Ausdruck allmählich umgestalten zu können; vielleicht kommt man dann dazu, das eigentliche Denkmal dieser Zeiten nur für wenige besondere Punkte aufzusparen und hier alle Kraft und alles Können zu vereinen und an den anderen Punkten sich weise zu bescheiden. Liebe und Verehrung wird jeder ausdrücken wollen, und wer möchte glauben, es verwehren zu dürfen, aber das kann man auch ohne Pathos und ohne Gepränge, ja, man wird es vielleicht mit schlichtesten Mitteln noch besser können.

Die Kämpfer und die Dulder dieser Jahre haben verdient, daß ihr Gedächtnis nur mit dem Reinsten und Besten in Verbindung bleibe, was unser Volk aus seinem Innern zu fördern vermag; das wollen wir ihnen zu wahren versuchen, und zugleich wollen wir danach trachten, daß es keine toten Opfergaben sind, sondern Gaben, aus denen Leben weiter sprudelt, das Leben, für dessen Weiterblühen die da draußen gekämpft und gelitten haben, unser deutsches Leben, das sich trotz Gift und Geifers in seinem inneren Kern und seiner äußeren Kraft einer Welt gewachsen gezeigt hat.

Karl Wilhelm von Nägeli.

Von A. Engler.

Am 27. März 1917 waren es 100 Jahre, daß einer der bedeutendsten Vertreter der Botanik, Karl Wilhelm Nägeli, geboren wurde, und es geziemt sich, daß wir in diesem Jahre seiner für die Entwicklung unserer Wissenschaft so hervorragenden Tätigkeit gedenken.

Als Sohn des Landarztes und Regierungsrates Kaspar Nägeli zu Kilchberg bei Zürich geboren, zeigte der körperlich nicht sehr kräftig entwickelte Karl Wilhelm schon früh Neigung zum Studieren von Büchern und der herrlichen Natur seines Vaterlandes, widmete sich aber nach Absolvierung des Gymnasiums auf den Wunsch seines Vaters zunächst dem Studium der Medizin an der Universität Zürich. Hier hörte er auch die Vorlesungen Okens über allgemeine Naturgeschichte, in denen Gedanken über den Zusammenhang der Naturobjekte und entwicklungsgeschichtliche Momente stark vorherrschten, die daher auch den frühzeitig auf tieferes Eindringen in die organische Welt gerichteten Sinn des jungen Nägeli stark beeinflußten und ihn dazu veranlaßten, von seinem Vater die Erlaubnis zum speziellen Studium der Botanik zu erbitten. In Zürich hatte er unter Oswald Heer hauptsächlich die heimische Flora kennen gelernt und frühzeitig sich in das Studium der Cirsien vertieft, so daß er, nachdem er 1839 nach Genf gegangen war, um dort noch den

vielseitigen, auch von ihm gerühmten Pyrame de Candolle zu hören, schon 1840 mit einer Erstlingsarbeit und Dissertation über die Cirsien der Schweiz hervortreten konnte. Mit dieser Gattung und namentlich mit den zahlreichen, zum großen Teil von ihm zuerst festgestellten Bastarden hat er sich auch weiterhin noch eingehend beschäftigt und im Jahre 1845 eine noch heute wertvolle Übersicht über die Cirsien Mitteleuropas in Kochs Synopsis florae germanicae et helveticae veröffentlicht. Im Sommer 1840 ging Nägeli als junger Doktor nach Berlin, um Hegelsche Philosophie kennen zu lernen, war jedoch von derselben keineswegs befriedigt. Dann aber begab er sich nach Jena, wo er zu Schleiden in nähere Beziehung trat und sich namentlich mikroskopischen Studien widmete. Es war kein Wunder, daß Nägelis in die Tiefe gehender und kritischer Geist, der sich nun in allen seinen Arbeiten kundgibt, dazu führte, daß er Schleiden bald überholte und ihn auch mehrfach berichtigte. 1842 hatte Nägeli, wohl noch unter dem Banne von Schleidens Theorie einer durchweg herrschenden freien Zellbildung stehend, in der Linnaea die Entstehung zweier durch Teilung entstehenden Tochterzellen in der Weise gedeutet, daß er freies Entstehen derselben mit nachträglichem Zusammenstoßen angenommen; aber 1844, in demselben Jahre, in welchem Mohl die Bedeutung des Primordialschlauches erkannt hatte, begann Nägeli mit der Veröffentlichung seiner Studien, welche ihn zwangen, die Zellteilung (die wandständige Zellbildung) der freien Zellbildung gegenüberzustellen.

Nachdem er im Jahre 1842 noch mit seinem Freunde Kölliker eine, namentlich für seine späteren Arbeiten über Florideen wichtige Studienreise nach Italien unternommen, habilitierte er sich mit einer Schrift über die Entwicklungsgeschichte des Pollens, in der er auch noch von Schleidens Auffassung beherrscht war, an der Universität Zürich, und von nun an sehen wir ihn bis an sein Lebensende mit unermüdlicher Ausdauer den Erscheinungen des organischen Lebens, insbesondere bei den Pflanzen nachgehen. Ausgerüstet mit gründlichen allgemein naturwissenschaftlichen, namentlich physikalischen Kenntnissen, begabt für mathematische Behandlung wissenschaftlicher Probleme, scharf logisch im Denken bei der Fragestellung und Beantwortung, meistens ebenso kritisch im Urteil gegen sich selbst wie gegen andere, immer alle Möglichkeiten erwägend, um nach Ausscheidung des Unmöglichen schließlich auf das wahrscheinlich Mögliche zu kommen; aber auch mit ausgesprochener Neigung zu naturphilosophischen Spekulationen, nicht zufrieden mit den von ihm selbst und anderen wahrgenommenen Tatsachen, sucht er vorzudringen bis zu den kleinsten Teilchen der Materie und ihren Eigenschaften. Er hat eine starke Neigung zu deduktiver Behandlung der ihn beschäftigenden Fragen und ist hierbei einerseits zu wichtigen Resultaten gekommen, wie zur Feststellung der Intussuszeption, zur Annahme des Idioplasma, zur Annahme der später wirklich nachgewiesenen Plasmodesmen, andererseits aber hat er auch dadurch, daß er den Beobachtungen anderer Forscher von vorherein mißtrauisch gegenüberstand, fehlgegriffen, wie namentlich bei der zwar von Hans Buchner veröffentlichten, aber doch unter seinem Einfluß nach jahrelanger gemeinsamer Arbeit entstandenen Behauptung von der Überführung der Heubazillen in Milzbrandbakterien, wie überhaupt bei der Beurteilung der Gattungen und Arten der Spaltpilze.

1844 beginnt nun Nägelis vielseitige

literarische Tätigkeit mit der Herausgabe der bis 1847 fortgeführten Zeitschrift für wissenschaftliche Botanik von Schleiden und Nägeli, welche bezeichnenderweise keine einzige Abhandlung des ersteren enthält.

Schon diese Zeitschrift gibt eine gute Vorstellung von Nägelis Arbeitsweise. Vorzugsweise werden Fragen von allgemeiner Bedeutung gründlich durchgearbeitet, bis sich ein wertvolles Resultat ergibt. Am Anfang der beiden ersten Hefte werden die gegenwärtigen Aufgaben der Naturgeschichte, insbesondere der Botanik kritisch behandelt und ebenso zieht sich durch zwei Hefte die bahnbrechende große Abhandlung über Zellenkerne, Zellenbildung und Zellenwachstum bei den Pflanzen hindurch, in der er, wie schon erwähnt, die Verbreitung der wandständigen Zellenbildung erwies; ferner beschäftigt sich eine Abhandlung mit den bläschenförmigen Gebilden im Inhalte der Pflanzenzelle. Eine Abhandlung ist dem Wachstum des Gefäßstammes, eine andere dem Wachstum und Begriff des Blattes gewidmet. Diese fünf Abhandlungen bilden zusammen gewissermaßen kritische Fragmente eines Handbuchs der Zellenlehre und der entwicklungsgeschichtlichen Pflanzenanatomie. Andere, immer die allgemeinen Verhältnisse gründlich behandelnde Abhandlungen sind einzelnen Pflanzengattungen und -gruppen gewidmet, so eine der Caulerpa prolifera, eine der Wachstumsgeschichte von Delesseria hypoglossum, zwei den Florideen-Gattungen Polysiphonia und Herposiphonia, endlich eine sehr umfangreiche der Wachstumsgeschichte der Laub- und Lebermoose. Durch diese Forschungen wurde gezeigt, daß bei der Aufeinanderfolge und Richtung der Teilungswände eine ganz bestimmte Gesetzmäßigkeit für jede Pflanze existiert und daß bei den in Rede stehenden Algen und Moosen jede Zelle auf die an der Spitze der Organe befindliche Scheitelzelle zurückgeführt werden kann. Mehr den Charakter einer gelegentlichen Entdeckung trägt die Abhandlung über die Samenfäden bei den Farnen, einer wichtigen Entdeckung, welche später in der Auffindung der Archegonien durch Lesczyc-Suminsky eine Ergänzung fand. Die Abhandlung über die Fortpflanzung der Rhizokarpeen, speziell von Pilularia bringt zwar für die damalige Zeit Neues, führt aber noch nicht zur Erkenntnis der nahen Beziehungen zu den Eufilices.

Daß aber Nägeli in dieser Zeit angestrengter mikroskopischer Forschung kein einseitiger Stubenbotaniker blieb, bewies er durch die im zweiten Heft der Zeitschrift enthaltene Abhandlung über einige Arten der Gattung Hieracium, namentlich über die natürlichen Arten und hybriden Arten der Piloselloiden. Um Nägelis Begabung und Fleiß zu würdigen, möge man berücksichtigen, daß er beim Abschluß dieser Leistungen erst 30 Jahre alt war. Es ist daher nicht zu verwundern, daß verschiedene Universitäten ihn zu gewinnen suchten; so wurde er zunächst, nachdem er einen Ruf nach Gießen abgelehnt, 1848 Extraordinarius in Zürich; dann folgte er 1852 der Berufung zum Ordinarius in Freiburg i. B.; 1855 rief man ihn ans eidgenössische Polytechnikum in Zürich und 1857 nach München. Die für Zellteilungen und Wachstums-Untersuchungen so geeigneten Schizophyzeen, Grünalgen und Florideen beschäftigten Nägeli aber noch weiter bis zum Jahre 1855. Zwei für die damalige Zeit grundlegende Werke waren die Früchte dieser Studien und werden, obwohl naturgemäß durch spätere Forschungen überholt, in der Geschichte der

Algenkunde immer einen ehrenvollen Platz einnehmen, erstens „Die neueren Algensysteme", welches Werk schon 1847 erschien und hauptsächlich die Sonderstellung der Florideen begründet, zweitens die 1849 veröffentlichten „Gattungen einzelliger Algen". Hieran schlossen sich noch einige wachstumsgeschichtliche Arbeiten über Florideen in den mit Cramer herausgegebenen pflanzenphysiologischen Untersuchungen. Diese bis zum Jahre 1858 fortgeführte Sammlung von Abhandlungen enthält neben einigen kleineren Arbeiten über den Primordialschlauch, über Endosmose und Exosmose, über Glitschbewegungen des Zellinhaltes auch das in weiteren Kreisen bekannte gigantische Werk über die Stärkekörner, welches wegen seiner Vielseitigkeit und seiner Bedeutung für die Intussuszeption und die Mizellartheorie unter den Leistungen Nägelis einen besonders hohen Rang ein nimmt. An diesem Werk waren als Mitarbeiter auch Cramer und Wartmann beteiligt, und fortan sehen wir noch mehrfach, daß größere Werke von Nägeli gemeinsam mit Assistenten oder Schülern herausgegeben werden. Sowohl die zunehmenden Amtsgeschäfte, wie vor allem anderen die Fülle der von Nägeli verfolgten Fragen zwangen ihn dazu, sich solcher Hilfe zu bedienen, und die meisten seiner Assistenten haben von der gemeinsamen Arbeit einen dauernden Gewinn für ihr ganzes Leben gehabt. Nägeli selbst war zu der Zeit, als ich in München war, täglich von morgens 8 bis 1 Uhr und nachmittags 3 bis 4 Stunden im Institut angestrengt tätig; es konnte also niemand behaupten, daß Nägeli an diesen gemeinsamen Arbeiten, zu denen er die Ideen und die Kritik lieferte, nicht genügend beteiligt gewesen sei. Eine solche mit Unterstützung von Wartmann und Schwendener, der im Jahre 1857 als Assistent bei Nägeli eintrat, durchgeführte umfassende Studie ist auch die das erste Heft (1858) der Beiträge zur wissenschaftlichen Botanik füllende Abhandlung über das Wachstum des Stammes und der Wurzel bei den Gefäßpflanzen und die Anordnung der Gefäßstränge im Stengel. Hieran schloß sich 10 Jahre später die Abhandlung über das Dickenwachstum des Stengels und Anordnung der Gefäßstränge bei den Sapindazeen sowie die mit Leitgeb herausgegebene über Entstehung und Wachstum der Wurzeln. Diese Beiträge zur wissenschaftlichen Botanik enthalten auch die rein physikalische Abhandlung über die Anwendung des Polarisationsmikroskops auf die Untersuchung der organischen Elementarteile (1863). Schwendener, der an dem später 1865 und 1867 erschienenen, gemeinsam veröffentlichten klassischen Werk über das Mikroskop einen hervorragenden Anteil hat und auch zu den Arbeiten über das Polarisationsmikroskop die Rechnungen ausführte, äußert sich selbst über Nägelis Anteil mit folgenden Worten: „Gerade hier hat mich die Nägelische Art, immer neue und tiefer gehende Fragen zu stellen und dieselben mit mathematischer Schärfe zu formulieren, oft in Erstaunen gesetzt." Neben dieser am Grenzgebiet der Physik liegenden Arbeit und neben den rein anatomischen finden wir aber auch in den Beiträgen zur wissenschaftlichen Botanik einige öffentliche Vorträge abgedruckt, welche in München vor einem gemischten Publikum gehalten wurden und ebenso wie die früher in Freiburg und Zürich gehaltenen (Systematische Übersicht der Erscheinungen im Pflanzenreiche [Freiburg 1853], Die Individualität in der Natur [Zürich 1856]) ein glänzendes Zeugnis von seinen vielseitigen Kenntnissen und seinem Scharfsinnn ab-

legen. Die Themata dieser Vorträge sind: Die Bewegung im Pflanzenreiche — Rechts und links — Ortbewegungen der Pflanzenzellen und ihrer Teile. Das Studium dieser Vorträge sowie auch der 1865 in der öffentlichen Sitzung der Bayerischen Akademie d. Wissensch. gehaltenen Rede über Entstehung und Begriff der naturhistorischen Art kann man auch heute noch jedem Botaniker angelegentlichst empfehlen.

Weiterhin benutzte Nägeli vorzugsweise die Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie zur Veröffentlichung seiner Untersuchungen, welche von 1861 bis 1864 sich vorzugsweise auf Kristalloide, Zellmembran und Stärke bezogen, von 1865 bis 1874 aber über die allgemeineren Resultate berichten, welche Nägeli aus seinen langjährigen tiefgehenden Studien an der Gattung Hieracium gewonnen hatte. Nägeli hatte von seiner Jugend an neben den Cirsien die Hieracien besonders im Auge behalten, weil der außerordentliche Reichtum derselben an einander nahe stehenden Formen es ihm wahrscheinlich machte, daß eine eingehende Beschäftigung mit denselben und namentlich eine langjährige Beobachtung derselben an ihren natürlichen Standorten und in der Kultur Aufklärungen über die Konstanz oder über die Variabilität der Arten sowie auch über die Entstehung neuer Arten und über den Wert der Darwinschen Selektionstheorie gegenüber der ihm feststehenden Tatsache, daß Varietäten oder Rassen infolge innerer Ursachen entstehen, bringen würde. Da Nägeli alljährlich die Ferien in den Alpen verbrachte, auch in der Umgebung Münchens ebenso wie an den früheren Orten seiner Wirksamkeit Gelegenheit hatte, Hieracien zu beobachten und zu sammeln, so behielt er viele Formen derselben fortwährend im Auge, und als ihm in München ein größerer botanischer Garten zur Verfügung stand, benutzte er große Flächen desselben zu ausgedehnten Kulturen, über welche jahrzehntelang ausführlich von ihm selbst oder einem Assistenten Buch geführt wurde. Auch war er bemüht, aus verschiedenen Teilen der Alpen und anderen europäischen Hochgebirgen sich ein reiches Material für seine Hieracien-Studien zu verschaffen. Mit nicht unerheblichen Kosten aus eigenen Mitteln ließ er durch verschiedene Botaniker, mehrere Sommer durch seine Assistenten, zuletzt insbesondere durch Dr. Alb. Peter (jetzt Professor in Göttingen), nach genauen Anweisungen Hieracien sammeln, sowohl für das Herbar wie auch für die Kultur im Garten. Er selbst unternahm gewöhnlich Sonntags mit vier Familienmitgliedern Ausflüge in der Umgebung Münchens, um dort andauernd das Verhalten der einzelnen Formen hinsichtlich ihrer Variabilität und ihres Zusammenvorkommens zu beobachten. Hierbei wurden große Mengen gesammelt und es erregte sehr oft das Staunen der Intellektuellen, wenn sämtliche Mitglieder der Familie Nägeli am Sonntag Abend mit großen Päcken Habichtskräutern durch die Tore Münchens einzuziehen pflegten. Anderseits hielt man sich vielfach darüber auf, daß Tausende von Quadratmetern im Münchener botanischen Garten mit den einander so ähnlichen Piloselloiden oder Archieracien besetzt waren; selbst viele Pflanzensammler hatten von dem eigentlichen Ziel dieser Kulturen keine Ahnung und glaubten, daß sie lediglich zum Zweck der Unterscheidung der Arten gemacht wurden. Die Hieracienkulturen gaben Nägeli später auch Veranlassung, in zwei Vorträgen (1870 und 1875) auf den wissenschaftlichen Nutzen von Pflanzenkulturen im Hochgebirge aufmerksam zu

machen, eine Anregung, der in den deutschen Alpen erst nach Nägelis Tod entsprochen wurde. Nachdem Nägeli bis zum Jahre 1874 in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie über die Variation und Hybridität bei den Hieracien berichtet hatte, gab er 1885 mit Peter den ersten Band der Hieracien Mitteleuropas, die monographische Beschreibung der Piloselloiden mit besonderer Berücksichtigung der mitteleuropäischen Sippen heraus. In diesem Band sind die Beschreibungen ausschließlich von Peter verfaßt.

Die allgemeinen Ergebnisse seiner Hieracien-Studien und anderer damit in Verbindung stehender Beobachtungen hat Nägeli nicht nur in dieser Monographie, sondern auch in dem 1883 erschienenen monumentalen Werk „Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre" niedergelegt. Er hatte erkannt, daß wir bei den Hieracien, wie Jordan namentlich bei Erophila gezeigt hatte, es vielfach mit Gruppen zahlreicher einander sehr ähnlicher Sippen zu tun haben; nur die absolute Konstanz der Merkmale zeigenden „petites espèces" der Autoren bezeichnet er als Varietäten, währen die geringere Konstanz besitzenden Sippen Rassen genannt werden; die nur durch Wirkungen der Außenwelt entstehenden Formen werden als unter anderen Einflüssen nicht haltbare Modifikationen angesehen. Nägeli widerspricht aufs schärfste der Darwinschen Anschauung, daß dem Verhalten der Kulturrassen das Verhalten der in der Natur spontan entstandenen Varietäten entspreche. Mit großer Entschiedenheit hat Nägeli gegenüber Darwin und anderen betont, daß bei der Entstehung von Rassen und Varietäten in erster Linie ein im Wesen des Organismus selbst gelegener inhärenter Faktor maßgebend sein müsse. Auch möge auf Nägelis Ausführungen hingewiesen sein, welche die Bedeutung der Rückschläge dartun und zeigen, daß ein scheinbar neues Merkmal ein älteres nach längerer Latenz wieder auftretendes ist. Bekannt sind die Beobachtungen von de Vries über Entstehung neuer Varietäten, von ihm Arten genannt. Wir finden in seinen Entdeckungen eine Bestätigung der lange vorher von Nägeli ausgesprochenen Anschauungen; die Mutationen von de Vries entsprechen den Varietäten Nägelis. Wie wenig äußere Einflüsse zu bewirken vermögen, zeigt Nägeli an dem Gleichbleiben von Rhododendron ferrugineum unter den verschiedensten klimatischen und Bodenverhältnissen. Es ist aber wohl zu beachten, daß Nägeli den äußeren Einflüssen doch eine vermittelnde Einwirkung oder einen Reiz bei der Progression, bei der Bildung neuer beständiger Varietäten, die von den einzelnen Autoren teils als Varietät, teils als Subspezies, teils als Spezies bezeichnet werden, zugesteht. Die äußeren Einwirkungen haben einen Einfluß auf die Formausprägung, indem sie innere Veränderungen hervorrufen. Nägeli sagt wörtlich: „Dauert der Reiz während sehr langer Zeiträume, also durch eine sehr große Zahl von Generationen an, so kann er, auch wenn er von geringer Stärke ist und keine wahrnehmbaren sofortigen Reaktionen hervorruft, das Idioplasma doch so weit verändern, daß erbliche Dispositionen von bemerkbarer Stärke gebildet werden." Auf Nägelis wertvolle Studien über Bastardbildung und über nichthybride Zwischenformen will ich nicht näher eingehen; die Fortführung der Hybridisationen nach dem Vorbilde Mendels mit Rücksicht auf das Verhalten der Merkmale in den aufeinander folgenden Generationen hat auch zur größeren Beachtung der Nägelischen Arbeiten Veranlassung gegeben.

Nägeli war ein Schmied, der immer mehrere Eisen zugleich im Feuer hatte. Während er am Abschluß des Werkes über die Piloselloiden arbeitet, beschäftigte er sich zugleich sehr intensiv mit den Schizomyzeten, die er zuerst als solche bezeichnet hatte, und den Hefepilzen, hauptsächlich mit ihrem chemischen Verhalten und mit ihren Beziehungen zu den Infektionskrankheiten. Nach mehrjährigen Studien und Experimenten hielt er Anfang 1877 mehrere Vorträge in der Münchener Gesellschaft für Morphologie und Physiologie, über die niederen Pilze und ihre Beziehungen zu den Infektionskrankheiten und der Gesundheitspflege. Dieselben erschienen in Druck im Herbst desselben Jahres. 1878—1880 folgten dann noch einzelne Abhandlungen über die chemische Zusammensetzung der Hefe und Theorie der Gärung sowie über Fettbildung bei den niederen Pilzen, über Ernährung der niederen Pilze durch Kohlenstoff und Stickstoffverbindungen. Nägelis Auffassung war im wesentlichen die, daß innerhalb der Spaltpilze eigentliche in ihrer äußeren Gestalt und in ihren Fermentwicklungen beständige Arten nicht zu unterscheiden seien; auch von Gattungen der Bakterien wollte er nichts wissen. Die Arbeiten von Ferd. Cohn und J. Schroeter, die Entdeckung der Sporen bei Bacillus subtilis durch Cohn, bei Bacillus anthracis durch Robert Koch, dessen und auch Brefelds Kulturen haben aber erwiesen, daß Nägeli auf diesem Gebiet im Irrtum war. R. Koch hatte recht, als er das Nägelische Buch als einen geistreich durchgeführten Versuch bezeichnete, auf theoretischem Wege Licht in ein großes dunkles Gebiet zu tragen, in das bis jetzt nur vereinzelte kurze Pfade führen. Das Unternehmen war verfrüht, weil die zur Begründung einer sicheren Theorie zu Gebote stehenden Tatsachen noch zu vereinzelt waren. Darin scheint jedoch Nägeli recht zu haben, wenn er erklärt, daß die Teile des Organismus dem Infektionserreger gegenüber einen gewissen, in verschiedenen Fällen verschiedenen Widerstand entgegensetzen, daß ein Konkurrenzkampf zwischen den infizierenden Bakterien und den Lebenskräften des infizierten Organismus entsteht, in dem diese die normale chemische Beschaffenheit der Säfte wiederherzustellen suchen. In der Theorie der Gärung stellte Nägeli gegenüber der Zersetzungstheorie Liebigs, der Fermenttheorie der Gärungschemiker und der Sauerstoffentziehungstheorie Pasteurs seine molekular-physiologische Theorie entgegen: Gärung ist die Übertragung von Bewegungszuständen der Moleküle, Atomgruppen und Atome verschiedener das lebende Plasma zusammensetzenden Verbindungen (welche hierbei chemisch unverändert bleiben) auf das Gärmaterial, wodurch das Gleichgewicht in dessen Molekülen gestört und dieselben zum Zerfallen gebracht werden.

Wie wir gesehen haben, suchte Nägeli bei allen seinen Arbeiten bis zu den letzten, menschlichem Erkennen zugänglichen Ursachen vorzudringen, und vermöge seiner mathematisch-physikalischen Vorbildung kam er darin weiter als andere Botaniker, während diese wiederum durch anhaltende und auf zahlreichere Objekte ausgedehnte Unternehmungen zur Kenntnis neuer Tatsachen gelangten, welche ihm entgingen. In den letzten großen Arbeiten Nägelis tritt seine Eigenart und seine Neigung, alle endlichen Erscheinungen, welche der sinnlichen Wahrnehmung zugänglich sind, zu erfassen und nach naturwissenschaftlichen Grundsätzen zu gliedern, immer mehr hervor und geht namentlich auch weit über das Gebiet der Bota-

nik hinaus. So stellte denn auch Nägeli 1877 in seiner gelegentlich der Naturforscherversammlung in München gehaltenen Rede „Über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis" Dubois-Reymonds Ausspruch „Ignoramus et ignorabimus" den selbstbewußteren „Wir wissen und wir werden wissen" gegenüber, wobei er allerdings alles Metaphysische ausschloß. In der 1883 erschienenen und schon vorher erwähnten Mechanisch-physiologischen Theorie der Abstammungslehre zeigt sich das Bestreben, zu untersuchen, ob in dieser mechanisch-physiologische Prinzipien zur Anwendung kommen können. Nägeli sagt: „In der Vervollkommnung (Progression) und Anpassung liegen die mechanischen Momente für die Bildung des Formenreichtums, in der Konkurrenz mit Verdrängung oder in dem eigentlichen Darwinismus nur das mechanische Moment für die Bildung der Lücken in den beiden organischen Reichen. Die Veränderung der Organismen geschieht nicht planlos nach allen Richtungen, sondern verfolgt einen bestimmten Weg vom einfachen zum komplizierten Bau. Die Chromosomen waren Nägeli noch nicht bekannt; so sah er als den Träger der Vererbung einen Teil des Zellplasmas an, den er zum Unterschied vom übrigen der Ernährung dienenden Plasma als Idioplasma bezeichnet. Das erwähnte große Werk Nägelis enthält zwar einige Behauptungen, welche nicht bestehen können; aber andererseits wird wiederholte Benutzung des Buches bei der Beurteilung vergleichend morphologischer und phylogenetischer Fragen von großem Nutzen sein. Namentlich das siebente Kapitel, welches der phylogenetischen Entwicklung des Pflanzenreichs gewidmet ist, enthält die Grundlagen einer vergleichenden Morphologie des Pflanzenreichs; hierbei wird von ihm, der auf dem Gebiet der Entwicklungsgeschichte so viel geleistet hat, auch mehrfach gegen die Überschätzung der Ontogenie Front gemacht; er sagt: „Die ontogenetische Entwicklungsgeschichte gibt uns in vielen Fällen keinen Aufschluß über das phylogenetische Werden." „Die ontogenetische Entwicklungsgeschichte ist zwar für die Deutung der Erscheinungen ein absolutes Erfordernis, ohne welches ein Schluß nicht zulässig ist, aber sie ist dazu nicht ausreichend; sie läßt, eben weil sie fragmentarisch ist, verschiedene Deutungen zu, und sie kann erst mit Hilfe der systematischen Verwandtschaft und vergleichenden Beobachtung zu der richtigen phylogenetischen Erklärung gelangen." Ferner: „Als die Entwicklungsgeschichte nicht nur in bewußter Weise als wissenschaftliche Forderung, sondern ebensosehr in unbewußter Weise als Modesache betrieben wurde, kam sie oft in Konflikt mit der früheren vergleichenden Morphologie. Statt beide Methoden in rationeller Weise zu vereinigen, glaubten die Neuerer, daß die Entwicklungsgeschichte allein ausreichend sei, und daß sie sich über die vergleichende Behandlung, die ja auch mehr Kenntnisse, mehr Arbeit und Nachdenken erforderte, hinwegsetzen könnten."

Nun noch einiges über Nägelis Ansichten von dem Verhalten der Sippen höherer Ordnung zueinander. Sicherstellung von Abstammungen scheint ihm im wesentlichen nur bei Sippen niederen Ranges möglich; gegenüber Stammbäumen von Sippen höheren Ranges, schon innerhalb einer Gattung, verhielt er sich äußerst skeptisch, und für Ableitung einer Familie aus einer anderen hatte er nichts übrig; Hypothesen über genetische Verwandtschaft von Familien, wie sie auch jetzt noch manchmal auftauchen und als großartige Reformen aus-

posaunt werden, beurteilte er höhnisch als Unfug. Wie er sich genetische Verwandtschaft dachte, geht aus folgenden Sätzen hervor (Th. d. Abst. S. 468): „Das Pflanzenreich in seiner historischen Totalität ist sonach nicht ein einziger, sehr stark verzweigter phylogenetischer Stamm, noch auch mehrere Stämme, die gleichzeitig von identischen Anfängen ausgegangen wären und somit gleichsam als Äste desselben Stammes angesehen werden könnten. Sondern das Pflanzenreich, als der Inbegriff aller der vegetabilischen Formen, die je gelebt haben, besteht aus einer Unzahl von phylogenetischen Stämmen, welche zu allen Zeiten (Nägeli ging von der Annahme einer zu allen Zeiten stattfindenden spontanen Bildung niederster Organismen aus) und an den verschiedensten Stellen der Erdoberfläche ihren Ursprung genommen haben, eine ungleiche Dauer, Entwicklungshöhe und Verzweigung erreicht haben und zum größten Teil ausgestorben sind. Die jetzt lebenden Pflanzen sind Enden von zahlreichen Abstammungslinien, welche verschiedene Geburtsstätten und ein verschiedenes Alter besitzen und somit in keiner genetischen Verwandtschaft zueinander stehen." Mit dem letzten Ausspruche ist Nägeli entschieden zu weit gegangen, und er widerspricht sich selbst S. 469 mit folgenden Worten: „Es ist unbestreitbar, daß mehrere oder viele Urzellen, die unter den nämlichen Verhältnissen, aber unabhängig voneinander, spontan entstanden sind, wenn ihre Abstammungslinien während gleichlanger Zeit unter gleichen Verhältnissen sich entwickeln, auch zu ganz ähnlichen Organismen führen müssen. Über die Möglichkeit, daß zwei einander mehr oder weniger nahestehende Organismen der gegenseitigen Blutsverwandtschaft entbehren, kann also kein Zweifel obwalten. Eine ganz andere Bewandtnis hat es mit dem Grade der Wahrscheinlichkeit, ob Blutsverwandtschaft bestehe oder nicht." Die größten Bedenken muß man aber wohl gegen folgenden Ausspruch Nägelis haben: „Meiner Ansicht nach haben die Abstammungslinien der jetzt lebenden Pflanzen zu den verschiedensten Zeiten der Erdgeschichte begonnen. Diejenigen der Schizophyten und die jüngsten, die der Palmellinen sind im Durchschnitt etwas älter, die der Konjugaten und Diatomeen noch älter usf.; die ältesten Abstammungslinien sind die der Phanerogamen."

Wenn wir auch diesen Hypothesen nicht zustimmen können, so müssen wir doch zugeben, daß die allmählich tiefer eindringenden Untersuchungen niederer und höherer Pflanzen bei allem Streben nach Auffindung genetischer Zusammenhänge immer mehr dazu führen, den gemeinsamen Ursprung der jetzt noch existierenden und der in fossilem Zustand erhaltenen Pflanzenstämme immer weiter zurück zu verlegen und in den uns zugänglichen Sippen höherer Ordnung mehr die Endprodukte paralleler Reihen mit eigenartigen, wenn auch morphologisch-homologen Gestaltungen zu erblicken. Die großen Fortschritte in der Kenntnis fossiler Pteridophyten und Gymnospermen, ihres anatomischen Baues und ihrer Sexualorgane, auch wichtige Entdeckungen an den Sexualorganen der lebenden Gymnospermen haben manche Botaniker zur Annahme eines engeren Zusammenhanges zwischen Pteridophyten und Gymnospermen, sowie zwischen diesen und den Angiospermen veranlaßt; aber andererseits fehlt es auch nicht an solchen, welche sich gezwungen sehen, die früher angenommenen drei Hauptreihen Filicales, Equisetales, Ly-

copodiales um mehrere gleichwertige Reihen (Sphenophyllales, Psilotales, Isoetales, Pteridospermae) zu vermehren. Während ferner von einigen die Bennettitales als Vorläufer zwitterblütiger Angiospermen, und zwar der Ranales, angesehen werden, spricht sich D. H. Scott, dem wir eine weitgehende Förderung der Kenntnis fossiler Pflanzentypen verdanken, gegen diese Hypothese aus und tritt auch für die Zugehörigkeit der Pteridospermae, welche andere mit den Cycadales in engere Verbindung bringen wollen, zu den Pteridophyten ein.

Auf Nägelis Behandlung philosophischer Probleme gehe ich hier nicht näher ein; wer sich dafür interessiert, findet eine wohlwollende, aber nicht gerade zustimmende Kritik von Benno Erdmann in den Göttingischen gelehrten Anzeigen vom 15. Juli 1884.

Wenn wir Nägelis literarisches Lebenswerk überblicken, so sehen wir, daß er eben doch gerade in der Feststellung neuer Tatsachen, welche er bisweilen geringer einschätzte, als deren Verwertung für allgemeine Fragen, das Hervorragendste geleistet hat.

Nägelis fruchtbare Tätigkeit ist um so höher einzuschätzen, als er schon vor seinem sechzigsten Jahre sich nicht mehr der besten Gesundheit erfreuen durfte. Seine Vorlesungen nahmen ihm zwar nicht zuviel Zeit weg; er las nur im Winter über allgemeine Botanik, im Sommer über systematische Botanik, demonstrierte nur mit sehr guten Vorlesungstafeln und im systematischen Kolleg mit lebenden Pflanzen; er hielt keine mikroskopischen Kurse ab und nahm in seinem Laboratorium in der Regel nur Botaniker auf, welche schon anderwärts promoviert hatten und sich mit einer bestimmten wissenschaftlichen Frage beschäftigen wollten; auch die Direktionsgeschäfte belasteten ihn nur wenig, da er mit Ausnahme der Hieracien die wissenschaftliche Kontrolle der Bestimmungen der im Garten kultivierten Pflanzen dem Kustos überließ, welcher zusammen mit einem Assistenten auch das Herbar zu verwalten hatte; aber er verwendete mit großer Intensität täglich 6—8 Stunden allein auf die Arbeiten im botanischen Institut. Er kannte keine andere Erholung als weitere Spaziergänge, Ausflüge ins Gebirge und im Winter Schlittschuhlaufen; aber auch hierbei hielt er sich gewöhnlich an einem abgelegenen Teil der Eisbahn auf, auf dem er während des Laufens über seine wissenschaftlichen Probleme nachdachte, so daß man ihn auch da nicht gern störte. Auch auf seinen Reisen war er meist in Gedanken versunken und brachte die Anregungen, welche er durch seine Beobachtungen empfing, bald zu Papier. Es ist wohl möglich, daß die unausgesetzte Denktätigkeit der Grund für die ihm zeitweise lästige Schlaflosigkeit war. Über seine Vorlesungen will ich noch erwähnen, daß dieselben sorgfältig ausgearbeitet nur Tatsachen brachten; obwohl Nägeli sich streng an sein Heft hielt und jede rhetorische Ausschmückung verschmähte, so hatte man doch bei der außerordentlichen Klarheit der Darstellung sehr viel von dem Anhören seines Vortrages. Wer in Nägelis Laboratorium arbeitete oder mit ihm über wissenschaftliche Dinge sprach, mußte sich auf scharfe Kritik gefaßt machen. Von vorläufigen Mitteilungen und Veröffentlichungen einzelner Tatsachen und vom Jagen nach Priorität hielt er nichts, er wies immer darauf hin, daß die Erforschung einzelner Tatsachen stets zur Feststellung von Resultaten allgemeiner Bedeutung dienen solle; auch bei Unterhaltungen mit Fachkollegen hielt er mit seiner Kritik durchaus nicht zurück; er hat sowohl hierdurch wie durch die Darstel-

lung in seinen wissenschaftlichen Arbeiten erzieherisch gewirkt. Streben nach äußeren Ehrungen war ihm gänzlich fremd; aber er entging ihnen nicht. Sosehr er Rationalist war, so war er in Dingen, welche nicht die Wissenschaft betrafen, wie in Glaubensfragen tolerant, und so kann man wohl von ihm sagen, daß ihm, wenn auch mit einiger Einschränkung, das schönste Glück des denkenden Menschen beschieden war: das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Der Wehrgedanke in der deutschen Jugend.

Von Karl Brossmer.

Man kann nicht sagen, daß vor Beginn des Jahres 1911 die Jugendpflege und Jugendfürsorge überall in Deutschland eine warme, planmäßige Förderung gefunden und ihre Bedeutung für das Volksganze die nötige Aufmerksamkeit und Wertschätzung erfahren hätte. Allerdings arbeiteten unter dem sozialen Gesichtspunkte der Linderung täglicher Not oft vielfach ganz im stillen heimatliche Körperschaften edler Menschen aus dem Gefühl aufrichtiger Nächstenliebe heraus und legten lindernd ihre Hand auf manche tiefe Wunde, die an der Oberfläche kaum zu sehen war. Aber die dringende Notwendigkeit einer moralischen Beaufsichtigung und körperlichen Förderung der schulentlassenen Jugend beider Geschlechter war noch nicht ein wichtiger Gegenstand der wesentlichen Sorge aller erziehungspflichtigen Personen geworden. Der heutige Tag hat den Wert des Einzelmenschen in der fliegenden Reihe der Generationen und als Summand mit schicksalsschwerem Ernst zum Ausdruck kommen lassen. Die bis zur letzten Grenze durchgeführte Einreihung der Männer aller Stände in den Rahmen des Wehrdienstes formte im schönsten Sinne Landsmannschaften, fern von der Heimat, aber in starkem gemeinsamen Sehnen nach ihr. Und während die sozialen Schranken vor der wuchtigen Aufgabe einer Erhaltung des Volkes, seines Lebens und des heimatlichen Herdes in sich zusammenstürzten, wurden wir gleichzeitig umschlossen von denselben Gedanken und Hoffnungen bewußter Zukunftswünsche. Das gemeinsame Erlebnis verhindert, daß die Glieder eines Volkes wieder völlig auseinanderfallen. Die allgemeinen Grundsätze nationaler Forderungen und der neuen Bahnen einer vaterländischen Erziehung unseres Nachwuchses auch im reiferen Jünglingsalter werden von der Gesamtheit und in den Hauptzügen in Zukunft — wie wir alle hoffen — wohl gleichmäßig erkannt und gefordert werden. Die Erweckung eines staatsbürgerlichen Pflichtbewußtseins in dem Volksgewissen als Triebkraft bei der Gestaltung des äußeren Lebensweges und des tieferen Seeleninhalts der heranwachsenden Geschlechter ist der einzige hoffnungsvolle Wege zu einem bleibenden Erfolg der Jugendpflege. Achtung vaterländischer Arbeit auf allen Seiten ist das feste Fundament des gegenseitigen Verständnisses und eines starken Zusammenschlusses unter rücksichtsvoller Duldung innerer Entwickelungsgänge oder sozial zu begründender Wandlungen.

I.

Wie neuzeitlich die Forderung der Volkstümlichkeit im weiteren Sinne für die körperliche und sittliche Seite der

Wehrerziehung erscheinen mag, so feierte sie in echtester und kernigster Formulierung doch schon ihren hundertsten Jahrestag. In den Boden des „gemeinen Volkes" suchte Friedrich Ludwig Jahn in der Morgenröte des neunzehnten Jahrhunderts die Gedanken seines „Deutschen Volkstums" einzuwurzeln, nicht, wie wohl überwiegend angenommen wird, allein von seinem berühmten körperlichen Bildungssystem ausgehend. Die verschiedenartigen Eindrücke, die der fahrende Geselle von seinem Volke auf Wanderungen von einer Hochschule zur anderen gewonnen hatte, ließen ihn Sitte, Sprache und Charakter mancher Landschaft erkennen und vergleichen. Und dann tönt nach wechselvollen Jünglingsjahren die starke Stimme des reifen Mannes in klangvoller Beredsamkeit seinen Mitbürgern im „Deutschen Volkstum" (1810) entgegen mit dem brennenden Wunsche, der ihn in gleicher Stärke bis an sein Lebensende erfüllte: Die Einheit Deutschlands. „Deutschlands Einheit war der Traum meines erwachenden Lebens, das Morgenrot meiner Jugend, der Sonnenschein der Manneskraft und ist jetzt der Abendstern, der mir zur ewigen Ruhe winkt." (Schwanenrede, 18. September 1848.) Jahns „Deutsches Volkstum", das von dem technischen Betrieb der Leibeserziehung nichts enthält, gibt alle sittlichen Grundlagen der Wehrhaftmachung in so wirksamer und begeisternder Sprache, daß er 1814 in die unter Freiherrn vom Stein stehende „Generalkommission für die Deutsche Bewaffnungsangelegenheit" als Agitator für die ethische Wehrschulung des gesamten deutschen Volkes, besonders der ehemaligen Rheinbundstaaten, berufen wurde. So hat er selbst in weite Kreise die Anschauung von dem moralischen Wert seines Turnens als eine vaterländische Pflicht des einzelnen als notwendige Folgerung einer abgerundeten sittlichen Bildung legen können. Ungeheure Kräfte sah er schlummern, durch das Gewirr der Ereignisse in ihrer Wirkung gehemmt, aber, zu starkem Strome des Volkstums vereint, mächtig genug, die äußeren Hindernisse zu überwinden und das Erstehen des deutschen Wesens zu sichern.

Friedrich Ludwig Jahn besaß in seiner Persönlichkeit die Sammlungskraft, aus vielen Kleinen das große Gemeinsame im Denken, Fühlen, Handeln und Wandeln zu gestalten, einen Volkscharakter zu erwecken. Unter diesem aufbauenden, sittlichen Gesichtspunkte müssen die praktischen Erfolge der ersten Jahre deutscher Turnerschaft betrachtet werden. Dann versteht man die tiefe vaterländische Begeisterung und das ethische Wesen dieser großartigen Bewegung, ihre unwiderstehliche Anziehung, die sie auf jeden entschiedenen Mann ausüben mußte, ihre wärmende und wirkende Macht, ihr edles und biederes Streben und ihren Reichtum an ringendem Leben. Aufwachende Männer, sich rekkende Helden, gerade Bürger und edle Menschen gingen aus der Wiege der Deutschen Turnerschaft, aus dieser volkstümlichen Erneuerung deutscher Art hervor. Wo war je einmal geistiges Leben und körperliches Schaffen harmonischer und unzertrennbarer verknüpft als in dem wehrtüchtigen Turnervolk vor und nach dem Befreiungskriege? „Volk, Deutschland und Vaterland" waren die Hochgedanken der Jahnschen Kreise.

Es steht außer Zweifel, daß ein solch ethisch festgefügtes und im praktischen Betrieb ursprünglich sehr abwechslungsreiches Lehrgebäude wie das Turnen im Sinne Gutsmuths und Jahns an sich werbend auf das empfängliche und leicht begeisterungsfähige Gemüt der Jugend wirken mußte. Hemmende Faktoren für

eine noch erfolgreichere Beeinflussung des jugendlichen Mannes waren die zu starke Bevorzugung des Geräteturnens, so daß an vielen Orten das Jahnsche Ideal freien Laufs in frischer Luft kaum mehr gepflegt wurde. In dem letzten Jahrzehnt wandten sich aber die meisten Turnvereine dem Aufenthalt im Freien mit volkstümlichen Wettkämpfen zu, schon um gegen das wechselvolle Leben der rasch aufblühenden Sportvereinigungen festen Stand zu behalten. Bevor aber die englischen Rasenspiele und der Sport überhaupt das deutsche Jugendtummeln belebte, war die Deutsche Turnerschaft die einzige Organisation, die in erheblicher Zahl dem Heere einen an Körper und in der Gesinnung planvoll geschulten Heeresersatz übermittelte. Die am 1. Januar 1912 184000 zählenden Zöglinge der Deutschen Turnerschaft haben mit Hunderttausenden von anderen Turnern die eiserne Probe im Weltkrieg bestanden.

Über die Bedeutung der Zahl in der Gymnastik war man sich im deutschen Volke an vielen maßgebenden Stellen vor dem Kriege nicht ganz klar. Die fast ein Jahrhundert alte Einrichtung des Feldbergfestes ging in diesem Jahre als ein Jugendturnen mit 4500 Teilnehmern vonstatten. Welch gewaltige Vorarbeit leistete der hier beispielsweise angeführte, nur enge Abschnitt der deutschen Turnerschaft in der zielbewußten Hinlenkung von $4^1/_2$ kriegsstarken Bataillonen zu einer durch die Punktwertung geprüften turnerischen Leistung, die jederzeit in ihrer Anlage auf die feldmäßigen Forderungen weitgehende Rücksicht nehmen kann. Achtung vor einer solchen Organisationsarbeit, von der die jüngeren Verbände sehr viel lernen können!

Jedem gedienten Soldaten wird der große Vorsprung eines Turners bei der Rekrutenausbildung in Erinnerung geblieben sein. Kehrt aber der Übungsplan unserer Jugendriegen wieder ganz zur Jahnschen Zusammenfassung zurück, so ergibt sich ein Ausbildungsgang, wie er heute als Muster in der amtlichen Verlautbarung enthalten ist, also eine gleichmäßige Berücksichtigung der Turnregeln im engeren Sinne und der erfrischenden und stärkenden Übungsarten der deutschen Pfadfinder.

Dem technischen Übungsinhalte nach ist das Pfadfinderprogramm schon über ein volles Jahrhundert alt und als ein Werk Friedrich Ludwig Jahns anzusprechen. Leider ging gerade dieser Teil frohen Geländespiels und selbsttätiger Hilfe in allen Lebenslagen, diese enge Verbindung mit der Seele der Natur, die so schön die Wiege der deutschen Turnerschaft umrankte, dem deutschen Jugendspiel verloren. Wir wollen aber nie vergessen, daß das Jahnsche Körpersystem und seine Sinneszucht als eine weitfassende Wehrerziehung dem Geiste eines patriotischen Mannes entsprang, der damit die erziehliche Grundlage für die Befreiung des schwer bedrängten Vaterlandes vom fremden Joche durch deutsche Kraft und hohe Sitte erstrebte. Die erfolgreiche Neuerweckung dieser Ideen im Gewande des modernen Pfadfindertums wurde aus ähnlichen, wenn auch nur im engeren Kreise wirkenden Bedrängnissen geboren. Im britischen Kolonialkrieg gegen die Buren gebot die Stunde der Not dem Verteidiger der Festung Mafeking, dem englischen General Baden-Powell, die Verteidigungskraft aller Jugendlichen für den kriegerischen und Hilfssanitätsdienst in Anspruch zu nehmen. Der vortreffliche Geist beseelte unter Baden-Powells Leitung zunächst in England in wenigen Jahren schon eine halbe Million Jugendliche. Der tiefe Einfluß einer Sammlung der jugendlichen Phantasie und ihre Hinlenkung auf bestimmte Ziele der Nächstenliebe oder

staatsbürgerlicher Empfindungen gab diesem Gedankenstrom, der durch das Mittel einer seelischen und moralischen Kraftentfaltung die ganze Charakterentwicklung eines jungen Menschen beeinflussen soll, in allen Kulturländern der Welt einen fruchtbaren Boden. Diese nach innen gekehrte Erziehungstendenz des Pfadfindertums, sein großer Wert für die Persönlichkeitsbildung, das Aufgehen in einem großen, zunächst selbstgewählten Gedanken, zeigt verwandte Wesensgleichheiten mit den Gesinnungsformen, die das deutsche Turnwesen am Anfange des 19. Jahrhunderts in die Welt geleiteten. Beide Bewegungen werden heute noch sehr oft nur nach ihren äußern Merkmalen erfaßt, und ob der Schale wird der wertvolle Kern übersehen. Pfadfinder sein heißt durch den Verstand und das Gemüt die Wege nach innen suchen und finden. Unter dem Gesichtspunkte einer Heeresvorschule stellen sie im Geländedienst sehr gut vorgebildetes Material mit schätzenswerten Führereigenschaften dar.

Das bewußte festumrissene, für alle Mitglieder jeden Alters im Gleichmaß geltende Ziel der Pfadfinder erzeugt eine gewisse starke Geschlossenheit der an sich straffen Organisation. Ein Spielraum in der jugendlichen Eigenart ist dem einzelnen nicht gegeben. In diesem Punkte unterscheiden sie sich grundsätzlich von der echtesten Jugendbewegung als solcher, vom Wandervogel. Er verdankt seine Entstehung vor etwa 20 Jahren der unmittelbaren Lebensäußerung eines jugendlichen Greises in Berlin-Steglitz. Nach einer fast 10jährigen Zeit mehr des Ringens als des Gelingens schlug die glimmende Glut plötzlich helleuchtende Begeisterungsflammen und riß über alle deutschen Gauen hinweg das junge Volk in die Wandervogelbahn hinein. Neu war in erster Linie der Umstand, daß Leute, die selbst noch im Frühling der Jahre standen, Schüler der Oberklassen und Studenten, jüngeren Kameraden einen romantisch empfundenen, bewegungsfreudigen Wandergeist einflößten. Das Ziel ist dem Klange nach das gleiche wie bei vielen Jugendbünden: die Vervollkommnung der körperlichen und sittlichen Kräfte. Einer ungeklärten aufschäumenden und noch völlig unbestimmten Vielseitigkeit der jugendlichen Empfindungsstufe gemäß tragen diese Gruppen, in denen der junge Mensch allein die Richtung seiner Fahrt bestimmt, einen sehr unterschiedlichen Charakter. Die einen ringen in spartanischer Nüchternheit der Natur schöne Stunden auf lang ausgedehnten Wandertagen ab; die andern ziehen mit fröhlicher Musik die Wege dahin, in bisweilen sentimentaler Freude an dem ästhetischen Spiele der Farben und Formen der Natur. Aber alle haben bei oft gegensätzlichem Gepräge doch diesen Grundzug in ihrem Erziehungsplan gemein, Einfachheit und Bedürfnislosigkeit mit Selbständigkeit im Denken und Handeln zu verbinden. Neben nicht zu unterschätzenden Erfolgen im Dienste der Volksgesundheit gebührt dem Wandervogel das unbestreitbare große Verdienst, zunächst die Jugend und durch sie manches Elternhaus den Hauch der Heimat, ihre wechselvolle Geschichte und ihre vielgestalteten Bilder fühlen, erleben und sehen zu lassen. Sie dienen durch ihre Körperstählung bei physischer Entsagungsfreudigkeit und durch ihre Marschtüchtigkeit vielleicht oft unbewußt dem allgemeinen Wehrziel. Ihre feinsinnig gepflegte Freude an der Natur läßt sie die heimatliche Scholle lieb gewinnen, stärkt ihren sittlichen Wert und damit das moralische Fundament des Volksheeres. Ein schönes Verdienst des Wandervogels für die Erhaltung deutschen Volkstumes

liegt in der eifrigen Pflege des deutschen Liedes auf seinen Wanderfahrten. Infolge Mißbrauchs rein äußerlicher Kennzeichen und Gepflogenheiten von unberufener Seite ist der Wandervogel mit großem Unrecht hin und wieder getadelt worden. Es ist ein Gebot der Gerechtigkeit, für diese ideale Strömung mit ihrer kerndeutschen Eigenart überall dort einzutreten, wo ein oberflächliches Urteil alles über einen Leisten schlagen will und damit das Ansehen des sittlich Guten und Hohen schädigt.

Während Turner, Pfadfinder und Wandervogel dem Laien zunächst in ihrer äußeren Wirksamkeit der körperlichen Zucht entgegentreten und der ethische Kern ihrer Seele erst bei näherer Kenntnis sich offenbart, ist die Beurteilung der Organisationen, die aus dem Schoße der Kirche heraustraten, gerade den umgekehrten Weg gegangen. Das amtliche Gewissen vieler Geistlichen machte sie in aufopfernungsvoller, segensreicher Arbeit zu freundlichen Leitern in dem gefährlichen Zeitraum der Entwicklungsjahre. Die sittlich religiöse Festigung gegen die Versuchungen auf der Lebensbahn, und der Dienst der Nächstenliebe waren zuerst die hauptsächlichsten Betätigungsgebiete kirchlicher Jugendpflege. Der sehr einheitliche Charakter der katholischen Kirche ließ unter ihrem Schutze eine straffere Erfassung der jugendlichen Masse erstehen. Dieser Umstand wird am besten durch die Tatsache beleuchtet, daß der Verband der katholischen Jünglingsvereinigungen Deutschlands der stärkste unter den Jugendverbänden ist, obwohl nur der dritte Teil unserer Bevölkerung Katholiken sind. Dieser große Erfolg erklärt sich einerseits durch die starke Unterstützung, die der katholische Geist von seiten der Familie erfährt, auf der andern Seite aber auch durch die vorzüglichen Methoden der Praxis. Aus dem ursprünglich einzigen Wirkungsfeld der religiösen Erbauung wuchsen mit dem Auftreten der wirtschaftlichen Gegensätze im öffentlichen Leben soziale Aufgaben hervor, deren sich die katholische Jugendpflege mit besonderer Liebe annahm. Zudem brachte in neuerer Zeit noch ein anderes Moment eine sehr glückliche Mischung des Arbeitsplanes zustande. Der allgemeine Zug der Zeit und die immer stärker betonten Forderungen einer notwendigen Hebung der Volksgesundheit und der nationalen Wehrkraft veranlaßten die konfessionellen Jugendvereine, einen größeren Wert auf Sport, Turnen und körperliche Tätigkeit überhaupt zu legen. So ergab sich durch die notwendige und gewollte Mitarbeit an nationalen Zeitströmungen und durch das Aufnehmen neuzeitlicher Gesichtspunkte mehr wirtschaftlicher Natur eine gewisse, die Jugend sehr anziehende Vielseitigkeit der konfessionellen Jugendvereinigungen aller Schattierungen. Die kirchlichen Gruppen erkannten früh den sozialen und moralischen Wert eigener Heime, in denen in neuerer Zeit überall Gelegenheit zu wehrmännischen Übungen geboten wird. Wer die konfessionelle Scheidung bedauert, muß bedenken, daß schon mehr als acht Jahrzehnte eine Jugendpflege in religiös sittlicher Richtung besteht und daß man in der einigenden eisernen Zeit des Weltkrieges als unsere erste Pflicht das Streben nach einem „warmen Ton gegenseitigen Sichverstehens und Sichachtens“ zur Stärkung der vaterländischen Gesamtkraft anerkennen muß. Als Jugendvereinigungen an sich können sie als mustergültig bezeichnet werden, weil ihnen eine sehr enge, in großer Anhänglichkeit geübte Verflechtung des jugendlichen Herzens mit den Grundgedanken der kirchlichen Systeme gelungen ist.

Bis zum Jahre 1911 war nicht nur die Zahl selbständiger Träger in der Jugendpflege, sondern auch die Form sehr erheblich geworden. Neben kirchlichen Schöpfungen (katholische Jünglingsvereine, Christliche Vereinigung junger Männer u. a. m.) standen die freien Vereine, an ihrer Spitze dem Alter nach die großartige, einheitlich für das ganze Reich ausgedehnte Organisation der Deutschen Turnerschaft. Pfadfinder, Wandervogel und einzelne Jugendwehren im älteren Sinne bauten noch an ihrem Fundament. Nebenher warfen die großen Berufsorganisationen, vor allem die Handlungsgehilfenvereine und die Gewerkschaften ein aufmerksames Auge auf die Jugendpflege, wenn auch bei ihnen als Menschen eines harten werktägigen Lebens die Sorge um das soziale Wohl und die berufliche Gesunderhaltung im Vordergrund standen. Sie dienten damit der Volksgesundheit und der Wehrkraft. Manche von ihnen traten diesen Fragen auch praktisch näher, indem sie die Lehrlingsabteilung und die jüngeren Kaufleute auf Wanderungen aus der engen Bureaustube in den weiten Kreis der heimatlichen Umgebung führten. In diesem Zusammenhang müssen auch die Fortbildungsschulen erwähnt werden, die an vielen Orten aus Mangel an gesetzlicher Regelung ihr berufenes Amt bei der Ausfüllung der Lücke zwischen Volksschule und Heeresdienst noch nicht in vollem Umfang ausüben konnten. An eine überall durchgeführte Pflichtfortbildungsschule mit obligatem Turnbetrieb könnte sich eine ersprießliche sittlich und physisch orientierte Jugendpflege beider Geschlechter anschließen; besonders wenn eine wachsame Aufsicht über den Entwicklungsgang des weiblichen Geschlechts die Aufnahme des Turnens in den Lehrplan der weiblichen Fortbildungsschule amtlich fordern wird. Die jungen Mädchen müssen in ethischer Richtung den Wehrgedanken erfassen und ihre Verantwortung für das Wohl der kommenden Geschlechter verstehen und empfinden lernen.

Alle diese Bestrebungen fanden im allgemeinen eine warme Unterstützung durch die Kommunen, Städte und manche ländlichen Bezirke, indem sie öffentliche Einrichtungen (Spielplätze, Turnhallen, Schwimmbäder und Heime) zur Verfügung stellten. Gerade auf dem Gebiete der indirekten Hilfe gegenüber den freien Körperschaften liegt eine Möglichkeit für segensreiche private Stiftungen und behördliches Wohlwollen einflußreicher Persönlichkeiten im aktivsten Sinne. Der Staat als offizieller Förderer, nicht als Träger der Jugendpflege, trat mit dem Erlaß des preußischen Kultusministeriums vom 18. Januar 1911 vor eine breitere Öffentlichkeit. Der Erlaß, sein Inhalt und seine glückliche Auslegung, daß jeder einzelne der Volksgenossen die erziehliche Lenkung der Jugend als staatsbürgerliche Pflicht auffassen soll, bilden die Grundlage der preußisch-deutschen Jugendpflege. Er stellt auf dem Wege der Sorge für die schulentlassene Jugend einen Markstein dar.

II.

Durch den Ministerialerlaß vom Jahre 1911 schien fortan eine milde Sonne auf die Jugendpflege. Manches zarte Pflänzlein blieb dem Leben erhalten, und mancher Baum trieb neue Sprosse und faßte feste Wurzeln in der warmen Erde. Moralisch und finanziell wurde nun die langjährige und freiwillige Tätigkeit vieler deutscher Männer von führenden Stellen aus anerkannt und unterstützt. Im selben Jahre wurde unter dem Vorsitz des Generalfeldmarschalls Frhrn. von der Goltz der Bund Jungdeutschland gegründet, der nach § 1 seiner Satzungen

bezweckt, „den Zweig der Jugendpflege fördern zu helfen, welcher durch planmäßige Leibesübungen die körperliche und sittliche Kräftigung der deutschen Jugend in vaterländischem Geiste anstrebt." In der Blüte der Mannesjahre hat von der Goltz in glühender Vaterlandsliebe seine Gedanken bedächtig gesponnen und fast am Ende eines langen, vielseitigen, arbeitsreichen Lebensganges konnte er das Saatkorn in fruchtbarem Boden zum Keimen bringen. Was an Worten klassisch ist über den begrifflichen Aufbau und die Ausführung seiner Ideen, hat er in zwei vielbeachteten Aufsätzen in der „Deutschen Rundschau" (1911 Heft 1 und 2) niedergelegt. Das Hauptziel des am 13. November 1911 auf seine Veranlassung gegründeten Jungdeutschlandbundes bestand in einer Sammlung aller auf nationalem Boden stehenden Vereinigungen, die in irgendeiner Form neben geistiger Förderung die leibliche Ertüchtigung der Jugend betrieben. Nicht eine Neugründung war er, sondern stellte bis zu einem gewissen Grade — unter unbedingter Berücksichtigung gewordener Eigenarten — eine helfende Zentrale dar, die beratend, anregend und einigend eingreifen sollte. Es war der klugen Leitung bald gelungen, mit der großen Truppe der deutschen Turner in Form einer Arbeitsgemeinschaft dauernd Fühlung zu nehmen. Der Jungdeutschlandbund und die Deutsche Turnerschaft gaben als gemeinsames Jugendorgan „die Jungdeutschlandpost" heraus. Durch das Wirken des Jungdeutschlandbundes standen die großen Massen konfessioneller Jugendvereine nicht mehr für sich abseits, sondern sie vereinigten sich als Mitglieder eines Volkes mit den Pfadfindern, den Sportsvereinen und dem Wandervogel bei Gelegenheit gemeinsamer Veranstaltungen praktischer und belehrender Art. Der erreichte Grad des Zusammenarbeitens und das gegenseitige Einverständnis geben Kunde von dem Erfolg der Ortsleitungen. An vielen Stellen fanden die großzügigen Bestrebungen einer zusammenfassenden Einigung aller Systeme unter dem einzigen Gesichtspunkte ersehnter Vermehrungen der nationalen Stärke ein lebhaftes Echo. Aber leider gab es starke Schichten in der deutschen Arbeiterschaft, deren Unzufriedenheit mit der staatlichen Ordnung ein vaterländisches Gefühl für Mitarbeit nicht aufkommen lassen wollte. Diese Tatsache ist um so mehr zu bedauern, als in der Natur des Freiherrn von der Goltz eine starke Ader sozialer Empfindung für die Lage des werktätigen Volksteils enthalten war. Man fühlte bei diesem General viel zu sehr den militärischen Unterton und übersah zu oft seine tief empfundene Besorgnis für die Wohlfahrt der stark arbeitenden Kreise. Eine Jugendpflegeorganisation wie der Jungdeutschlandbund muß nach diesem Kriege unbedingt den jungen Arbeiter einschließen, wenn das Ganze ein getreues Abbild des heutigen Volksheeres sein soll. Wir müssen in die Seele der Arbeiterjugend hineinsehen und tätige Fühlung nehmen mit den Gewerkschaften, Handwerks- und Handelskammern. Dann wird ein gesünderes Verhältnis zwischen den Erfaßten (1914 ca. 700 000) und den Vorhandenen (ca. 3 500 000) in der Altersstufe von 14—20 herauskommen. Aus diesem Grunde besteht das große Problem nach dem Kriege in der Sammlung des großen Bruchteiles noch abseits stehender Jugendmassen.

In der Tat war Freiherr von der Goltz ein Anhänger Emil von Schenkendorfs, der als unvergeßlicher Vorkämpfer der deutschen Volks- und Jugendspiele die inhaltsschweren Worte sprach: „Volkskraft und Wehrkraft sind eins." Zu

dieser selben Überlegung wurde der Offizier von der Goltz durch seine zum Teil epochemachenden kriegsgeschichtlichen Studien geführt. Bei der Erklärung der praktischen Durchführung hat er stets als Mittel für diesen hohen Zweck das Marschieren, Wandern, Laufen, Sehen, Schätzen, Sichzurechtfinden, Horchen, das Geländebeurteilen, Hindernisüberschreiten, Zeltebauen, Lageranlegen usw. lebhaft befürwortet, unter ausdrücklichen Hinweisen auf Friedrich Ludwig Jahn. Ebenso entschieden lehnte er die Einführung des Schießens in jugendliche Kreise ab. Damit hat er sich in einen strengen Widerspruch gegenüber dem gesamten Auslande gestellt, wo gerade die Jungschützenbewegungen eifrig gefördert werden. Als Grundlage für die leibliche Ausbildung sah auch von der Goltz das Turnen und das Volksspiel an. Und darum unterstützte er auf das kräftigste die Werbetätigkeit des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele, der heute nach 25jähriger Tätigkeit als ein Wohltäter des deutschen Volkes zu betrachten ist. Als der Weltkrieg ausbrach, konnte von der Goltz an den freiwilligen Scharen erkennen, daß die moralische Beeinflussung in der Jugenderziehung tief und fruchtbar gewirkt hatte. Aber die technische Geschicklichkeit dieser kurz ausgebildeten Soldaten wies ganz erhebliche Lücken auf.

Mitten im Kampf fiel dem Sämann das letzte Korn aus der Hand. Fern von der Heimat, aber seelisch eng mit ihr verbunden, schied ein schaffensfroher und selten erfolgreicher deutscher Held von uns. Sein Werk an der Jugend lebt auch im Kriege weiter, wenn auch die Mehrzahl der Führer und die älteren Mitglieder in den Heeresdienst übergingen. Mit dem 16. August 1914 wurde die vom Kriegsministerium gegebene Anregung zur Bildung von Jugendkompagnien durch einen vom Kriegsminister, dem Unterrichtsminister und dem Minister des Innern gezeichneten Erlaß der Öffentlichkeit übergeben. Diese amtliche Verlautbarung ist der zweite Markstein in der noch jungen Geschichte wehrhafter Jugendpflege. Im Grunde genommen spricht aus beiden Erlassen (1911 und 1914) derselbe Geist. Neu ist an dem Erlaß des Augusts 1914 der militärische Einschlag, den die Zeitläufte gebieterisch erheischten. Aus dem Aufruf der drei Minister war unzweideutig zu ersehen, daß die Jugendkompagnien eine Hilfsaktion für die Armee darstellen sollten. Was getrieben werden sollte, hatte das Kriegsministerium in den sehr kurz gefaßten „Richtlinien für die militärische Vorbildung der älteren Jahrgänge der Jugendabteilungen während des Kriegszustandes“ zusammengestellt. In 33 Punkten, in knappster Form ist eine Gliederung der gesamten militärischen Jugendpädagogik gegeben, deren Übersetzung in eine erfolgreiche Praxis ein nicht kleines Maß erzieherischen Geschickes und eine klare Kenntnis der neuesten Dienstvorschriften voraussetzte. Daß der hauptsächlichste Kern von den die Organisation vollziehenden Verwaltungsbehörden rein militärisch aufgefaßt wurde, erklärt ihr Suchen nach alten gedienten Soldaten und die an sehr vielen Orten unterlassene Beiziehung der Deutschen Turnerschaft. Führer aber, die schon vor sehr vielen Jahren aus dem Heeresverband geschieden waren, vermochten sich nicht in wenigen Tagen in den Geist neuzeitlicher Truppenausbildung einzufügen, bei dem die weitgehendste Einzelausbildung des Mannes im Gelände, ganz im Gegensatz zu früher, erster Grundsatz geworden war. So konnte der gute Wille an vielen Orten nicht von Erfolg gekrönt werden.

Dazu kam die viel zu wenig betonte pädagogische Einsicht, daß man eine solch gründliche Unterweisung des Mannes im Freien nur durch ganz klar aufgebaute Lehrgänge erreichen kann, die aber selbstverständlich wie bei jeder Schulung eine regelmäßige Verteilung der Zöglinge voraussetzen müssen. Das Prinzip der Freiwilligkeit hat von Anfang an für alle Leiter unüberwindliche Schwierigkeiten gebracht und oft sehr unerquickliche Lagen geschaffen.

In den besten Absichten, ohne ausführliche amtliche Anleitung, ergänzten sich die Leitenden ihren Stoff fast ausschließlich nach den militärischen Dienstvorschriften alter oder neuer Art. Bei den Übungen herrschte darum die Betonung der exerziermäßigen Genauigkeit und das streng militärische Moment entschieden vor. Eine aus der Jugend selbst herauswachsende Abneigung gegen ein zu starkes Hervorheben rein formeller Seiten, die warnenden Stimmen erfahrener Jugendführer, besonders aus den Kreisen der um unser deutsches Volk so hoch verdienten Deutschen Turnerschaft, veranlaßten das Kriegsministerium im Herbst 1915, in einer kleinen Abhandlung: „Erläuterungen und Ergänzungen", eingehend darauf hinzuweisen, daß es nicht in den Absichten unserer Heeresleitung liegt, von der militärischen Vorbereitung im jugendlichen Alter die Einübung irgendwelcher militärischer Fachkenntnisse zu verlangen, sondern, daß die Wege für Körper, Geist und Sinne der späteren Soldatenzeit sorgsam geebnet werden, ohne dem jungen Manne das falsche Bewußtsein eines besonderen Könnens einzuflößen. Dafür liegt es aber ganz im Wesen der kriegsministeriellen Auffassung, daß alle mit behördlicher Kraft ausgestatteten Stellen auf die Erweckung eines richtigen, freiwillig sich einstellenden, vaterländisch empfindenden und verantwortungsfreudigen Pflichtgefühls innerhalb der Jugendlichen halten. Durch diese Erläuterungen und Ergänzungen sind für die Bewegung der militärischen Vorbereitung neue Gesichtspunkte in den Vordergrund gestellt worden. Es sind, wenn man sie kurz zusammenfassen darf, die alt erprobten Methoden einer Sinnesschärfung nach Pfadfinderart und die in eiserner Zeit vor hundert Jahren aus den Bedürfnissen allgemeiner Gefahr entsprungenen goldenen Regeln deutscher Turnkunst. Die Erfordernisse und Erfahrungen des heutigen Krieges haben die Einzelausbildung in den Mittelpunkt gestellt; Kraft und Gewandtheit sollen durch stetige Übung entstehen. Im ganzen eine glänzende Auferstehung Jahnscher Ideen!

Mit dem Erscheinen der „Erläuterungen und Ergänzungen" wurden noch weitere Einzeldarstellungen über besondere Gebiete körperlicher Kräftigung in militärpädagogischer Beleuchtung vom Kriegsministerium angekündigt. Das erste Schriftchen dieser Art erschien unter dem Titel: „Anleitungen für das Stabfechten" (Vorbildung für das Gewehrfechten des Heeres). Dieser Schriftsatz ist ein Musterbeispiel für die Lösung einer Aufgabe vom ersten Anfang der vorbereitenden Stufe an unter peinlicher Berücksichtigung aller bei der bezweckten Hauptübung in Betracht kommenden Muskelgruppen. Volksspiele und volkstümliche Erheiterungen wie: Ringen um den Ball, das steyerische Ringen, Tauziehen, Übungen am Einzel- und Doppeltau sollen durch Stärkung der Finger, Arme und Handgelenke das erstrebte Stabfechten vorbereiten. Es folgt eine äußerst wirksame und abwechselungsreiche Gruppe von Hantelübungen, wie: Schulterprobe, Sägemann, Hantelvorlegen, Boxen und die Stampfe. Nach

solch reichlicher und vielseitiger Vorübung beginnt das eigentliche Stabfechten als Grundlage des erst in aktivem Dienst zu betreibenden Gewehrfechtens. Das Gewehrfechten ist durch die wachsende Wichtigkeit des Nahkampfes in der feldmäßigen Ausbildung des Mannes zu großer Bedeutung gekommen. Trotzdem ist dieser Ausbildungszweig mit dem Gewehr selbst in kluger Vorsicht nicht in den Übungsplan der Jugendwehren aufgenommen worden, weil einmal für diese Altersstufen das Fechtgewehr für viele Jungmannen noch zu schwer sein würde, und auf der anderen Seite die Gefahr von Verletzungen zu groß und die erforderlichen Geldmittel für Anschaffung und Unterhaltung der notwendigen Schutzvorrichtungen zu erheblich wären. Alle in der Praxis tätigen Jugendwehrführer haben den einen Wunsch, daß noch mehr solche Einzelausführungen den Lehrgang aller Dienstzweige in vorarbeitender Weise beschreiben. Dann wird bald die langersehnte Ruhe und Stetigkeit im Ausbildungsgang einziehen und neue Freude bei Jungmannschaften und Führern am gemeinsamen Werke erstehen.

Nicht nur innere, sondern auch äußere Gründe ließen ein allgemein billigendes Urteil über die Kriegsjugendwehr nicht zu. Von den führenden Vertretern der konfessionellen Jugendpflege wurde mit Rücksicht auf die Gegenwart, aber auch im Hinblick auf eine zukünftige gesetzliche Regelung darauf hingewiesen, daß die Muße des Sonntags der Familie und den kirchlichen Jugendpflegevereinigungen verbleiben muß, um so mehr, als man in diesen Kreisen den Schwerpunkt erzieherischer Sorge immer mehr den älteren Jahrgängen, den sogenannten Jungmännern zuwendet, die als Mitglieder der Jugendkompagnien bei sonntäglicher Übungszeit naturgemäß in erster Linie fehlen müßten. Eine Verlegung auf die Wochenstunden gibt berufliche Anstände und läßt die große Frage für das Aufkommen der finanziellen Schäden offen. Aus diesen Gründen halten konfessionelle Verbandsleitungen die Lösung für die beste, daß man allen freien Jugendpflegeschattierungen das Recht der militärischen Vorbereitung zuerkennt. Damit würde der mühsam erstellte Bau nicht zerstört, sondern erweitert, indem besondere, von der Heeresleitung anerkannte Vertrauensmänner in Wehrfragen allen Richtungen gleichmäßig zur Verfügung stehen.

Solche Wehrabteilungen können, wie das bunte Band erfolgreicher Auslandstätigkeit zeigt, in den verschiedensten Formen in die Erscheinung treten, immer unter dem leitenden Gesichtspunkt der Gangbarkeit verschiedener Wege mit dem festen Blick auf das eine anerkannte nationale Ziel einer in den Bewegungsmöglichkeiten mannigfachen Freiheit in einer größeren Einheit eingeschlossen. In diesem Gedankengang werden die Schulen als berufene Träger des Wehrgedankens betrachtet werden müssen. Es wird leicht sein, die Schüler der höheren Lehranstalten im Schulrahmen selbst zu eigenen Kompagnien zu formieren. Wenn auch der Gedanke einer vollkommenen Durchmischung aller Stände schon im Kreise der Jugendlichen sympathisch wäre, so wird es aus Gründen vollkommen verschiedener Zeiteinteilungen und mit Rücksicht auf die Interessen der Schule selbst nicht anders möglich sein. Die Zöglinge der höheren Lehranstalten werden in einem 2- bis 3jährigen mit der Schule organisch verbundenen Wehrkursus im Hinblick auf die spätere Eignung zu Offizieren des Beurlaubtenstandes in den Führereigenschaften vorgebildet werden

können. Eine solche Verbindung von Schule und Wehrziel findet sich in Frankreich und in Italien in sehr weitgehendem Maße. In Italien wird sogar die Erlangung des Einjährig-Freiwilligenscheines und des Abiturs von der Teilnahme an einer bestimmten Art von Wehrvorbereitungen abhängig gemacht. Kriegsministerium und Unterrichtsbehörden stehen in diesen Ländern in sehr fruchtbringendem Meinungsaustausch. Bei uns hat das bayrische Kultusministerium in dieser Richtung einen ersten Schritt durch einen Erlaß an die Rektorate der höheren Lehranstalten getan, der den Anstalten die Ermächtigung gibt, fleißigen Besuchern der militärischen Jugenderziehung eine anerkennende Bemerkung in die Jahresschluß- und Reifezeugnisse einzutragen. All diese Dinge dürfen, wenn sie Nutzen bringen sollen, nicht neben der Schule stehen, sondern müssen in ihr Leben hineingestellt werden. In der noch jungen Geschichte der Jugendpflege ist es nicht selten vorgekommen, daß man über die Schulleitung hinweg in den Verband der Anstalten hineingegriffen hat, um sich das Material zu sichern. Ganz abgesehen von dem auf die Jugend ungünstig wirkenden Moment einer Gegensätzlichkeit zwischen Jugendpflegefaktoren und Schule, kommt ohne die unterstützende Mitarbeit der Lehrerschaften in praktischer oder fördernder Weise überhaupt nichts heraus. Im Krieg hat man den Wert absoluter Unterordnung, der strengen Disziplin, kennen gelernt. Sie muß wieder ein anerkannter Zug der Erziehung werden, als pünktliche Folgsamkeit, wie es in den „Richtlinien" ausgedrückt ist.

Im besondern könnten durch die Fortbildungsschule große Mengen einer geordneten Wehrausbildung zugeführt werden (1912: 1 160 000 Schüler). Die Schule hätte aber nur diejenigen jungen Leute körperlich zu erfassen, die nicht in der Lage sind, ihre Zugehörigkeit zu der Jugendabteilung eines Vereins nachweisen zu können. Dieser Weg wird von der Stadt Lüdenscheid schon seit acht Jahren mit Erfolg begangen. Während des Krieges haben eine größere Zahl von norddeutschen gewerblichen und kaufmännischen Fortbildungsschulen die militärische Vorbereitung und das Turnen als Pflichtfach in den Lehrplan aufgenommen. Danzig hat, nachdem die freiwillige Beteiligung der Jugend sich als völlig unzureichend erwies, an die städtische Handels- und Gewerbeschule eine Pflicht-Jugendwehr angegliedert und damit ungefähr 1700 junge Burschen über 16 Jahren den Übungen zugeführt. Befreiungen werden allen denen zuteil, die andern gleichwertigen Organisationen angehören. Für diese Fragen haben sich Vertreter der Industrie, des Handels, des Handwerks und der Arbeiterschaft schon verschiedenfach interessiert. Sie alle müssen natürlich in den allerwärts zu bildenden allgemeinen Jugendausschüssen vertreten sein.

Nach Ablauf des fortbildungsschulpflichtigen Alters muß die gesetzliche Regelung in Kraft treten, die jedem jungen Mann die Auflage erteilt, seine Körperzuchtpflicht bei irgendeiner der bestehenden Jugendorganisationen zu erfüllen. Die persönliche Wehrpflicht hat der junge Deutsche in dem Sinne aufzufassen, daß er seine Kräfte sammelt, stählt und prüft. Es bleibt ihm ein weiter Spielraum der Wahl, bei der er seine besonderen Interessen berücksichtigen kann. Neben den Schulabteilungen und den kirchlichen Vereinigungen steht ihm der Weg in die Reihen der Deutschen Turnerschaft offen, die zwölf ganze Armeekorps — 600 000 Mann — turnerisch ausgebildeter Leute ins Feld ge-

schickt hat. Was die erprobte Quelle deutscher Kraft unter den ungünstigen Verhältnissen des Krieges leisten kann, zeigt die Arbeit des Münchener Turn-Landsturmregiments, das bis zum Januar 1916 über 4000 Kursteilnehmer dem Heere übergeben hat. Wie leicht wäre es für den eisernen Riesenbund der Deutschen Turnerschaft in Gemeinschaft mit den blühenden Sportvereinen, die Jugend dem Vaterlande streitkühn zu machen. Dann werden die deutschen Kriegervereine sich ihrer Aufgabe bewußt werden, in besonderen Wehrabteilungen Jugendliche zu vereinen. Die deutschen Schützenvereine und der Wehrmannsbund brennen nach der Erledigung solcher Aufgaben. Und wem die Gründung und Angliederung solcher Wehrgenossenschaften der Jugendlichen an die Vereine aller Art neu oder undurchführbar vorkommt, der blicke rund der Grenzen des Vaterlandes entlang nach dem Auslande, dort wird er all dies in teilweise althergebrachter volkstümlicher Form verwirklicht sehen.

Wie all dieses sich gestalten wird, birgt noch eine hoffentlich nahe Zukunft in ihrem dunklen Schoße. Aber eine Veranstaltung wird sich, vielleicht angeregt, auf jeden Fall aber gehegt und gepflegt durch die Deutsche Turnerschaft, zu einer dauernden Einrichtung ausbauen lassen: die Wettkämpfe im Wehrturnen. Neu ist auch diese Art des Strebens nach Gewandtheit der wehrbaren Jungmannschaft durchaus nicht. Unser erster eigentlicher Turnlehrer, Gutsmuths, dessen ganzes Ziel die vollendete Menschenbildung war, wies das preußische Ministerium im Jahre 1804 auf den Wert seiner Gymnastik als einer vorbereitenden Einführung für die Wehrhaftmachung der Jugend hin. Adolf Spieß brachte die gleiche Ansicht über die leibliche Fertigkeit vor, und verlangte auf Grund einer abzulegenden Prüfung Vergünstigungen beim Eintritt in das Heer. So war in früher Zeit in Turnerkreisen die Bedeutung einer allgemeinen körperlichen Vorbildung erkannt worden. Deutschland stand in der Erkenntnis des zu machenden Schrittes vom Jüngling zum Streiter voran; das Ausland nahm die praktische Ausführung rascher und umfassender auf. Die Turnerschaft verlor bisweilen den Gedanken völlig, vor allem durch die Beschränkung auf die gedeckten Räume. Da griff seit 1891 die Tätigkeit des Zentralausschusses für Volks- und Jugendspiele ein, der den Jahnschen Grundsatz der Leibesübung im Freien besonders förderte und den Zusammenhang mit der Wehrtüchtigkeit deutlich aussprach.

Die Ausführungsbestimmungen für die Wettkämpfe im Wehrturnen zeigen eine glückliche Mischung von allerlei Körperübung. Der verlangte Grad ist aber in der jetzigen Fassung nur von den Mitgliedern der Turn- oder Sportsvereine in kürzerer Zeit zu erlangen. So erklärt sich wohl die Tatsache, daß bei den Wettkämpfen für den Stadtbezirk Dresden neben 20 Mann eines Fußballklubs rund 1000 Turner teilnahmen. Die 50 übrigen in der amtlichen Jugendpflegeliste eingetragenen Vereine fehlten. Ganz einfach, weil die Anforderungen zu hoch gestellt waren. Bei einer Wiederholung müßten mindestens zwei Stufen geschaffen werden, damit auch die Landjugend Gelegenheit hat, ihr Können in einem bescheideneren Maße zu zeigen. Die Wettkämpfe als Gabe des Kriegsministeriums an die deutsche Jugend sollen für immer ein neutrales Kampffeld für alle sonst getrennt marschierenden Vereinigungen abgeben.

Die Wettkämpfe im Wehrturnen können als Kern deutscher Volksfeste Volksfreude emporsprießen lassen. Die Volks-

feste sind einmal in deutschen Landen in hoher Blüte gestanden und gingen fast alle von dem Augenblick an dem sicheren Verfall entgegen, wo das Schwinden des frohen Wettkampfes Kraft und jugendliches Lachen sich nicht mehr mischen ließ. Neu soll sich die Einheit des Volkes auch in friedlichen Tagen durch gemeinsame Feste bewähren, bei denen das ewig neu Heranwachsende, die Jugend, in der frohen Selbsttätigkeit des Wettkampfes unter einer großen geistigen Idee sich tummeln kann. Volksfeste müssen regelmäßige Gelegenheiten äußerer und innerer Sammlung sein, wenn sie die politischen Strömungen überdauern und zum bleibenden Bestand der Nationen werden sollen. Volksfeste sollen den uns alle gleichmäßig erfüllenden Zug nach wehrhaften Eigenschaften als Grundton haben und alle Schattierungen körperlicher Jugendpflege und sittlicher Förderung in taktvoller Duldung unter dem tiefen Wahlspruch, der uns als Ende dienen soll, umfassen, unter dem Spruch der Einigung und Einheit:

„Vaterland, nur dir!“

Verständigungsfriede, Verzichtfriede und Annexionsfriede.

Eine historische Betrachtung.

Von W. Platzhoff.

Verständigungsfriede, Verzichtfriede und Annexionsfriede, das sind die Schlagworte, mit denen heute bei uns und unseren Gegnern der Meinungsstreit über die Kriegsziele geführt wird. Es ist eine bisher nicht dagewesene Erscheinung, daß, noch während der Kampf an allen Fronten tobt, eine so lange und heftige Diskussion über seinen Ausgang einsetzt. Aber die Formen des Friedensvertrages sind so alt wie er selbst, und es lohnt sich wohl, die Friedensschlüsse der letzten Jahrhunderte einmal unter diesem Gesichtswinkel zu betrachten. Scharf voneinander abgrenzen lassen sich die drei Arten freilich nur in der Theorie. Das geschichtliche Leben ist auch hier irrational und zeitigt meist Misch- und Übergangsformen.

Unter Verzichtfrieden in seiner reinen Gestalt verstehen wir den Fall, daß der unbestrittene Sieger sein Kriegsziel fallen läßt, unter Umständen auch von jeder Entschädigung absieht und sich mit dem Waffenerfolg begnügt. Aus freien Stücken pflegt er das nicht zu tun, sondern nur wegen völliger Erschöpfung oder häufiger noch auf einen Druck hin, der von außen her, von einer stärkeren Macht oder Mächtegruppe, auf ihn ausgeübt wird, und dem er sich infolge politischer Isolierung oder innerer Schwäche nicht widersetzen kann. So mußte 1679 der von seinen Verbündeten im Stich gelassene Große Kurfürst sich dem gebieterischen Verlangen Ludwigs XIV. fügen und schweren Herzens den geschlagenen Schweden das eroberte Vorpommern zurückgeben. Das Einschreiten Österreich-Ungarns hat in dem bulgarisch-serbischen Krieg von 1885 die Bulgaren, die Intervention der Großmächte 1896 die Türken gegenüber den Griechen um ihren Siegespreis gebracht. Auch die Revision des Vertrags von Schimonoseki (1895) auf Grund der Ein-

mischung Rußlands, Frankreichs und Deutschlands kann man bis zu einem gewissen Grade hier einreihen.

Das Gegenstück zum Verzichtfrieden ist der sogenannte Annexionsfrieden. Hier setzt der Sieger sein Kriegsziel durch, diktiert dem niedergezwungenen Gegner seinen Willen und annektiert das erstrebte Gebiet. Am leichtesten ist es, wenn nur zwei Feinde sich gegenüberstanden, das Waffenglück ganz für den einen entschieden hat und dieser von vornherein mit einem fest umrissenen Kriegsziel in den Kampf eingetreten ist. Jedem drängt sich hierbei der Gedanke an Bismarck im Jahre 1871 oder an Friedrich den Großen nach dem ersten Schlesischen Kriege auf; die Beispiele ließen sich noch beliebig vermehren. Indes auch ein Krieg gegen eine Koalition schließt für den Sieger einen Annexionsfrieden nicht aus. Allerdings ist er dann schwieriger zu erreichen und an zwei Voraussetzungen geknüpft: die gänzliche Niederwerfung der Gegner oder deren Spaltung durch überlegenes diplomatisches Geschick. Auf dem einen Wege hat Napoleon I., auf dem anderen die Staatskunst Richelieus und Mazarins ihre Erfolge errungen. Als ihr Meisterwerk hat man neuerdings den Westfälischen Frieden bezeichnet. Nicht nur deshalb, weil sie darin ihre Absichten in Deutschland verwirklichte, es gelang ihr auch Österreich zur Preisgabe der verbündeten spanischen Monarchie zu bestimmen, so daß diese elf Jahre später im Pyrenäenfrieden sich die Bedingungen vorschreiben lassen mußte. Auch in dem, was Mazarin in Münster forderte, ist er geradezu vorbildlich: äußerlich angesehen, nur sehr wenig, nämlich die zerstreuten österreichischen Besitzungen und Rechte im Elsaß, aber sie bildeten die Grundlage für die allmähliche Einverleibung des ganzen Landes und damit der strategischen Beherrschung des Oberrheins und der Hegemonie über Deutschland. An die Seite stellen lassen sich dieser Leistung die russischen Friedensschlüsse mit der Pforte von 1774 und 1829. Beide Male begnügte sich das Zarenreich mit bescheidenen Abtretungen und sicherte sich dafür Zukunftsvorteile: in Kutschuk-Kainardsche das Einmischungsrecht in die innertürkischen Verhältnisse unter dem Deckmantel der Fürsorge für die christlichen Untertanen des Sultans, in Adrianopel das Bündnis von 1833 und die darin zugesagte Sperrung der Dardanellen für Rußlands Feinde im Kriegsfall.

Ein Annexionsfriede verspricht nur dann Dauerhaftigkeit, wenn er sich auf das Notwendige und Erreichbare beschränkt und über den Erfolgen des Augenblicks die Konsequenzen für die Zukunft nicht vergißt. Darin liegt auch der Maßstab für seine Beurteilung und nicht in den haarspaltenden Unterscheidungen unserer Gegner zwischen *récupération, réunion* und *désannexion*. Allzu verführerisch tritt an den Sieger die Versuchung heran, in Überschätzung seiner Leistungen den Bogen gegenüber dem Feinde zu überspannen. Das Schulbeispiel hierfür ist Napoleon I., auf dessen Friedensschlüsse sich wirklich der neuerdings geprägte Ausdruck „Gewaltfriede" anwenden läßt. Es kann nicht wundernehmen, daß Militärs besonders leicht in diesen Fehler verfallen sind. Von Bismarck wissen wir, daß ihm die übertriebenen Annexionswünsche der preußischen Generale 1866 die Verhandlungen sehr erschwert haben. Jedoch auch gewiegte Politiker sind der Gefahr mehr als einmal erlegen. Die Geschichte Ludwigs XIV. und der Vertrag von Santo Stefano zeugen davon. Noch immer hat sich solche Maßlosigkeit bitter gerächt. Napoleon hat dadurch die Todfeindschaft und den Rachekrieg der

Besiegten entfacht; gegen den Sonnenkönig sind stets neue, umfassendere Koalitionen erstanden, und die Russen haben 1879 den Einspruch der Mächte und die Demütigung des Berliner Kongresses selbst heraufbeschworen. Ebenso verhängnisvoll ist jedoch schwächliche Zurückhaltung nach siegreichem Krieg und unbegründete Schonung des Feindes. Das hat unser Volk 1815 am eigenen Leibe erfahren, als die europäische Diplomatie dem überwältigten Frankreich — allerdings gegen das Verlangen der preußischen Generale — Elsaß und die lothringischen Festungen beließ und ihm somit die Möglichkeit zu neuen Übergriffen in Deutschland gab. Eben damals hat auch England die hoffentlich unwiederbringliche Gelegenheit, Antwerpen in Besitz zu nehmen, kurzsichtigerweise verpaßt.

Auch der Annexionsfriede stellt an den abschließenden Staatsmann die höchsten Anforderungen. Wie mustergültig ihnen Bismarck 1864 und 1866 gerecht geworden ist, hat Johannes Hallers aufschlußreiche Schrift „Bismarcks Friedensschlüsse" letzthin aufgedeckt. Von unserem großen Kanzler stammt das Wort, man soll niemals nehmen, was man haben könne, sondern nur, was man brauche und — dürfen wir hinzufügen — was man halten könne. Kein objektiver Beurteiler wird bestreiten, daß das Preußen Friedrich Wilhelms II. und Friedrich Wilhelms III. die polnischen Erwerbungen von 1795 ebensowenig behaupten konnte wie Österreich die entlegenen spanischen Niederlande. Die oberste Richtschnur müssen stets die Interessen des Staates und die militärische Notwendigkeit bilden. Es gilt nicht mehr, aber auch nicht weniger zu fordern. Insofern hat Bismarck doch wohl 1871 mit dem Verzicht auf Belfort einen Fehler gemacht, der den heutigen Rachekrieg Frankreichs, wenn nicht ermöglicht, so jedenfalls gefördert und erleichtert hat. Andererseits hat er aber als unvermeidliche Konsequenz der Abtretung Elsaß-Lothringens die Revanche und das „cauchemar des coalitions" in Kauf genommen.

Ein solches Risiko birgt der **Verständigungsfriede** nicht in sich. Streng genommen enthält ja jeder Friedensschluß eine Verständigung der Kriegführenden; das unterscheidende Merkmal zum Annexionsfrieden liegt darin, daß hier der Friede zwischen ihnen auf Grund eines Ausgleiches zustande kommt. Eine Vergewaltigung des Gegners gibt es nicht, indessen sind Grenzregulierungen, Gebietserweiterungen und sonstige Zugeständnisse gemäß der militärischen, politischen und wirtschaftlichen Lage sehr wohl möglich. Noch mehr als beim Annexionsfrieden ist es hier geboten, den richtigen Zeitpunkt zu erfassen, in dem der Feind so mürbe oder so geschwächt ist und die eigenen Wünsche so weit erfüllt sind, daß die Waffen niedergelegt werden können. Diesen Moment heißt es ruhig abwarten, aber dann nicht ungenutzt verstreichen lassen. Hierin sind zumal die Engländer von jeher Meister gewesen.

Der Verständigungsfriede ist der Ausgang der meisten Koalitionskriege, die wir kennen: der Dreißigjährige Krieg, der spanische Erbfolgekrieg und der Befreiungskrieg haben so geendet. Auch die drohende oder tatsächliche Einmischung Dritter hat wie 1879 so noch öfter dazu geführt. Für einen Waffengang zu zweit ist ein Kompromißfriede dann die beste und häufig die einzig mögliche Lösung, wenn keiner von ihnen einen vollen Sieg errungen und die Niederwerfungsstrategie versagt hat, wenn der eine bloß zur Verteidigung, ohne positives Programm den Kampf aufgenommen hat, oder wenn innere Erschöpfung und Kriegsmüdig-

keit einen baldigen Friedensschluß erheischen. Auf alle diese Fälle trifft das Ende des Siebenjährigen Krieges in Europa zu.

Die meisten Verständigungsfrieden sind auf Kongressen zustande gekommen. Vom Westfälischen Frieden 1648 bis zur Londoner Botschafterkonferenz von 1913 zieht sich eine oft länger oft kürzer unterbrochene Reihe solcher Versammlungen hin. Nichts hat Bismarck bei seinen Friedensschlüssen so beunruhigt wie das Schreckgespenst eines europäischen Kongresses. 1866 hat er darum die anfängliche Forderung Sachsens fallen lassen, 1871 mit aus dieser Erwägung heraus Belfort preisgegeben. Denn er hatte aus der Geschichte gelernt, daß sich ein Kongreß nur allzu leicht zu einem Gericht über die kriegführenden Parteien auswächst und auf ihm nicht die militärische Lage, sondern die Interessen der vermittelnden Mächte entscheiden. Vor allem England hat es meisterhaft verstanden, bei dieser Gelegenheit seine Geschäfte zu betreiben. Die Kongresse von Utrecht (1713), Wien (1815), Paris (1856) und Berlin (1878) bezeichnen Etappen in dem Ausbau des britischen Weltreiches — auf Kosten anderer. Besonders Deutschland ist von 1648 bis 1815 immer wieder „um der Ruhe Europas willen" des Lohnes seiner Opfer und Erfolge beraubt worden. In seiner Zerrissenheit und Ohnmacht bot das alte Reich den großen Mächten das geeignetste Objekt für Gebietsaustausch und Befriedigung von Entschädigungsansprüchen. Auf diese Weise haben sich Franzosen, Schweden und Dänen auf seinem Boden festsetzen können, und es hat nicht viel gefehlt, daß sich Russen, Polen und Spanier dazu gesellten. Mit unserem Vaterland hat das ebenso zerklüftete Italien Jahrhunderte hindurch dieses Schicksal geteilt und bei ihrem Untergang die polnische Adelsrepublik, durch deren Aufteilung 1772 und dann wieder 1815 die russisch-preußisch-österreichischen Krisen beigelegt worden sind. Im 19. Jahrhundert traten der Balkan und die übrigen Lande des „kranken Mannes" an ihre Stelle: hier wurden 1856, 1879 und 1913 die großen Gegensätze ausgeglichen. Und nach der Konsolidierung Europas dienten mehr und mehr die Kolonien und die Übersee diesem Zweck.

Das Zeitalter der Kabinettspolitik fand kein Arg darin, zur Erzielung einer Verständigung Fürsten und Throne auszutauschen. 1735 mußte der Herzog von Lothringen den französisch-habsburgischen Frieden bezahlen und aus seinem von den Bourbonen begehrten Stammland nach dem gerade verwaisten Toskana wandern. In großem Maßstab hat bekanntlich Napoleon I. in Deutschland diese Praxis ausgeübt, und noch nach dem Erwachen der nationalen Bewegung ist in Wien 1814 der glücklich wieder fallen gelassene Gedanke aufgetaucht, die heißumstrittene sächsische Frage durch die Verpflanzung der Albertiner an den Rhein zu lösen.

Auch die Pufferstaaten gehören in diesen Zusammenhang. Die meisten von ihnen sind ein Produkt des Verständigungsfriedens, bestimmt zur Erhaltung des Gleichgewichts und zur Milderung der Reibungsflächen zwischen rivalisierenden Großmächten. Belgien ist dafür das klassische Beispiel und zwar mit allen drei Epochen seiner neueren Geschichte: mit dem Barrieretraktat von 1713, der Vereinigung mit Holland 1815 und der Neutralitätserklärung von 1831/39. Die „Pufferpolitik" ist später auch auf dem Balkan angewandt worden: Rumänien, Serbien und Bulgarien verdanken ihr das Dasein. Die Pufferstaaten haben freilich vielfach sich als ein untaugliches Mittel der Verständigungspolitik erwiesen und die von ihren

Gründern gehegten Hoffnungen nicht erfüllt. Über Belgien braucht heute kein Wort mehr gesagt zu werden. Aber Bulgarien ist keineswegs, wie es die Russen 1878/79 erhofft und ihre Gegner befürchtet hatten, zu einem Bollwerk des Moskowitertums auf dem Balkan geworden. Ein neuerer Darsteller des Königreiches hat die jüngste Geschichte des Balkans geradezu als „die Geschichte dieses Irrtums der Staatsmänner Europas" bezeichnet.

Der Verständigungsfriede ist eine so komplizierte Erscheinung, daß er oft, zumal nach einem großen Koalitionskriege, sowohl einen Verzicht wie Annexionen in sich schließen kann. So hat auf dem Wiener Kongreß Preußen von der Erwerbung des ganzen Sachsen Abstand genommen und Zar Alexander sich mit einem Teile Polens begnügt. Häufiger ist die Verbindung zwischen Annexions- und Verständigungsfrieden, dergestalt, daß der Sieger einem seiner Gegner den Frieden diktiert, mit dem anderen sich vergleicht. Diesen Weg hat Napoleon I. 1807 in Tilsit, Bismarck 1866 eingeschlagen, jedoch auf sehr verschiedene Weise und mit ganz entgegengesetztem Erfolg. Denn während der Korse nur einen unhaltbaren Kompromiß mit dem Zarenreich zustande brachte und ihm für den unabwendbaren Entscheidungskampf den Bundesgenossen in dem schnöde behandelten Preußen geradezu zuführte, hat der deutsche Staatsmann durch die Schonung Österreichs die spätere Aussöhnung und dauernde Verbindung vorbereitet, und anderseits durch die gewiß nicht bescheidenen Annexionen in Norddeutschland die Grundlage zum neuen Reich geschaffen und so einen nochmaligen Waffengang mit Habsburg über die deutsche Frage verhütet.

Nicht selten läuft der Verständigungsfriede, rein äußerlich betrachtet, auf die Wiederherstellung des Status quo ante hinaus. Aber auch hier sind Unterschiede zu machen. Wenn dieses Ergebnis die Folge eines resultatlosen Kampfes und gegenseitiger Ohnmacht ist, wie der Aachener Friede nach dem österreichischen Erbfolgekrieg (1748), so bedeutet es nur ein Atemholen und ein Hinausschieben der Entscheidung. In anderen Fällen bezeichnet die Aufrichtung des Status quo einen positiven Abschluß. Der Hubertusburger Friede von 1763 hat die Landkarte Europas nicht verändert, aber er bezeugte aller Welt, daß Preußen in dem siebenjährigen Schicksalskrieg nicht allein Schlesien und die Unantastbarkeit seiner Grenzen, sondern auch seine Großmachtstellung siegreich behauptet hatte. Alle Pläne zur Niederwerfung des „neuen Vandalenkönigreichs" waren endgültig gescheitert. Und den damals nicht erlangten Gebietszuwachs hat Friedrich der Große neun Jahre darauf gewonnen, mit Recht hat sein Biograph die Erwerbung Westpreußens die späte Frucht des dritten Schlesischen Krieges genannt.

Verzicht- und Verständigungsfriede sind also keineswegs identisch. Auch bei einem Kompromißfrieden gibt es Sieger und Besiegte. Weite Annexionen sind dazu nicht erforderlich. Sieger ist stets und bei allen Friedensarten derjenige, der das Ziel, das er mit dem Kriege verfolgte, im richtigen Augenblick und in der bestmöglichen Form erreicht.

Nachrichten und Mitteilungen.

Adolf v. Harnacks Reden und Aufsätze: „Aus der Friedens- und Kriegsarbeit". „Wir treiben Geschichte, um die Vergangenheit los zu werden und um die Gegenwart zu verstehen" — dieses Wort, das Harnack einmal gelegentlich in einer Vorlesung äußerte, könnte man als Leitspruch an die Spitze der neuen, dritten Sammlung von Reden und Aufsätzen des Berliner Kirchenhistorikers setzen. Mit der Geschichte heben sie an, mit der Gegenwart hören sie auf, aber das Eigenartige ist die Verknüpfung beider Größen: die Vergangenheit ist durchleuchtet von Fragen der Gegenwart, und diese wieder ist von der Geschichte her verstanden; so schließt sich der Ring. Die Vergangenheit verschwindet, weil sie in der Gegenwart aufersteht und diese schon in ihr lebt, und die Gegenwart gewinnt ihre Kraft und ihren Ernst, wenn sie in der Geschichte fußt, sie entgeht der Gefahr, als Luftblase zu zerplatzen. „Wir gehen einem philosophischen Zeitalter der Wissenschaften entgegen" (S. 172); die Geschichte, so verstanden, wie Harnack sie verstanden wissen will, ordnet sich diesem Zeitalter ein. Und erklimmt damit eine neue Höhe; die ihr freilich längst bekannt war, die sie aber noch nicht klar erfaßt hatte: sie wird Lehrmeisterin für das Leben. Das Geheimnis der weittragenden Wirkung Adolf v. Harnacks liegt hier: Vergangenheit und Gegenwart zu Lebenswerten zu verknüpfen. Er wird niemals Antiquar und Chronist, auch in den feinsten und gelehrtesten Detailuntersuchungen nicht; lebendige Kraft bohrt in die Tiefen und läßt den verborgenen Quell ins helle Sonnenlicht emporsprudeln, auf daß er erquicke und erfreue. Das heißt Geschichte verstehen, und das ist etwas ganz anderes als Geschichte wissen. Man kann Kompendien lernen und Zahlen sich einprägen, aber von Geschichte versteht man darum noch gar nichts; der Geist ist's, „der lebendig macht", er haucht dem toten Stoffe Leben ein und läßt ihn sprechen. „Wissenschaft ist die Erkenntnis des Wirklichen zu zweckvollem Handeln" (S. 178). Die Zwecke sind von unendlicher Mannigfaltigkeit, aber sie sammeln und ordnen sich rasch, sie stufen sich ab, und Adolf Harnack setzt an ihre Spitze das religiöse Ethos. Das ist das Große dieser Sammlung von Reden und Aufsätzen aus ganz verschiedenen Gebieten, daß sie einen starken Zuzammenklang finden in der Macht der Religion. Die Sammlung ist Wilhelm Herrmann in Marburg gewidmet zum 70. Geburtstage; ein Satz aus Herrmanns „Ethik" ist voraufgeschickt: „Die Ehrfurcht vor Personen, die innere Beugung vor der Erscheinung sittlicher Kraft und Güte ist die Wurzel aller wahrhaftigen Religion", und das Buch illustriert ihn fortlaufend. Und es wäre ein Irrtum, zu sagen: da spricht eben der Theologe. Nein, da redet der Mensch, den die Lebenstatsachen zwingen, bei der Mechanik der Erscheinungen nicht stehen zu bleiben, vielmehr zur Selbständigkeit des Lebendigen emporzuklimmen und seinen Gipfel im religiösen Ethos zu begreifen.

In der Eröffnungsrede des Fortbildungskurses der Baltischen literarischen Gesellschaft in Riga im August 1913 sprach sich Harnack methodologisch „über wissenschaftliche Erkenntnis" (S. 173—201) aus — ein Programm seiner Forschungsart, weit und einladend, auch die liebenswürdige Verbeugung vor der studierenden Frau nicht vergessend: „Wir Männer sollten uns freuen, daß wir jetzt auch in der Erkenntnis und Wissenschaft Gefährtinnen haben." Aber was ist Wissenschaft? „Hier gilt als erster Satz: die Wissenschaft hat ihre Stufen." Zu unterst kommt das Feststellen, Analysieren und Ordnen, die zweite Stufe ist die Erkenntnis des Kausalzusammenhangs, endlich die dritte die Erforschung des Lebens. Man kann auf der ersten oder zweiten Stufe stehen bleiben und kann Großes, vorab quantitativ vieles dort leisten: Oskar v. Gebhardt blieb „bei der Textkritik und Feststellung und Ordnung des Materials" stehen — ein Meister der ersten Stufe, aber kein Meister wissenschaftlicher Erkenntnis. Wilhelm Ostwald verdichtet die Kausalerkenntnis zum energetischen System der Welt — ein Meister der zweiten Stufe, aber zu anspruchsvoll, wenn die Fülle der Erscheinungen in der Eins „der Kraft" aufgehoben werden soll. Es fehlt das „principium individuationis", welches das Eine zur Fülle des Vielen macht. Der Lebensreichtum spottet der mechanisierenden Eins. Aber läßt sich das Leben erforschen? Es läßt sich wenigstens verstehen und dem Verstande in „Vermutungsevidenz" nahebringen. Mittelst der

Ideen; die finden wir in und an der Lebenswelt, sie machen sie transparent. Wenn Harnack auch das Wort nicht gebraucht, sachlich kommt diese Ontologie der Geschichte auf die moderne Transzendentalphilosophie hinaus. Und so befremdet es durchaus nicht, die drei Stufen noch durch eine vierte der Wertung und Normierung überwölbt zu sehen. Die Kategorien der Normen und Werte sind ja nur eine besondere Art von Ideen, entsprungen aus dem Lebendigen als bewußtem Geiste. Und das Endziel wäre, „das Ganze in seiner Totalität zu erforschen, also Mechanismus, Leben, Ethik, Geschichte, und dazu die geistigen Forschungsinstrumente selbst zu begreifen, die zu den Erkenntnissen führen". Aber das wird immer Aufgabe bleiben.

Es hätte dieser Aufsatz Harnacks an die Spitze gehört; denn er ist der Schlüssel zu dem Reichtum der Schatzkammer. Man fühlt sich unwillkürlich veranlaßt, die Einzelbeiträge auf die Stufen zu verteilen, aber man wird gewahr daß das in den seltensten Fällen glatt geht, es sind in der Regel jeweilig mehrere Stufen beteiligt. Je höher, desto freier und reiner weht die Luft. Und Harnack reißt den Stoff vollbewußt in die Höhe und seine Leser mit ihm — sie spüren in allem bewußten Geist und darum Wert.

„Feststellen, Analysieren und Ordnen" — man möchte fast sagen: echte und rechte Bibliothekarsarbeit, mechanisch und ein hartes Muß. Aber der Generaldirektor der Kgl. Bibliothek belehrt eines anderen, er lehrt das scheinbar Trockene sprechen und haucht dem spröden Stoffe Leben ein. „Die Benutzung der Kgl. Bibliothek und die deutsche Nationalbibliothek" lautet ein Aufsatz. Der flüchtig Blätternde schaut Zahlen und abermals Zahlen: „Verlangt wurden Werke ... Ausgegeben wurden Werke ... nicht vorhanden waren ... Verliehen waren ... der Zeitschriftensaal wurde benutzt von ... Musikalien wurden zur Benutzung gestellt ... Nach auswärts versandt wurden" — die dahinter gesetzten Ziffern werden größer und größer, der Stoff scheinbar immer trockener. Tatsächlich jedoch meistert Harnack die Zahlen zu einer prächtigen Darstellung der Geistesentwicklung des deutschen Volkes mit der Aufgipfelung zur Forderung einer Nationalbibliothek, die trotz und neben der „Deutschen Bücherei" in Leipzig eine Notwendigkeit bleibt und ihrer Verwirklichung auch nahe ist. Unmerklich fast ist der Leser in stetig steigender Spannung am Schlusse des Aufsatzes in die dritte, ja vierte Stufe der Wissenschaft emporgeführt worden. Die oft so trockene bibliothekarische Arbeit empfängt ihren Adel durch die Idee, in deren Dienst sie steht — ein Meisterbeispiel, „wie alles sich zum Ganzen fügt". Und nun setzt die kraftvolle Fuge der „Geschichte der Kgl. Bibliothek", die Weihrede zum neuen Hause am 22. März 1914 ein, mit dem prächtigen Schlußsatze, der fast wie eine plötzliche Inspiration wirkt: „Wenn ich am heutigen Tage einen kühnen Vorschlag für die Aufschrift wagen darf, so wären es die Worte: „Veni, Creator Spiritus" oder einfach „Creator Spiritus". Sie würden an das „Nutrimentum spiritus" (am alten Gebäude) noch immer erinnern, aber wie eine lohende Flamme über dem Hause stehen und der tiefsten Erkenntnis und dem heißesten Wunsche Ausdruck verleihen" (S. 171).

„Feststellen, Analysieren, Ordnen", das heißt: auch das Kleinste nicht übergehen und übersehen. Ihm Wert abgewinnen wird die Aufgabe. Dazu bedarf es des Abhorchens und Einfühlens in den Stoff, es liegt nicht alles am Wege, das meiste muß sogar herausgeholt werden. Darum geht mancher achtlos an Wertvollem vorüber. Die Geschichte ist niemals, sogar als Chronik nicht, ein Nebeneinanderstellen gebundener Bücher, der Geist hat immer erst selbst zu „binden" d. h. auszuwählen, herauszulocken, zu entdecken am Stoffe, und der Geist-Vollste ist hier der Meister. Harnack ist bekannt durch jene kleinen, feingemeißelten Studien, die aus achtlos beiseite geworfenen Brocken in vorsichtig tastender, jeden Winkel durchforschender, Abgeschlagenes ergänzender und in den Zusammenhang hineinstellender Kleinarbeit langsam aber sicher ein Ganzes, und zwar ein wertvolles, erstehen lassen. Dann ist wieder scheinbar Totes ins Leben gerufen und eine Wertumwertung geschaffen: alles, was zugrunde geht, ist wert, daß es besteht! In der neuen Sammlung von Harnacks Reden und Aufsätzen sind die Abhandlungen über „die älteste Kircheninschrift" und „die älteste Kirchenbibliotheksinschrift" derartige Meisterstücke. Aus wenigen Zeilen wird jeweilig ein ungemein anschauliches Bild gewonnen; ich wüßte für den Anfänger kein besseres Beispiel, die Kunst wissenschaftlicher Textinterpretation zu lernen, und auch der Geschulte ist entzückt von der Leitung durch die Meisterhand und lernt

neu und viel. Hier versteht man, wie Harnacks kirchenhistorisches Seminar die Pflanzstätte wissenschaftlicher Forschung mit weitesttragender Wirkung geworden ist. Tausende haben Augustins „Konfessionen" gelesen, aber sie haben achtlos an dem vorbeigelesen, was Harnack jetzt als ihre „Höhepunkte" (S. 67—100) entwickelt, die Einleitung, aus der „nicht weniger als eine ganze Theorie der Religion und der christlichen Religion in nuce" herausgeholt, und Buch VII, 10ff, woselbst „eine ekstatische Schauung nach dem Rezept platonischer Philosophen" mit der Gewißheit: „Gott ist" als Erlebnis dargestellt, und endlich Buch VIII 5ff., wo die Wahrheitserkenntnis zum ethischen Handeln weitergeführt wird, bis dann am Todestage der frommen Mutter die letzte „Schauung" den höchsten Höhepunkt für Augustin selbst, in Wahrheit doch nur wieder einen Anfang bedeutet.

Nun hat beim „Feststellen, Analysieren, Ordnen" des christlichen Stoffes eine Richtung, die man die „religionsgeschichtliche" zu nennen pflegt, die Tore ganz weit geöffnet, den reichen Strom antiker, synkretistischer Religiosität einströmen lassen, zahlreiches Vergleichsmaterial gewonnen und sich in der Behauptung von Abhängigkeiten scheinbarer christlicher Ursprünglichkeit versucht. Harnack hat sich dieser Richtung gegenüber von jeher zurückhaltend, ja spröde verhalten, an Reibungen, selbst Zusammenstößen hat es nicht gefehlt, auch scharfe Worte sind hüben wie drüben gefallen, wie das so geht im Wettstreit der Meinungen. Im letzten Grunde wirkt hier wohl bei Harnack der Einfluß Albrecht Ritschls nach, der in heiliger Scheu vor dem Mysterium des Neuen Testamentes der Profanation durch Fremdstoff widerstreben ließ. Ablehnung ist das nicht, aber Abneigung. Harnack ist weit entfernt, die starke Anregung und Förderung zu verkennen, die von dieser Seite, vorab durch die Mitarbeit der Philologen, der Theologie kam, aber er warnt vor einem Zuviel. Und das ist berechtigt. „Die 'Vorvermutung' mancher heutiger Forscher, nicht nur philologischer, geht bei urchristlichen Begriffen, die sie untersuchen, dahin, daß sie nicht orginal sind, auch nicht aus dem Judentum stammen, auch nicht aus der griechischen Philosophie, sondern aus einer alten Mysterienreligion" (S. 18). Dabei ist es für Harnacks Stellungnahme günstig, daß „man die vorausgesetzte Mysterienreligion in der Regel selbst erst konstruieren und bis in den Anfang unserer Zeitrechnung hinaufführen muß. Aber andererseits stehen wir auf diesem sehr schwierigen Gebiet doch erst in den Anfängen, und Überraschungen sind nicht ausgeschlossen. Es ist von Fall zu Fall zu entscheiden, und oft genug wird das Urteil in der Schwebe bleiben. So in dem Falle: „Über den Ursprung der Formel: Glaube, Liebe, Hoffung" (S. 1—21). Harnacks jetzige Erklärung, von Reitzenstein „nicht überzeugt" zu sein, ist vorsichtiger gehalten als die ursprüngliche Ablehnung in den „Preußischen Jahrbüchern" (Bd. 164). Eine feine Ergänzung zu jenem Aufsatz ist der andere: „Griechische und christliche Frömmigkeit am Ende des 3. Jahrhunderts" (S. 45—66), die eingehende Analyse des Briefes des Porphyrius an seine Gattin Marcella. Hier treffen sich antike und christliche Welt im Tiefsten — und bleiben doch geschieden. „Es fehlte der neuplatonischen Religionsphisophie die Kraft der Exklusive; daran ist sie gestorben." Und jene „Vorvermutung"? Man nannte sie ehedem „heuristisches Prinzip" und kann ohne solche gar nicht auskommen in der Wissenschaft. Das sagt Harnack selbst: „sofern durch Werkzeuge etwas erzeugt werden kann, was ohne sie nicht vorhanden war, muß die Idee dessen, was sie herstellen sollen, bereits gefaßt sein. Diese Idee kann aber niemals einfach aus der in der Umwelt gemachten Erfahrung entsprungen sein." Die „Vorvermutung" tut's also nicht, sondern nur ihre falsche Anwendung: sie darf den Stoff nicht vergewaltigen.

„Niemals einfach" kann die Idee aus der in der Umwelt gemachten Erfahrung gewonnen werden. Aber auch nicht ohne sie. Die Leitideen der Geschichte werden uns bewußt aus der historischen Mannigfaltigkeit, um dann als transzendentale *principia individuationis* neue Mannigfaltigkeit zu meistern und bewußt zu machen. Diese Ideengewinnung und dann wieder Ideenveranschaulichung ist das feinste Instrument in Harnacks Arbeitszeug; es gibt den Werken die letzte Rundung, den Glanz und die Lebenswahrheit. Mit ihm hat der bescheiden sich „eine Skizze" nennende Aufsatz „Die Askese" die in unendlicher Mannigfaltigkeit emporsprudelnden Wasser in „vier verschiedene Hauptströme" zu lenken gewußt: Heiligkeitsaskese, Opferaskese, Ertüchtigungsaskese, Erlösungaskese, und sie dadurch verstehen gelehrt. Wozu man freilich die ergänzenden

Bemerkungen von Harnacks Schüler G. Krüger (Theol. Rundschau 1917 S. 66f.) vergleichen wolle, die in interessanter Weise zeigen, daß das Leben der Geschichte zwar durch leitende Ideen für das Verständnis reguliert, aber nicht ganz ausgeschöpft werden kann, da es reicher ist und über die Fassungen hinausquillt. Aber wie glänzend hat Harnack „den Geist der morgenländischen Kirche im Unterschied von der abendländischen" gefaßt! Eine kleine „Symbolik" d. h. vergleichende Konfessionskunde unter systematischem Gesichtspunkt! Gewiß für den Kundigen nicht neu, aber so las man's eben doch noch nicht, die eingezogenen Linien der Ideen schaffen neue Orientierung. „Der autoritative Priester und die mediokre Frömmigkeit gehören enger zusammen als der Priester und der lebendige Glaube „La médiocrité fonda l'autorité"; „im Jesuitenorden hat sich das alte Mönchtum sozusagen selbst aufgehoben"; „so wie die morgenländische Kirche ist, mußte sie Tolstoi zugleich verdammen und apotheosieren" — in derartigen knappen Sentenzen steckt jeweilig ein Stück Geschichte für sich. Daß aber morgenländische und abendländische Kirche nicht nur, vielmehr auch morgenländischer und abendländischer Geist überhaupt vom Unterschiede der Religion und nicht etwa der Rasse, „dem dunkelsten Faktor, den es gibt", aus begriffen werden müssen, ist unwiderleglich.

In dieser Abhandlung findet sich auch der Satz: „In den letzten Jahrzehnten ist der abendländische Einfluß in Rumänien die stärkste Kraft geworden, und der Herrscher führt diese Nation der abendländischen Völkerfamilie zu." Dazu muß man ja leider jetzt sagen: „Es war einmal"; und ob es wieder so wird wie einstens unter König Carol, ist mehr als fraglich, die Laune der Stunde kann das ganze Geschick des unglücklichen Landes verscherzt haben. Dann wäre die Weltgeschichte das Weltgericht, und die Geschichte präsentierte uns selbst die Normen und Werte, die wir aus ihr gewinnen sollen. Ich könnte sie im Anschluß an einen Artikel Harnacks aus dem „Tag", der in der neuen Sammlung der Reden und Aufsätze wieder abgedruckt ist, in den Satz fassen: „Die weiße Weste bleibt" d. h. das sittliche Urteil. Wir danken Harnack, daß er mit aller Energie, ja, mit heiligem Zorne die Pflicht der politischen Ethik vertritt. „Wenn ich nicht mehr sittlich handeln kann, höre ich auf, Mensch zu sein." „Solange unsere Regierung sich von der politischen Ethik leiten läßt, werden alle inneren Angriffe auf unseren Staat das Geschick des Mückenschwarms teilen, der gegen ein Glasfenster stürmt." Ich füge hinzu: auch ein gut Teil der äußeren Angriffe. Denn Harnack hat nur zu sehr Recht mit dem Worte: „Die Urteile über die Dinge sind viel wirksamer als die Dinge selbst" — der ganze gemeine Lügenfeldzug der gegnerischen Presse arbeitet darum auf die Erzielung eines Urteils und dagegen hilft nur Eines: die ethische Kraft des guten Gewissens und der sittlichen Tat. „Wie bisher wollen wir Deutschen in der politischen Ethik vor unseren Gewissen und deshalb vor dem Richterstuhl der Geschichte bestehen können, und wir danken es unserer Regierung, daß sie uns das Vertrauen gibt, es werde so bleiben."

Dabei sind wir von Sentimentalitäten frei. Wir haben sie verlernt, und auch diese Freiheit ist Sittlichkeit. Ein wenig an Sentimentalität — Harnack spricht etwas vorsichtiger von „Optimismus", aber Sentimentalität ist hier Optimismus in Moll gewesen — erinnert die „Rede zur deutsch-amerikanischen Sympathiekundgebung" am 11. August 1914. „Der Geist des bürgerlichen Mutes und der Freiheit, der Geist der tiefen religiösen und sittlichen Kultur, von der aus dieser amerikanische kräftige Schößling aufgeblüht ist, der Respekt vor dem Recht" — alle diese Pfeiler sind inzwischen brüchig geworden, und je faszinierender sie als das scheinbar kostbarste Menschheitsgut, das die Demokratie zu verschenken habe, wirken, gerade auch auf die Neutralen wirken, desto kräftiger muß die furchtbare Selbsttäuschung dieser Autosuggestion betont werden. Pfeiler der Gesellschaft sind jene Tugenden gewiß, aber daß nur die Demokratie sie gebe, ist nicht wahr, Deutschland zeigt ihr Wohnrecht und ihre Wirkungskraft unter der Monarchie, und sie gedeihten dort besser, so gewiß sie noch der Pflege bedürfen. Wir haben es da nicht nötig, über den Ozean hinüberzublicken, die eigene Tüchtigkeit wird's zu schaffen wissen. „Nun werden sie sehen, daß dieses große Gehorchen nicht nur Zucht war und ist, sondern auch Wille! Sie werden, sehen, daß dieses große Gehorchen nicht Kleinigkeit und Tod ist, sondern Kraft und Leben." Man braucht nur einmal längere Zeit unter einer Demokratie zu leben, um zu erkennen, daß ihre beglückende Kraft Trug und Schein ist und daß gerade sie in manchen Dingen eine

schlimmere Tyrannei ist als die so verschrieene und doch so wohlbewährte deutsche Monarchie. Hier hat die historische Entwicklung der einzelnen Völker das entscheidende Wort; niemand wird die Schweiz unter eine Monarchie zwingen wollen, so sollte man auch die monarchische Tradition in Deutschland respektieren.

Harnack stellt neben Deutschland und Amerika als dritten berufenen Hüter jener Tugenden — England. „Ich verhülle mein Haupt! Weiter sage ich nichts." Wir danken Harnack, daß er doch noch etwas mehr gesagt hat. Er hat englischen Theologen eine mannhafte Antwort auf eine scheinheilige Adresse gegeben. Klar und bestimmt, gerecht und nur darum scharf. „Großbritannien reißt den Damm ein, der Westeuropa und seine Kultur vor dem Wüstensande der asiatischen Unkultur Rußlands und des Panslawismus geschützt hat." „Neid ist die Wurzel alles Übels", „England leitet den ungeheuren Weltkampf aus gemeinem Konkurrenzneid und es führt ihn als Pirat." Wie wahr das ist, wissen wir im neutralen Lande womöglich noch besser als die Heimat selbst. England ist der unerbittliche, grausame Henker, der im Namen der Völkerbefreiung — das ist der grausige Hohn! — die Völker stranguliert. Und möchten doch alle die über die belgische Neutralitätsverletzung Zeternden Harnacks Wort bedenken: „Hätte Großbritannien das Schwert **für uns** gezogen, wenn Frankreich die Neutralität Belgiens durch einen Durchmarsch verletzt hätte? Sie wissen ganz genau, daß Sie diese Frage verneinen müssen!"

„Siegen wir — und der Sieg ist uns mehr als eine bloße Hoffnung —, so werden wir uns ebenso wie bisher für die höhere Kultur, für die Wissenschaft und für den Frieden Europas verantwortlich fühlen und den Gedanken weit von uns weisen, eine Hegemonie in Europa aufrichten zu wollen." So ist auch von „Annexionspolitik" keine Rede, auch nicht in den beiden ergreifenden Aufsätzen: „Die Leistung und die Zukunft der baltischen Deutschen" und „Die deutsche Universität Dorpat." „Wir hatten gebauet ein stattliches Haus" — außerordentlich fein, sich vielfach mit Joh. Hallers bekannten Ausführungen berührend, wird die deutsche Kolonisationsarbeit in den Ostseeprovinzen entwickelt und gewürdigt — „eine kolonisierende Minorität vermag sich schlechterdings nur als Herrenvolk zu halten" — und dann die Perspektive gewonnen: „wenn aber auch die Hoffnung vieler sich nicht erfüllen sollte und das Deutsche Reich die baltischen Provinzen nicht erobert oder nicht behält, so darf doch mindestens heute noch nicht der Gedanke aufkommen, die Aufgabe der Deutschen in Rußland sei nunmehr erfüllt und die deutschen Provinzen Rußlands seien für die deutsche Kultur verloren." Das heißt wieder aus der Geschichte eine Idee gewinnen, die in gleicher Weise historisch richtig wie politisch wertvoll und brauchbar ist: Kulturwirkung ist nicht an politischen Besitz geknüpft, sondern überragt ihn.

Die internationalen wissenschaftlichen Bande sind gegenwärtig zerrissen; Harnack muß in seinem „Bericht über die Ausgabe der griechischen Kirchenväter" darüber klagen, daß „jetzt die Verwaltung der französischen Nationalbibliothek selbst neutralen Gelehrten, die für uns arbeiten, brüsk ihre Tore verschlossen hat". Das wird wieder anders werden müssen nach dem Kriege. Man wird sich wieder finden müssen, so schwer es auch ankommt. Die „Internationale Monatsschrift" unter ihrem unvergeßlichen Begründer Friedrich Althoff — der „magna pars in allen Unternehmungen für die Wissenschaft, die um die Wende des Jahrhunderts ins Leben gerufen worden sind" (S. 266) — arbeitete dafür, und Harnack stand neben dem Freunde. Die Neuarbeit kann aber nur gelingen, wenn eines zum Panier wird: „das teuerste Gut, welches uns die bisherige Entwicklung gebracht hat, die Freiheit und die Persönlichkeit" (S. 217). In aller Mannigfaltigkeit müssen beide die Einheitsgrundlage des deutschen Volkes werden; es darf nicht mehr heißen: „wenn es um Kopf und Kragen geht, sind wir einig, sonst nur, wenn die höchste Not treibt!" (S. 251). Einheit gerade im Bildungsstreben tut not.

Da sind wir nun wirklich ganz aus der Geschichte heraus und in Gegenwartsfragen darin. Aber doch nur dank der Geschichte. Sie wurde *vitae magistra*. Und ein Meister ließ sie es werden.

Zürich. W. Köhler.

Deutschland-Spanien, Arbeitsgemeinschaft deutsch-spanischer Gesellschaften.

Seit Ende der 1890er Jahre ist in Frankreich die Kulturverbindung mit Spanien, die im 17. Jahrhundert, bis in den Beginn des 18., besonders in der Literatur wieder-

holt so bedeutsam hervorgetreten, dann aber immer loser geworden war, wieder Gegenstand sorglich regen Eifers. Von südfranzösischen Universitäten naturgemäß ausgehend, von Bordeaux und Toulouse, hat sie sich als wirksamstes publizistisches Organ das „Bulletin hispanique" geschaffen, seit 1899 in Bordeaux erscheinend, wo 1908 auch ein besonderer Lehrstuhl für „Spanische Studien" neu errichtet ist. Ebenfalls von Bordeaux aus wurden 1908 als Grundlage für eine „entente universitaire franco-hispanique" Studenten- und Professorenaustausch angeregt und durch bereitwilliges Entgegenkommen spanischer Gelehrten auch schnell ins Leben gebracht, der Studentenbesuch bisher allerdings nur von französischer Seite. Alle in Verfolg hiervon durch die Franzosen in Spanien geschaffenen Studieneinrichtungen sind in dem am 26. März 1913 eröffneten „Institut Français" in Madrid zusammengefaßt, und in Paris ist das vor wenigen Jahren an der Universität begründete „Centre d'études hispaniques" vor kurzem zu einem „Institut d'études hispanisques" erweitert worden. Drei Lehrstühle finden sich hier: für spanische Sprache, für spanische Kunst und für spanisches Recht.

Der Krieg hat natürlich alle diese und noch andere nebenhergehende Bestrebungen auf französischer Seite heftig angefeuert, den macht- und auch wirtschaftspolitischen Charakter an dieser ganzen „entente intellectuelle et morale" mehr oder weniger deutlich hervortreten lassen.

Angesichts so rühriger Tätigkeit Frankreichs ist es mit Genugtuung und Dank zu begrüßen, daß jetzt auch Deutschlands Arbeit auf gleichem Gebiet ein weit umfassendes und festes Fundament haben soll.

Am 4. Juni dieses Jahres wurde in Frankfurt a. M. der Zusammenschluß derjenigen auf Spanien bezüglichen gemeinnützigen Organisationen vollzogen, die auf Grund bestimmter Arbeitseinrichtungen die Beziehungen Deutschlands zu Spanien auf dem Gebiet der Wissenschaft, des kulturellen und wirtschaftlichen Austausches sowie des Nachrichten- und Pressewesens pflegen. Diese Arbeitsgemeinschaft wird gebildet von der „Deutsch-spanischen Vereinigung Hamburg", der „Deutsch-spanischen Gesellschaft, Sitz Frankfurt a. M." und „der Deutsch-spanischen Vereinigung München". In nahen Beziehungen steht die Arbeitsgemeinschaft als solche auch noch zu dem „Hamburgischen Ibero-amerikanischen Verein" (Sociedad ibero-americana de Hamburgo).

Die Grundlage dieses Zusammenschlusses bilden folgende Arbeitsbetriebe und Einrichtungen: 1. für die Aufklärung in Spanien: der Nachrichtendienst für die Länder spanischer und portugiesischer Zunge (Frankfurt a. M.). 2. Für die Berichterstattung und Auskunft über Spanien: der Ibero-amerikanische Nachrichten- und Archivdienst Hamburg. Von ihm werden u. a. die seit August 1917 monatlich erscheinenden „Mitteilungen aus Spanien" als periodisches Organ der Arbeitsgemeinschaft herausgegeben und den Mitgliedern der ihr angehörigen Gesellschaften kostenfrei zugestellt. 3. Für die fachwissenschaftliche Beratung und Arbeit: der Deutsche Gelehrtenausschuß für Spanien. Er ist aus deutschen Hochschulprofessoren gebildet, die in und über Spanien gearbeitet haben, und hat die Unterstützung, Zusammenfassung oder Weiterführung deutscher Forschungsunternehmungen in Spanien zur Aufgabe.

Der Pflege der Beziehungen zu Spanien auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst und des Kunstgewerbes dienen Unternehmungen, die in München zusammengefaßt werden. Spezielle Instituts-, Bibliotheks- und Archiveinrichtungen sind der Arbeitsgemeinschaft an verschiedenen Orten Deutschlands zur Verfügung gestellt, um hier in einheitlicher Weise der Beschaffung von wissenschaftlichem und Informations-Material über Spanien und die spanische Übersee obliegen zu können.

Vorort der Arbeitsgemeinschaft für 1917 und 1918 ist Hamburg, Vorsitzender Geheimrat Dr. L. Gans, Frankfurt a. M., 1. Schriftführer Prof. Dr. B. Schädel, Hamburg, der auch die Herausgabe der „Mitteilungen aus Spanien" leitet. Beitrittserklärungen (Mindestbeitrag jährlich 20 Mk.) nimmt die Geschäftsstelle der Deutsch-spanischen Vereinigung Hamburg E. V. Hamburg 36, Rothenbaumchaussee 36, entgegen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG | HEFT 2 | 1. NOVEMBER 1917

Das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten.

(Gedenkworte bei Gelegenheit seiner Jahrhundertfeier am 3. Novbr. 1917.)

Von Eduard Spranger.

Am 3. November 1817 wurde durch Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. das „Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten" in Preußen begründet und dem Freiherrn von Altenstein übertragen. In den Taten und Schicksalen dieser Behörde spiegeln sich hundert Jahre deutscher Geistesgeschichte, und zwar in der scharfen Beleuchtung, die von der Politik des führenden deutschen Staates auf dieses Gebiet des nationalen Lebens fällt. Es wäre ein reizvoller Gegenstand für den Historiker, das Werden und die Wandlungen des Ministeriums im einzelnen zu verfolgen, die mannigfachen wechselseitigen Zusammenhänge zwischen Staat, Kirche, Wissenschaft und Kunst vor uns auszubreiten, und so zugleich der Besinnung über die Zukunft eine umfassende Grundlage zu geben. Aber dazu müßten sich die Akten selbst erschließen, in denen allein die feineren und geheimen Motive bewahrt sind. Manches stille Verdienst, manche ungeahnten Hemmungen würden an das Licht gezogen werden, und mehr als an irgendeinem andern Stoff würde die Psychologie und Technik der Verwaltung sich enthüllen, dieser schwierigsten Kunst, die in den festen Grenzen von Gesetz und Recht das Persönliche zur höchsten schöpferischen Wirkung bringen soll, und die auf geistigem Gebiet sich zu dem fast unerreichbar Schweren steigert, das Ideelle selbst in feste Form zu fassen. Solange aber die Archive geschlossen sind, bleibt uns nichts anderes, als in zusammenfassender Rückschau die Entwicklung des Ministeriums dem allgemeinen Gang der Dinge einzuordnen und in wenigen Strichen die Gesichtspunkte anzudeuten, die für eine spätere Forschung etwa leitend werden könnten.

Etwas Eigentümliches, das der Biograph erfährt, der einen Menschen schildern will, begegnet uns sogleich auch hier: die Zeit des frühen Werdens ist oft ertragreicher und fesselnder als die Zeit der Reife, die, nachdem der Mensch sich selbst gefunden hat, eigentlich nur die selbstverständliche Auswirkung seines inneren Wesens ist. So liegt auch die Blüte des dreiteiligen preußischen Ministeriums vor dem genannten Tage, an dem es staatsrechtlich eine selbständige Stellung und seinen Namen erhielt. Sein wahrer Begründer ist Wilhelm v. Humboldt, in dessen hochgesinntem Geist zwei Welten sich zu schöpferischer Tat vermählten: der Geist von Goethe, Schiller, Kant mit der preußischen Staatsidee, der der Freiherr vom Stein einen neuen, das kommende Jahrhundert beherrschenden Sinn gegeben hatte. Vom 28. Februar 1809 bis zum

23. Juni 1810, also wenig mehr als ein Jahr, hat Humboldt an der Spitze der Sektion des Kultus und des öffentlichen Unterrichts gestanden. Aber was in diesem Zeitraum geschah, ist von so schwerem Gewicht, daß wir ihn als mittlere Epoche zwischen der Vorgeschichte und der eigentlichen Geschichte des Ministeriums ansetzen müssen. In ihm liegt der Ertrag der Politik des alten Preußen, soweit durch sie dem Kultus und dem Unterricht eine feste Stelle im Staatsgefüge bestimmt war; in ihm die Wurzel und die Norm der nächsten hundert Jahre, wenn überhaupt aus dem Fluß des ewig Wandelbaren ein Klassisches und Zeitbeherrschendes emporragt.

I.

Das Kultusministerium, wie wir es nach dem herrschenden Sprachgebrauch abkürzend nennen wollen, geht auf zwei Wurzeln zurück, die von früh an in enger Verbindung miteinander gestanden haben: das Konsistorium und die Ratsstube des Kurfürsten von Brandenburg. Unmittelbar nach Einführung der Reformation (1539) fand in den Jahren 1541/42 die große Visitation statt, und wie auch anderwärts verwandelte sich diese Visitationskommission — wahrscheinlich schon 1542 — in eine ständige Behörde, das Konsistorium. Luther hatte dem protestantischen Fürsten zur Pflicht gemacht, in seiner Eigenschaft als *membrum praecipuum* der Kirche des Landes das weltliche Schwert zu leihen, um sie nach außen zu schützen und innerlich zu organisieren. Was er als Liebesdienst auffaßte, ist von den Fürsten als ein Stück der Landeshoheit aufgefaßt und von der nachfolgenden Theorie als staatsrechtliches Verhältnis konstruiert worden. So wurde das Konsistorium das Organ des landesherrlichen Kirchenregiments und zugleich der Träger der geistlichen Gerichtsbarkeit, die besonders für die Ehesachen noch in Kraft blieb. Die neue Behörde scheint von Anfang an mindestens die weltlichen Räte aus der Ratsstube des Kurfürsten entliehen zu haben, die freilich selbst noch ein unorganisiertes Gebilde war. Geht man über die verfassungsgeschichtlichen Tatsachen hinaus, so lag in dem Konsistorium die Gewähr für den christlichen Charakter des Staates und der Ansatzpunkt für alle geistig-sittlichen Kulturaufgaben, die er sich später einmal setzen sollte. Die Kurmärkische Visitations- und Konsistorialordnung von 1573 ist zwar nicht die erste, aber die wichtigste Instruktion dieser Behörde und steht daher am Anfang der ganzen Entwicklung.

Durch die Umwandlung der Ratsstube in den fester organisierten Geheimen Rat, die unter Joachim Friedrich 1604 erfolgte, wurde die zentrale Stellung des Konsistoriums noch nicht bedroht. Dies geschah erst, als durch den Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zur reformierten Konfession mit dem Grundsatz „Cuius regio, eius religio“ gebrochen und das Land vor die Notwendigkeit einer Toleranzpolitik gestellt wurde. Es scheint damals versucht worden zu sein, dem Geheimen Rat in diesem Sinne auch die oberste Leitung der geistlichen Sachen anzuvertrauen. Wenigstens wurde aus dem Plenum schon 1614 ein Spezialkolleg, der „Kirchenrat“, abgetrennt, der paritätisch sein sollte, aber nur Reformierte zu Mitgliedern zählte, da die Lutheraner abgelehnt hatten. Während dieser Zeit blieben dem Konsistorium nur die Ehesachen. Als der Kirchenrat 1618 wieder einging, fielen seine Geschäfte teils an den Geheimen Rat, teils an das Konsistorium zurück; doch scheint von der Bewegung so viel nachgewirkt zu haben, daß in dem letzteren fortan refor-

mierte Räte neben den lutherischen saßen. Der Große Kurfürst hat vor allem darauf gesehen, daß sie eine konfessionell friedfertige Gesinnung an den Tag legten. Die Zentralstelle für die Kirchensachen aber blieb im Geheimen Rat. Seit 1695 war der Geheime Rat v. Fuchs zugleich Präsident des Konsistoriums. Und obwohl das Kurmärkische Konsistorium mit dem Wachstum des Staates zu einer bloßen Territorialbehörde wurde, folgte aus dieser Verbindung, daß sein Präsident die Rolle eines Leiters der geistlichen Angelegenheiten des ganzen Landes spielte. Endlich kam schon gegen Ende der Regierung des Großen Kurfürsten für die Mitglieder des Geheimen Rates der Titel „Minister" in Gebrauch.

Im 18. Jahrhundert vollzieht sich eine doppelte Wandlung in den beteiligten Behörden: einmal ein Zentralisierungsprozeß, der beim Kirchenregiment dadurch zum Ausdruck kommt, daß für die bisher getrennten territorialen Kirchen einheitliche Oberbehörden geschaffen werden. Schon 1694 entsteht das französische Oberkonsistorium, 1713 das evangelisch-reformierte Kirchendirektorium und zuletzt 1750 das lutherische Oberkonsistorium. Andererseits werden aus dem Plenum des Geheimen Rates wichtige Fachgebiete herausgenommen und verselbständigt: vor allem das Generaldirektorium (für Polizei und Finanzen) und das Kabinettsministerium (für die auswärtige Politik). So erklärte es sich, daß im Geheimen Rat selbst nur die Justiz- und Kirchensachen zurückbleiben und beide — wohl mehr unter dem Gesichtspunkt der Landeshoheitsrechte als der geistlichen Gerichtsbarkeit (die 1748 aufhörte) — in nahe Verbindung zueinander kommen. Die Überlastung, die für den Justizminister Cocceji entstand, als er 1730 zugleich das Konsistorium, das reformierte Kirchendirektorium, das französische Oberkonsistorium und das Universitätswesen übernahm, führte dazu, daß ein besonderer Vizepräsident des Kurmärkischen Konsistoriums in der Person des Herrn v. Reichenbach ernannt wurde. Hintze ist daher geneigt, von diesem Jahr an das Bestehen eines besonderen geistlichen Departements im Geheimen Rate zu datieren. Doch wurde als erster eigentlicher Minister speziell für geistliche Sachen 1738 der Herr v. Brand bestellt, als Cocceji zum Ministre Chef de Justice erhoben wurde.[1]) Das geistliche Departement blieb aber auch unter ihm ein Anhängsel der Justiz, ja es wurde unter dem folgenden Minister Carl Ludolph v. Danckelmann (1748—1764) wieder mit dem Justizdepartement verbunden. Dieser Justizminister hat also seit dem Jahre 1750 alle drei Kirchenoberbehörden in seiner Hand vereinigt.

Ein neuer Verselbständigungsprozeß, der mehr auf die Überlastung des Chefs als auf konfessionelle Gründe zurückzuführen ist, setzte 1764 damit ein, daß nunmehr zwei geistliche Departements eingerichtet wurden, deren Leiter aber bis zum Zusammenbruch des alten Preußen den Titel Justizminister beibehalten haben. 1764 übernahm — unter dem Großkanzler Jariges — Münchhausen das lutherisch-geistliche Departement, Dorville das reformierte. Der Nachfolger von Münchhausen wurde 1771 der ruhmvolle Freiherr v. Zedlitz, während an Dorvilles Stelle Dörnberg trat. Die überragende Bedeutung von Zedlitz, dessen Wirksamkeit Theodor Rethwisch auf Grund der Akten geschildert hat, und der überwiegend lutherische Charakter des Staates mögen die Gründe dafür sein, daß seitdem die Entwicklung

1) Stölzel, Brandenburg-Preußens Rechtsverfassung und Rechtsverwaltung II S. 122. Hintze, Acta Borussica VI, 1 S. 134ff.

der Kultur- und Unterrichtspolitik wesentlich an die Linie des lutherisch-geistlichen Departements geknüpft war. Der Nachfolger des aufgeklärten Zedlitz, dem Kant seine „Kritik der reinen Vernunft" gewidmet hat, wurde Wöllner, der dem greisen Philosophen auf Grund des Religionsediktes verbot, über Religion etwas drucken zu lassen. Und auf Wöllner folgte Massow, der 1806 mit anderen Ministern des alten Preußen zusammen Napoleon den Treueid schwur.

In diese letzte friderizianische Epoche fällt bereits eine wichtige Bewegung: die Tendenz zu relativer Verselbständigung des Unterrichtswesens gegenüber der Kirchenverwaltung. Sie ist um so bemerkenswerter, als ein Umstand auf Jahrzehnte hinaus diese Trennung technisch beinahe unmöglich machte: das Fehlen eines eigentlichen Lehrerstandes. Die Lehrer an den gelehrten Schulen waren, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Kandidaten der Theologie, die bei der ersten Gelegenheit in das einträglichere Pfarramt abschwenkten. Die Lehrer der niederen Stadt- und Landschulen blieben auch nach den spärlichen Seminargründungen des 18. Jahrhunderts in der Überzahl arme und unwissende Handwerker, für deren Tätigkeit die geistliche Schulaufsicht völlig unentbehrlich war. Noch immer blieb die Schule, wie sie es im 16. Jahrhundert und vorher gewesen war, ein Annex der Kirche, wenn auch das direkte Interesse des Staates an der Schule in Preußen seit dem 18. Jahrhundert immer größer wurde. Dazu kam, daß Friedrich der Große von seinem aufgeklärten Standpunkt aus beide Religionen, besonders aber die protestantische, für ein vorzügliches volkspädagogisches Mittel hielt, dessen Benutzung er dem Minister Zedlitz in der bekannten Kabinettsordre vom 5. September 1779 ausdrücklich ans Herz legte. Immerhin wünschte er die Universitätsangelegenheiten entschieden von den überlasteten kirchlichen Behörden abzutrennen und übertrug ihre Behandlung im Jahre 1747 ausdrücklich einer schon früher gegründeten Kommission, die nunmehr den Namen „Oberkuratorium der Universitäten" erhielt. Noch zukunftsreicher schien die im letzten Amtsjahre von Zedlitz (1787) unter den Einflüssen des Philanthropismus vollzogene Begründung eines gesonderten Oberschulkollegiums. Es sollte die erste rein pädagogische Zentralbehörde in Preußen werden, hat sich aber gegen den Widerstand der übrigen Ressorts niemals wirklich durchsetzen können, obwohl es für die Reform des höheren Unterrichts, besonders vermittels der Durchführung des Abiturientenexamens, viel geleistet hat. Wie weit die Überzeugung von der selbständigen staatlichen Bedeutung des Unterrichtswesens schon gediehen war, beweist endlich, abgesehen vom Allgemeinen Landrecht Teil II, Titel 12, der Plan eines Unterrichtsgesetzes, für das der Minister von Massow seit 1798 erhebliche Materialien mit bewundernswertem Fleiß gesammelt hat. Diese Arbeiten gehören zu den Ansätzen einer Verwaltungsreform in Preußen vor Stein und Hardenberg, auf die Hintze mit Recht hingewiesen hat. Aber auch sie wurden durch die Katastrophe von Jena abgebrochen, und als man diese Gedanken wieder aufnahm, war der rationalistische Einheitsgedanke der Aufklärung ebenfalls durch die tiefere Richtung des deutschen Idealismus überwunden.

Hinsichtlich der Kirche hatte sich in Preußen während der Epoche, die wir soeben skizziert haben, wie auch anderwärts, allmählich das Kollegialsystem herausgebildet, das von der naturrechtlichen Fiktion ausging, daß die Kirche als *collegium* ihre Hoheitsrechte.

pacto tacito vel expresso auf die Staatsgewalt übertragen habe. Doch blieb es nicht bei der Kirchenhoheit des Staates *(jus circa sacra)*, sondern er griff auch gelegentlich in die Kirchengewalt *(jus in sacra)* über, wo es der Machtgedanke des absoluten Staates forderte. Das Fließende dieser Grenzbestimmung war ein Problem, mit dem das ganze 19. Jahrhundert wieder und wieder zu ringen hatte. Dieselbe hochentwickelte Staatsidee finden wir auf dem Gebiete der Schule, wenn das Allgemeine Landrecht den Grundsatz aufstellt: „Schulen und Universitäten sind Veranstaltungen des Staates.“ Aber es fehlte noch viel, daß die Wirklichkeit dieser staatsrechtlichen Theorie entsprochen hätte. Es fehlte vor allem die klar gegliederte Zentralbehörde, mit der der Staat seine Einheitstendenz durchsetzen konnte.

II.

Die höchste Einheitlichkeit der Staatsverwaltung mit dem stärksten Anteil der Nation am Leben des Staates zu verbinden, war das große Ziel, das sich der Freiherr vom Stein bei seiner Umgestaltung des preußischen Behördenwesens gestellt hatte. Es lag in der Natur der Dinge, daß ihm der Ausbau des Alten, nämlich die Reform der Zentralverwaltung, in höherem Maße gelang als das Neue, die Einführung der Selbstverwaltung, die erst allmählich im Laufe des Jahrhunderts immer weitere Kreise des politischen Lebens ergriff. Auf dem ersten Gebiet erwuchs die doppelte Aufgabe, die durch den Einfluß der Kabinettsregierung beeinträchtigte Stellung der Minister zu heben und die unklare Mischung des Fach- und des Territorialprinzips in der Gliederung der Ministerien durch eine klare Facheinteilung zu ersetzen. Auf dem andern Gebiete handelte es sich um die Einschränkung der Bureaukratie und die Belebung des öffentlichen Geistes, also um ein Stück politischer Erziehung der Nation, die nur mit der Hebung der allgemeinen Volksbildung Hand in Hand gehen konnte.

So erwuchs zunächst aus der gemeinschaftlichen Arbeit von Stein, Hardenberg und Altenstein die Einteilung des Ministeriums in fünf Fachbehörden; drei davon stammten der Sache (wennschon nicht dem Namen) nach aus dem alten Preußen: das auswärtige, das Justiz- und das Kriegsministerium. Die beiden andern entstanden, indem das alte schwerfällige Generaldirektorium nach seinen beiden Hauptfunktionen: der allgemeinen Landespolizei[2]) und der Steuerverwaltung, auseinandergenommen und in zwei selbständige Ministerien verwandelt wurde: das des Innern und der Finanzen. Am letzten Tage der Amtsführung Steins, am 24. November 1808, wurde diese Neugliederung durch die „Verordnung, die veränderte Verfassung der obersten Verwaltungsbehörden betreffend“ festgelegt. Zugleich aber wurde durch die Verordnung ein Staatsrat vorgesehen, der nicht nur die Minister, sondern auch die Geheimen Staatsräte als Chefs der wichtigsten Ministerialsektionen umfassen sollte. Sein Zweck war nicht nur, der Kabinettsregierung entgegenzuwirken, sondern offenbar auch, der bureaukratischen Verfassung der Ministerien ein kollegialisches Gegengewicht für die wichtigsten allgemeinen Angelegenheiten des Staates zu schaffen. Dabei ergab sich allerdings die Merkwürdigkeit, daß die Geheimen Staatsräte in diesem Kollegium mit ihren Chefs gleiches Stimmrecht haben sollten. Es ist kein Wunder, daß die dirigierenden Minister in der eigentlichen Ausführungs-

2) Polizei im alten Sinne = Verwaltung.

verordnung, dem Publikandum vom 16. Dezember 1808, die Einrichtung des Staatsrates zunächst noch aussetzten.

Dieser Abstrich von Steins Verfassung wurde gerade für das Gebiet des Kultus und Unterrichts von einschneidender Bedeutung. Es war an sich eine tiefgreifende Veränderung, daß das geistliche Departement aus der alten, sachlich belanglos gewordenen Verbindung mit dem Justizministerium gelöst und seine Geschäfte zwei selbständigen Sektionen im Ministerium des Innern anvertraut wurden. Für die verwaltungsmäßige Trennung einer Sektion des Kultus und einer andern des öffentlichen Unterrichts mit Max Lehmann nach französischen Vorbildern zu suchen, ist deshalb nicht nötig, weil der Prozeß einer solchen Verselbständigung des Bildungswesens schon mit der Begründung des Oberkuratoriums der Universitäten und des Oberschulkollegiums eingesetzt hatte. An sich wäre es möglich gewesen, für jede der beiden Sektionen einen besonderen Chef zu ernennen, und der Freiherr v. Stein hat diese Gestaltung der Dinge ernstlich im Auge gehabt.

Die Personenfrage war eine Schicksalsfrage. An die Spitze des Finanzministeriums wurde ein Jünger der Fichteschen Staatsauffassung, der spätere erste Kultusminister Altenstein, berufen; an die des Innern trat der Graf Dohna, ein Jugendfreund Humboldts. Sein Ressort zerfiel in 7 Sektionen, die allerdings von vornherein nicht als gleichwertig gedacht waren. Der König wünschte, daß die Sektionen des Kultus und öffentlichen Unterrichts in einer Hand vereinigt würden. Stein, der erst flüchtig für den Unterricht an Humboldt gedacht hatte, bot sie dem Kanzler der Universität Halle, A. H. Niemeyer, einem Urenkel A. H. Franckes, an. Wäre dieser Gedanke verwirklicht worden, so wäre statt des Neuhumanismus und deutschen Idealismus die alte gute Aufklärung mit leichten pietistischen Reminiszenzen in die neue Behörde eingezogen.[3]) Da Niemeyer ablehnte, lenkten sich Steins Blicke auf W. v. Humboldt zurück, der damals preußischer Gesandter bei der Kurie in Rom war. Doch trug Stein nach dem, was er von Humboldts Geistesart wußte, Bedenken, ihm auch die Sektion des Kultus anzuvertrauen, und der Minister Dohna hat ihn in der Auffassung, daß Humboldt eigentlich ein Heide sei, bestärkt. Trotzdem wurde später diese Personalunion in der Leitung beider Sektionen vollzogen, vielleicht deshalb, weil man in Nicolovius, der mit Hamann und Jacobi nahe befreundet, mit Goethe verwandt war, ein genügendes Gegengewicht gegen eine etwaige religiöse Gleichgültigkeit des gemeinsamen Chefs zu besitzen glaubte.

Nicht ohne schweren Kampf hat sich W. v. Humboldt überwunden, dem dringenden Ruf in diese Stellung Folge zu leisten. Er hatte bis dahin sich selbst gelebt. Der ästhetische Individualismus, dem er von Jugend auf gehuldigt hatte, hatte in Rom sogar einen leichten träumerisch-romantischen Zug empfangen. Aber wenn er einmal aus dieser Sphäre hinaustrat in die Welt der Geschäfte und des Staatslebens, so war er nicht ohne Ehrgeiz. Varnhagen übertreibt, beurteilt ihn aber im Kern richtig, wenn er sagt: „Der Staat ist ihm eigentlich gleichgültig; aber da es einmal solche Einrichtung gibt, so ist ihm die höchste Stelle darin die bequemste." Von vornherein erweckte das Abhängigkeitsverhältnis, in das er als Geheimer Staatsrat des Kul-

3) Vgl. meine Aufsatzreihe: „Der Zusammenhang von Politik und Pädagogik in der Neuzeit", Deutsche Schule 1914 ff. Besonders § 12: Die Wandlungen in der Literatur über Nationalerziehung.

tus und öffentlichen Unterrichts zu dem Minister Dohna geriet, seine Bedenken. Es war nicht nur die Überzeugung von der Bedeutung des Faches, sondern auch sein persönlicher Ehrgeiz, wenn er am 17. Januar 1809, also noch vor Annahme des Amtes, an den Minister des Auswärtigen von der Goltz schrieb: „Il ne me semble pas bien déterminé encore, en combien le Chef de cette Section serait indépendant du Ministère de l'Intérieur, mais il est très-évident de l'autre côté qu'il doit être pleinement responsable de l'état dans lequel se trouvera sa partie."

Trotzdem entschied er sich am 28. Februar 1809 für die Annahme des Postens. Aber er hat während seiner ganzen Amtsführung, in wiederholten Eingaben an den Minister und den König, wie auch in persönlicher Unterredung mit dem letzteren, danach gestrebt, sein Ressort, dem nach einigen Monaten noch die Medizinalsektion angegliedert wurde, zu einem selbständigen Ministerium zu erheben. Die Handhabe dazu bot ihm die Tatsache, daß der von Stein geplante Staatsrat, der die eigentliche Krönung der ganzen Verfassung sein sollte, nicht zur Aufführung gekommen war. In einer Anlage zu einem seiner Generalverwaltungsberichte an Dohna (2. Juli 1809) setzte er dem Minister eingehend auseinander, daß der Sektionschef ohne den Staatsrat jeder Möglichkeit beraubt sei, seine Anträge wirksam zu vertreten. Sein Kollege von der Gewerbesektion, Theodor v. Schön, zog noch im Laufe des Jahres aus seiner abhängigen Stellung die Konsequenz, vom Amte zurückzutreten. Durch eine Kabinettsordre vom 31. März 1810 wurde der Staatsrat in einer unwirksamen Form, d. h. mit bloß beratender Stellung, angeordnet. Daraufhin reichte Humboldt am 29. April sein Entlassungsgesuch ein. Es blieb zunächst unbeantwortet. Doch führte eine unbedeutende Veranlassung neuen Konfliktstoff herbei. Nach langen Erwägungen über Personalveränderungen im Ministerium, bei denen die Verselbständigung der drei Sektionen ernstlich ins Auge gefaßt wurde, schied Humboldt am 23. Juni endgültig aus seiner Stellung aus und wurde mit dem Titel Minister zum Gesandten in Wien ernannt. Sein Nachfolger unter dem Premierminister Hardenberg wurde Schuckmann, zunächst auch nur als Geheimer Staatsrat, bis er im Jahre 1814 das ganze Ministerium des Innern dazu übernahm. Der Staatsrat aber wurde erst 1817 eingerichtet und blieb auch dann noch eine Behörde zur Vorberatung von Gesetzentwürfen. —

Vielleicht mußte erst durch die Amtsführung Humboldts der Beweis erbracht werden, daß den geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in dem neuen, auf der tätigen Anteilnahme der Nation aufgebauten Staate wirklich die hervorragende Stellung zukam, die Humboldt für sie in Anspruch nahm. Er hat dafür die glänzendsten Mitarbeiter gehabt, die der Zeit zur Verfügung standen. Nicolovius leitete in relativ selbständiger Weise die Kultussektion. Die Befürchtung, daß dieser Teil der Geschäfte unter dem Regimente des Griechenfreundes zu kurz kommen könnte, hat sich nicht erfüllt. Vielmehr äußerte Humboldt zu dem ihm unterstellten Kollegen von der geistlichen Abteilung geradezu den Grundsatz: „Die Sektion des Kultus und öffentlichen Unterrichts ist eine und ebendieselbe, und ihre beiden Abteilungen müssen auf das engste zusammenwirken." (3. Dezember 1809.) Dafür sorgte schon die Persönlichkeit Schleiermachers, der allerdings erst am Ende der Amtszeit Humboldts auch als Staatsrat in die Sektion des öffentlichen Unterrichts berufen wurde. In Süvern, dem schwungvollen

Schüler Fichtes und F. A. Wolfs, hatte Humboldt schon bei seinem Amtsantritt einen Geistesverwandten gefunden, mit dem er in den wichtigsten Grundsätzen durchaus übereinstimmte. Auch Uhden, Natorp und Schmedding, das katholische Mitglied, ordneten sich dem Ganzen mit der individuellen Freiheit ein, die Humboldt seinen Räten zu gewähren wußte.

Denn von eng bureaukratischer Behandlung seines Amtskreises war Humboldt himmelweit entfernt. Er faßte den Geist der Verwaltung völlig im Sinne Steins auf. Zwar von den Idealen seiner Jugendschrift über die „Grenzen der Staatswirksamkeit" (1792) hatte er allein schon dadurch Abschied nehmen müssen, daß er an die Spitze eines öffentlichen, staatlichen Erziehungswesens trat. Aber wenn er damals überhaupt ein Gegner der öffentlichen Erziehung gewesen war, so hatte diese Auffassung das Ministerium Wöllner und den alten absoluten Staat zum Hintergrund. Nunmehr bot sich die Möglichkeit, die Erziehung, die er früher für eine Aufgabe der Nation im Gegensatz zum Staate gehalten hatte, dem Rahmen des Staates einzuordnen, da ja dieser der Steinschen Idee nach die Tätigkeit der Nation im weitesten Umfang in sich aufnehmen sollte. Beide Gedankenreihen, die Zentralisation durch eine feste Staatsgewalt und die Beteiligung der Nation an der Verwaltung, wußte Humboldt dadurch miteinander in Einklang zu bringen, daß er die Sektion als die Stellvertreterin der Nation auffaßte, die von der positiven Fürsorge für die geistige Kultur sich immer mehr auf den rein politischen und rechtlichen Teil der Verwaltung zurückzuziehen habe. In diesem Sinne erklärte er sich am 19. Mai 1809 dem Minister Dohna gegenüber dahin, „daß der Zeitpunkt, wo die Sektion ihren Zweck erreicht hätte, der wäre, in dem sie ihr Geschäft gänzlich in die Hände der Nation niederlegen und sich mit dem Unterricht und der Erziehung nur noch in den höchsten Beziehungen desselben auf die andern Teile der obersten Staatsverwaltung beschäftigen könnte. Der (in England freilich, aber aus andern Gründen, zum Verderben aller Schulen ausschlagende) Grundsatz, daß der Staat sich um das Schulwesen gar nicht einzeln bekümmern muß, ist an sich, einer konsequenten Theorie der Staatswissenschaft nach, gewiß der einzig wahre und richtige."

Allerdings fehlte es zur Durchführung dieses Gedankens, da noch keine Volksvertretung bestand, vorläufig ganz an den verfassungsmäßigen Organen. In den Praxis hat auch Humboldt mehr für die Vereinheitlichung und Zentralisation des Bildungswesens getan, als sich mit diesen seinen letzten Idealen vertrug. Denn abgesehen von der Lokalinstanz, für die durch die Städteordnung in den gemischten Schuldeputationen ein Selbstverwaltungskörper erwuchs, bestand nur ein Organ, durch das der öffentliche Geist in der Schulverwaltung zur Geltung kommen konnte: die „Wissenschaftliche Deputation". Diese Einrichtung, die von Stein auch für andere Sektionen entsprechend in Aussicht genommen war, sollte allerdings in erster Linie die Verbindung zwischen Verwaltung und Wissenschaft herstellen. Die von Humboldt organisierte Deputation war eine Behörde für Gutachten und Prüfungen, die übrigens gelegentlich geradezu als Ersatz für das eingegangene Oberschulkollegium bezeichnet wird. Sie sollte aber zugleich auch eine Brücke zwischen der Sektion und dem Publikum bedeuten. In der Tat hat die Wissenschaftliche Deputation bei der Sektion des öffentlichen Unterrichts (mit ih-

ren beiden Zweigdeputationen in Königsberg und Breslau) in der kurzen Zeit ihres Bestehens unter Schleiermacher mehr Freiheit und Schöpferkraft entfalten können, als einer rein verwaltenden Behörde möglich ist. Trotz alledem blieben die entstehenden Einrichtungen hinter der liberalen Staatsauffassung, die Humboldt beseelte, erheblich zurück. Denn noch immer war es seine Überzeugung, daß der Staat bloß negativ zu wirken habe, das positive Wirken aber der freien Tätigkeit der Nation und den Bürger seiner Selbsterziehung überlassen solle, ja, daß es im Grunde ohne den Staat viel besser gehen würde.[4]) Es ist nicht leicht, sich auszumalen, wie Humboldt sich verhalten hätte, wenn er in seiner damaligen Stellung bereits mit einer Volksvertretung oder auch nur mit den Standesvertretungen der Lehrerschaft zu arbeiten gehabt hätte. Jedenfalls hat er im eigentlichen Schulwesen den Staatsgedanken mit einer Strenge durchgeführt, die neben diesen liberalen Ideen fast überrascht. Will man ihn ganz verstehen, so muß man beides zusammen denken. Denn in seinem Blute lebte, ihm selbst nicht ganz bekannt, auch ein starker Rest von friderizianischem Preußentum, und der Geist, der sich noch vor einem halben Menschenalter im Allgemeinen Landrecht einen monumentalen Ausdruck geschaffen hatte, war durch den Tag von Jena keineswegs hinweggefegt.

Humboldt selbst hat seine Aufgabe als eine dreifache bezeichnet: die vollständige Organisierung der Sektion und der Wissenschaftlichen Deputation, die Regulierung der Fonds und Etats für die Schulen und die Besoldung der Geistlichen, die Entwerfung eines allgemeinen Schulplans für die ganze Monarchie.

4) W. W. X S. 100 und 252.

Durch die erste Arbeit ist er zum ideellen Begründer des Kultusministeriums geworden. Wir werden später sehen, wie das Prinzip, das der Wissenschaftlichen Deputation zugrunde lag, nach seinen verschiedenen Seiten teils in den Schulkonferenzen, teils in dem Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht wieder auflebte, während es das System der Schulsynode nur in den bewegten Jahren 1848/49 zu flüchtigen Ansätzen brachte. Im übrigen scheint mir von seiner Auffassung nachgewirkt zu haben, daß er die Organisation seiner Behörde mehr als eine Personenfrage und nicht als eine Geschäftseinteilungsfrage ansah. Denn die Gliederung der Referate in diesem Ministerium ist jederzeit sehr beweglich gewesen.

Auch hinsichtlich der Finanzierung hatte Humboldt seine eigenen Gedanken: „Ich habe einen großen Plan, die Schulen bloß von der Nation besolden zu lassen." Er sah darin ein weiteres Mittel, die tätige Anteilnahme der Nation am Bildungswesen zu beleben. Doch ist es ihm nicht gelungen, eine besondere direkte Schulsteuer durchzuführen. Vielmehr ist es bei der althergebrachten Heranziehung der Kommunen für ihr eigenes Schulwesen geblieben; ist doch die alte Schulsozietät eine der frühesten Wurzeln ländlicher Selbstverwaltung gewesen.

Der allgemeine Schulplan endlich bedeutet in gewissem Sinne eine Fortführung der Massowschen Bestrebungen. Doch hat Humboldt selbst noch nicht auf ein allgemeines Schulgesetz hinarbeiten können. Er mußte erst in die bestehende Wirklichkeit der Schulgliederung Licht und Ordnung bringen, ehe Süvern auf diesem Grunde den Bau seines klassischen Gesetzentwurfs errichten konnte. Der Schulplan Humboldts nun wurde die Stelle, an der alle tiefsten Gedan-

ken der Zeit: die weimarische Humanitätsidee mit ihrer ästhetischen Beweglichkeit wie der strenge sittliche Idealismus von Kant und Fichte in die neue preußische Schulverwaltung überströmten. Die allgemeine Elementarschule im Sinne Pestalozzis, das neuhumanistische Gymnasium und die Universität Berlin sind das Werk der Ära Humboldt. Nicht immer ist scharf zu sondern, wie weit dabei neben Humboldt selbst der freie Geist eines Schleiermacher, der ideale Schwung von Fichte, vermittelt durch Süvern und Bernhardi, zur Geltung kamen. Aber in dem einen stimmten alle diese Männer überein, so individuell ihr Wesen im übrigen ausgeprägt war: in dem Grundsatz reiner Menschenbildung auf allen Stufen. Der Geist der Nützlichkeit, dem die Aufklärung gehuldigt hatte, wurde streng verbannt; ja, „Bildung" erschien jetzt als der schärfste Gegensatz zu diesem Geist, der im 18. Jahrhundert seinen guten Sinn gehabt hatte, und nur ganz geringe Spuren von Philanthropismus sind in dem preußischen Schulreformwerk von 1809/10 bei schärferem Zusehen zu erkennen.

Es kann hier nicht die Absicht sein, eine Darstellung, die ich anderwärts nach neu entdeckten Quellen gegeben habe, zu wiederholen.[5]) Nur die Beziehung dieser Schöpfungen zu der neuen Staatsidee muß herausgehoben werden, da nur so erkennbar werden kann, welche Ideen W. v. Humboldt in die Fundamente des preußischen Kultusministeriums hineingesenkt hat. Es war der eine beherrschende Gedanke: Selbständigkeit und Selbsttätigkeit des Einzelgeistes trägt den Staat und bildet ihn empor. Gleichviel ob es die erwachende Selbsttätigkeit des Kindes ist, die sich in den Elementarübungen Pestalozzis die Grundpfeiler der Welt erst aufbaut, oder die des Knaben, der an den alten Sprachen zu schöner Individualität und Harmonie des inneren Menschen heranblüht, oder endlich die des Jünglings, der im Sinne Fichtes und Schleiermachers als Schüler der Universität täglich aus den Tiefen seines Selbst das Wissen und die Idee neu produziert: Das innere Schaffen des einzelnen erzeugt die Nation, und die Nation erzeugt und durchgeistigt den Staat. In diesem deutschen Idealismus lag zugleich die Blüte der Sittlichkeit und Religiosität, zu der jene reinste und größte Epoche unseres Volkes sich emporgeschwungen hat: „Es ist in dir, du bringst es ewig hervor." Und hierfür die äußeren Bedingungen zu schaffen, Recht, Verwaltung, finanzielle Sicherung diesem einen und in sich belebten Ziele unterzuordnen, war die Aufgabe der Sektion nach Humboldt. Sie sollte nicht gebären, sie sollte gebären helfen. Denn die Erzieherrolle des Staates einem zur Mündigkeit erwachten Volke gegenüber beschränkt sich auf dieses höchste Amt, das seit den Tagen des Sokrates geheiligt ist, daß er dem Werdenwollenden heraushilft und die lebendigen sittlichen Kräfte mehr behütet und beschützt, als künstlich in bestimmte Bahnen lenkt. Aber es gehört auch mehr Reife und Tiefe dazu, Individualität zu ahnen und zu pflegen, als Kultur zu „machen". —

Diese Gedankenwelt konnte nicht mit dem Abgang Humboldts aus der preußischen Unterrichtsverwaltung verbannt werden. Der neue Chef verhielt sich zwar zu ihm, wie Wöllner zu Zedlitz. Aber Süvern und Natorp, Nicolovius und Schleiermacher arbeiteten im gleichen

5) Ich verweise auch für das Vorangehende auf mein kleineres Buch: Wilhelm v. Humboldt und die Reform des Bildungswesens (= Die großen Erzieher Bd. 4). Berlin 1910.

Geiste weiter, und so muß als der eigentliche innere Abschluß der Humboldtschen Epoche Süverns Unterrichtsgesetzentwurf von 1819 angesehen werden, in den alle Vorarbeiten mündeten, die Süvern und die Wissenschaftliche Deputation für die Gymnasien, Natorp für die Elementarschulen und Seminare geleistet hatten. Insofern in diesem gewaltigen Werk der Staat selbst als der große Erzieher der Nation zu Freiheit und Selbsttätigkeit aufgefaßt wird, bedeutet es die Umsetzung der Fichteschen Reden an die deutsche Nation in die Formen der Wirklichkeit und in die Sprache des Gesetzes. Das Promemoria vom 8. August 1817, in dem Süvern seinen Plan auseinandersetzt, ist das schönste Zeugnis, wie sich in dem damaligen Preußen der alte feste Staatsgedanke mit dem neuen liberalen Prinzip zu vermählen strebte. Aber die Karlsbader Beschlüsse haben diesem hohen Geiste Fesseln angelegt, die auch der Nachfolger Schuckmanns nicht zu sprengen wußte.

Schuckmann selbst hatte einst der Welt des deutschen Klassizismus nahe gestanden und mit Goethe freundschaftliche Briefe gewechselt. Er war ein ausgezeichneter Beamter. Wenn ihm aber Hardenberg bei der Übergabe der Sektionen zur Pflicht gemacht hatte, wahre Religiosität ohne Zwang und mystische Schwärmerei, Gewissensfreiheit und Toleranz, gesunde und klare Begriffe, praktisch-nützliche, moralische und patriotische Gesinnungen zu befördern, so stand er jetzt diesem aufgeklärten Geiste innerlich sehr fern. „Reine Vernunftbegriffe können im Volke den ehrlichen Köhlerglauben nicht ersetzen, und das ist eine falsche Aufklärung, die nicht etwas besser auf den Menschen Wirkendes an die Stelle setzt." — „Nur dadurch, daß mittels inniger Vereinigung des Staates und der Kirche die Religion wieder als das Höchste und Heiligste die Gefühle des Volkes durchdringe, nicht bloß der Gegenstand theologischer Spekulation und kalter Liturgie sei, . . . ist Besserung zu hoffen." Somit rückt schon unter Schuckmann das Schwergewicht auf die kirchlich-religiöse Erziehung des Volkes. Es ist die Zeit der Heiligen Allianz und der Neubegründung des Landeskirchentums. Noch umschlingt der Friede der Aufklärungszeit die Bekenntnisse, und Schleiermacher gelingt es, zur dritten Jahrhundertfeier Luthers die Union zwischen Reformierten und Lutheranern zu vollziehen, ehe der alte Konfessionalismus neu emporlodert. Das Wartburgfest freilich lehrt, daß die Jugend die Reformation politisch verstand und für ihre freiheitlichen Ideale in Anspruch nahm. Allenthalben zitterte die Bewegung der großen Kriege nach, und als die Sektionen des Kultus und öffentlichen Unterrichts wenige Tage nach diesen Vorgängen zum Ministerium erhoben wurden, stand es fest, daß in ihm sich die wichtigsten Probleme der Zeit konzentrieren, daß es ein hochpolitisches Ministerium sein würde.

III.

Die allgemeine Unbeliebtheit des Finanzministers v. Bülow und des Ministers des Innern v. Schuckmann führte im Jahre 1817 zu einer gemeinsamen Aktion der Oberpräsidenten, an deren Spitze sich Theodor v. Schön gestellt hatte. Der Staatskanzler Fürst Hardenberg glaubte den Mißständen zunächst dadurch abhelfen zu können, daß er beide Ministerien weiter zerlegte. Am 3. November verfügte eine Kabinettsordre: „Der Minister des Innern gibt das Departement für den Kultus und öffentlichen Unterricht und das damit in Verbindung stehende Medizinalwesen ab.

Die Würde und Wichtigkeit der geistlichen und der Erziehungs- und Schulsachen macht es rätlich, diese einem eigenen Minister anzuvertrauen, und Ich ernenne dazu den Staatsminister Freiherrn v. Altenstein." Damit war erreicht, was Humboldt angestrebt hatte: die Angelegenheiten der spezifisch geistigen Kultur waren zu einem selbständigen Ministerium vereinigt worden.

Überblicken wir von dem höheren Standort, den uns die Kenntnis der ersten hundert Jahre seines Bestehens gibt, die Aufgaben, die die Zeit für den neuen Verwaltungszweig enthielt! Das 19. Jahrhundert ist die Epoche der deutschen Einheitsbewegung. Diese Einigung aber hat sich, wie Schiller im Eingang seiner Ästhetischen Briefe vorausschauend geahnt hat, nicht in einer unmittelbar realpolitischen Bewegung vollzogen. Das deutsche Nationalbewußtsein mußte erst in sich wachsen und stark werden, ehe es sich die äußere Hülle einer festen Staatsform schaffen konnte. Eben deshalb aber lagen die politisch wichtigen Kräfte der Zeit auf geistigem Gebiete: Die Pflege der deutschen Vergangenheit und ihres in der Romantik wiederentdeckten Kulturbesitzes, die Pflege der deutschen Persönlichkeit und ihres von Kant und Fichte genährten Freiheitsgedankens ist bis 1848 und darüber hinaus, vom Zollverein und Norddeutschen Bund abgesehen, das eigentliche Vorspiel der Reichsgründung von 1870. Das nationale Ideal und das Humanitätsideal hängen innig zusammen. Historiker, Rechtshistoriker und Philosophen, Dichter, Literaten und Philologen sind die Träger dieser politischen Bewegung, die im Verhältnis zur Realpolitik immer einen stark ideologischen Charakter behielt. Und Österreich, als ob es geahnt hätte, daß es in dem neuen Nationalstaate keinen Raum finden könne, setzte sich von vornherein diesem Freiheitsgeiste mit allen Mitteln entgegen. Aber noch ein anderes hatte die Romantik zu neuem Leben geweckt: eine religiöse Strömung, die an Stelle der blassen Vernunftreligion zu den alten individuellen Formen der Frömmigkeit zurückstrebte und an Stelle bloß politischer Freiheit größeren Raum für die Bewegung des kirchlichen Lebens forderte. Protestantismus und Katholizismus haben in gleicher Weise an diesen Wandlungen teilgenommen, nur daß der erstere in einem überwiegend protestantischen Staat wie Preußen geringere politische Probleme mit sich brachte als die Erstarkung des Katholizismus. Das neue Ministerium stand vor der Wahl, ob es die nationale oder die kirchliche Bewegung zu seiner Hauptaufgabe machen wollte. Alle Schwankungen in seiner Politik sind bedingt durch das Vorherrschen bald des einen, bald des anderen Gesichtspunktes. Darf man eine Einteilung nach großen Perioden wagen, so steht das preußische Kultusministerium in dem ersten Abschnitt seiner Wirksamkeit von 1817—1840 unter der Herrschaft des Staatsgedankens, in der zweiten, durch die Bewegung von 1848 unterbrochenen Epoche von 1840 bis 1872 unter dem Zeichen des Kirchengedankens, und von 1872 an wieder vorwiegend unter der Staatsidee. Doch müssen dazu die folgenden Zusätze gemacht werden: In der ersten Epoche bewirkt der Einfluß der Heiligen Allianz eine Abhängigkeit Preußens von der österreichischen Politik, die der zeitgemäßen Kulturbewegung nicht voll durchzudringen gestattet. Das Ministerium Altenstein (1817—1840) gelangt daher nur zu jenem System, das man nicht ungeschickt als bureaukratischen Liberalismus zu bezeichnen begonnen hat. In der dritten Epoche aber erwei-

tert sich der Staatsgedanke immer sichtbarer zum Reichsgedanken, schon deshalb, weil das Reich keine eigene Kulturbehörde erhalten hat, so daß das preußische Ministerium diese Aufgaben mit übernehmen mußte. Mögen auch einige Minister nach Falk auf das ältere patriarchalisch-konservative System zurückgegriffen haben: das Schöpferische liegt allein an der Stelle, wo das Kirchen- und Schulwesen sich mit der großen Politik des Reiches berührt und wo die internationalen Beziehungen, sei es zu Rom, sei es zur Weltpolitik, in die Angelegenheiten der Kulturverwaltung des führenden deutschen Staates eingreifen.

Neben dieser Einteilung, der wir folgen wollen, könnte noch eine andere in Betracht kommen, die mit der Entwicklung der inneren Verfassung in Zusammenhang steht. Die beiden ersten Minister: Altenstein und Eichhorn, haben noch ohne Parlament regiert (1817 bis 1848). Die folgenden haben in den beiden Häusern des Landtages eine kontrollierende, bisweilen hemmende, bisweilen beflügelnde Instanz zur Seite gehabt. Der Gegensatz der Parteien, der bis 1848 ein rein geistiger Gegensatz gewesen war, wird seit 1848 durch die Verfassung zu einem politisch organisierten. Und wenn es sich auch niemals um ein eigentlich parlamentarisches System gehandelt hat, so ist es doch ein Unterschied, ob der Minister nur mit dem König und dem Gesamtministerium Fühlung zu nehmen hat, oder auch mit der Volksvertretung, die den Etat bewilligt und dadurch ihrerseits Machtmittel in der Hand hat. Die daraus erwachsenden Schwierigkeiten wurden um so größer, als sich das anfängliche Zweiparteiensystem, das sich schon unter den Räten Altensteins selber andeutet, seit 1848 und noch deutlicher seit 1870 in ein Vierparteiensystem erweitert hat, insofern zu den Konservativen und Liberalen nun das Zentrum und die Sozialdemokratie hinzutraten.

Verbinden wir beide Einteilungen miteinander, so ergibt sich, daß die dritte Epoche unter dem doppelten Zeichen der Reichspolitik nach außen und des Parteiwesens nach innen steht und daß dadurch die eigentümlichen Probleme zustandekommen, die die gegenwärtigen Aufgaben des Ministeriums bestimmen. Die unmittelbare Folge für das Unterrichtsgebiet ist die, daß die alte Idee der allgemeinen Menschenbildung von dem System einer sehr differenzierten Menschenbildung überbaut worden ist.

1.

Das Ministerium Altenstein unterliegt noch heute der verschiedensten Beurteilung. Das handschriftliche Material, vor allem die fast lückenlose Folge der Tagebücher des Ministers, die in unleserlich feiner Bleistiftschrift all seine Gefühle und Überlegungen bewahren, wird später neue Gesichtspunkte erschließen.[6]) Gegenwärtig wissen wir von den inneren Vorgängen im Ministerium fast nur durch den Briefwechsel Goethes mit dem Staatsrat Schultz, durch den Anfang von Varnhagens Tagebüchern sowie durch die Darstellung von Max Lenz in der Geschichte der Universität Berlin, die über Varrentrapp weit hinausgeht. Der Minister, in Hardenbergs fränkischer Verwaltung geschult, hatte an den Reformen Steins und Hardenbergs in einem philosophischen Sinne mitgewirkt und schon damals die Gedanken Fichtes auf das preußische Verwaltungs-

6) Bis Ende 1912 fand sich der Nachlaß des Ministers auf dem Schloß Kochberg bei Rudolstadt. Leider ist es mir damals nicht gelungen, ihn für das Ministerium zu gewinnen.

system anzuwenden gesucht. Aber wie in Fichte selbst neben dem Evangelium der Freiheit ein harter Staatsgedanke lag, so wuchs auch in Altenstein der Glaube an die positive Kraft des Staates immer mehr über die freiheitlichen Neigungen seiner Jugend hinaus. Ganz von selbst kam er auf diesem Wege von Fichte zu Hegel. Und wenn er den letzteren auch kaum studiert hat, so verband die beiden Männer doch die Überzeugung, daß der historisch erwachsene Staat der Träger aller geistigen und sittlichen Kultur sei, daß es außer dem Staate keine Sittlichkeit gebe. Auf solchen Ansichten ruht der bureaukratische Liberalismus von dem wir sprachen: Der Mensch soll alles Gute, auch das Maß seiner vernünftigen Freiheit, aus den Händen der Staatsregierung empfangen. Auf kirchlichem Gebiete führte dieses System zu der Begründung eines förmlichen Staatskirchentums. Altenstein war der Meinung, die Union gegen die widerstrebenden Altlutheraner durch Polizeimaßregeln durchführen zu können. Und ebenso hat er den Katholiken gegenüber im Kölner und Posener Bischofsstreit den härtesten Zwang zur Anwendung gebracht. Auf dem Gebiet der Schule, dessen obere Regionen Johannes Schulze souverän beherrschte, mußte das Prinzip der Individualität, dem Humboldt und Süvern gehuldigt hatten, einer Flut von Verordnungen Platz machen, die bis in die Einzelheiten hineingriffen und selbst die Privatlektüre der Schüler von Staats wegen regelten.

Vielleicht war diese Form die einzige, in der Altenstein den Geist der Freiheitskriege durch die veränderte Zeit zu retten vermochte. Er selbst hatte sich gegen manche feindliche Gegenströmung zu wehren. Der Fürst Wittgenstein arbeitete als Vertreter des Metternichschen Systems in Preußen an seinem Sturze. Er bediente sich dazu einer kirchlich gesinnten Gruppe, die z. T. dem Ministerium selbst angehörte und in einer Fülle von Eingaben an den König alle Schuld an der um sich greifenden Demagogie dem nachwirkenden Geist von Humboldt, Schleiermacher, Fichte und Jahn zuzuschreiben suchte. Aber unter dem Schutze Hardenbergs gelang es dem Minister, sich dieser Umtriebe der Eylert, Snethlage, Schultz und Beckedorff zu erwehren. Der letztere hat dann bis zu seinem Übertritt zum Katholizismus als Leiter des Volksschulwesens selbst die Hand geboten, das Pestalozzische System an den neuen preußischen Seminaren zu verbreiten, das er im Grunde für irreligiös und gefährlich hielt.[7])

Auch Altenstein selbst hatte Veranlassung, in Aufzeichnungen vom November 1818 über den Zeitgeist und seine Entartung zu klagen. Gerade damals ereigneten sich ja die schwierigsten Fälle an den Universitäten, mit denen das Ministerium zu tun gehabt hat. Die Tat Sands und das Verhalten des Professors De Wette verstärkten das allgemeine Mißtrauen gegen die Universitäten, gegen die Burschenschaften und Turner auf der einen, die „demagogischen" Professoren auf der anderen Seite. Man verstand sich nicht: die einen schraubten zu stark in patriarchalische Verhältnisse zurück, die andern eilten im Feuer einer politischen Ideologie zu weit vor. Auch auf das höhere Schulwesen und die Volksschulen wirkte dieses Mißtrauen hemmend ein, obwohl das neuhumanistische Gymnasium damals seinen höchsten wissenschaftlichen Stand erreichte und in den Volksschulen sich der Geist Pestalozzis unter der liberalen

7) Näheres über ihn in der genannten Aufsatzfolge § 17.

Führung von Diesterweg und der konservativen von Harnisch weiter ausbreiten konnte. Fast gleichzeitig aber setzte eine starke kirchliche Bewegung ein, an deren Spitze sich Hengstenberg und Tholuck stellten, während Schleiermacher immer stärkeren Anfeindungen ausgesetzt war. Auch der Kronprinz lebte in kirchlichen Idealen und sah in der Hegelschen Philosophie, die unter Altenstein einen staatlich-offiziellen Charakter erhalten hatte, die größte Gefahr der Zeit.

Damals zuerst hat das preußische Kultusministerium den Weg eingeschlagen, den es in der folgenden Epoche zum System erhob: direkt auf die Gesinnungen einwirken zu wollen. An Stelle des modernen Staatsgedankens, wie ihn Friedrich der Große begründet und Stein unter den Zeichen einen neuen Zeit fortgebildet hatte, trat eine patriarchalische Staatsauffassung, die zu den landeskirchlichen Verhältnissen des 16. Jahrhunderts zurückstrebte, obwohl der Staat inzwischen drei Konfessionen in seinen Schoß aufgenommen hatte. Der Kampf gegen die Simultanschule und die seit 1822 ständig zunehmende Betonung der Konfessionsschule ist ein deutliches Zeichen für die Abwendung vom Rationalismus und die neubelebte Schätzung des Historisch-Individuellen. Der Forderung nach einem Rechtsstaat und einer Verfassung setzte man das alte landesväterliche Regiment entgegen. Man wollte erziehen, wo schon selbständige Kräfte am Werke waren. So ging man an dem Fortschrittsstreben der Zeit vorüber und erzeugte immer stärkere Gegenströmungen, die sich 1848 um so ungehemmter Bahn brachen, als man ihnen alles Recht versagt hatte.

Altenstein hat diese Rückwärtsbewegung nicht hemmen können. Er war kein Mann der Tat, sondern lebte in allseitigen Reflexionen, ähnlich dem Philosophen seiner Wahl, der auch alles Historische und alles Moderne in seiner Staatstheorie zu einem spekulativen Ausgleich zu bringen strebte. Trotz alledem hat das geistige Leben in Preußen unter dem Ministerium Altenstein eine stolze Blüte gesehen, zumal an der Universität Berlin. Namen wie Schleiermacher, Hegel, Böckh, Ritter, Ranke und an der Akademie Alexander v. Humboldt bezeichnen zugleich die Höhe und die Breite der wissenschaftlichen Bewegung dieser Epoche. Und noch weniger darf vergessen werden, was Altenstein für die bildenden Künste, zumal in der Hauptstadt, getan hat. Schadow, Schinkel, Rauch sind nur wenige, herausgegriffene Namen. Es liegt über dieser ganzen Periode ein Hauch von Klassizismus, den die Romantik noch nicht zu überwuchern vermocht hatte. Der erste preußische Kultusminister hat über diesem Reichtum mit treuer Hingabe gewaltet und ist durch ihn selbst auf eine Höhe gehoben worden, die ihm ein ehrendes Andenken sichert.

2.

Als im Jahre 1840 der alte König und sein Kultusminister kurz nacheinander heimgegangen waren, wandte sich für ein Menschenalter die Sorge der preußischen Kultusminister vorwiegend den kirchlichen Verhältnissen zu, die auch dem Nachfolger Friedrich Wilhelms III. schon seit dem Briefwechsel mit Bunsen den Lieblingsgegenstand der Politik bedeuteten. Es ist kirchliche, politische und wissenschaftliche Romantik, die mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. einen späten Nachglanz erlebt. Der Mann, den der König zum Nachfolger Altensteins berief, neigte für sich keineswegs zu diesem mystischen Dämmerlicht. Eichhorn war ein alter

Freund Schleiermachers, hatte an der Steinschen Reform mitgearbeitet, den Zollverein gefördert und dem Einfluß Metternichs entgegengewirkt. Nun aber sollte die Kirche für ihn in den Vordergrund treten. „Ich weiß, wie unentbehrlich Sie beim Auswärtigen Ministerium sind," waren die Worte des Königs bei der Berufung; „aber die Kirche steht mir höher, und da wünsche ich Sie hin. Niemand versteht mich in dem, was ich für sie will; Ihnen aber vertraue ich, Sie werden mich verstehen. Freilich weiß ich, daß Sie nicht auf Rosen gebettet sein werden."[8])

Es handelte sich nach den Plänen des Königs für die protestantische Kirche um eine Verbindung der Bischofsverfassung mit dem presbyterialen und synodalen Prinzip; für die katholische Kirche zunächst um die Begründung einer besonderen Ministerial**abteilung** für katholische Kirchenangelegenheiten, die bisher ein einziger katholischer Rat, Herr v. **Schmedding**, seit den Tagen Humboldts verwaltet hatte. Dahinter lag der Traum von einer Universalkirche der Zukunft. Das Wesentliche ist der Bruch mit dem Staatskirchentum der Hegel-Altensteinschen Epoche und die Befreiung der Kirchen von der Polizei zu innerem Leben durch eigne Selbstverwaltungsorgane. Der Schulrat Gerd **Eilers**, den sich Eichhorn als Gehilfen berief, und der von 1843—1848 in fast allen wichtigen Referaten eine beherrschende Rolle gespielt hat, bezeichnete als die Aufgaben des neuen Regiments: „Lösung der polizeilichen Bande, womit das bisherige System der kirchlichen Verwaltung Union und Agende zusammengehalten, und Beseitigung des zu diesem Behufe angewandten Verfahrens; Zurückführung der durch gewaltsame Maßregeln von der Kirche getrennten Lutheraner; Pflege und Förderung der wahren Elemente des kirchlichen Lebens durch Anregung und Leitung der in der Kirche selbst vorhandenen Kräfte; endlich allmähliche Auflösung der bisher von dem Minister der geistlichen Angelegenheiten ausgeübten **innern** Kirchenregierung, sowie Aufhebung der kirchlichen Verwaltung durch die Regierungen und Herstellung einer der Freiheit und eigentümlichen Lebensordnung der Kirche entsprechenden Kirchenverfassung, **alles unter Berücksichtigung des gegenwärtigen kirchlichen Bildungsstandes.**" In Verfolgung dieses Programmes berief der Minister zuerst Kreis- und Provinzialsynoden, endlich 1846 die Generalsynode.

8) Mejer, Preuß. Jahrbücher Bd. 40 S. 186.

Wir können die Entwicklung der Kirchenverhältnisse hier nicht im einzelnen verfolgen. Um die Wirkung dieser Maßnahmen auf die politische Öffentlichkeit zu verstehen, muß man sich gegenwärtig halten, daß es die Zeit war, in der das ganze Interesse der Nation der Durchführung der Volksvertretung zugewandt war. Auch diese Fragen hat Friedrich Wilhelm IV. in Angriff genommen, aber zunächst nur in der Form einer Wiederbelebung des alten historisch-ständischen Prinzips. Überall kam es ihm auf das geschichtlich-individuelle Eigenleben an. Es ist bezeichnend, daß die Gesetzgebungstendenz des Kultusministeriums in dieser Epoche wieder auf territoriale Gesichtspunkte zusammenschrumpfte: Unter Eichhorn ist 1845 nur eine Schulordnung für die Elementarschulen der Provinz Preußen zustandegekommen. Für die anderen Provinzen war sie in Arbeit. Wäre es dem Ministerium damals möglich gewesen, die Träger des Verfassungsgedankens und der deutschen Einheitsidee, die geistige Welt des

Frankfurter Parlaments, seinem System einzuordnen, so wäre vielleicht die schwere Katastrophe von 1848 gemildert worden. Man gewann auch die Brüder Grimm für die Berliner Akademie, Dahlmann wurde nach Bonn berufen. Aber man tat es „trotzdem". Die eigentlich glanzvolle Berufung sollte die des alternden Romantikers Schelling werden. Der Kampf gegen die „Drachensaat des Hegelschen Pantheismus" wurde zum Programm erhoben. So setzte sich das Ministerium zu den stärksten Zeittendenzen in Widerspruch. Die Folge war das Anwachsen der Opposition nicht nur in den akademischen Kreisen, sondern auch in dem jungen Volksschullehrerstande, dessen Führer Diesterweg seit der Pestalozzifeier von 1845 verfolgt und gemaßregelt wurde. Bis heute hat sich die Kluft, die damals zwischen den Lehrervereinen und der Regierung entstand, nicht ganz wieder schließen lassen. Ein großer Teil der Kulturpolitik Preußens wurde bis zu den Tagen Falks in eine ungünstige Bahn hineingedrängt.

Eichhorn hat die ganze Tragik erfahren, die in der Aufgabe eines Kultusministers liegen kann. Er glaubte den echten Stimmen der Zeit zu lauschen. Aber selbst bei der Kirche blieb sein Lauschen ohne Antwort. Er hat sie zu eigenem Leben befreien wollen, aber indem er es wollte, fiel er in die Form des Kirchenregiments zurück, die gerade abzuschaffen sein Ziel war. Der alte Widerspruch zwischen staatlicher Toleranz und staatlicher Lehrzucht wurde auch ihm zum Verhängnis.

Aus seiner Amtsführung gingen zwei weittragende Maßregeln hervor, durch die der freieren Regung der Konfessionen im Staate Raum geschaffen wurde: die katholische Abteilung im Ministerium, die durch eine Kabinettsordre vom 11. Jan. 1841 begründet wurde, und noch im Jahre 1848 das Evangelische Oberkonsistorium. Das letzere wurde zwar durch die Revolution sogleich wieder abgeschafft. Aber nachdem 1849 zunächst die evangelische Abteilung des Kultusministeriums kollegialisch organisiert und von der Krone wie dem Minister für die inneren Kirchensachen relativ unabhängig gestellt war, entstand am 29. Juli 1850 der Evangelische Oberkirchenrat, durch den das innere Kirchenregiment definitiv aus dem Zusammenhang der Bureaukratie losgelöst wurde. Eine evangelische Kirchengemeindeordnung verwirklichte gleichzeitig in sehr engen Grenzen den Grundgedanken des Synodalsystems. —

Die zurückgehaltene politische Bewegung, der der König in seinen nationalen Ideen nicht so fern stand, brach im Jahre 1848 endlich durch, und es ist kein Wunder, daß sich der Strom regel- und fessellos ergoß. Das Ministerium Eichhorn hat in den Märztagen keinen Verteidiger gefunden, ausgenommen etwa Gerd Eilers selbst. Auf kirchlichem Gebiet erhob der revolutionäre Liberalismus die völlige Trennung von Staat und Kirche zum Programm, wie ja auch gleichzeitig das Kommunistische Manifest die Religion zur Privatsache erklärte. Auf dem Gebiet der Schule aber regten sich damals all die Forderungen, die bis heute von fortschrittlicher Seite erhoben werden: allgemeines Unterrichtsgesetz, allgemeine, unentgeltliche Volksschule, Simultanschule, Abschaffung der geistlichen Schulaufsicht, finanzielle Besserstellung und Universitätsstudium der Volksschullehrer. Das Jahr 1848 ist daher für die weitere Gestaltung der Schulpolitik von grundlegender Wichtigkeit.

Wenn auf die kirchlich-synodale Bewegung der 40er Jahre die politische Idee der Volksvertretung eingewirkt hat, so hat jetzt umgekehrt das synodale Prin-

zip auf die Schulpolitik zurückgewirkt. Der Kultusminister der Märzregierung, Graf v. Schwerin, ein Schwiegersohn von Schleiermacher, hat der leidenschaftlich gesteigerten politischen Vereinstätigkeit der Lehrer von den Universitäten bis zur Volksschule dadurch Rechnung getragen, daß er Deputiertenkonferenzen der Lehrer aller Stufen einberief, um ihre Gutachten zu hören. Nach dem kurzen Zwischenspiel des Kultusministers Rodbertus führte der Minister v. Ladenberg, ein geschulter und energischer Beamter, dieses System fort. Es waren unverkennbare Ansätze mindestens zu einer außerordentlichen Schulsynode, wie sie damals in Anlehnung an Züricher und Berner Vorbilder gefordert wurde.[9]) (Noch früher war freilich Leopold II. in Österreich in ähnlicher Richtung vorgegangen.)

Der Minister dieser bewegten Zeit bedurfte einer solchen Fachvertretung, um die Bestimmungen der vorläufigen Verfassung vom 5. Dezember 1848 durchzuführen. §23, der 1850 die Ziffer §26 erhielt, setzte fest: „Ein besonderes Gesetz regelt das ganze Unterrichtswesen." Damit war eine Aufgabe gestellt, an der fast sämtliche künftigen Minister mit großem Fleiß gearbeitet haben, bis durch das Volksschulunterhaltungsgesetz von 1906 ein Teil der Frage gelöst und der betr. Paragraph der Verfassung aufgehoben wurde. Abgesehen von den Beschlüssen der Kreislehrerkonferenzen und der von ihnen gewählten Provinzialkonferenzen, die freilich recht große Widersprüche enthielten, wurde das Material für die Gesetzentwürfe von Ladenberg durch drei Konferenzen der Jahre 1848/49 geliefert: die der Seminarlehrer unter Stiehl, der höheren Lehrer unter Kortüm, der Universitätsprofessoren unter Johannes Schulze. — § 15 der revidierten Verfassung vom 31. Januar 1850 enthielt nun einen weiteren Grundsatz, der zwar dem Liberalismus genehm war, aus dem jedoch im Verein mit § 24 weitgehende Ansprüche der Kirche auf das Volksschulwesen hergeleitet werden konnten: „Die evangelische und die römisch-katholische Kirche sowie jede andere Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig." Ladenberg hat beiden Kirchen gegenüber, obwohl er seinen Entwurf den katholischen Bischöfen und dem Ev. Oberkirchenrat mitteilte, den Staatsgedanken entschieden geltend gemacht und die legislative Befugnis der Kirche auf dem Gebiete des Unterrichts bestritten. Aber noch ehe der Gesetzentwurf dem Abgeordnetenhause vorgelegt wurde, sah sich Ladenberg infolge des Vertrages von Olmütz „durch seine Auffassung von Preußens Ehre und Wohl" zum Rücktritt genötigt.

Mit seinem Nachfolger v. Raumer beginnt die sog. zweite Reaktion. Der neue Minister nahm als Grundlage seines ganzen Ressorts spezifisch christliche Prinzipien. Er war der Aufhebung des inneren staatlichen Kirchenregiments selbst in der vermittelnden Form des Ev. Oberkirchenrates abgeneigt. Dabei wurde auf evangelischer Seite die starke Begünstigung der Ultramontanen mit Betrübnis empfunden. Die konfessionell gebundenen Professuren an den Universitäten gehen größtenteils auf ihn zurück. Sein Biograph und Apologet Bindewald formuliert in seinem Sinne den Grundsatz: „Unter Festhalten an dem positiven Grundgedanken der deutschen Reformation die gewaltigen Mächte der Autorität, Zucht und Erhaltung, welche der Katholizismus birgt,

9) Vgl. Deutsche Schule a. a. O. § 21.

für den Staat und seine Aufgaben fruchtbar zu machen und sie als Korrektiv und Gegengewicht zu fassen gegen die dissoluten, vorlauten und zersetzenden Elemente des preußischen Wesens, die in der negativen Seite des Protestantismus unablässig Schutz und Halt suchen." (S. 60.) Von anderer Seite ist gesagt worden, Raumer habe im Bekenntnis der Kirche gestanden, wie kein Chef des geistlichen Departements vor ihm.

Aber auch der klassischen Bildung brachte der Minister große Sympathie entgegen. Für das höhere Schulwesen berief er Ludwig Wiese zum Mitarbeiter, der die sogenannte christlich-gymnasiale Epoche heraufgeführt, daneben aber in seiner vier Ministerien umfassenden Amtszeit auch für die Entwicklung des Realschulwesens, nicht ohne inneres Widerstreben, tätig gewesen ist. Im Fache der Volksschulen und Seminare herrschte der Geheimrat Stiehl, der durch die bekannten drei Regulative vom 1., 2. und 3. Oktober 1854 dem Klassizismus wie dem Geiste Pestalozzis den Krieg erklärte und das Volksschulwesen der Monarchie auf die schmale Basis streng konfessioneller Gesinnung zurückzuführen suchte. Diesterweg hat gegen diese Regulative im Abgeordnetenhause und literarisch den heftigsten Kampf geführt. Dabei stand das Argument im Vordergrunde, daß ein solcher Erlaß nach § 26 der Verfassung eigentlich ungesetzlich sei. Doch hat der Minister von Raumer seinerseits kein Unterrichtsgesetz in Angriff genommen.

Seine Stellung wurde unhaltbar, als mit der Regentschaft des Prinzen Wilhelm 1858 die sogenannte neue Ära begann. Ihre Durchführung im Kultusministerium fiel Bethmann-Hollweg zu, dem ersten Universitätsprofessor, der in das Amt des preußischen Kultusministers berufen wurde. Seine Amtszeit von 1858 bis 1862 war zu kurz, als daß er das System hätte ändern können, selbst wenn er es gewollt hätte. Ludwig Wiese spricht von ihm ohne Sympathie, obwohl auch Bethmann-Hollweg an dem positiv christlichen Charakter der Schulen entschieden festhielt. Die Förderung der Realschulen (1859) ist sein wichtigstes Verdienst. Der Minister wandte sich auch der Frage des Unterrichtsgesetzes eifrig zu; doch wurden schon unter ihm die Universitäten ausgeschieden und der Artikel 25 der Verfassung schien aufgehoben werden zu müssen. Die Motive zu diesem Gesetzentwurf von 1862 enthalten eine Fülle noch heute interessanter Gesichtspunkte.

Auch dieses Gesetz kam nicht zustande. An die Stelle von Bethmann-Hollweg trat unter dem Ministerium Bismarck der bisherige Oberkonsistorialrat im Ev. Oberkirchenrat Dr. v. Mühler, ein gelehrter Kenner der preußischen Kirchengeschichte. Es wäre lohnend, die Stellung Bismarcks zum Kultusressort durch die 26 Jahre seiner Amtszeit zu verfolgen. Wenn neuerdings behauptet wird, daß Bismarck durch seine überragende politische Initiative das Parteileben und den öffentlich-politischen Geist mehr unterdrückt als gefördert habe, so liegt darin etwas Richtiges. Zunächst zwar ging es in der Konfliktszeit laut genug her. Auch das Ministerium Mühler war der unablässige Gegenstand liberaler Anfeindungen. Aber man darf nicht vergessen, daß die Jahre, die der Reichsgründung unmittelbar vorangingen, die Zeit der Gartenlaubenkultur waren, und daß die nationale Bewegung seit 1848 eher stiller als kräftiger geworden war. Das preußische Kultusministerium aber

stand damals noch ganz unter dem Zeichen eines kirchlichen Patriarchalismus.

Wir kennen die Ansichten des Ministers aus den „Grundlinien einer Philosophie der Staats- und Rechtslehre nach evangelischen Prinzipien", die er ein Jahr nach seiner Entlassung herausgab. Er findet das Fundament der Rechtsphilosophie in Gott. Kirchlich steht er wie Julius Stahl auf dem Boden der von Christus selbst eingesetzten Anstaltskirche; die Schule ist ihm ein Teil der „väterlich fürsorgenden Aufgabe des Staates". Konfessionsschule und Zusammenfallen der staatlichen und der geistlichen Schulaufsicht verstehen sich für ihn von selbst. Ludwig Wiese sagt von seinem Freunde und Vorgesetzten: „Im Grunde eine naive Natur, heitern Gemüts, das sich auch leicht und gern in poetischen Ergüssen auftat; dabei ein Mann von klarem Verstande, geschäftlich erfahren und gewandt, und bis dahin im Ev. Oberkirchenrat die tätigste Kraft und geachtetste Autorität. Die schweren Kämpfe, die seiner alsbald warteten, und in denen das grobe Geschütz des aufgeklärten Liberalismus unausgesetzt seine Positionen angriff, machten ihm ein ruhiges Einarbeiten in die neuen Amtspflichten unmöglich." Bismarcks Charakteristik v. Mühler in den „Gedanken und Erinnerungen" und die Auffassung der Öffentlichkeit von ihm sind bekannt.

In dieser Zeit zuerst empfanden die Räte den Druck der parlamentarischen Aufgaben; die Sache mußte oft vor der Frage zurücktreten, was sich im Abgeordnetenhause werde rechtfertigen lassen. Auch Mühler wandte sich dem Unterrichtsgesetz zu. Stiehl sammelte und veröffentlichte in seinem Auftrage die seit Süvern versuchten Anläufe. Der Entwurf von 1869 schrumpfte aber bereits auf die Regelung der äußeren Verhältnisse der Volksschule und der Lehrerbesoldungen zusammen. Auch er eröffnete nur eine neue Reihe nicht zum Gesetz erhobener Arbeiten. Trotz wachsender Anfeindungen blieb Mühler im Amte. Er selbst hat noch das Schulaufsichtsgesetz am 14. Dezember 1871 einbringen müssen, das in den Kulturkampf hinüberleitet.

Über dieser Epoche des Ministeriums liegen tiefe Schatten. Immerhin hat schon in dieser Zeit deutlich eine Bewegung eingesetzt, die mit den größeren politischen Aufgaben Preußens zusammenhing und die neue Reichspolitik auch innerhalb des Kultusministeriums vorbereitete. 1863 hat Ludwig Wiese die Schulen einiger befreundeter deutscher Staaten besucht, nach 1866 die der neu hinzugekommenen Landesteile, 1871 Elsaß-Lothringen. Die frühesten Vorzeichen der Reichsschulkommission reichen somit bis in das Jahr 1863 zurück. 1868 wurde die Bundesschulkommission eröffnet, 1871 erhielt sie ihren heutigen Namen. Auch die historische Sammeltätigkeit ist für das Ministerium Mühler charakteristisch. Nachdem schon 1847 vier Hefte „Mitteilungen aus der Verwaltung der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten" erschienen waren, wurde 1859 durch Stiehl das „Zentralblatt für die gesamte Unterrichtsverwaltung in Preußen" begründet. 1864 gab Ludwig Wiese die „Historisch-statistische Darstellung" des höheren Schulwesens, 1867 die „Verordnungen und Gesetze für die höheren Schulen in Preußen" heraus. Die Sammlung der Gesetzentwürfe, die 1869, freilich ohne Stiehls Namen, erschien und die eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte des Kultusministeriums ist, wurde bereits erwähnt. So schließt die rückwärts gewandte Epoche des Mini-

steriums mit Rückblicken auf die eigne Geschichte. Aber erst nach der Reichsgründung hat man gewagt, die Wöllnersche Tradition wieder durch die Humboldtsche zu ersetzen. Und je stärker sie zum Durchbruch kam, um so sichtbarer führt die Linie der Entwicklung aufwärts: auch das Ministerium wuchs an seinen höheren Zwekken.

3.

Wir können die letzte Epoche von 1872—1917 nur flüchtig skizzieren. Die Quellen, die uns bisher zur Verfügung standen, verlassen uns hier. Nach den „Lebenserinnerungen und Amtserfahrungen“ von Ludwig Wiese (2 Bände, 1885) sind nur noch 1900 Erinnerungen von Karl Schneider unter dem Titel „Ein halbes Jahrhundert im Dienste von Kirche und Schule“ und 1913 die (teilweise Rückblicke enthaltende) Schrift von Adolf Matthias: „Erlebtes und Zukunftsfragen“ herausgekommen. Auch die monumentale „Geschichte der Universität Berlin“ von Max Lenz, die aus den Archiven schöpft, endet mit dem Neuen Reich. Die Dinge selbst stehen uns zu nahe, als daß wir sie schon historisch überblicken könnten.

Die Gründung des Reiches bedeutet zugleich den Abschluß der nationalen Einheitsbewegung und den Beginn einer neuen Weltpolitik. Es ist kein Zufall, daß das preußische Kultusministerium, nunmehr in den Zusammenhang der Reichspolitik hineingerückt, in den ersten drei Jahrzehnten dieser Epoche sich zunächst negativ mit zwei Mächten auseinandersetzen mußte, deren ideologische Grundlagen noch eine gewisse internationale Tendenz enthielten: dem Ultramontanismus und der Sozialdemokratie. Wir übersehen heute schon, daß beide Kämpfe psychologisch nicht glücklich in Angriff genommen waren. Die energischen Methoden der äußeren Politik Bismarcks haben nach innen versagt.

Der Kulturkampf ist schuld daran, daß noch bis in die 90er Jahre das Schwanken zwischen der staatlichen und der kirchlichen Tendenz in der Unterrichtspolitik anhielt. Erst mit dem neuen Jahrhundert hat sich ein ruhigerer Kurs angebahnt. Wir wissen auch durch Bismarck selbst, daß der Kulturkampf mit der nationalen Frage innerlich zusammenhing. Die Aufhebung der katholischen Abteilung des Kultusministeriums am 8. Juli 1871 ist nicht zuletzt ein Stück Polenpolitik. Im übrigen war die radikale Grenzberichtigung zwischen Kirche und Staat, die damals vorgenommen wurde, nur eine Folge der Verwischung dieser Linien, die das Ministerium in Schulfragen seit 30 Jahren ebenso hinsichtlich der evangelischen wie der katholischen Kirche betrieben hatte. So erklärt sich das gewaltsame Rückwärtsrevidieren. Wie weit die Aufhebung der Artikel 15, 16 und 18 der Verfassung wirklich klare Verhältnisse geschaffen hat, kann hier nicht erörtert werden. Unzweifelhaft aber kam der Staatsgedanke auch der Kirche gegenüber zu neuer, stärkerer Herrschaft.

Falk, der erste preußische Kultusminister aus entschieden liberalem Lager (1872—1879), hat vielleicht die Fragen zu einseitig juristisch genommen, wie sie Bismarck zu einseitig politisch nahm. Die Maigesetze von 1873, die Einführung der Zivilehe 1874 und die Temporaliensperre von 1875 erinnern in ihrer Gewaltsamkeit etwas an die Polizeimaßregeln Altensteins in ähnlichen Konflikten. Der rein staatliche Charakter der Schule stand von vornherein im Mittelpunkt des Kampfes. Durch das Schulaufsichtsgesetz vom 11. März 1872 kamen die langen Bemühungen von Ru-

dolf Gneist, die Schule wieder auf die Grundlagen des Allgemeinen Landrechtes zurückzuführen, hinsichtlich der Staatsaufsicht zum Ziele; wenn auch weder seine historischen noch seine juristischen Gründe einwandfrei waren, so war dieser Schritt eine Notwendigkeit der Zeit für alle Konfessionen. Die dringend geforderte Aufhebung der Stiehlschen Regulative erfolgte durch die meisterhaften, von Karl Schneider stammenden „Allgemeinen Bestimmungen" vom 15. Oktober 1872, ohne daß durch sie oder den Geist ihres Verfassers der innerlich christliche Charakter der Volksschule gefährdet worden wäre. Freilich konnte man gegen sie ebenso wie gegen die Regulative den § 26 der Verfassung geltend machen.

In der Tat kamen die Bestrebungen der Minister, ein allgemeines Unterrichtsgesetz zu erlassen, bis zum Jahre 1906 nicht zum Stillstand. Falk, Goßler und Zedlitz haben noch Entwürfe ausgearbeitet. Doch hatten sich die Anschauungen über das, was überhaupt Gegenstand eines Gesetzes werden könne, inzwischen stark gewandelt. Sollte der Gedanke eines Reichsschulgesetzes sich künftig noch durchsetzen, so wird es sich nur um ein Rahmengesetz rein juristischer Natur handeln können. Der ideelle Gehalt der Erziehung wird durch ein Gesetz mehr beengt als gefördert.

Auf Falk, von dem Wiese mit Bedeutung sagt, daß er kein Kultusminister gewesen sei, folgten zunächst v. Puttkamer (1879—1881), v. Goßler (1881—1891) und von Zedlitz-Trützschler (1891—1892). Unter ihnen fühlte sich Herr von Goßler nach dem Urteil Karl Schneiders in erster Linie als technischer Minister, während die anderen sich vorwiegend als Staatsminister betrachteten. In diesen Jahren führt der Versuch einer Versöhnung mit dem Zentrum wieder zu stärkerer Betonung der Kirchenpolitik. Der folgende Zeitabschnitt bis 1907 steht unter dem Zeichen der starken Persönlichkeit Althoffs, der besonders unter den Ministern Bosse (1892—1899) und Studt (1899—1907) seine reiche Wirksamkeit entfaltete. Nach der kurzen Amtszeit von Holle (1907—1909) folgte das Ministerium von Trott zu Solz und seit 1917 der gegenwärtige Minister Schmidt. Er ist seit Altenstein der 17. Kultusminister Preußens, jedoch der 25. in der Reihe, wenn man mit dem ersten Chef des geistlichen Departements v. Brand (1738) zu zählen beginnt.

Mannigfache neue Faktoren bestimmen die Tätigkeit des Ministeriums in dieser dritten Epoche. Zunächst eine viel stärkere Auseinandersetzung mit den angrenzenden Ministerien, die teils durch die Technischen Hochschulen, teils durch die Fach- und Fortbildungsschulen veranlaßt war. Die letzteren wurden dem Amtskreis des Kultusministeriums entzogen und dadurch von den Problemen der kirchlichen Politik unabhängiger. Auf dem Gebiet der Volksschule wurde die politische Regsamkeit der Lehrervereine ein wichtiger Faktor, der seit 1848 immer mehr an praktischer Bedeutung gewonnen hat. Vor allem aber brachte die auswärtige Politik einen neuen Umkreis von Problemen, zunächst für die Universitäten. In der Wirksamkeit von Althoff tritt der große Stil deutlich zutage, den alle Unterrichtsfragen im Neuen Reich gewonnen hatten. Der Landesgesichtspunkt weicht einem Weltkulturhorizont. Weltpolitik und Weltwirtschaft stellen Ansprüche, die über alles Frühere hinausgehen. Wer die gegenwärtige Lage des Ministeriums verstehen will, muß seine Leistungen in diesen Zusammenhang hineinstellen.

So ist besonders auch für die höheren Schulen die Zeit vorüber, in der ihre Gestalt allein nach den Forderungen der Universität und der Wissenschaft bemessen werden kann. Unter den drei Schulkonferenzen — 1873, 1890 und 1900 — ist die von 1890 vielleicht die schultechnisch schlechteste, aber die symptomatisch bedeutsamste. Denn in ihr, die vom Kaiser selbst eröffnet wurde, macht sich zum erstenmal, wennschon noch unbeholfen, der Gedanke einer realpolitischen Erziehung geltend, im Gegensatz zu dem individualistischen Persönlichkeitsideal des älteren Liberalismus, für den nationale Kulturerziehung zugleich die beste Staatserziehung bedeutete. Sichtbar greifen jetzt die inneren sozialen Probleme gebieterisch ein. Insofern bedeutet schon die Kabinettsordre vom 1. Mai 1889 einen entscheidenden Wendepunkt für höhere Schulen, Volksschulen und Seminare. Ich habe diese Wandlung anderwärts dahin formuliert, daß neben die Erziehung zur Selbstverantwortung jetzt die Erziehung zur sozialen Verantwortung nach innen, zur nationalen nach außen tritt.[10])

Daß sich das ganze Erziehungsproblem über die Grenzen der Schulen und ihre Abstufung gegeneinander auszudehnen begann, tritt besonders in zwei Vorgängen des Ministeriums v. Trott zu Solz deutlich zutage: in dem Jugendpflegeerlaß vom 18. Januar 1911 und der Begründung des „Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht" am 12. März 1914. In beiden kündigt sich zugleich eine doppelte neue Aufgabe an: den organischen Zusammenhang des preußischen Schulwesens in sich fester zu gestalten durch sinngemäße Erleichterung des Überganges von den niederen zu den verschiedenen höheren Schulformen, und den organischen Zusammenhang der Schule mit dem ganzen nationalen Leben nach außen zu einer regeren Wechselwirkung zu gestalten. Was heute mit der Formel von 1848 Einheitsschule genannt wird, ist der Sache nach nichts anderes als dies: die fortschreitende Differenzierung auf der Grundlage der alten unverlierbaren Idee reiner Menschenbildung entsprechend den neuen sozialen, politischen und allgemein-kulturellen Verhältnissen. Ein näheres Zusammenwirken der Abteilungen U I, U II und U III, aber auch mit den verschiedenen Fachministerien von dem des Äußeren und des Krieges bis zu denen des Handels, der Landwirtschaft und der öffentlichen Arbeiten ist die notwendige Forderung, die hieraus folgt. Auch dies bedeutet eine vertiefte Rückkehr zu den klassischen Gedanken Humboldts, der dem ganzen Leben der Nation in der Gliederung des öffentlichen Schulwesens einen Ausdruck schaffen wollte, damals freilich noch ohne den entschiedenen Blick auf die äußere Politik und die Berufsgliederung.

Was in dieser Hinsicht im Ministerium bereits geschehen ist, welche umfassenden Pläne in ihm sich allmählich vollenden, wird erst dann ganz zu übersehen sein, wenn wir Näheres über Althoff und seine Ideenwelt wissen, die in der Tat die ganzen Höhen der neuen deutschen Bildung zu umfassen strebte: von den Akademien, Universitäten und Bibliotheken bis zu den höheren Schulen und mittleren Fachschulen. Weiter nach unten aber greift jetzt außerhalb Preußens die Arbeit Kerschensteiners ein, in dem der Reichsgedanke und die Idee der politisch-wirtschaftlichen Erziehung zu glei-

10) Näheres siehe in meiner Schrift „25 Jahre deutscher Erziehungspolitik" (Berlin, Union 1916) und Band XI dieser Zeitschrift Spalte 1033.

cher Klarheit gediehen sind, wie Althoff Politik und Wissenschaft aneinander zu ketten wußte. Da liegen die Umrisse des neuen deutschen Bildungswesens, und es ist kein Zweifel, daß das preußische Ministerium im 2. Jahrhundert seines Bestehens, auf dem Werke Althoffs weiter bauend, diese gewaltige Aufgabe mit dem freien Geiste ergreifen wird, der von den Tagen Humboldts aus herüberleuchtet und unter neuen Bedingungen zu neuen schöpferischen Leistungen treiben wird. —

Demgegenüber verschwindet fast, was dem Historiker des Kultusministeriums noch zu leisten bleibt. Er müßte einmal die Geschichte der inneren Gliederung dieses Ressorts schreiben. Er würde erzählen, wie die Abteilungen A, G I und II, U I bis U IV und M entstanden sind und wie sich ihre persönlichen und sachlichen Verhältnisse zueinander jeweils gestaltet haben. Die Medizinalabteilung freilich ist 1910 abgetrennt und dem Ministerium des Innern angegliedert worden.

Er würde ferner schildern, wie im Laufe der Zeit die einzelnen Unterrichtsgebiete in den Vordergrund des Verwaltungsinteresses getreten sind. Denn unverkennbar ist die Bedeutung der Volksschulen und Seminare ständig gewachsen, nicht nur durch die Macht der Zahl, sondern auch durch ihr inneres Gewicht. Die Geschichte der Unterrichtsgesetzentwürfe, die Clausnitzer und Rosin vom Standpunkte der Volksschullehrerschaft bereits eingehend behandelt haben (6. Aufl. Spandau 1912), müßte noch eine Darstellung von allgemeineren Gesichtspunkten aus finden. Damit würde sich eine Geschichte der Lehrerschaft aller Stufen in ihrem Verhältnis zu Unterrichtsverwaltung und Unterrichtsgesetz ganz von selbst verbinden. Weiter reiht sich an die historische Übersicht über die Lehrpläne und Prüfungsordnungen des ersten Jahrhunderts. Paulsen hat, freilich ohne Aktenbenutzung, die Reihe der ersteren von 1316 über 1837, 1856/9 und 1892 schon bis zum Jahre 1891/92 verfolgt; ebenso die Prüfungen für das höhere Lehramt von 1810 und 1834, 1866, 1887 sowie die Einführung des Probejahrs 1826 und der Gymnasialseminare 1890. Inzwischen sind die Lehrpläne von 1901 und die Oberlehrerprüfungsordnung von 1917, die im wesentlichen Karl Reinhardts Werk ist, hinzugekommen. Die Lebensdauer der Bestimmungen wird, wie man sieht, immer kürzer. Doch scheint daran weniger die Experimentierlust schuld zu sein (die auch nicht gefehlt hat), als die schnelle Verschiebung der zugrunde liegenden Verhältnisse.

Auch die allgemeine Bildungspolitik, die über den eigentlichen Rahmen der Schule hinausliegt, dürfte nicht vergessen werden. Für die ältere Zeit gehört hierhin das wichtige Gebiet der Zensur.[11]) Das Fach der Akademien, der Kunst, der Bibliotheken und Museen haben wir in dieser Skizze nicht berühren können. Für die Berliner Akademie sind wir durch Harnacks Darstellung näher unterrichtet als über die meisten anderen Zweige, die noch des Bearbeiters harren. Nachdem durch die Neuordnung von 1908 das höhere Mädchenschulwesen eine wachsende Bedeutung gewonnen hat, beginnen auch die Frauenschulen, die Kindergärten und die

11) Von großem Wert wäre eine Monographie über die vom Ministerium direkt oder indirekt herausgegebenen Zeitschriften, pädagogischen Blätter und Bücher. Von den Sammlungen der Gesetze und Verordnungen ist schon die Rede gewesen. Doch muß hier noch ein großes Werk mit Bewunderung genannt werden: K. Schneider und v. Bremen, Das Volksschulwesen im preußischen Staat. 3 Bde. 1886ff.

Kindergartenseminare eine erhebliche Rolle zu spielen. Endlich nimmt die Jugendpflege und das Volksbibliothekswesen einen breiten Raum ein. Das Ministerium ist eben nicht mehr bloßes Unterrichtsministerium: es wird mehr und mehr die Zentralverwaltungsstätte für die Gesamtheit der Volkserziehung.

Aus diesem Grunde ist es von hohem Wert, den Wandel in den Organen zu verfolgen, durch die das Ministerium, abgesehen von der Volksvertretung, Berührung mit dem Leben, der Wissenschaft und den Sachverständigen gesucht hat. Die Wissenschaftlichen Deputationen als solche hatten nur ein kurzes Leben; sie wurden 1817 zu bloßen Prüfungskommissionen bei den Provinzialkonsistorien, von denen 1825 die heutigen Provinzialschulkollegien abgezweigt wurden. In unseren Tagen haben Adolf Matthias, Brandi u. a. wieder auf die Notwendigkeit einer solchen nicht verwaltenden, sondern größere Entwürfe bearbeitenden Körperschaft hingewiesen. Ein gewisser Ersatz für sie war ja seit 1848 in dem System der gelegentlich einberufenen Schulkonferenzen gefunden worden, die sich jedoch niemals zu einer festen Form kristallisiert haben. Der Verwaltungsapparat würde auch allzu verwickelt werden, wenn neben die beiden Häuser des Landtages noch eine Unterrichtssynode oder ein ähnlicher Ausschuß träte. Immerhin walten bei den gelegentlich einberufenen Konferenzen hinsichtlich der Personenauswahl leicht Zufall oder Neigung: ein sicherer Ausdruck der herrschenden Wünsche und Notwendigkeiten ist damit nicht gewährleistet. Einen Teil dessen, was die Wissenschaftliche Deputation leisten sollte, hat seit 1914 das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht übernommen. Es soll eine Forschungs- und Lehrstätte für das spezifisch pädagogisch-methodische Gebiet in all seinen Stufen von UI bis UIII werden: ein Mittelpunkt für wissenschaftliche und praktische Pädagogik. Damit sind ihm zugleich seine Grenzen gezogen: es kann nicht mit den Universitäten als den Stätten der fachwissenschaftlichen Forschung und Lehre in Wettbewerb treten, und es kann nicht eine Verwaltungstätigkeit ausüben wollen, sondern bleibt eine sammelnde, beratende, lehrende und unter Umständen experimentierende Stelle für das gesamte Erziehungsgebiet.

Ein besonders reizvoller Zweig der Geschichte des preußischen Kultusministeriums ist endlich die biographische Seite: die Geschichte der führenden und mitarbeitenden Persönlichkeiten. In den Ministern selbst spiegelt sich, abgesehen von ihrer Individualität, die jeweilige politische Gesamtströmung; sie stehen nicht nur in ihrem Ressort, sondern auch im Staatsministerium als einem Ganzen, das seinerseits zu dem Kabinett und den Kammern entscheidende Beziehungen hat. Die Facharbeit und die Kontinuität der Geschäfte knüpft sich daher in hohem Maße an die Personen der Unterstaatssekretäre, Ministerialdirektoren und Geheimen Räte. Fast zu jeder Zeit ist einer unter ihnen zu führender Stellung und öffentlichem Ruf hervorgetreten, und auch hier läßt sich eine fast lückenlose Folge von Namen aufstellen, deren jeder für den Kenner der Geschichte ein ganzes System verkörpert. Auf Süvern, dessen Glanzzeit noch vor der Begründung des Ministeriums liegt, folgt Johannes Schulze, der erst 1858 ausgeschieden ist. Aber seit 1843 übernahm Gerd Eilers für kurze Zeit die Führung. Die zweite Reaktion beherrscht das Doppelgestirn Wiese-

Stiehl.[12]) In der letzten Epoche verbergen sich die hervorragenden Mitarbeiter mehr und mehr mit der großzügigen Anonymität des preußischen Beamtentums. Hermann Bonitz verdient als besondere Zierde genannt zu werden. Schon 1882 trat Friedrich Althoff ein, von dessen überragendem Wirken die Öffentlichkeit nur allmählich erfahren hat, während die ungünstige Legendenbildung über ihn schon früh am Werke war. Neben den Ministerialdirektoren stehen zu jeder Zeit Persönlichkeiten, die, ohne dem Ministerium als Beamte anzugehören, doch die Rolle ständiger Ratgeber gespielt haben. In älterer Zeit ragt unter ihnen Alexander v. Humboldt hervor. In der Gegenwart gebührt Adolf v. Harnack ein besonderes Verdienst. Daß die klassische Philologie jederzeit einen ererheblichen Anteil gehabt hat, versteht sich von selbst. Es ist kein Zufall, daß die Gemälde, die die Wände des Ministeriums schmücken, auf die Ideale zweier großer Kulturmächte hinweisen: das Christentum und die Antike. Sie sind bei allem Wandel der Dinge die festen Punkte der Orientierung geblieben. —

Ist es zum Schluß erlaubt, einen Blick in die Zukunft zu werfen, so drängt sich vor allem ein Gedanke auf. Wir bemerken im Augenblick eine schnell fortschreitende Differenzierung der Reichsämter. Bei dem ungeheuren Maß von Geschäften, die das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten heute noch umspannt, ist es nicht ausgeschlossen, daß auch auf diesem Gebiet in absehbarer Zeit eine Teilung erforderlich wird. Sie kann in doppelter Weise gedacht werden: als Trennung der geistlichen Abteilung von der Unterrichts- und Kulturabteilung, oder als Trennung eines Reichskultusministeriums von der preußischen Zentralbehörde. Die erste Forderung ist oft erhoben worden. In der Tat sind beide Zweige der Verwaltung heute gegeneinander viel selbständiger geworden als in den Tagen Steins und Humboldts. Das Bedenken, daß dadurch der religiöse Geist aus dem Unterrichtswesen verschwinden könnte, trifft nicht zu. Denn dieser Geist ist nicht an eine ressortmäßige Behandlung gebunden, sondern durchdringt alle Grundlagen des modernen Staates. Er lebt auch in den anderen Ministerien und würde sich vielleicht um so kräftiger entfalten, wenn er einer Stelle zur ausschließlichen Pflege anvertraut würde, die mit dem Unterrichtsministerium in ähnliche Wechselwirkung treten würde, wie es von seiten der anderen Fachministerien heute schon der Fall ist. Weit größeren Bedenken würde jedenfalls der andere Weg unterliegen. Hier müßte eine völlige Umgestaltung aller Landesgesetzgebungen stattfinden. Und auch dann noch würde ein Reichskulturamt gleichsam in der Luft schweben. Denn es würde zunächst nicht eine Kirche, nicht eine Schule oder Universität sein eigen nennen. Der eigentliche Boden realer Wirksamkeit würde ihm fehlen, während heute hinter der Reichskulturpolitik, die das Kultusministerium anstrebt, zunächst der große preußische Staat, sodann aber der belebende Wetteifer aller anderen Landesregierungen steht. Das Bildungswesen ist seiner Natur nach in fortschreitender Differenzierung begriffen. Die Uniformierung wird immer nur auf magere juristische Rahmenbestimmungen beschränkt bleiben. Eine gesunde Zentralisierung im Sinne geregelter Ar-

12) Die Amtszeiten der genannten Männer sind folgende: Süvern 1809—1829, Schulze 1818—1858, Stiehl 1844—1873, Wiese 1852—1875.

beitsteilung darf freilich bei gewissen Angelegenheiten, wie bei Universitäten, Forschungsinstituten, Museen, in Berechtigungswesen, Schulpflicht und Schulgliederung nicht fehlen. Die Reichsschulkommission wird diesen weitverzweigten Aufgaben allein nicht mehr genügen. Neue Einrichtungen, durch die die betreffenden Ministerien der Bundesstaaten miteinander in dauernde geschäftliche Fühlung treten, sind durchaus notwendig, wenn nicht eine planlose Rivalität entstehen soll. Schon W. v. Humboldt und Schleiermacher haben mindestens die Berliner Universität im deutschen Sinne verstanden. Auch in dieser Hinsicht gilt es, an sie anzuknüpfen. Das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten in Preußen wird im 2. Jahrhundert seines Bestehens die Wege finden, noch stärker als bisher den deutschen Gedanken über den Landesgedanken zu stellen. Ja es wird sich vielleicht in organischer Verbindung mit den beteiligten Regierungen eine deutsche Abteilung irgendwie angliedern, die die großen gemeinsamen Angelegenheiten in ähnlicher Weise von einem Ideenzentrum aus regeln wird, wie Humboldt die Einheit der Idee mit dem Reichtum der Individualitäten zu vermählen strebte.

Über die Zukunft des Orientalischen Seminars und den Plan einer Auslandshochschule.

Von Adolf von Harnack.

Die Notwendigkeit, den überschüssigen deutschen Kräften von höherer Ausbildung neue Arbeitsgebiete zu erschließen, steht ebenso fest wie die Aufgabe, die unserem Volke gesetzt ist, in dem Zeitalter gesteigerter Weltwirtschaft nicht nur seinen Platz zu behaupten, sondern auch die Werbekraft und den Einfluß deutscher Kultur zu verstärken.

Eine große wirtschaftliche und eine kulturelle Aufgabe sind uns hier zugleich gestellt. Beide Aufgaben sind untrennbar; denn unsere wirtschaftliche Stellung und Kraft wurzelt ganz wesentlich in unseren wissenschaftlich-technischen Leistungen, und umgekehrt können heutzutage große kulturelle Einflüsse auf andere Nationen in der Regel nur auf wirtschaftlicher Grundlage bzw. in engem Zusammenhang mit ihr wirksam werden; denn in dem harten Kampf um Sonne und Boden vermögen Erkenntnisse und Ideen, ja die Gesittung selbst, nur dann zu Kraft und Einfluß zu gelangen, wenn sie erweisen, daß sie den äußeren und inneren Zustand der Völker zu heben imstande sind. Unsere Nation verfügt aber über Gaben und Kräfte, die sich in dieser Mischung bei den anderen Kulturnationen nicht finden. Produktive Ideen, wissenschaftliche Schulung, hingebender Fleiß und ein starkes Pflichtgefühl verbinden sich noch immer bei uns in zahlreichen Arbeitern auf allen Stufen der Ausbildung zu einer mächtigen, man darf wohl sagen: spezifisch deutschen Einheit, die die unleugbaren Mängel zu ersetzen vermag, die unserer Nation im Vergleich und im Wettbewerb mit den anderen an-

Gutachten, dem Herrn Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten Dr. von Trott zu Solz auf Ersuchen am 9. Nov. 1913 eingereicht. Mit der Veröffentlichung entspreche ich einem Wunsche des Herrn Ministers Dr. Schmidt. D. Verf.

Vgl. hierzu noch die Anmerkung zu Spalte 1 des Oktoberheftes. Die Red.

haften. Durch jene Eigenschaften sind wir in den Stand gesetzt, uns wirksam an der Doppelaufgabe zu beteiligen, die dem 20. Jahrhundert gestellt ist: nämlich 1. große Völker mit eigenartiger, alter Kultur bzw. halbfertige Staaten mit bedeutenden Ländergebieten für die europäische Kulturgemeinschaft zu erschließen und in diese Kulturgemeinschaft aufzunehmen, 2. wilde und halbwilde Völker zu befähigen, Kulturarbeit zu leisten. Das eigene Interesse, welches wir dabei auch im Auge haben, ist vor dem Forum der Geschichte und Moral dann ein berechtigtes, wenn wir uns die Ertüchtigung und das wirkliche Wohl jener Völker ebenso angelegen sein lassen, wie unseren Vorteil. Diese beiden Gesichtspunkte schließen sich aber deshalb nicht aus, weil sich — wie das Beispiel von Portugal zeigt — jeder Raubbau in der Geschichte schließlich am Räuber selbst rächt. Das große Grundwort der Moral: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst", ist auch die beste sozialwirtschaftliche Maxime, und wer sie egoistisch überhört, sieht sich früher oder später schwer gestraft.

Daß unter den Mitteln, welche wir für die Arbeit im Ausland bei uns ausbilden müssen, die im Inland zu gewinnende Schulung in der ersten Linie steht, bedarf keines besonderen Nachweises. Der Deutsche vermag ungeschult viel weniger als andere Nationen. Ihm fehlt die Leichtigkeit und Versatilität im Verkehr, ihm fehlt die glückliche Mischung von Selbstbehauptung und Anpassung, die dem Engländer eignen. Der ungeschulte Deutsche ist in der Regel hilflos, da er sich auf die Treffsicherheit seines Instinkts nie verlassen kann. Sieht er sich genötigt, sich anzupassen, so verfällt er alsbald in eine würdelose Abhängigkeit und gibt seine Eigenart, Heimat und Volkstum im Handumdrehen preis. Aber starke und feste Schulung schützen ihn vor solchem Fall, und sie kann und muß ihm im Inlande so geboten werden, daß er sich über diesen Schutz hinaus mit Superiorität im Auslande geltend zu machen vermag.

Unter den verschiedenen Instituten der Schulung für den Dienst und die Arbeit im Ausland nimmt das Orientalische Seminar eine hohe, ja die erste Stelle ein. Aber, fort und fort erweitert und vergrößert, ist es in seiner Entwicklung an einen Punkt gekommen, an dem es sich in seiner bisherigen Gestalt nicht mehr zu behaupten vermag. Das ist die Überzeugung der Sachverständigen, vor allem die des Direktors des Seminars selbst, und diesen Eindruck haben auch die weitesten Kreise gewonnen, die für die Aufgaben des Seminars ein Verständnis haben.

Der Rahmen des Seminars ist schon seit vielen Jahren gesprengt. Weder ist es ein „Seminar" mehr im gewöhnlichen Sinne des Wortes noch ein „orientalisches" Seminar, da es nachgerade — und in zwingendem Fortschritt — den größten Teil der lebenden wichtigen Sprachen in seinen Lehrplan aufgenommen hat. Auch vermittelt es längst nicht mehr nur sprachliche Schulung, sondern Landeskunde, Volkswirtschaft, Rechtskunde, naturwissenschaftliche Kenntnisse, Hygiene usw. sind zum Teil bereits aufgenommen, zum Teil pochen sie kräftig an den Pforten des Seminars.

Was zu tun ist, scheint sich sehr einfach zu ergeben — man erweitere das Seminar auf allen diesen Linien und gebe ihm dementsprechend einen neuen Namen, oder man zerschlage das Seminar und verteile seine zu erweiternden und zu vertiefenden Aufgaben einzeln auf verschiedene Lehranstalten.

Ich werde im folgenden zu zeigen ver-

suchen, daß beide Wege nicht gangbar sind, daß es also gilt, einen anderen Weg zu finden, und daß ein solcher — ein zum Ziele führender Mittelweg — wohl gefunden werden kann:

I. Widerlegung des Planes der Umwandlung des Orientalischen Seminars in eine selbständige Auslandshochschule.

Auf den ersten Blick scheint alles für den Plan zu sprechen, aus dem Orientalischen Seminar eine Auslandshochschule zu schaffen, und so haben sich auch bereits zahlreiche und sehr gewichtige Stimmen für diesen Plan erhoben, ja der Reichstag selbst ist für ihn eingetreten. Für die „Auslandshochschule" lassen sich folgende Gründe geltend machen:

1. Sie liegt in der natürlichen Konsequenz der bisherigen Entwicklung des Orientalischen Seminars und setzt diese organisch fort.[1])

2. Sie hält die Einheitlichkeit aller der Schulungen aufrecht, die für das Wirken im Ausland nötig sind und zentralisiert sie.[2])

3. Sie lenkt die Aufmerksamkeit der Jugend auf die Berufsmöglichkeiten im Ausland und gibt so dem Gedanken: „Diene deinem Vaterland im Ausland", Werbekraft und Dauer.[3])

Aber diesen wohlberechtigten Erwägungen stehen, sobald man den Plan konkret prüft, Schwierigkeiten gegenüber, die teils aus der Sache selbst fließen, teils aus der Eigenart unseres Hochschulwesens. Sie sind so groß, daß mir der Plan undurchführbar erscheint:

1. Die Bedürfnisse, die das geplante selbständige Institut erfüllen müßte, sind so zahlreiche und mannigfaltige, daß man eine Hochschule größten Stils und Umfangs errichten müßte. Schafft man auch nur vier Abteilungen: a) die sprachliche nebst Landeskunde und Ländergeschichte, b) die volks- und handelswirtschaftliche, c) die staats- und rechtskundliche, d) die naturwissenschaftlich-mezinische, und überlegt man, daß schon jetzt das Seminar etwa 30 europäische Lehrer bzw. Professoren und etwa 22 teils europäische, teils außereuropäische Lektoren, Hilfslehrer usw. umfaßt, so läßt sich mit Bestimmtheit berechnen, daß eine relativ vollständige Auslandshochschule nicht unter 40—50 Hauptlehrern (Professoren) und ca. 40 Lektoren, Hilfslehrern usw. bestehen könnte. Die Kosten einer solchen Anstalt wären enorme, und je tüchtigere Lehrer berufen würden, mit um so mehr Recht würde man es bedauern, daß sie nur den speziellen Zwecken der Auslandshochschule dienen sollen.

2. Aber das ist nicht die größte Schwierigkeit — auch sehr große Mittel müßten aufgebracht werden, wenn die Sache es verlangt —; viel größer ist die Schwierigkeit, die sich daraus ergibt, daß sich eine solche Anstalt in das Gefüge unseres höheren Unterrichts- und Schulwesens schlechterdings nicht einfügt. Daran krankte schon das Orientalische Seminar: es war und ist, schultechnisch betrachtet, ein Zwitterinstitut, und dieser Übelstand würde nur noch wachsen, wenn das Seminar durch eine Metamorphose gehoben würde. So wie die Dinge bei uns liegen, ist die Universität der Orientierungspunkt für allen höheren Unterricht, der

1) Dagegen läßt sich aber einwenden, daß die bisherige Entwicklung auf den toten Punkt gekommen, also, wie es scheint, nicht fortzusetzen ist.

2) Aber dieser Vorteil kann auch auf einem anderen Wege festgehalten werden.

3) Auch dieser Vorteil kann durch ein anderes Mittel festgehalten werden.

schlechterdings nicht übersehen oder eliminiert werden kann. Eine jede „Hochschule" kann bei uns — ich lasse hier noch die technischen Hochschulen beiseite — nur unter oder über der Universität stehen. Die zu gründende Auslandshochschule darf aber weder unter der Universität noch über ihr stehen. Nicht über ihr: denn unsere Universitätsverhältnisse würden einen unberechenbaren Schaden erleiden, wenn den Universitäten irgendeine Hochschule übergeordnet würde; sie würden über kurz oder lang auf die Stufe von Lyzeen herabgedrückt sein, wenn die endgültige Fach- und Berufsausbildung speziellen Anstalten zugewiesen würde. Diese Gefahr — ich komme unten noch einmal auf sie zu sprechen — liegt heutzutage bereits näher, als die meisten ahnen. Daß es sich hier aber um eine wirkliche Gefahr und um einen drohenden schweren Schaden handelt, das braucht niemandem nachgewiesen zu werden, der auch nur eine Ahnung davon hat, was die Einheit der *universitas litterarum* in unserer deutschen Kultur und Geschichte bedeutet hat und noch immer bedeutet. So unschuldig und notwendig alle „Fortbildungskurse" sind, wenn sie in engem Zusammenhang mit den Universitäten gehalten werden, so gefährlich und zersetzend sind alle „Hochschulen", „Akademien", Lehranstalten und Kurse, die unabhängig von den Universitäten, also über denselben, als obligatorische Institute den auf den Universitäten begonnenen Unterricht fortsetzen bzw. erst abschließen oder Teile des Universitätsunterrichts ganz übernehmen.

Aber die geplante „Auslandshochschule" kann und darf auch nicht unter den Universitäten stehen. Ein Unterricht zweiter Ordnung, der die dort Studierenden zu Studenten II. Klasse macht und der unter anderen Voraussetzungen erfolgt als der Universitätsunterricht, ist für die Lehrer und die Studenten in gleicher Weise unerträglich. Man wird nur halbe und unzufriedene Lehrkräfte und ein fragwürdiges Studentenmaterial bekommen! Langt es nicht für die Universität, so langt es noch für die Auslandshochschule! Also wird man das Mittelgut dorthin abschieben! Es bleibt eben die Tatsache bestehen: man kann als Studierender, wenn man nicht an einer Universität studiert, nur über den Universitätsstudenten stehen oder unter ihnen. Daß die zukünftigen „Auslandshochschüler" unter den Studenten stehen werden, ist zu befürchten, und damit erhält das neue Institut von vornherein den Keim zu einer unheilbaren Krankheit. Es ist zur Inferiorität verurteilt. Was von den Studenten gilt, gilt genau so von den Professoren. Bedeutende Gehälter und andere Vorteile, die man ihnen zusichert, würden nichts bessern. Die „Auslandshochschullehrer" würden, da sie hoffentlich niemals Oberkollegen der Universitätsprofessoren werden, sicher zu Unterkollegen werden — schon deshalb, weil sie sich selbst so vorkommen werden. Sie werden an die Universitäten streben! Gescheiterte Privatdozenten aber werden nach der Auslandshochschule ausblicken!

3. Eine besondere „Auslandshochschule" wird das Studium der Studierenden, die im Ausland tätig sein wollen, in der Regel verlängern und verteuern oder — wenn dieser Erfolg nicht eintritt, weil diese Studierenden nur die Auslandshochschule besucht haben — der Durchschnitt derer, die ins Ausland gehen, wird minderwertig sein gegenüber dem Durchschnitt derer, die im Inland bleiben; denn keine Spezialhochschule vermag das Maß von zu erwerbenden grundlegenden

Kenntnissen und den wissenschaftlichen Geist zu ersetzen, welchen die Universitas litterarum bietet. Selbst in dem Falle, daß man für gewisse Klassen solcher, die im Ausland tätig sein wollen, eine geringere Vorbildung verlangt, wird die Berührung mit der Universität ein großer Vorteil sein. Muß man aber grundsätzlich dafür Sorge tragen, daß die, welche sich mit voller Gymnasialbildung dem Auslandsdienst widmen wollen, keine Zeit verlieren, so ist eine spezielle „Auslandshochschule", die neben oder nach der Universitätszeit besucht werden soll, keine geeignete Einrichtung; denn sie wird — das kann man mit Sicherheit sagen — zu überflüssigen Kumulationen in den Anforderungen führen — eine Gefahr, der unsere bureaukratisch-pedantische Art stets ausgesetzt ist. Die Abhilfe hier liegt in dem Vorschlage, den ich unten skizzieren werde.

4. Eine „Auslandshochschule" würde zweifelsohne zu einer „Reichshochschule" werden. Das ist nicht nur vom preußischen Standpunkt aus, der hier zurückzutreten hat, nicht wünschenswert, sondern auch die Sache selbst wird unter dieser Voraussetzung nicht recht gedeihen können. Der entscheidende Grund liegt darin, daß das Reich nicht über die Kräfte verfügt, mit denen solch eine Hochschule zu besetzen ist; nur die Einzelstaaten besitzen sie. Das Reich verfügt aber auch nicht über die Erfahrungen und über die Männer, die solch eine Hochschule zu leiten vermögen; denn hier kommt es nicht auf ein oder zwei treffliche Räte an, sondern auf einen ganzen Stab und auf eine lange Erfahrung und Tradition. Eine Mitwirkung des Reichs ist gewiß nicht ausgeschlossen, ja erwünscht und erstrebenswert. Aber es ist zu befürchten, daß das Reich sich mit solcher Mitwirkung nicht begnügen kann und wird, wenn der neue Typus „Auslandshochschule" geschaffen wird. Der heutige politische Zustand des Orientalischen Seminars wird also wahrscheinlich nicht festgestellt werden können, wenn es in eine Auslandshochschule verwandelt wird. Dafür wird schon der Reichstag sorgen! Kann man aber eine Auslandshochschule nur als Reichshochschule bekommen, so muß man sich aufs ernstlichste fragen, ob sie als solche wünschenswert ist; auch wenn es feststünde, daß sie an sich eine richtig gedachte Schöpfung wäre; denn das Preußische Kultusministerium kann m. E. hier allein die maßgebende und wünschenswerte leitende Stelle sein. Das Reich vermag nur eine erwünschte Mitwirkung zu leisten.

II. Widerlegung der Auskunft, die gesteigerten Aufgaben des Orientalischen Seminars auf verschiedene Lehranstalten zu verteilen.

Ich kann mich hier kurz fassen: man könnte wohl einen Augenblick daran denken, die gesteigerten Aufgaben des Orientalischen Seminars zu verteilen: die Handelshochschulen, das Kolonialinstitut in Hamburg, niedere Kolonialschulen könnten gewisse Teile der Aufgabe übernehmen, und dazu könnten an den verschiedenen Universitäten völker- und staatswissenschaftliche, weltwirtschaftliche usw. Vorlesungen und Kurse verstärkt bzw. neu eingerichtet werden. Allein das hieße, den großen Gedanken, dem das Orientalische Seminar dient, unwirksam machen oder doch lähmen, zumal bei der Eigenart unseres Volkes, das erst lernen muß, seine besten Söhne im Dienst des Vaterlandes ins Ausland zu schicken, und das noch immer einen Staatsbeamtenposten im Inland für das A und O aller Ziele hält. Mit Frakturbuchstaben muß der Nation vorgestellt

werden, daß sie in dem neuen Zeitalter nur zu gedeihen vermag, wenn sie im Auslande noch ganz anders arbeitet als bisher und sich nicht von Amerikanern, Engländern und Franzosen Brot und Einfluß wegnehmen läßt. Bestehen bleiben muß also in starker einheitlicher Ausprägung die Aufgabe, welche das Orientalische Seminar vertritt, unbeschadet dessen, daß auch Handelshochschulen und andere Anstalten sich den Auslandsaufgaben hingebender widmen mögen und sollen. Die Verteilung der Aufgaben des Orientalischen Seminars auf verschiedene Lehranstalten würde aber nicht nur die Werbekraft des Gedankens herabsetzen, sondern würde auch die Aufgabe, selbst herabstimmen; denn die Besten für diese Sache können nur gewonnen werden, wenn ihre Ausbildung die bestmögliche und eine einheitliche ist. Eine solche Ausbildung kann aber nur eine einheitliche und hohe Lehranstalt leisten.

III. Was hat mit dem Orientalischen Seminar zu geschehen? Die Einschmelzung in die Universität Berlin.

Wenn das Orientalische Seminar nicht in eine selbständige „Auslandshochschule" umgewandelt werden darf, wenn ferner seine gesteigerten Aufgaben nicht an verschiedene Lehranstalten verteilt werden können, wenn es endlich in seiner gegenwärtigen Gestalt nach dem Urteil der Sachverständigen unzureichend ist — was hat zu geschehen? Nur ein einziger Weg bleibt übrig: es muß mit der Universität verschmolzen werden. Quartum non datur! Aber ist dieser Weg gangbar? Ich bin der sicheren Überzeugung, daß er es ist und daß er daher eingeschlagen werden muß — aber allerdings nötigt er die Universität, speziell die philosophische Fakultät, zu einschneidenden Maßregeln. Sie werden anfangs als Opfer empfunden werden, auch dort, wo man es nicht mit der bloßen „Neophobie" zu tun hat — sie legen auch wirkliche Opfer auf; aber ich zweifle nicht, daß diese gebracht werden müssen und daß sie der Universität und Fakultät selbst schließlich zur besten Förderung und zum Segen gereichen werden.

Die philosophische Fakultät der Universität Berlin muß die gesteigerten Aufgaben des Orientalischen Seminars übernehmen, muß also neben ihren bisherigen Aufgaben die „Auslandshochschule" sich einverleiben. Daß nur Berlin in Frage kommt und keine andere Universität, scheint mir einer längeren Ausführung nicht zu bedürfen. Nur in Berlin sind alle die zahlreichen Hilfsmittel vorhanden — ich erinnere nur an die Königliche Bibliothek mit ihren einzigartigen Schätzen und an das Völkermuseum mit seinen unvergleichlichen Sammlungen — welche gerade die „Auslandshochschule" braucht, und nur in Berlin findet der Austausch von Wissenschaft, Technik, Handel, Volkswirtschaft und Kolonialwissenschaft im großen Stile statt, der den notwendigen Hintergrund und den fruchtbaren Boden für die Aufgaben der „Auslandshochschule" bildet. An anderen Universitäten müßte man erst künstlich und mit Aufwendung großer Mittel mühsam zu schaffen versuchen, was in Berlin einfach gegeben ist, und würde es doch nicht erreichen. Ich gedenke dabei noch der zahlreichen Kolonien von Ausländern und ihrer Vereine in Berlin, die für die Studierenden der „Auslandshochschule" sehr wichtig werden können. Auch ist der Genius Berlins und der Berliner Universität ein Geist rastlosen Fleißes und fortschreitender Bewegung, dazu ein Geist großzügiger Auffassung. Diesen Geist soll der Studierende, der

sich zum Dienst im Auslande vorbereitet, atmen!

Aber verträgt es die Universität Berlin und speziell die philosophische Fakultät, mit einer so großen neuen Aufgabe belastet zu werden? Wird sie nicht genötigt sein, in ihren Organismus umgestaltend einzugreifen und bewährte Einrichtungen zu ändern? In der Tat — ohne gewisse einschneidende Änderungen kann die philosophische Fakultät die neue Aufgabe m. E. nicht auf sich nehmen; davon werde ich unten handeln. Aber, wie groß oder wie klein die Änderungen sein mögen: aus prinzipiellen Gründen scheint mir die Aufnahme der Aufgabe eine Notwendigkeit.

Es war schon ein schwerer Fehler, daß die technischen Hochschulen nicht in den Organismus der Universitäten aufgenommen worden sind. Die Universitäten haben sich damit einen sehr wichtigen Teil der höheren wissenschaftlichen Forschung und des Unterrichts entgehen lassen; sie haben dadurch ihre universale und führende Stellung beeinträchtigt und sich sozusagen ihr „Monopol" in bedenklicher Weise verkürzen lassen. Sofern dieses trotz der Schöpfung der technischen Hochschulen doch noch in gewisser Weise besteht, besteht es, weil die technischen Hochschulen die Stellung von Hochschulen, die der Universität ganz ebenbürtig sind, in der öffentlichen Schätzung trotz ihrer ausgezeichneten Leistungen noch nicht vollkommen haben erlangen können. Die Stellung, die sie einnehmen, ist für sie noch nicht ganz befriedigend, und daß die zukünftigen Ingenieure, Architekten, Maschinenkonstrukteure, Chemiker usw. nicht in der Luft der Universitas litterarum geatmet haben, ist in der Tat sowohl vom Standpunkt dieser Berufsklasse selbst als auch vom Standpunkt des Staats- und Volksinteresses zu bedauern. Ich glaube sagen zu dürfen, daß der ganze ausgezeichnete, hochverdiente und den andern Studierten ebenbürtige Stand, sowohl in der Schätzung der Öffentlichkeit als auch in sich selber, noch wertvoller sein würde, wenn er durch die Universität hindurchgegangen wäre. Umgekehrt aber haben die Universitäten zu ihrem Nachteil eine bedeutende Berührungsfläche mit dem lebendig flutenden Leben und seinen wissenschaftlichen Nötigungen dadurch verloren, daß sie die Aufgaben der technischen Hochschule nicht übernommen haben. Diese Berührungsfläche wäre ihnen sehr heilsam; denn die Universitäten stehen immer in Gefahr, hinter den wissenschaftlich-praktischen Aufgaben der fortschreitenden Zeit, d. h. hinter den pädagogischen und aktuellen Forderungen der Gegenwart, zurückzubleiben und sich in sich selbst zu versteifen. Endlich hat auch die Schöpfung eigener technischer Hochschulen Kosten verursacht und verursacht sie noch immer, die erheblich geringere sein könnten, wenn sie eine Abteilung der Universitäten bildeten.

Aber nicht nur durch die Errichtung der technischen Hochschulen sind die Universitäten in ihrer Stellung beeinträchtigt worden: auch alle jene modernen Schöpfungen der medizinischen, staats- und volkswirtschaftlichen usw. Fortbildungsakademien, sofern sie unabhängig von den Universitäten errichtet werden bzw. errichtet werden sollen, bedrohen die Stellung der Universitäten. Der Prozeß, der auf einigen Linien damit beginnt, dem Lehrbetrieb an den Universitäten höhere Lehrkurse unabhängig von den Universitäten überzuordnen, wird nicht aufzuhalten sein, bis den Universitäten nichts anderes nachbleibt als die allgemeine einleitende Vorbereitung für die hö-

heren Berufs- und Fachausbildungen, die dann in besonderen Anstalten und Kursen dargeboten wird. Schon handelt es sich hier für die Universitäten nicht mehr um den Satz: „Principiis obsta" — denn die principia sind schon da! —, sondern um den anderen: „Erobere Verlorenes zurück!" Die Universität muß jede wissenschaftliche Fachausbildung, und zwar von Anfang bis zur letzten Höhe, leiten, sonst wird sie eine wissenschaftliche Anstalt zweiter Ordnung.

Die Frage der „Auslandshochschule" bedeutet somit wiederum eine kritische Stunde in der Entwicklungsgeschichte der Universität. Weist sie diese Aufgabe zurück oder wird sie ihr nicht zugebilligt, so verliert sie wieder ein Stück ihres Gebietes. Videant consules, ne quid detrimenti respublica capiat! Was noch heute Kurzsichtigen als keine Einbuße erscheinen mag, weil die neue Anstalt zunächst nur eine Zwitterstellung erhalten wird und an das Ansehen der Universität nicht heranreicht, das kann sich schon morgen auch dem blöden Auge als schwerer Verlust entschleiern. Liegt folgendes Zukunftsbild für die wissenschaftliche Ausbildung in allen Disziplinen so fern: 9 Jahre Gymnasium, 3 bis 4 Jahre Universität, 2 bis 3 Jahre Spezialausbildung auf besonderen Fachhochschulen bzw. in besonderen Fachkursen, die mit der Universität keinen Zusammenhang haben? Viele werden heute noch dieses Zukunftsbild als ein Phantasieprodukt unnützer Sorge bezeichnen und verlachen; noch sind wir ja auch, Gott sei Dank, nicht so weit; aber daß es droht, wenn der Entwicklung nicht Einhalt geboten wird, ist mir nicht fraglich.

Also muß die Universität bzw. die philosophische Fakultät der Berliner Hochschule die Aufgaben der Auslandshochschule übernehmen. Das kann sie, aber in ihrer gegenwärtigen Organisation kann sie es schwerlich. Es seien hier ein paar Worte über die Berliner philosophische Fakultät gestattet: Diese Fakultät nimmt mit ihren 53 (54) ordentlichen Lehrstühlen und ca. 60 außerordentlichen (inkl. der Honororprofessuren) nicht nur an der Berliner Universität — die übrigen Fakultäten haben zusammen ca. 38 ordentliche Lehrstühle —, sondern auch im deutschen Universitätswesen überhaupt eine ganz eigentümliche Stellung ein. Durch ihre Größe, ihre Geschichte und den Zusammenschluß, der in wöchentlichen Sitzungen zum Ausdruck kommt, stellt sie eine Repräsentanz der Wissenschaft dar, welche der in der Akademie der Wissenschaften gegebenen Repräsentanz zur Seite tritt. Da ferner aber 38 von ihnen ordentliche Mitglieder der Akademie der Wissenschaften sind und etwa 2 Drittel der Zahl der Akademiker ausmachen, so hat sie ohne weiteres auch in der Akademie die große Majorität. Man kann also sagen: Die Autorität der Akademie wird verstärkt durch die Autorität der philosophischen Fakultät der Berliner Universität, und hinter der Autorität dieser Fakultät steht auch die Autorität der Akademie.

Empfindliche Nachteile haben sich aus diesem Stande der Dinge niemals ergeben; hin und her haben sich wohl die Mitglieder anderer Fakultäten oder diese selbst durch die übermächtige philosophische Fakultät bedrückt gefühlt; aber diese hat — das muß rühmend hervorgehoben werden — in Universitätsfragen stets eine weise Selbstbeschränkung geübt, den Rechten der anderen Fakultäten vollen Spielraum gelassen, auftauchende Klagen gegebenenfalls rasch beseitigt und ihre faktische Über-

macht niemals ausgebeutet. Ja es gereicht den anderen Fakultäten zur Freude und Genugtuung, daß die Autorität der reinen Wissenschaft in der Berliner philosophischen Fakultät und durch sie so kraftvoll zum Ausdruck kommt.

Allein es läßt sich m. E. nicht verkennen, daß diese nichtdifferenzierte, weitschichtige Fakultät kein zweckmäßiges Institut ist gegenüber den großen besonderen Lehraufgaben, die den Vertretern der zahlreichen Hauptfächer in ihr gestellt sind und von unserer fortschreitenden Zeit in steigendem Maße gefordert werden. In einer so umfangreichen und bunt zusammengesetzten Körperschaft lassen sich die Unterrichts- und Lehrfragen nicht leicht verhandeln. Diese werden aber immer wichtiger, da die Berufsausbildung im einzelnen viel genauer und gründlicher überlegt werden muß als früher. Will die philosophische Fakultät den Einfluß auf die Behandlung dieser Fragen behalten bzw. stärker an sich ziehen — und sie muß das, falls sie sich nicht immer aufs neue durch Fachschulen überrascht sehen will —, so muß sie sich zu einer Teilung entschließen. Sie kann das um so leichter, als die höchst wertvolle und autoritative Repräsentanz der reinen Gesamtwissenschsaft in den Händen der Akademie liegt und die Fakultät dort stets die Oberhand haben wird.

Eine Teilung der Fakultät ist nötig, und zwar reicht m. E. eine Teilung in eine größere geisteswissenschaftliche und eine kleinere naturwissenschaftliche Hälfte nicht aus, da die geisteswissenschaftliche als Gesamtheit noch immer kein praktisches Instrument sein würde, sondern es müssen drei Fakultäten geschaffen werden: eine naturwissenschaftliche, eine Fakultät für klassische und altorientalische Philologie, Altertumskunde und Geschichte und eine Fakultät für Kunde des Mittelalters und der Neuzeit (inkl. ihrer Sprachen). Eine solche Teilung wäre viel besser als die Teilung nach Sprachen und Geschichte, denn Geschichte und Sprachen lassen sich für keine der Hauptperioden trennen. Jede große geisteswissenschaftliche Frage hat eine philologische, eine geschichtliche und eine philosophische Seite; also kann man die Geisteswissenschaften nicht in Philologie, Geschichte und Philosophie trennen.

Jeder der drei Fakultäten wäre eine philosophische Professur beizugeben, deren Inhaber natürlich über alle Zweige der Philosophie nach seiner Auswahl lesen könnte, die nationalökonomischen Fächer aber wären zu verstärken und in die juristische Fakultät überzuführen, die als juristisch-staatswissenschaftliche Fakultät auszubauen wäre.

Die Berliner Universität würde demgemäß sechs Fakultäten umfassen:

1. die theologische,
2. die juristisch-staatswissenschaftliche,
3. Die medizinische,
4. die naturwissenschaftliche,
5. die Fakultät für klassische und altorientalische Philologie, Altertumskunde und Geschichte, oder kurzweg: die Fakultät für Altertumskunde,
6. die Fakultät für Mittelalter und Neuzeit (und ihre Sprachen).

Die 53 (54) Lehrstühle der gegenwärtigen philosophischen Fakultät würden sich bei dieser Ordnung der Dinge so verteilen, daß die nationalökonomischen Professuren in Wegfall kämen, die drei philosophischen auf die drei neuen Fakultäten verteilt würden[4])

4) Eine dritte Professur für Geographie wäre zu schaffen, so daß jede der drei neuen Fakultäten eine solche erhielte.

und die 4. Fakultät die 19 naturwissenschaftlichen Lehrstühle (dazu ein Philosoph) umfassen würde, die 5. Fakultät etwa 12 Lehrstühle (dazu ein Philosoph)[5]) und die 6. Fakultät etwa 15 (16) Lehrstühle (dazu ein Philosoph)[6]).

Hiermit wären wirkungskräftige Fakultäten geschaffen, die die Fragen der Fach- und Berufsausbildung sachverständig in ihrer Mitte behandeln könnten und ebenso jede „Fortbildungsfrage", sowie die besonderen, in ihren Kreis einschlagenden Unterrichts- und Berufsprobleme.

Wenn diese Ordnung der Dinge von der auf anderen Universitäten üblichen etwas abweicht — die Abweichung ist nicht groß und hat auch schon Analogien —, so hat man nicht zu vergessen, daß es dem weitausschauenden Blick Wilhelm von Humboldts von Anfang an klar war, daß die neue Universität zu Berlin nicht nur eine Universität wie andere sein könne und solle, sondern ein wissenschaftliches Zentralinstitut, das zum Teil nach eigenen organischen Gesetzen zu gestalten sei. Wenn die neue Schöpfung trotzdem zunächst wesentlich die alte Universitätsverfassung erhielt, so soll jenes Wort doch unvergessen sein! Nichts liegt aber hier ferner als der Gedanke, eine Art von „Überuniversität" in Berlin auszugestalten — es gibt nichts Höheres als der freie Betrieb der Wissenschaft, wie er an allen Universitäten blüht —, sondern es handelt sich darum, Aufgaben zu übernehmen, die nicht von allen Universitäten aufgenommen werden können, weil eine oder ein paar Stätten dem Bedürfnis genügen.

Aber freilich mit einer bloßen Zerlegung der philosophischen Fakultät in drei Fakultäten ist es noch nicht getan; ja es könnten auf diese Weise leicht neue unliebsame Zäune aufgerichtet werden, die die Wissenschaft stören; denn auch Mommsens Wort soll unvergessen bleiben: „Unter den Fesseln, in denen unsere Universitäten liegen, sind die, in die sie sich selbst durch ihre Fakultäteneinteilung geschlagen haben, die drückendsten!" Daher wird hier eine neue Fakultätseinteilung nur empfohlen unter der Voraussetzung: die Fakultäten sollen in Zukunft viel elastischere Gebilde werden. Die oben angegebene Einteilung in sechs Fakultäten, die wie jede Einteilung ihre Mängel hat[7]), wird nur empfohlen unter Hin-

5) Nämlich die 6 für klassische Philologie, Geschichte und Kunstgeschichte und die Lehrstühle für Indisch, Sanskrit, Altorientalisch, Vergleichende Sprachforschung, Alte Geographie und Allgemeine Völkerkunde.

6) Nämlich die 6 für Geschichte und die Lehrstühle für Germanisch, Englisch, Irisch, Französisch, Slawisch, Neuorientalisch, Chinesisch, Kunstgeschichte, Musik.

7) Einer der empfindlichsten Mängel scheint der zu sein, daß die drei philosophischen Lehrstühle an die drei Fakultäten verteilt werden. Erwägt man aber, daß so jede dieser Fakultäten die Philosophie in ihrer Mitte haben wird, daß ferner die volle Lehr- und Lernfreiheit für die Lehrer und Lernenden gegeben ist, so daß die Vorlesungen jedes philosophischen Lehrers allen Studierenden angeboten werden und daß sich endlich die drei Philosophen zu einer permanenten Kommission zusammenschließen können und sollen, zu welcher auch der Religionsphilosoph der theologischen Fakultät und der Rechtsphilosoph der juristischen Fakultät hinzugezogen wird — so wird man in der Neuordnung nicht eine Schwächung, sondern eine Verstärkung der Bedeutung der Philosophie für die Universität anerkennen müssen. — Schwierigkeiten macht auch die Unterbringung des Lehrstuhls für vergleichende Sprachforschung. Man kann ihn in die 5. oder 6. Fakultät setzen. Zweckmäßiger scheint mir das erstere zu sein. Ganz ohne Gewaltsamkeiten läßt sich keine Teilung vollziehen, und ein Rest von Will-

zufügung des weiteren Vorschlages, daß aus den verschiedenen neuen Fakultäten permanente Kommissionen zu verschiedenen großen Zwecken niedergesetzt werden. Die Einteilung in sechs Fakultäten soll nur für die formale Universitätsverwaltung und für die materialen obersten Zwecke gelten (die letzteren werden durch die Sechsteilung in der Tat am besten erfüllt). Daneben aber sollen für die anderen wichtigen Zwecke der Wissenschaft, des Unterrichts und der besonders kombinierten Fach- und Berufsausbildung ständige Kommissionen fungieren, die aus Mitgliedern der verschiedenen Fakultäten zusammengesetzt sind. Tritt ein so organisiertes System ins Leben, so wird die Universität befähigt sein, allen Anforderungen und neuen Bedürfnissen, die das fortschreitende Leben in bezug auf Unterricht und differenzierte Berufsaufgaben stellt, zu entsprechen, und sie wird die Bildung besonderer Fachhochschulen neben den Universitäten verhindern können.

Die Universität wird dann auch ohne Schwierigkeit den Gedanken der „Auslandshochschule“ in sich aufzunehmen und trefflich zu verwirklichen vermögen. Die Mehrzahl der Lehrer für diesen Zweck wird in der sechsten Fakultät, einige werden auch in der zweiten, dritten und vierten ihren regelmäßigen Sitz haben. Desgleichen werden die Lektorate hauptsächlich bei der sechsten Fakultät einzurichten sein. Dazu wird eine permanente Kommission unter einem besonderen, die Aufgabe der Auslandshochschule kennzeichnenden Titel niedergesetzt werden, die ihre eigenen Sitzungen hält und zu der Mitglieder aus den verschiedenen Fakultäten gehören. Ich setze voraus, daß die drei neuen Fakultäten die ihnen gestellten Aufgaben unter diesen Umständen mit gesteigerter Geschlossenheit, Kraft und Autorität vollziehen und auch die permanenten gemischten Kommissionen, insonderheit die für den Dienst im Ausland, blühen und gedeihen werden.[8])

Viele Detailfragen tauchen nun natürlich auf, aber sie zu erörtern ist noch nicht an der Zeit. Doch will ich ein paar herausheben:

Daß für einen Teil der wissenschaftlichen Darbietungen und für besondere Berufsvorbereitungen eine gewisse Einschränkung der akademischen Lernfreiheit anzuordnen und ein bestimmter Lehrgang einzuhalten ist, ist selbstverständlich und geschieht schon jetzt, ohne den Charakter der Universitäten als freier Lehranstalten zu beeinträchtigen. Nicht nur in der medizinischen Fakultät, sondern auch in den anderen Fakultäten existieren für den Besuch von Kursen und Seminaren bestimmte strengere Re-

kür bleibt immer übrig. Weist man darauf hin, daß bei dieser Teilung die „Geschichte“ auseinandergerissen wird, so ist zu erwidern, daß das tatsächlich schon der Fall ist, daß sich aber hoffentlich, später wie jetzt, Historiker finden werden, die, sei es vom Altertum aus Mittelalter und Neuzeit, sei es umgekehrt von der Neuzeit das Altertum in ihren Kreis ziehen werden.

8) Man könnte einwenden, daß eine Teilung der philosophischen Fakultät eben dann nicht notwendig sei, wenn man in ihr permanente Kommissionen zu bestimmten wissenschaftlichen und Unterrichtszwecken einrichtet. Allein erstlich würde die philosophische Fakultät durch Aufnahme der Aufgaben der „Auslandshochschule“ noch mindestens ein Dutzend Lehrstühle mehr erhalten und nun vollends ungefüge und inkommensurabel gegenüber den anderen Fakultäten werden, sodann verlangt m. E. a) die Naturwissenschaft, b) die Altertumskunde (inkl. der alten Sprachen) und c) Mittelalter und Neuzeit (nebst den dazu gehörigen Sprachen) eine so feste und geschlossene Vertretung, wie sie nur eine Fakultät bietet.

geln, und sie gewinnen immer größere Bedeutung. Studenten werden deshalb nicht zu Studenten zweiter Ordnung, weil ihre Freiheit auf gewissen Linien durch notwendige und zweckmäßige Anordnungen zu einer „vernünftigen" Freiheit gemacht wird. Das wird auch von den Studierenden der „Auslandshochschule" innerhalb der Universität gelten. Entschließt sich einer während oder schon im Anfang seiner Studienzeit, sich dem Dienst im Ausland zu widmen, so wird er eine Anweisung empfangen, die ihn nötigt, seine Studienfreiheit im Interesse eines geregelten Studienganges zu beschränken und auf eine bestimmte Bahn unter bestimmten Regeln zu leiten. Das hat keine Schwierigkeit, und auch das hat keine Schwierigkeit, daß in den Auslandsdienst auch solche werden einzutreten wünschen, die nicht das Abiturientenzeugnis, sondern nur einen geringeren Grad der Vorbildung (Primareife) besitzen. Man wird ihnen die kleine Matrikel geben und die Studienvorschriften für sie besonders regeln. Endlich bietet auch der Umstand keine Schwierigkeit, daß zahlreiche Studierende für ihre Berufsausbildung Vorlesungen in verschiedenen Fakultäten werden hören müssen. Das ist schon jetzt der Fall, und auch die Inskription in zwei Fakultäten hat nichts gegen sich.

Die Vorschläge, die ich Ew. Exzellenz hiermit unterbreite, habe ich bereits seit Jahren erwogen. Nicht erst der Plan einer „Auslandshochschule" hat sie gezeitigt, sondern, um die Zukunft unserer Universitäten Sorge tragend, haben sich meine Gedanken schon längst in dieser Richtung bewegt. Jener Plan hat mir nur einen willkommenen Anstoß gegeben, die Gedanken zu formulieren. Ich bin mir wohl bewußt, daß ich die Imponderabilien nicht voll zu übersehen und zu würdigen vermag, die auch hier, wie überall, sorgfältige Beachtung verlangen. Nur der Eingeweihte ist imstande, ihr ganzes Gewicht zu ermessen, nur er vermag ein Votum abzugeben, das über ein „votum deliberativum" hinausführt. Ferner weiß ich als Historiker, daß nichts schwerer ist, als eine alte Verfassung zu ändern, weil man sich an die Übelstände bzw. Mängel des Alten gewöhnt hat, dagegen am Neuen zunächst nur die Gefahren und Schwächen sieht und empfindet. Aber andererseits bin ich fest davon überzeugt, daß unsere Universitäten mit ihren überkommenen Einrichtungen, Ordnungen und Grenzen schon seit Jahren in einer latenten Krisis stehen, daß sie die volle Schätzung — leider nicht ohne ihre Schuld, denn sie sind zu stabil geblieben — nicht mehr bei der Nation besitzen, die sie früher hatten, und daß ihre universale und führende Stellung und Bedeutung schwer gefährdet ist. Ihr Organismus muß vielseitiger und elastischer werden, damit er fähig sei, jedem großen neuen wissenschaftlichen Berufsbedürfnis zu entsprechen, mag es sich nun um Vertiefung und Fortbildung, mag es sich um neue Aufgaben handeln. Der Unterrichtscharakter, je nach der Eigenart jedes Berufskreises, muß scharf hervortreten, und die pädagogischen Aufgaben hier müssen direkt von den Fakultäten bzw. permanenten Kommissionen ins Auge gefaßt und geregelt werden, also Gegenstand ihrer höchsten Sorge sein. Fachhochschulen, ständige höhere Fortbildungskurse außerhalb ihres Rahmens und dergleichen dürfen die Universitäten dann nicht dulden; denn sie können und sollen sich innerlich und äußerlich so ausbilden, daß sie — voran die Berliner Universität — allen diesen Bedürfnissen wirksam entgegenzukommen vermögen. Tun sie das

nicht, so werden sie sich immer mehr eingeschränkt sehen von gefährlichen Rivalen aller Art, und sie werden es erleben, daß sie zu einer Zwischenstufe werden zwischen dem Gymnasium einerseits und Fachhochschulen und höheren Fachkursen andererseits.

Theodor Mommsen.

Warum hat er den vierten Band der Römischen Geschichte nicht geschrieben?

Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Am 30. November ist Theodor Mommsens hundertster Geburtstag. Auch wenn kein Krieg wäre, würden wir keine Gedächtnisfeier halten; dazu ist Mommsen noch viel zu lebendig. Noch herrschen die Gedanken des Forschers und des Organisators zu unmittelbar in der Wissenschaft, der er diente; erst wenn die Arbeit neue Wege eingeschlagen hat und selbständige Forscher über ihn hinausgeschritten sind, wird die Zeit zu rückschauender, bei aller Dankbarkeit abwägender Betrachtung gekommen sein.

Aber seine Römische Geschichte, für die meisten das Werk, nach dem sie auch den Gelehrten beurteilen (also falsch beurteilen), ist über fünfzig Jahre alt und wäre daher längst zu solcher Beurteilung reif, auch wenn die Wissenschaft nicht gerade durch ihn auf diesem Gebiete so gewaltige Fortschritte gemacht hätte wie kaum auf einem anderen. Das gilt zunächst nur von den ersten drei Bänden; man darf es aber auf den fünften ausdehnen, den er 1885 folgen ließ, entschlossen den vierten nie zu schreiben, wenn er auch äußerlich diese Möglichkeit offen ließ. Das hat die Folge gehabt, daß er immer wieder gedrängt ward, die Lücke zu füllen, nicht nur von urteilslosen Bewunderern, sondern auch von berechnenden Schmeichlern, die wissen mußten, daß er es nicht konnte, ja daß es unmöglich war, weil der fünfte Band ein selbständiges Werk war, unvereinbar mit dem alten, ebenso selbständigen. Es mag sein, daß er in den letzten Jahren sinkender Kraft mit einer Möglichkeit gespielt hat, die er verworfen hatte, als er noch ganz er selbst war. Gelegentlich stößt man in Kleinigkeiten, wie er sie für Tages- und Monatsblätter hinwarf, auf Versuche, den Stil der Jugend zu erzwingen, die doch nicht vorteilhaft von der monumentalen Schlichtheit seiner reifen Meisterwerke und dem großartigen Ethos seiner akademischen Reden abstechen. In Wahrheit war es immer eine Unmöglichkeit, die Römische Geschichte fortzusetzen. Gewiß mußte es ihn reizen, mußte es ihn einen inneren Kampf kosten, darauf zu verzichten; aber dieser Kampf war viel früher ausgekämpft, die echte Wissenschaftlichkeit des Gelehrten hatte über die Verlockungen eines äußerlichen schriftstellerischen Erfolges gesiegt. Darin liegt Größe. Das darf nicht vergessen werden. Ich weiß darum; darüber zu berichten ist auch für mich an der Zeit.

Als 1856 die Römische Geschichte fertig war, mußte ihr Verfasser wie die ganze Welt überzeugt sein, daß ein abgeschlossenes Werk vorlag. Weiter dachte niemand. Nicht eigener Entschluß, sondern ein Antrag Karl Reimers hatte Mommsen zu dieser Arbeit getrieben. In unfreiwilliger Muße hatte sie der abgesetzte Leipziger Extraordinarius begonnen; der juristische Ordinarius von

Zürich und Breslau hatte sie mit unvergleichlicher Energie vollendet. Die erste Neuauflage brachte noch bedeutende Besserungen. Dann kam die Übersiedelung nach Berlin, wo endlich der zähe Widerstand in der Berliner Akademie gegen seine Leitung des Corpus Inscriptionum überwunden war. Rasch folgte der Eintritt in die philosophische Fakultät, in der er in den nächsten Jahren eine starke Lehrtätigkeit ausübte, soweit die Reisen für das Corpus nicht hinderten. Die großen Werke dieser Zeit, Münzwesen und Chronologie, sind aus der Arbeit an der Römischen Geschichte erwachsen, ebenso die bedeutenden Römischen Forschungen Band I, die zugleich das Staatsrecht vorbereiten, das zwar auch der Aufforderung des Verlegers Salomon Hirzel verdankt wird, aber etwas ganz anderes geworden ist: der reinste Ausdruck des Mommsenschen Geistes. Die Geschichte der Kaiserzeit lag ihm noch fern. Beleg dafür ist eine Vorlesung, die er im Jahre 70 über dieses Thema hielt und von der ich einmal eine Nachschrift eingesehen habe; gehört habe ich ihn nicht. Er verweilte lange bei der Nacherzählung der Bürgerkriege; Augustus war ihm nur ein halbierter Cäsar; einigermaßen geriet er durch die Quellen doch in die Hofgeschichte. Der einzige Glanzpunkt war Tiberius, den er bekanntlich mit Friedrich dem Großen verglich. Die spätere Zeit war flüchtig behandelt, da er bis Valentinian II., einzeln noch weiter herabging. Seltsame Schätzungen fehlten nicht: Hadrian als Scheusal, Severus günstig beurteilt. Kein Gedanke an Reichsgeschichte, kärgliche Behandlung der Literatur. Im ganzen war deutlich, daß, wer so sprach, sich noch nicht als Geschichtschreiber der Kaiserzeit fühlen konnte.

Drei Jahre später, als der erste Band des Staatsrechtes fertig war, stand er anders. Ich habe ihn damals kennen gelernt, als er für die Erneuerung seiner Inscriptiones Regni Neapolitani in Neapel war. Ich durfte ihn auf einer kurzen Reise durch Apulien begleiten und ihm wenigstens dadurch nützlich werden, daß ich die Straßenjungen fern hielt, wenn er Steine kopierte, und die noch aufdringlicheren *uomini dotti dei paesi* auf mich ablenkte, auch die Stadtväter begütigte, wenn er ihnen wegen der Verwahrlosung der Altertümer eine Strafpredigt hielt, wie in Venosa, wo er ihnen das Epigramm ins Gesicht warf: *credete essere la patria d' Orazio, ma siete la patria dei porchi*. Auf einer nächtlichen Fahrt durch die Ebene des Aufidus, während rings die brennenden Stoppeln leuchteten, vertrieb er mir und sich den Hunger durch ein lautes halbes Träumen über die Art, wie er die Zeit des Augustus schildern wollte. Unser italienischer Begleiter schlief oder murrte über den *uomo stupendo „l'instancabile"*, der am Abend mit einem Kuheuter in Essig vorlieb nahm und am anderen Tage das solenne *pranzo* bei den Vätern der *patria dei porchi* ausschlug. Ich aber habe, was ich hörte, in einem feinen Herzen bewahrt. Augustus ward noch immer gescholten, daß er von Cäsars Bahnen abgewichen war, nicht Britannien und Arabien unterworfen, also die Erwartungen der Römer oder doch der Dichter nicht erfüllt hatte; mehr als der Testamentsvollstrecker eines Größeren, wie er ihn noch später genannt hat, ist Augustus für Mommsen wohl überhaupt nicht geworden. Über die Dichter fielen Urteile, die mich befremdeten. Vergil hat er wohl nie gerecht beurteilt, und konnte es kaum; wer statt der hellenistischen Epik Homer bei ihm sucht, wird das niemals tun, und das Hellenistische ist auch heute noch längst nicht genügend durchgearbeitet. Aber Horaz hat später eine schöne

Würdigung gefunden, mag auch der Interpret die Ausdeutung der Römeroden berichtigen. Eins aber stand ihm schon damals fest: den Hofklatsch wollte er nun ganz beiseite werfen; Messalina und Poppaea mochten ihre Verehrer anderswo suchen. Er wollte nur nach Dynastien ordnen.

Es ist klar, daß er nun die Fortsetzung seiner Geschichte ernsthaft vorhatte. Aber außer dem Corpus drängte das Staatsrecht. Doch eben dieses führte im zweiten Bande von selbst zu der Darstellung des Prinzipats, in der ein großer, ja der beste Teil der Kaisergeschichte gegeben ist, die Mommsen geben konnte und wollte. Als dieser Band 1875 vollendet war, ward der Versuch der Fortsetzung wirklich unternommen. Er entschloß sich, an den ersten Bänden nichts mehr zu ändern; ich konnte ihn in diesem Vorsatze bestärken, denn schon damals wäre es ohne Zerstörung der künstlerischen Einheit nicht möglich gewesen. Aber die Fortsetzung ersehnte ich natürlich heiß und begrüßte ihr erstes Kapitel in der akademischen Abhandlung über das Militärsystem Cäsars (jetzt Historische Schriften I 156). Er war etwas ärgerlich, als ich ihn zu diesem Anfange beglückwünschte: aber er wies es nicht ab, und der Stil ist unverkennbar. Der andere Beleg ist „der letzte Kampf der römischen Republik", mit dem er die Teilnehmer an der Feier seines sechzigsten Geburtstages beschenkte, aber das Motto zufügte: „Gerne hätt' ich fortgeschrieben, aber es ist liegen blieben." Darin liegt, daß er den Versuch aufgegeben hatte. Er ging vielmehr daran, seine Abhandlungen zur älteren römischen Geschichte zu sammeln und zu überarbeiten. Der zweite Band der Römischen Forschungen ist 1879 erschienen; geplant war auch ein Band juristischer kleiner Schriften; ich habe die Fahnen des ersten Bogens in Händen gehabt. Alles ist durch den Brand in seinem Hause 1880 untergegangen, von dem Plane nie mehr die Rede gewesen.

Die Feier seines sechzigsten Geburtstages war ein Höhepunkt seines Lebens. Es war damals noch nicht anerkannt, daß die Erreichung dieses Alters Verdienst genug ist, eine Feier zu rechtfertigen, und eine Sammelschrift, zumal unter Beteiligung des Auslandes war auch noch etwas Besonderes. Eigentlich hätten die Commentationes Mommsenianae abschreckend wirken sollen, dieser kyklopische Band, dem sogar das eine Auge fehlt: der Index, wie Jakob Bernays scherzte. Doch diese Kritik lag uns Feiernden fern, und Mommsen auch. Er durfte sich wirklich freuen. Treitschke hielt ihm die Festrede; seine Briefe haben gelehrt, daß das erste Lesen der Römischen Geschichte in ihm das Verlangen weckte, eine Tragödie Hannibal zu schreiben. Jetzt feierte er in Mommsen nicht nur den Historiker, sondern auch den Patrioten; nur zu bald sollte die Politik das Tafeltuch zwischen beiden für immer zerschneiden: heute würden die mutigen, treuen Deutschen wieder einträchtig gegen die Schwächlinge zusammenstehen. In kleinerem Kreise sprach Wilhelm Scherer, dessen Freundschaft bis zu seinem frühen Tode Mommsens nächste Jahre durchleuchtete und erwärmte. Der Jubilar fühlte sich durchaus nicht alt, sondern arbeits- und lebensfroh. Er nahm um diese Zeit die schwere Last der auctores antiquissimi der Monumenta Germaniae auf seine Schultern.

Da häuften sich trübe Erfahrungen. Einmal die Wendung in Bismarcks Politik, die Mommsen für verderblich hielt, dann der Brand, der im Jahre 1880 seine Bibliothek zerstörte; häusliches Leid trat hinzu. Aufrichten konnte ihn nur die Arbeit, aber eine andere Arbeit mußte es

sein als die Ausgabe des Jordanes, die er mit Selbstverleugnung vollendete, auch als die zweite Bearbeitung des Monumentum Ancyranum, so meisterhaft beide Werke sind. Das Lehren befriedigte ihn nicht mehr; er suchte die Vorlesungen abzuschütteln und erreichte 1885, daß O. Hirschfeld auf seine Professur berufen ward. Für sich brauchte er etwas, das Gelegenheit zu frischem und freiem schriftstellerischen Gestalten bot. So faßte er den Plan, das Leben im römischen Kaiserreiche während der ersten Jahrhunderte geographisch nach den Provinzen geordnet zu schildern; mit dem Entwurfe dieses Schemas hat er begonnen. Da er die Unternehmungen gegen äußere Feinde als Grenzkriege je nach ihrem Schauplatz einordnete, vermißt man schmerzlich eine Behandlung Italiens in gleichem Stile. Sie hätte sich sehr wohl geben lassen; aber das verbot ihm die Bezeichnung des Buches als 5. Band der Römischen Geschichte, was den trüglichen Schein erweckte, als könnte sich die Lücke einmal schließen, besser, als wäre da eine Lücke.

Ohne die Stimmung und Verstimmung jener Jahre hätte er das Buch vielleicht nie geschrieben. Es hat ihn von einem seelischen Drucke befreit, aber recht froh ist er weder beim Schreiben geworden, noch hat ihn die Aufnahme befriedigt, die das Werk bei dem Publikum fand; er nannte sie einen Achtungserfolg. Erst an dem letzten Bande des Staatsrechts, den er gleich danach in kaum glaublicher Schnelligkeit schrieb, und später an dem nicht genug zu bewundernden, aber wenig gelesenen Abrisse des Staatsrechts hat er mit voller Liebe und dem Gefühle, den Stoff souverän zu beherrschen, gearbeitet. Am liebsten hätte er dann Staatsrecht und Verwaltung der diokletianisch-konstantinischen Monarchie dargestellt.

Ich habe die Entstehung dieses Buches verfolgen können. Die meisten Kapitel habe ich im ersten Entwurfe gelesen, alle in den Fahnen. Nur das schönste von allen, Judäa und die Juden, hielt er zurück. Das ist wirklich mit Liebe geschrieben, und wohl durfte er darauf stolz sein, in jenen Tagen, wo die anti- und philosemitischen Übertreibungen viel Staub aufwirbelten, sich als Historiker über den Parteien zu halten, so leidenschaftlich er im Leben Partei ergriff. Aber sonst klagte er beständig, hatte, als die ersten Kapitel geschrieben waren, geschwankt, ob er nicht abbrechen sollte, nannte seine Arbeit ein „Strickedrehen aus Sand", „die grauenvolle Verlogenheit unserer Überlieferung über das dritte Jahrhundert und die öde Leere des zweiten hätten ihn geradezu seekrank gemacht", und als es eine Strecke leichter ging, kommt der Rückschlag: „es ist doch ein Ringen mit dem Unmöglichen, und der Versuch selbst eine Dummheit". Und doch konnte er die intuitive Sicherheit nicht genug bewundern, mit der er aus Schriftstellern, die ihm fern geblieben waren und ich ihm vermitteln durfte, Aristides, Dio, Plutarch, Lukian, herauszufinden und einzuordnen wußte, was in sein Gemälde paßte. In den Fahnen stand zuerst ein spöttisches Wort über die Versuche, die Örtlichkeit der Varusschlacht zu bestimmen. Dann ward er auf die Münzfunde von Barenau aufmerksam und baute auf sie seine bekannte Hypothese. Auf anderen Gebieten wies er jede leise Mahnung, etwas tiefer einzugehen, ab. Und er hatte das Recht, die Kultur der Kaiserzeit so zu zeigen, wie er sich gewöhnt hatte, sie zu sehen, alles von dem Sitze der Weltherrschaft aus betrachtend, als ein Stück Römischer Geschichte. Daß die Wissenschaft überall Ergänzung, auch wohl Berichtigung fordert, daß es manchen andern, auch wohl einen höheren Stand-

punkt der Betrachtung gibt, darf die Bewunderung dieses Bildes nicht beeinträchtigen. Was ein solcher Meister nach fünfzigjähriger Arbeit darbietet, sind wir gehalten mit Ehrfurcht und Dankbarkeit hinzunehmen.

Immer noch bleibt die Frage: weshalb konnte er die eigentliche Kaisergeschichte nicht schreiben, weder vor noch hinter dem sog. fünften Bande. Da sei zuerst ein gedankenloses Wort zurückgewiesen, das man nur zu oft liest. Er hätte die Behandlung des Christentums gescheut. Das Christentum ging die Geschichte, wie er sie sah und schrieb, gar nichts an. Denn eine ernste Bedeutung hat es für das Reichsregiment erst durch die machtvoll organisierte Kirche gewonnen, gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts. Ob vorher hier oder da etliche Provinzialen, zuweilen auch ein paar Bürger wegen Religionsfrevel abgeurteilt wurden, ob hier oder da die Verehrer verschiedener Götter aneinander gerieten, so daß die Polizei und die Gerichte einschreiten mußten, war für das Ganze herzlich gleichgültig. So etwas kam nicht bloß bei Christen vor; es gab ja zahllose alte und neue Religionen. Etwas ganz anderes ist die geistige Bewegung, die Sehnsucht breiter Massen, durch einen die Seele befreienden Glauben aus der entsetzlichen Öde des Daseins erlöst zu werden, und daneben die Versumpfung des geistigen, die Verrohung des sittlichen Lebens, die ganze so überaus bedeutsame innere Geschichte der Menschheit in diesen Jahrhunderten, da ein altes reiches Leben abstirbt, ein neues langsam keimt, das doch erst zur Blüte kommt, als frische Völker die Herrschaft ergreifen, im Westen die Germanen, im Osten die Araber. Aber alles dies lag dem Meister der Römischen Geschichte ganz fern, hatte auch der Wissenschaft in der Zeit seines Werdens ganz fern gelegen. Von Rom aus führt auch kein Weg dorthin. Dazu muß das Orientalische herangezogen werden, wie es allen voran Franz Cumont tut, muß die späthellenistische Religiosität erschlossen werden, woran viele emsig schaffen, darf aber auch die noch echt hellenische Religion, Metaphysik und Ethik nicht vergessen werden, Plutarch, Epiktet, Plotin. Vor allen Dingen muß die Schranke zwischen christlichen und heidnischen Religionen, zwischen Kirchengeschichte und Profangeschichte bis auf den Grund abgetragen werden, wozu E. Schwartz das beste tut. Das ist ein fernes Ziel. Nicht mit seiner Geschichte, wohl aber mit vielen seiner Editionen hat Mommsen auch hier manche Vorarbeit geleistet, gefördert, wo er konnte; das wichtigste wäre auch für diese Forschung das Staatsrecht der konstantinischen Monarchie geworden.

Der wahre Grund, weshalb die Römische Geschichte keine Fortsetzung ertrug, liegt darin, daß sie ein abgeschlossenes Kunstwerk ist. Der Poet, der in jedem Historiker stecken soll, hatte nicht ohne Gewaltsamkeit seinem Drama den Schluß da gegeben, wo es für dieses am wirksamsten war. Das war sein Poetenrecht, aber es war Poetenwillkür. Ihm gipfelte Roms Geschichte in seinem Helden Cäsar; daher schloß er mit der Schlacht bei Thapsus, die Cäsar zum unumschränkten Herrn der Welt machte, auf wenige Monate. Ein Ruhepunkt der Geschichte ist das nicht. Das letzte Buch heißt „Die Begründung der Militärmonarchie". Wir dürfen sagen, daß diese Bezeichnung falsch ist. Was Cäsar begründen wollte, war ein Königtum im Stile Alexanders. Das mißlang. Dauer erlangte erst der Prinzipat des Augustus; daß der keine Monarchie war, was er war, hat kein anderer als Mommsen gelehrt, aber erst der Mommsen des Staatsrechts. Die Römische Geschichte

wird dauernd Leser finden um ihres künstlerischen Wertes willen, ein Vorzug, den sie mit wenig Geschichtswerken teilt. Vielleicht noch mehr Leser werden sie zur Hand nehmen, weil sie leuchtender als etwas anderes die politischen Stimmungen und Hoffnungen zum Ausdruck bringt, an denen sich die Patrioten in der Reaktionszeit aufrichteten. Cäsar ist der Exponent dieser Hoffnungen. Daß der Römer C. Julius Cäsar ein ganz anderer gewesen ist, braucht nicht mehr gesagt zu werden; die Folien dieser Idealgestalt, Pompeius, Cato, Cicero, sind ja auch ganz andere Menschen gewesen, als sie bei Mommsen scheinen. Als die Römische Geschichte erschien, erregte sie bei vielen Entsetzen, weil sie so gar viel der geheiligten livianischen Tradition beiseite warf. Heute wissen wir, nicht zum wenigsten durch den Mommsen der Römischen Forschungen, daß er bis zum Pyrrhuskriege nur zu viel noch hatte bestehen lassen. Von jenem Kriege an hat die Geschichte der Mittelmeerlande ein ganz anderes Gesicht bekommen, weil der Hellenismus erst jetzt wenigstens so weit erschlossen ist, daß sich die Zeit lediglich als Römische Geschichte, wie Mommsen sie geben mußte, gar nicht mehr begreifen und darstellen läßt. All das ist ein Erfolg der Durchforschung der antiken Länder, ganz besonders der Epigraphik, also einer wissenschaftlichen Bewegung, die Mommsen vor allen hervorgerufen hat. Sein Werk ist es, daß seine Römische Geschichte inhaltlich überwunden ist, und in vielem war sie es schon, als er um 1876 mit dem Versuche ihrer Fortsetzung ernst machte.

Zwanzig Jahre war er älter geworden; einfach fortzusetzen wäre stillos gewesen, auch wenn sich nicht das abgerundete Kunstwerk gegen jedes Anstükken gesträubt hätte. Aber natürlich konnte er ein anderes Werk schreiben, das nur inhaltlich anschloß. Da ist höchst bezeichnend, daß er nie versucht hat, die Ereignisse zu erzählen, die zwischen der Schlacht bei Thapsus und der Friedensherrschaft des Augustus liegen. Es ist eine Ausflucht, daß man sie nur den Quellen nacherzählen könnte; gerade der Reichtum der Überlieferung hätte zur Untersuchung locken sollen. Er hat kaum eine andere reiche Zeit so sehr beiseite gelassen. Es lag daran, daß sein Cäsar die Fortsetzung nicht vertrug. Ein anderes kam hinzu. Es war nicht nur der Widerwille gegen den Hofklatsch, der Mommsen von der Darstellung der Kaiser zurückhielt, so daß er den „letzten Kampf der römischen Republik" als erstes und einziges erzählendes Kapitel ausgearbeitet hat. Es lag nicht in seiner Natur, die Individualität eines Menschen zu erfassen, noch weniger die Entwickelung eines Charakters zu verfolgen. Die berufenen Zerrbilder von Pompeius und Cicero sind von Drumann vorgezeichnet. Selbst den Tiberius hat er nur durch ein glückliches Wort charakterisiert, eine Vergleichung, wie sie ihm nicht selten gelang. Der Mann, der die gesetzmäßigen Gedanken, der das Recht oder doch seine Formen selbst in den Gebilden des revolutionären Römerstaates zu erkennen wußte, konnte nicht wohl zugleich den Blick für das Individuelle besitzen. Er war Jurist und kannte seine Stärke, aber auch die Grenzen seiner Begabung.

Als Jurist ist er gebildet, hat er begonnen; er ist es immer geblieben und hat als letztes Werk sein Strafrecht geschrieben. Es ist ihm das seltene Glück geworden, das ganz werden zu dürfen, was in ihm lag, was die Jugend sich wünschte, noch vor dem Alter in Fülle zu haben. Darin liegt zugleich, daß man den jungen Mommsen kennen muß, um den vollendeten richtig zu schätzen; die vielen, welche außer meist gefälschten

Anekdoten nur die Geschichtswerke kennen, wissen überhaupt nicht, was und wie er war. Unter den Thesen seiner Doktordissertation steht: „Das Wort *Graeca non leguntur* ist richtig und verdient Anerkennung, denn die griechische Geschichte gehört dem Philologen, die römische dem Juristen." Danach hat er gehandelt, hat er die Römische Geschichte geschrieben und die Zeit des Augustus, Nero, Hadrian nicht geschrieben. In der Tat war das ohne die Kenntnis und ein inneres Verhältnis zum Hellenentum nicht möglich, und das wollte er nicht besitzen. In Wahrheit hatte er sich ein Sprach- und Stilgefühl in dem Griechisch aller Zeiten, die ihn angingen, angeeignet, das nur zu vielen fehlt, die für Griechisch geeicht sind; aber mit wahrhaft rührender Bescheidenheit mißtraute er sich und suchte sachkundigen Beirat. Es gehörte zu den reinsten Genüssen, mit ihm etwa bei der Ergänzung einer Inschrift zusammenzuarbeiten. Als Kaibel ihm an der griechischen Fassung des Ancyranum half, zeigte sich, daß Mommsen diese Sprache unvergleichlich besser beherrschte als Kirchhoff, dem er sich in der ersten Auflage unterworfen hatte. Auf Schritt und Tritt begegnete er der Verlockung, auf das griechische Gebiet überzugreifen: er hat es ängstlich gemieden, ängstlicher als nötig; aber daß er es mied und daher auch die Kaisergeschichte nicht schrieb, gehört zu seiner ganz eigenen Größe. Ich habe ihn an seinem achtzigsten Geburtstag beglückwünscht, weil er die Römische Geschichte geschrieben, und weil er den vierten Band nicht geschrieben hätte. Das war ihm willkommen, denn er empfand, was darin lag.

Dieser Jurist war auf seinem lateinischen Gebiete der vollkommenste Philologe, von dem Epigraphiker zu schweigen. In dem Nachlasse, den er leider noch auf lange der Öffentlichkeit entzogen hat, befinden sich Aufzeichnungen aus der Jugendzeit, aus denen hervorgeht, daß er den Gedanken des Corpus Inscriptionum gefaßt hatte, ehe er zum ersten Male nach dem Süden aufbrach; nur das Handwerk der Epigraphik hat er bei Borghesi gelernt. Unverkennbar ist der Wunsch des Jünglings, dieses Werk selbst auszuführen. Das ist ihm geworden, hat sein Leben bestimmt, ward ihm wohl am Ende eine Bürde, aber niemals würde er sie abgelegt haben. Wie er hier vorbildlich für alle Zeiten das Material zusammengetragen, gereinigt, dem Verständnis erschlossen hat, so hat er dasselbe für eine unübersehbare Reihe von Schriftstellern und Urkunden getan, auf den Bibliotheken suchend und findend, herausgebend, erläuternd. Auch das bis zum letzten Atemzuge; den Text eines Heiligenlebens auf die rechte Grundlage zu stellen, war wohl die letzte Arbeit, die ihm Freude machte. Über dem Theodosianus und der Kirchengeschichte des Rufin ist er gestorben. Sein Verdienst vor allem war es, daß die lateinischen Texte so weit sicher herausgegeben waren, daß der Thesaurus linguae Latinae, wesentlich durch seine Initiative, in Angriff genommen werden konnte, einer jener gigantischen Pläne, mit denen der Organisator auch die Zukunft seinem Willen dienstbar zu machen suchte, wenig bekümmert um die Grenzen des Möglichen, unwillig über jeden Widerstand, dessen Berechtigung sich nun doch fühlbar macht. Wer da sagen wollte (und auch das hört man von solchen, die um die ungeschriebene Kaisergeschichte klagen), daß er an diese Philologenarbeit kostbare Zeit und Kraft verschwendet hätte, weil so etwas auch andere gekonnt hätten, der hat seines Geistes keinen Hauch verspürt. Des ist Zeuge, wie er über Gibbon geurteilt hat. Er war aus

England aufgefordert, bei einer Gibbonfeier ein Wort zu dessen Ehren zu schreiben, und lehnte das in einem Briefe ab, den Imelmann im Tag (12. XI. 1909) in Übersetzung veröffentlicht hat. Er bewundert den „Schriftsteller ersten Ranges", aber dieser genügt ihm doch nicht, weil er kein „plodder" war, keiner, der die grobe Arbeit tut, sich die Steine seines Baues selber bricht und zurichtet. Wir können es auch so sagen, weil er im eigentlichen Sinne kein Mann der Wissenschaft war. Mommsen war es im höchsten Sinne: er hat seine historisch darstellenden Werke überhaupt nicht aus ganz freiem Antriebe geschrieben, und die Kaisergeschichte hat er nicht geschrieben, weil er seine Wissenschaft im höchsten Sinne trieb. Der versteht ihn und die Wissenschaft überhaupt nicht, der das Fehlen des vierten Bandes beklagt. Was er über die Kaisergeschichte zu sagen wußte, was er allein sagen konnte, das steht in der Fülle seiner Werke: da sollen wir es suchen. Finden werden wir es, wenn wir in die Einzeluntersuchungen über die verschiedensten Dinge tief genug eindringen, um des Vollbildes gewahr zu werden, das der in der Seele haben mußte, der alle diese Einzelheiten immer als Teile eines Ganzen zu behandeln wußte.

Über Probleme der politischen Geschichte des Weltkrieges.

Von Justus Hashagen.

Probleme der politischen Geschichte des Krieges sind nicht zu verwechseln mit politischen Problemen des Krieges. Das ist bekanntlich der Titel zweier wertvoller kleiner Schriften, die R. Kjellén und Fr. Meinecke 1916 und 1917 veröffentlicht haben. Beide stellen sich die Frage: um welche Probleme geht der Krieg? Besonders Kjellén beschäftigt sich sozusagen mit der Ätiologie und mit der Therapie des Weltkrieges. Beide Schriften haben eine politische Tendenz und wollen der Zukunft vorarbeiten. Beide Verfasser fragen deshalb nicht in erster Linie danach, ob die von ihnen behandelten Probleme in der wirklichen politischen Geschichte des Krieges eine äußerlich sichtbare Rolle gespielt haben. Kjellén spricht beispielsweise ausführlich über die großserbische Frage. Sie hat nun zwar bei Ausbruch des Krieges eine entscheidende Rolle gespielt, ist aber während des Krieges bald ganz in den Hintergrund getreten.

Im Unterschiede von den großzügigen Betrachtungen dieser und ähnlicher Arbeiten hat der politische Historiker des Weltkrieges, um es kurz zu sagen, an der Geschichte festzuhalten. Sein Forschungsgebiet sind nicht in erster Linie die politischen Probleme des Krieges. Darüber zu sprechen, sind der Politiker, der Geograph, der Nationalökonom vielleicht eher berufen. Den politischen Historiker des Krieges, der auch mit H. Stegemann noch nicht erschienen ist, werden die politischen Probleme des Weltkrieges erst dann intensiv beschäftigen, wenn sie in sichtbaren äußeren politischen Ereignissen ihren Niederschlag gefunden haben. Daß der Historiker freilich über die politischen Probleme des Krieges im Sinne etwa von Kjellén und Meinecke gründlich unterrichtet sein muß, versteht sich von selbst, wie denn die politische Geschichte des Krieges sich überhaupt eine unübersehbar große Zahl von Hilfs-

wissenschaften wird angliedern müssen. —

Während diese Unterscheidung rasch zu finden und zu begründen ist, bereitet eine andere Abgrenzung größere Schwierigkeiten, nämlich die gegen die militärische Geschichte des Krieges. Für die Praxis ist diese Abgrenzung überhaupt unmöglich, da die politische von der militärischen Geschichte überall aufs stärkste beeinflußt ist. Theoretisch aber wird man die politischen ähnlich wie die wirtschaftlichen und anderen nichtmilitärischen Teile des Krieges von den militärischen wenn nicht innerlich, so doch äußerlich absondern müssen und der politischen Geschichte sogar ein gewisses Eigenleben zusprechen dürfen; denn sie wird ja nicht nur von der militärischen Geschichte beeinflußt, geschweige denn, daß sie nur die Schleppenträgerin des militärischen Krieges wäre, sondern sie beeinflußt ihrerseits die militärischen Ereignisse aufs stärkste. Krieg und Politik stehen in ständiger Wechselwirkung. Man zitiert bei solchen Erörterungen gerne Clausewitzens berühmten Satz: Der Krieg ist die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Durchaus mit Recht. Denn dieser Satz darf doch nicht dahin mißdeutet werden, daß während eines Krieges die Kanonen nun alleine oder vorwiegend das Wort hätten. Vielmehr soll dieser Ausspruch des großen Strategen doch auch den engsten Zusammenhang und die engste Wechselwirkung zwischen Krieg und Politik andeuten. Gewiß liegt die letzte Entscheidung allein bei den Waffen. Sie sind, wenn der Krieg erst ausgebrochen ist, beherrschende Kräfte. Aber auch während des Krieges vermögen sie eine völlige Alleinherrschaft nicht auszuüben und die Entscheidung allein an sich zu reißen. Auch daraus ist das Daseinsrecht einer besonderen politischen Geschichte des Krieges ersichtlich. —

Eine künftige Darstellung der politischen Geschichte des Krieges wird sich durch die Fülle der Gesichte nicht abschrecken lassen dürfen, nach einer deutlichen Periodisierung zu streben. Vor Kriegsende frühestens kann jedoch diese Periodisierung nicht irgendwie zutreffend durchgeführt werden. Alle in dieser Richtung gemachten Versuche sind verfrüht und von den Ereignissen bald überholt worden. Vorläufig ist deshalb anstatt der wissenschaftlich-historisch sonst allein berechtigten chronologischen die sachliche Gruppierung des Stoffes unbedingt vorzuziehen. Für eine solche sachliche Gruppierung sollen im folgenden versuchsweise einige Anhaltspunkte geboten werden.

Am natürlichsten zerfallen die Probleme der politischen Geschichte des Krieges in äußerpolitische und innerpolitische. In die äußerpolitische Gruppe gehören alle jene Maßnahmen, die das gegenseitige Verhältnis der kriegführenden und neutralen Mächte während des Krieges beeinflussen und verändern. Auch der Wirtschaftskrieg wird von dieser Gruppe nicht ausgeschlossen werden dürfen. Am deutlichsten macht sich diese Problemreihe in den während des Krieges erfolgten Neugruppierungen der Mächte bemerkbar. Das Hauptinteresse wendet sich dabei aus naheliegenden Gründen nicht den Kriegführenden, sondern den Neutralen zu. Eines der wichtigsten äußerpolitischen Ereignisse des Krieges tritt offenbar dann ein, wenn sich eine neutrale in eine kriegführende Macht verwandelt, wenn also, wie H. Oncken es treffend bezeichnet, eine „Ausdehnung“ des Krieges stattfindet. Der in den Krieg eintretende Dreiverband hat es bekanntlich verstanden, während des Krieges elf neue Bundes-

genossen gegen die Mittelmächte zu gewinnen und elf weitere Staaten wenigstens zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen zu zwingen, so daß sich der Vierbund der Mittelmächte nach drei Kriegsjahren 25 feindlichen Mächten gegenübersieht. Eine wissenschaftlich und politisch besonders lohnende Aufgabe wird es sein, die Initiative, die der Verband bei diesem beispiellosen diplomatischen Siegeszuge entfaltet hat, nach ihren inneren Voraussetzungen und äußeren Erfolgen zu untersuchen. Reiche gedruckte Materialien sind dafür schon heute vorhanden.

Daneben verdient auch die äußere Politik der Neutralen, d. h. der wenigen neutralen Mächte, die den Lockungen beider Parteien — bis jetzt — widerstanden haben, besondere Aufmerksamkeit. Auch auf diesem Gebiete wird der hohe Quellenwert der neutralen Presse deutlich. Es muß dabei nicht nur den Völkerrechtler, sondern auch den Historiker reizen, den verschiedenen Grad der Neutralität bei diesen Mächten zu ermitteln, sie etwa danach in eine Art von Rangordnung zu bringen. Aus naheliegenden Gründen würde Griechenland dabei auf eine gesonderte Behandlung Anspruch haben.

Nicht minder vielgestaltig und verwickelt sind die Probleme der innerpolitischen Geschichte des Krieges. Die Wirtschafts-, Sozial-, Partei-, Verfassungs-, ja die unpolitische Kulturgeschichte der kriegführenden und der neutralen Staaten beeinflußt die Kriegführung und die jeweilige Kriegslage aufs stärkste und steht mit ihr in ständiger Wechselwirkung. Ministerwechsel und Revolutionen sind insgemein die äußeren Ereignisse, die als Symptome innerpolitischer Wandlungen am ehesten greifbar sein können. Ähnlich wie bei den außerpolitischen Vorgängen ist dabei eine gründliche Erörterung der näheren und weiteren Vorgeschichte ganz unerläßlich. Sonst können die einschlägigen Untersuchungen leicht auf das Niveau einer unwissenschaftlichen Tagesschriftstellerei herabsinken. —

Derartige Studien würden im Interesse nicht nur der Wissenschaft, sondern auch des Vaterlandes beträchtlich erleichtert werden, wenn die Regierung für eine sachliche politische Kriegschronistik mehr täte. Sie brauchte nur dem Beispiele der militärischen Stellen zu folgen. Auf militärischem Gebiete, wo doch eigentlich noch mehr geheimgehalten werden müßte als auf politischem Gebiete, hat eine amtliche Kriegschronistik schon bald nach Kriegsbeginn eingesetzt und sich vorbildlich entwickelt. In regelmäßigen Abständen sind periodisch die „Kriegsberichte aus dem Großen Hauptquartier" nicht nur in den Zeitungen, sondern auch in Broschürenform erschienen und haben viele dankbare Leser gefunden. Damit ist eine vorzügliche erste Grundlage für eine Behandlung der militärischen Geschichte des Krieges bereits gelegt. Und es ist gewiß kein Zufall, daß schon ernsthafte zusammenfassende Würdigungen der Kriegsereignisse wie die von Immanuel, Egli und Stegemann haben erscheinen können. Das Auswärtige Amt brauchte das militärische Beispiel nur nachzuahmen, indem es wenigstens die bereits gedruckt vorliegenden eigenen Äußerungen mit Einschluß der offiziösen Mitteilungen und Artikel der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung sammelte und periodisch in Broschürenform, und zwar in absoluter Vollständigkeit, herausgäbe.

Bisher ist die politische Kriegschronistik nicht zu ihrem Vorteile im wesentlichen privaten Stellen und privaten Verlegern überlassen worden. Unter den

vielen, wissenschaftlich oft ganz unzulänglichen Kriegschroniken gibt es aber nur wenige, die sich mit der politischen Geschichte des Krieges eingehender beschäftigten. Unter ihnen ragt die von Purlitz besorgte Fortsetzung des Deutschen Geschichtskalenders gewiß hervor. Aber auch sie weist erhebliche Mängel auf und entbehrt brauchbarer Register.

Das Richtige wäre, in der Kriegschronistik die politische und die militärische Geschichte völlig voneinander zu trennen, da für beide Gebiete doch offenbar verschiedene Interessentenkreise in Betracht kommen. Für jedes dieser Gebiete müßte eine besondere amtliche Chonik geschaffen und schon während des Krieges in vorläufiger Fassung herausgegeben werden. Wie die Dinge jetzt liegen, werden wir auch in Zukunft die Last zahlloser, oft höchst überflüssiger Kriegschroniken mitschleppen müssen. Man könnte die Regierung mit dem Trostworte: Minima non curat praetor entlasten. Nur daß es sich hier bei näherem Zusehen nicht um Bagatellen handelt, sondern um eine wichtige Angelegenheit, an deren gedeihlicher Behandlung nicht nur die Wissenschaft und die staatsbürgerliche Erziehung, sondern auch die Politik interessiert ist. Auch einer Lösung der Probleme der politischen Geschichte des Krieges wird man sich nur nach einer vom feindlichen Auslande längst in Angriff genommenen planmäßigen Bearbeitung der „kriegschronistischen“ Frage nähern können.

Die slawische Philologie in Deutschland.

Von M. Murko.

I.

Da die slawische Philologie in Deutschland in eine neue Periode tritt und in der Zukunft gewiß viel mehr gepflegt werden wird, so empfiehlt sich ein Rückblick auf ihre Vergangenheit, um

Der historische Teil dieser Abhandlung wurde am 19. Mai 1917 als Antrittsvorlesung in Leipzig gehalten. Hier erscheint er in ausführlicherer Form, dafür mußte aber auf Wunsch der Redaktion wegen Raummangels der Nachruf auf A. Leskien (gest. am 20. September 1916) wegfallen. Vgl. „Worte beim Begräbnis August Leskiens“ von Eduard Sievers, Indogermanisches Jahrbuch IV 250—252, und „Worte zum Gedächtnis an August Leskien“ von Karl Brugmann, Berichte der philologisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Bd. LXVIII 6, wo Leskiens Bedeutung für die indogermanische vergleichende Sprachwissenschaft und insbesondere für die baltisch-slawische Philologie, namentlich seine führende Stellung in der neuen Methode der Sprachbetrachtung, die ihre Prinzipien auf das Studium der lebenden Sprachen, namentlich der Volksdialekte aufbaute, gewürdigt wird. An den reifsten Früchten seiner grammatischen Tätigkeit: „Grammatik der altbulgarischen (altkirchenslawischen) Sprache“ (1909) und dem I. Bande der „Grammatik der serbokroatischen Sprache“ (1914) möchte ich noch ihre gedrängten Einleitungen besonders hervorheben, namentlich die der altbulgarischen Grammatik, wo Leskien die schwierigsten und infolge religiöser und nationaler Momente vielumstrittenen Fragen der slawischen Philologie in der ihn immer charakterisierenden Weise bespricht, die den Moskauer Slawisten V. Ščepkin zu dem Urteil veranlaßte, „daß seit Šafařík niemand mit solch edler Wissenschaftlichkeit und Unparteilichkeit über alle diese Fragen gehandelt hat wie Leskien“. Höchst zu bedauern wäre, wenn von Leskiens geschätzten Vorlesungen über die slawische Syntax nichts ans Licht käme. Er gründete eine ganze Schule slawischer Grammatiker, die zahlreiche unmittelbare und mittelbare Schüler zählt

leichter eine Vorstellung über ihre Aufgaben und Ziele zu gewinnen.

Die mittelalterlichen deutschen Chronisten und Historiker erwähnen vielfach die Slawen, welche sie wie die Fremden überhaupt bis auf den heutigen Tag viel mehr für eine Einheit halten als sie es wirklich waren und sind. Im Gefolge der Humanisten haben auch Deutsche alte Völkernamen auf Slawen übertragen, so Megiser den illyrischen auf die slowenische Sprache, Konrad Geßner in seinem Mithridates auf alle Slawen, während der Historiker Albert Krantz die Slawen mit den Wandalen identifizierte (Wandalia, Col. Agr. 1519). Die Vertreter der antiquarischen Studien beschäftigten sich sehr viel mit Fragen, welche die ehemals in Deutschland wohnenden Slawen und ihre damaligen Reste betrafen. Wie überall leuchtet auch hier Leibniz' Genie[2]): Er verlangte ein genaueres Studium der slawischen Sprachen, stellte die Frage, ob die russische Sprache mit der polnischen und böhmischen oder mit der Sprache der Slawen am Adriatischen Meer näher verwandt sei, interessierte sich für die Reste der Slawen in Lüneburg, fragte den Schweden Spafvenfelt, ob es nicht am Platz wäre „un Alphabet Slavonique universel" zusammenzustellen, auf Grundlage des lateinischen, „enrichi et diversifié par quelques marques commodes", um damit alle kyrillischen oder russischen und auch die glagolitischen Zeichen ausdrükken zu können, sandte seinem schwedischen Korrespondenten slawische Grammatiken ein, warf die Frage über das Verhältnis der kyrillischen Schrift zur glagolitischen auf, erkannte den gleichen Ursprung vieler Wörter im Slawischen, Deutschen und Griechischen, lenkte die Aufmerksamkeit auf die älteste russische Chronik und machte dabei die Bemerkung, daß die Waräger aus dem Lande der Obotriten nach Rußland gekommen seien, was von vielen russischen Historikern im 19. Jahrh. wiederholt wurde, und beteiligte sich auch an der von deutschen Gelehrten damals viel erörterten Frage von der Herkunft der Slawen überhaupt. Systematisch schrieb über die Slawen zuerst der Berliner Gelehrte Joh. Leonhard Frisch, so daß vom russischen Slawisten N. M. Petrovskij[3]) die Frage aufgeworfen wurde, ob er nicht die Ehre eines Begründers der slawischen Philologie mit dem Göttinger Historiker Aug. Schlözer teile, der nach seinen Petersburger Jahren schon in der „Allgemeinen nordischen Geschichte" (1772) und namentlich in der Ausgabe von Nestors „Russischen Annalen" (1802—1809) die slawischen Völker als ein Ganzes betrachtete und im vergleichenden Studium ihrer Sprachen, die er schon zu klassifizieren suchte, ein Mittel zum Beweis dieser Einheit erblickte.

Die wahre Heimat der slawischen Philologie im weitesten Sinne des Wortes, wie wir sie heute verstehen, ist Böhmen[4]), wo neben slawischen auch deut-

und ihre Vertreter auf Lehrkanzeln in deutschen, slawischen und nordischen Ländern und auch in Holland aufzuweisen hat. Dabei war Leskien nicht bloß Grammatiker, sondern pflegte auch die ältere und neuere Philologie und die Volkskunde. So repräsentiert auch er eine glückliche Vereinigung von Linguistik und Philologie, wie sie für die Wissenschaft segensreich ist und im Universitätsbetrieb aufrechterhalten werden muß, mögen auch Leuchten der Sprachwissenschaft, wie H. Schuchardt, darin anderer Meinung sein.

2) Jagić, *Istorija slavjanskoj filologii*, 61—63.

3) Kopitari „Institutiones linguae slavicae veteris dialecti" Dobrovskago (Sonderabdruck aus *Žurnal ministerstva narodnago prosvěščenija za 1911 god*), 5.

4) Außer Jagić und Petrovskij vgl. die ausführlichen Darstellungen in dem Sammel-

sche Gelehrte bei der kritischen Beleuchtung der Geschichte, Altertümer, Sprache und Literatur ihres Landes immer wieder auch die übrigen slawischen Völker in den Kreis ihrer Betrachtungen zogen. Daß dabei die zeitgenössischen wissenschaftlichen Strömungen in Deutschland Anregungen boten, ist leicht begreiflich. So wurde einer der bedeutendsten dieser Männer, F. Durych, in München von dem Bibliothekar und Historiker And. Oefele für slawistische Studien gewonnen. Besonders starken Einfluß übten auf ihn und noch mehr auf den Patriarchen der Slawistik, den Abbé Jos. Dobrovský, die biblischen und orientalistischen Studien in Deutschland aus. Michaelis forderte direkt zum Studium der altslawischen Bibelübersetzung auf, um neues Material für die Textkritik zu gewinnen, und meinte, die slawischen Varianten zum Neuen Testament würden nur einige Bogen ausmachen, den Herausgeber aber verewigen. Ein Ruhm, der trotz der großen Fortschitte der slawischen Philologie gerade auf dem Gebiete der Herausgabe und Erklärung kirchenslawischer Denkmäler noch heute zu verdienen wäre!

Ungemein viel verdankt die slawische Philologie Herders Ideen und der deutschen Romantik[5]), namentlich ihrer liebevollen Versenkung in das Volkstum und ihren Anschauungen vom Volks- oder Nationalgeist. Mit den Brüdern Schlegel verkehrte in Wien der Slowene B. Kopitar, der Begründer der Wiener slawistischen Schule, der in allen Wiener Organen der Romantik slawische Interessen vertrat und aus den angesehenen Wiener Jahrbüchern ein Organ der abendländischen Slawisten schaffen wollte. Unter seiner Leitung studierten während des Wiener Kongresses W. v. Humboldt und Jakob Grimm slawische Sprachen, von ihm wurde Jakob Grimm als Rezensent der serbischen Volkslieder gewonnen, um dann ihren Ruhm in Deutschland und der ganzen gebildeten Welt zu begründen. Ihres Herausgebers Vuk Karadžić „Kleine serbische Grammatik" veröffentlichte er in deutscher Sprache (1824) und zog die slawischen Sprachen und Zustände in allen seinen Werken heran. Deshalb hatten Jakob Grimms Schriften für alle slawischen Gelehrten einen besonderen Reiz und wurden daher um so mehr studiert und eifrig nachgeahmt.

Der dritte unter den großen Begründern der slawischen Philologie, Paul Jos. Šafařik[6]), holte sich viel Wissen und Begeisterung unmittelbar in Deutschland, wie kurz nach ihm der Dichter Jan Kollár, in Jena (1815—1817), wo er sich namentlich von H. Luden, den er sehr hoch schätzte, den Sinn für vaterländische oder richtiger gesagt national-patriotische Geschichtschreibung aneignete. In seinem ganzen Wirken schwebte ihm der von der Romantik geschaffene Begriff der Philologie als der Wissenschaft von der Nationalität vor Augen.

Aus dem romantischen Geist wurde in Deutschland auch die vergleichende Sprachwissenschaft geboren, die das Studium und auch das Ansehen der slawischen Sprachen am meisten hob. Leicht ging das allerdings nicht. Trotzdem bereits tüchtige grammatische und lexikalische Leistungen der Slawen vorlagen, namentlich Dobrovskýs öfters nachgeahmte „Grammatik der böhmischen Sprache" und seine *Institutiones linguae slavicae veteris dialecti* (1822),

werk *Literatura česká devatenáctého stoleti,* Teil I in 2. Aufl.

5) Vgl. M. Murko, Deutsche Einflüsse auf die Anfänge der böhmischen Romantik, Graz 1897.

6) *Literatura česká XIX stol. II², S. 23ff.*

„ein für alle Zeiten denkwürdiges Buch", wie es A. Schleicher nannte, wurde dennoch Jacob Grimms Beispiel nicht gleich befolgt. Franz Bopp zog das Altslawische erst in der zweiten Abteilung seiner „Vergleichenden Grammatik" (Berlin 1835)[7]) heran und hatte auch später nur dürftige Kenntnisse vom Slawischen wie vom Keltischen, so daß ihm mehr seine Genialität eine Reihe von Entdekkungen ermöglichte.[8]) Ebenso berücksichtigte auch A. Fr. Pott in der ersten Auflage seiner Etymologischen Forschungen (Lemgo 1833, 1836) das Slawische noch nicht, obwohl er in der Einleitung „Kopitar, Linde, Bandtkie und andere gelehrte Slawisten, würdige Nachfolger J. Dobrovskýs" ehrenvoll nennt.[9]) Sein Verdienst ist es, daß er die allerdings schon früher bekannte (z. B. Dobrovský) nahe Verwandtschaft des Slawischen und Litauischen aufs schlagendste dargetan hat[10]) (1839, 1841).

Am stärksten hat A. Schleicher[11]) die slawischen Sprachen der vergleichenden Sprachwissenschaft zugeführt. Er wurde vom Sanskritisten Lassen auf sie aufmerksam gemacht, reiste im Winter 1848/49 nach Prag, um böhmisch zu lernen, vernachlässigte die slawischen Sprachen auch in Bonn nicht und hatte dann als Professor in Prag (seit 1850) Gelegenheit, sich darin weiter zu vervollkommnen. 1852 erschien von ihm „Die Formenlehre der kirchenslawischen Sprache, erklärend und vergleichend dargestellt", ein Buch, das bestimmt war, der Sprachwissenschaft beflissene Nichtslawen und Slawen mit dem Bau des altertümlichsten Dialektes (diesen Ausdruck gebraucht also noch Schleicher!) der slawischen Sprachen vom vergleichenden Standpunkt bekannt zu machen. Das Material schöpfte er aus den ersten Werken Miklosichs, der, in den Bahnen von Bopp und Pott, Jacob Grimm und Diez wandelnd, in Wien seinen Aufstieg zum Meister der Slawistik begonnen hatte. Aus Schleichers Vorrede möchte ich Worte hervorheben, die bis auf den heutigen Tag Bedeutung haben (S. VI): „Besonders zustatten kam mir bei der Ausarbeitung dieses Werkes die praktische Bekanntschaft mit dem Slawischen, die mir sowohl die slawischen Hilfsmittel zugänglich machte als auch größere Übersicht über den Stoff gewährte und vor so groben Verstößen bewahrte, wie sie in sprachwissenschaftlichen Werken gerade bezüglich des Slawischen leider nicht zu den Seltenheiten gehören. Ich möchte überhaupt jedem Nichtslawen, der ein eingehendes Studium des Slawischen beabsichtigt, denselben Rat geben, der mir vor einigen Jahren von einer der höchsten Autoritäten in slavicis, von Šafařík erteilt ward, nämlich sich außer dem Kirchenslawischen mit einem der lebenden slawischen Dialekte vertraut zu machen. Gelegenheit, den Beistand Eingeborener zu be-

7) Öfters wird Altslawisch schon in dem Titel der Ersten Abteilung (1833) hineingefügt, aber mit Unrecht. In der Vorrede zur Zweiten Abteilung betont Bopp (S. VIII), daß ihm das Slawische „auch für die deutsche Grammatik wesentliche Dienste geleistet hat".

8) B. Delbrück, Einleitung in das Studium der indogermanischen Sprachen, 5. Aufl. (1908), S. 73—74. Miklosich konnte sich seine ersten Sporen durch eine Kritik des slawischen Teiles in Bopps Grammatik verdienen (Wiener Jahrbücher Bd. 105 [1844] S. 43 ff.).

9) S. XXIII.

10) A. Schleicher, Die Formenlehre der kirchen-slawischen Sprache VIII.

11) Außer Delbrück vgl. W. Streitberg, Geschichte der indogermanischen Sprachwissenschaft II 3: Slawisch-Litauisch von A. Brückner und den ausführlichen Artikel in Brockhaus-Efron's *Enciklopedičeskij slovar* (Bd. 39 S. 69), namentlich mit Rücksicht darauf, daß mehrere Abhandlungen Schleichers russisch erschienen sind.

nutzen oder Vorliebe für diese oder jene Literatur, mag die Wahl entscheiden." Ebenso studierte Schleicher Litauisch im Lande selbst (1856) und förderte durch seine treffliche Grammatik desselben auch die slawische Sprachwissenschaft. So wird es begreiflich, daß in Schleichers „Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen" (1. Auflage 1861, 1862, weitere Auflagen 1866, 1871, 1876) die slawischen und litauischen Partien zu den besten gehören. In Schleichers Geist wirkten dann in Deutschland seine Schüler A. Leskien und Joh. Schmidt, neben ihnen Bezzenberger. Die slawischen Sprachen bildeten fortan einen integrierenden und vollwertigen Bestandteil der indogermanischen Sprachwissenschaft, deren Fortschritte ihnen auch weiter zugute kommen; sie ist die erste deutsche Wissenschaft, die auf das Slawische gebührend Rücksicht nahm, wie der Erfolg zeigt, zu ihrem großen Vorteil, was in ähnlicher Weise auch auf anderen Gebieten möglich wäre.

Eine slawische Lehrkanzel „für Gelehrtslawische (statt „Literär"-slawisch, gemeint ist das Kirchenslawische) Sprache und Literatur auf der Hohen Schule in Wien", wünschte schon 1901 der Kustos der Hofbibliothek Fr. Ch. Alter, eigentlich ein Gräzist, und Kopitar wurde seit 1809 nicht müde, diese Forderung zu erheben, hatte aber keinen Erfolg. Deutschland gebührt der Ruhm, damit den ersten ernsten Versuch gemacht zu haben. In Breslau[12]) fand Ludwig Wachler, der als Professor der Geschichte über neuere Literatur las, besonderes Gefallen an Šafaříks „Geschichte der slawischen Sprache u. Literatur nach allen Mundarten" (1826), die ja in seinem Geiste geschrieben war, und betrieb mit Gaupp, dem Professor für deutsches Recht, der als Geisteskind der „historischen Schule" einem Slawisten gleichfalls besonderes Verständnis entgegenbringen konnte, in den Jahren 1830 bis 1832 die Berufung Šafaříks an die dortige Universität. Die Verhandlungen gerieten jedoch ins Stocken, hauptsächlich wohl wegen der Schwankungen in der preußischen Polenpolitik nach 1830. Unterdessen faßte in Rußland das Universitätsstatut des Grafen Uwarow 1835 die Gründung von Lehrkanzeln für „Geschichte und Literatur der slawischen Dialekte" ins Auge, und in den folgenden Jahren wurden die ersten russischen Slawisten nach Prag und auf Reisen in die slawischen Länder geschickt, um sich für die Übernahme solcher Lehrkanzeln vorzubereiten[13]). 1840 wurde eine „Lehrkanzel der slawischen Literatur" am Collège de France in Paris für den Dichter A. Mickiewicz gegründet[14]). Falsch ist die Behauptung in der Breslauer Festschrift, daß 1840 ein Lehrstuhl für slawische Altertümer in Wien errichtet worden sei.[15])

Durch Kabinettsorder vom 15. Januar 1841 hat König Friedrich Wilhelm IV. bestimmt, „um der studierenden Jugend polnischer Abkunft Gelegenheit zu geben zur Vervollkommnung in ihrer Muttersprache, Lehrstühle für slawische Sprache und Literatur in Breslau und Berlin zu errichten"[16]). Für Berlin suchte man Šafařík zu gewinnen, doch der in Prag nicht glänzend gestellte Bibliothekar und Zensor lehnte aus ähnlichen vaterländischen Gründen ab, wie 1836 einen

12) M. Murko, Deutsche Einflüsse 140—141.

13) Jagić, *Istorija slav. fil.* 310—345.

14) Louis Leger, *Russes et Slaves, Deuxième série*, Paris 1896, vgl. K. Jirečeks Referat im Archiv f. slav. Phil. XIX 301—302.

15) Festschrift zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Universität Breslau, herausg. von G. Kaufmann, Zweiter Teil S. 418.

16) Nehring a. a. O.

Ruf nach Moskau. Immerhin reiste er nach Berlin und überreichte im Mai 1841 dem Minister Eichhorn „Gedanken über die Errichtung des slawischen Sprachstudiums auf preußischen Universitäten“[17]). Er beschränkte sich dabei „auf den höheren wissenschaftlichen Unterricht“ und nahm auf den niederen, für praktische Zwecke berechneten nur insofern Rücksicht, als er auf den höheren anbahnend und erleichternd einwirken könnte. Gelehrt sollte werden „vor allem die Grammatik der vorzüglichsten slawischen Mundarten und hiernächst die Geschichte der slawischen Literatur. Alles übrige, als slawische Altertumskunde, Interpretation einzelner wichtiger Sprach- und Geistesdenkmäler usw. muß vorerst im Vergleich mit jenen zwei Hauptpunkten abseits bleiben“. Nach Umfang und Bedeutung kämen fünf Hauptmundarten in Betracht in der Reihenfolge Alt- oder Kirchenslawisch, die russische, polnische, böhmische und illyrische (d. i. serbokroatische), und es wäre wünschenswert, sie in einem vorbereitenden und in einem höheren vergleichenden Lehrkursus vorzutragen. Als Basis sei vor allem das Altslawische notwendig, dann besonders wichtig das Russische und Polnische, auf das Böhmische und Illyrische und „auf die minderbegabten und bekannten Mundarten“, nämlich auf die sorbisch-wendische (lausitzische), bulgarische, kleinrussische usw. könnten dabei Seitenblicke geworfen werden um auch aus ihnen Licht und Belege für die Wissenschaft zu holen. Die Literaturgeschichte, welche allen Studenten leicht zugänglich wäre, müßte die Literatur aller slawischen Zweige, der größten wie der geringsten, mit gleicher Liebe und Sorgfalt umfassen und die historische Entwicklung und die gegenwärtigen Zustände berücksichtigen. Dabei ließe sich Einzelnes sogar aus der slawischen Altertumskunde, Mythologie, Ethnographie, aus der politischen und Literaturgeschichte des Slawenstammes vortragen. Wünschenswert wären noch Erklärungen einzelner ausgezeichneter Sprach- und Literaturdenkmäler. Da ein Professor den Bedürfnissen der höheren und niederen Lehrkurse nicht gerecht werden könnte, so kämen besondere Lektoren für den vorbereitenden Unterricht in der polnischen und russischen Mundart in Betracht. Besonderes Gewicht wäre auf die Herstellung guter Lehrbücher zu legen: für den niederen Unterricht kurzer gleichförmiger, gesonderter Grammatiken und Lesebücher in den vier vorzüglichsten slawischen Mundarten später Taschenwörterbücher. Für den höheren Kurs: eine vergleichende Grammatik der fünf slawischen Hauptmundarten; eine slawische Chrestomathie enthaltend Sprachmuster aus allen Dialekten in chronologischer Reihenfolge und strenger Rücksicht auf Form und Sachgehalt der Stücke; ein Lehrbuch der slawischen Literaturgeschichte. „Zur Förderung des Studiums der slawischen Sprache und Literatur in Deutschland und zur Erleichterung des gegenseitigen Austausches der geistigen Errungenschaften zwischen den beiden großen Stämmen“ erschien endlich Šafařik unumgänglich notwendig eine Zeitschrift in deutscher Sprache, etwa unter dem Titel „Jahrbücher der slawischen Literatur“, deren natürliche Redaktoren die Professoren in Berlin und Breslau wären, die aber auch alle bedeutenden slawischen Schriftsteller in den benachbarten Ländern als Mitarbeiter heranziehen könnten.

Nach Breslau wurde auf Šafařiks Emp-

17) Abgedruckt von N. Popov in *Pisma Pogodinu iz slavjanskich zemel'*, Moskauer *Ctenija* 1879 Kn. 4, S. 434—442.

fehlung Fr. L. Čelakovský[18]), der sich durch Herausgabe slawischer Volkslieder und als Dichter hauptsächlich durch Nachdichtungen russischer und tschechischer Volkslieder einen Namen gemacht und tatsächlich auch philologische Interessen (wegen des Volksliedes auch für das Litauische und Lettische, außerdem für das Gotische) gezeigt hatte, als ordentlicher Professor berufen (1842). Er hatte jedoch mit seiner Tätigkeit keinen besonderen Erfolg, fühlte sich fern von der Heimat und wegen des Verlustes seiner Frau unglücklich und zog daher nach Prag (1849), wo Šafařík 1847 in einem Majestätsgesuch um die Verleihung „einer außerordentlichen Lehrkanzel für höhere slawische Philologie" gebeten, sie 1848 erhalten, aber 1849 zurückgelegt hatte. Gleichzeitig bekam Wien zwei außerordentliche Professuren, eine verunglückte der slawischen Archäologie für den Dichter J. Kollár und eine der slawischen Sprachen für Miklosich (30. April 1849). In Breslau[19]) wollte die Fakultät die Lehrkanzel zuerst nicht wieder besetzen lassen und sich mit einem Lektor begnügen, doch das Ministerium ging darauf nicht ein und verlangte eine Äußerung Čelakovskýs über seine Erfahrungen. Dieser erklärte, er habe sich an die mündliche Weisung des Ministers, das Studium der slawischen Philologie ohne Bevorzugung eines einzelnen Sprachstammes zu pflegen, anfänglich gehalten, sich aber überzeugt, daß die Vorbereitung der Studierenden für eine mehr wissenschaftliche Erforschung der slawischen Dialekte eine sehr ungleiche, zum Teil nicht vorhanden sei, deutsche Studierende hätten sich an den slawischen Vorlesungen nicht beteiligt, höchstens an historisch-literarischen. Er habe sich genötigt gesehen, die polnische Sprache immer mehr zu berücksichtigen, und glaube, daß nur ein polnischer Gelehrter, wie etwa der Berliner Dozent A. Cybulski[20]), eine ersprießliche Tätigkeit entfalten könnte. Die Fakultät suchte Miklosich zu gewinnen, der aber in Wien blieb und zum Ordinarius befördert wurde (1850); sie berichtete dann über Cybulski[22]), der sich slawistische Kenntnisse nach dem polnischen Aufstande als Gefangener in Rußland dann in Prag, Wien und Agram und auf Reisen in slawische Länder angeeignet hatte, an das Ministerium, doch erfolgte seine Ernennung erst 1860. Cybulski, der sich als Verfasser einer Geschichte der polnischen Dichtung in deutscher Sprache und durch einschlägige polnische Monographien einen Namen gemacht hat, hielt slawistische Vorlesungen in genügender Zahl, doch hatte er am meisten Erfolg mit solchen über polnische Dichtung, namentlich mit öffentlichen. Auffällig ist es, daß mehr praktische Vorlesungen, wie Unterricht in polnischer, russischer, böhmischer und serbischer Sprache in Privatkollegien keine Anziehungskraft fanden. Nach seinem Tode (1867) wurde schon A. Leskien vorgeschlagen, doch das Ministerium leistete einem Minoritätsbericht Folge und berief 1868 als Ordinarius Dr. Wladislaus Nehring[23], Gymnasiallehrer in Posen, der sich durch gediegene Arbeiten auf dem Gebiete der polnichen Sprache und Literatur einen bedeutenden Namen machte, in seiner Lehrtätigkeit auch auf die anderen sla-

18) Nehring a. a. O. *Literatura česká XIX. stol.* II² 753ff, M. Murko a. a. O. S. 58ff.
19) Nehring a. a. O. 420.

20) Seit 1841 nach Jagić a. a. O. 811.
22) Nehring a. a. O.
23) Außer der Breslauer Festschrift vgl. Ign. Chrzanowski, *Władysław Nehring*, mit einer Bibliographie der gelehrten Arbeiten Nehrings von A. Babiaczyk (Warschau 1909).

wischen Sprachen und Literaturen mit Einschluß der Volks- und Altertumskunde gebührend Rücksicht nahm und durch seine seminaristischen Übungen auch viele Schüler heranbildete. Nach seinem Rücktritt (1907) wurde E. Berneker nach Breslau berufen, dem nach seinem Abgange nach München Paul Diels folgte (1911). Lektoren des Polnischen hatte Breslau den praktischen Bedürfnissen der katholisch-theologischen Fakultät zufolge schon frühzeitig, einen literarisch sehr tätigen im Weltpriester Dr. Kraiński (1851—1878); 1884 wurde aber auf Nehrings Antrag ein etatsmäßiges Lektorat für polnische und russische Sprache mit einem Gehalt von 1500 Mark begründet und Dr. Löwenfeld anvertraut.

Fast 30 Jahre stand die Breslauer slawistische Lehrkanzel in Deutschland vereinzelt da. Die zweite wurde 1870 in Leipzig gegründet, doch hat sie, wie ich aus den Akten ersehe, eine längere Vorgeschichte, die der Fakultät zur Ehre gereicht und bekannt zu werden verdient.

Am 1. August 1842 meldete sich der Lausitzer Serbe Johann Peter Jordan[24]) aus Czischkowitz als Lektor, verwies in seinem lateinischen Gesuch auf das Beispiel von Berlin und Breslau und führte aus, daß er in Prag, wo er Humaniora und Philosophie studierte, Gelegenheit gehabt habe, sich den Gebrauch des böhmisch-tschechischen, polnischen, illyrisch-serbischen und russischen Dialektes — sie galten als die vier slawischen Hauptsprachen — anzueignen, und konnte als literarische Leistungen eine kleine Sammlung wendisch-serbischer Volkslieder und eine „Grammatik der wendisch-serbischen Sprache in der Oberlausitz" (1841) vorweisen. Obwohl ein Lektor für die neugriechische und russische Sprache, „unser guter alter Schmidt", dessen Einfluß jedoch der Orientalist Fleischer gleich Null bezeichnete, vorhanden war, kam man dem Gesuchsteller wohlwollend entgegen — namentlich der Historiker Wachsmuth und der Orientalist Fleischer setzten sich für ihn warm ein — und hätte es gern gesehen, daß er sich habilitiere, was jedoch seine katholische Konfession hinderte. Sie schlug ihn daher als Lektor der slawischen Sprache vor und betonte, meist seine Worte paraphrasierend, in ihrer Eingabe vom 19. August 1842, daß „das Studium der slawischen Sprache in neuerer Zeit eine Ausdehnung und Bedeutung" zu gewinnen angefangen habe, so daß es schon an und für sich für jede Universität wichtig ist, auch diesen Zweig der gelehrten Forschung nicht ganz unvertreten zu lassen. Dazu kommt die Rücksicht auf die Einwohner der Lausitz und namentlich die Bedürfnisse ihrer Prediger, für die mehr als hundert Jahre die Leipziger Predigergesellschaft sich zu sorgen bemühe, doch seien ihre Bestrebungen eng begrenzt. Sie lobt Jordans Leistungen und hebt hervor, er habe „seine linguistischen Studien in Prag, dem Mittelpunkt der neuerwachten Sprachstudien, genommen und steht mit den ausgezeichnetsten Slawisten in persönlicher Verbindung". Das Ministerium ernannte ihn nach Befragung des akademischen Senats, der an der Konfession keinen Anstoß nahm, als Lektor der slawischen Sprache und Literatur, mit dem ausdrücklichen Bemerken, „daß er sich auf einen Gehalt jetzt keine Hoffnung zu machen hat".

Jordan kündigte in der Tat vom Winterhalbjahr 1842—1843 bis zum Winterhalbjahr 1847—1848[25]) Vorlesungen und

24) *Acta* die Lectores und Lehrer der Universität zu Leipzig betr. Rep. Lit. L. Nr. 47 f. 27, 28. Vgl. Otto's *Slovník Naučný* XIII 612.

25) S. Personalverzeichnis der Universität Leipzig.

Übungen im Sinne seines Programms an und gab polnische und böhmische Taschenwörterbücher und eine kurze Grammatik der polnischen Sprache für praktische Zwecke heraus. Wichtiger hätte seine publizistische Tätigkeit werden können durch Begründung der „Jahrbücher für slawische Literatur, Kunst und Wissenschaft" — der Titel erinnert an Šafařik — die in Leipzig von 1843—1848 mit wechselvollen Schicksalen erschienen. Sie hatten den Zweck, einerseits über die slawischen Völkerschaften alle Nachrichten, welche für Deutschland wissenswert seien, zusammenzustellen, andererseits für die slawischen Völkerschaften selbst einen Zentralpunkt zu bilden, damit sie ihre Wünsche und Bestrebungen kennen lernen. Leipzig war dafür kein schlecht gewählter Ort, und es ist wohl nicht zufällig, daß in den Jahren 1846—1847 hier sogar die erste bulgarische Zeitung Bŭlgarski Orel erschien. Jordans Popularisierung der Slawistik, denn so sind die Artikel und Notizen seines Organs zu bewerten, und auch eine objektive Berichterstattung über die Bestrebungen der Slawen verschiedener Länder hätten Nutzen stiften können, doch war er allzusehr Journalist, zog immer mehr auch die Politik[26]) herein und beteiligte sich an den Vorarbeiten für den Prager Slawenkongreß, weshalb er mit akademischen Kreisen in Konflikt geriet und 1848 seinem Lektorat entsagen mußte.

In demselben Jahre beschloß die Fakultät (16. November) die Stelle eines englischen Lektors nicht mehr zu besetzen und gab ihrer Überzeugung Ausdruck[27]), daß sich Lektorate überlebt haben, denn „an einem Orte wie Leipzig kann es einem Studierenden auch ohnedies nie an Gelegenheit fehlen, sich mit den neuen Sprachen bekannt zu machen oder sich in denselben zu vervollkommnen; der Titel des Universitätslektors gebe überdies einzelnen Sprachlehrern ein Privilegium und würde deshalb aus Spekulation gesucht. Das Ministerium stimmte zu (9. November 1848), daß das Institut der Lektoren mit dem Absterben der gegenwärtig vorhandenen aufzuhören habe. Daher blieben auch Gesuche um ein Lektorat der polnischen und ungarischen Sprache im Jahre 1864 (es meldete sich Dr. J. Hallama)[28]) und für slawische Sprachen (1867 suchte im Wege des Ministeriums der verpflichtete Übersetzer beim Bezirksgerichte und Polizeiamte zu Leipzig, Dr. phil. Hermann Lotze[29]), um Ernennung zum Lector publicus für slawische Sprachen an) unberücksichtigt.

Dagegen beschloß die Fakultät auf Antrag des Historikers Wuttke[30]) schon 1861 dem Ministerium vorzuschlagen, neben Professuren für Erdkunde und für Kunstgeschichte auch solche für die romanischen und für die slawischen Sprachen zu gründen, wofür Ebert in Marburg und Schleicher in Jena in Aussicht genommen wurden. Es kam jedoch nur zur Gründung einer Professur für romanische Sprachen, die schon wiederholt angeregt worden war und 1862 Ebert verliehen wurde, die für Erdkunde folgte 1870, für Kunstgeschichte 1872. Für eine slawische Lehrkanzel setzte sich die Fakultät besonders warm in ihrer Eingabe vom 19. Oktober 1867 ein, als sie sich gegen ein Lektorat

26) 1848 begann eine „Slawische Rundschau, Beiblatt zu den Slawischen Jahrbüchern" mit nur politischen Nachrichten zu erscheinen. (Nr. 1 Mittwoch, 12. April.)

27) *Acta* die Lektoren betr. f. 55.

28) Acta f. 58. 29) Acta f. 59.

30) *Acta* die Lektoren betr. f. 60. *Acta* die Errichtung der Professur der romanischen Sprachen betr. Rep. Lit. P. Nr. 69, f. 18[ab], 19. *Denominations*-Akten VI f. 428.

für slawische Sprachen erklärte.[31]) Die Ansicht, daß neuere Sprachen gar nicht Gegenstand wissenschaftlicher Forschung, sondern nur praktischer Übung seien, müsse seit dem gewaltigen Aufschwung der Sprachwissenschaft als veraltet aufgegeben werden. Auch die slawische Philologie sei durch Arbeiten der großen Gelehrten unserer Zeit, namentlich eines Schleicher in Jena und Miklosich in Wien, zu einer umfassenden Wissenschaft geworden. „Die Sprachstudien stehen an der Leipziger Hochschule in hoher Blüte: außer den klassischen Sprachen sind die ost- und westasiatischen, die deutsche und die romanischen Sprachen nebst dem Englischen durch Professuren vertreten, und auch über das Altnordische hat es an Vorlesungen nicht gefehlt, aber für den Osten Europas ist in diesem sonst so schönen zusammenschließenden System eine Lücke." Allerdings war für die schon vertretenen Fächer ein besonderes Bedürfnis vorhanden. „Allein außer dem Interesse, welches ein weitverbreiteter und an literarischen Denkmälern keineswegs armer Sprachstamm, wie der slawische, an sich bietet, möchten für Leipzig in dem Umstande, daß sich wenigstens ein Zweig der Slawen, die Wenden, auf dem Gebiete des Königreichs Sachsen erhalten hat, ferner darin, daß die Lage der Universität fortwährend Polen, Russen und andere Slawen in ziemlicher Anzahl hierher zieht, sowie in der Aufforderung zum Studium dieser schwierigen Sprache, welche die Vergangenheit des sächsischen und überhaupt des norddeutschen Bodens mit seiner Menge slawischer Ortsnamen und anderen Erinnerungen an den Geschichtsforscher stellt, besondere Gründe vorhanden sein, diese Lücke auszufüllen."

31) *Acta* die Lektoren betr. f. 62.

Die Errichtung einer Professur der slawischen Sprachen in Leipzig würde „den Glanz der Universität um so mehr erhöhen, je weniger man anderwärts für die Befriedigung dieses Bedürfnisses gesorgt hat". Zum Schlusse meint die Fakultät, daß vorerst auch eine außerordentliche Professur, wenn zu einer ordentlichen keine Mittel vorhanden wären, mit einer geeigneten Persönlichkeit besetzt werden könnte. Das Ministerium[32]) (26. Oktober 1867) verkannte keineswegs, daß auch eine Vertretung der slawischen Sprachwissenschaft in Leipzig wünschenswert sei, doch könnte es aus Mangel an Mitteln auch für eine außerordentliche Professur nicht aufkommen.

Schon nach 2 Jahren kam die Frage wieder in Fluß. Am 27. November 1869 richtete die wendische Prediger-Konferenz der Oberlausitz an das Ministerium ein Gesuch[33]) um Errichtung „eines Lehrstuhls bei der Universität Leipzig für slawische Sprachvergleichung mit besonderer Berücksichtigung der wendischen Sprache". Dadurch würde nicht bloß eine Lücke im Reiche der Wissenschaft ausgefüllt, sondern auch für die vaterländische Kirche ein praktischer Nutzen geschaffen werden, wenn den daselbst studierenden Wenden Gelegenheit geboten würde, unter Leitung eines des Wendischen vollkommen mächtigen Philologen sich einen tieferen Einblick in ihre später amtlich zu gebrauchende Muttersprache anzueignen; dieser philologische Unterricht würde zugleich denjenigen deutschen Studierenden willkommen sein, die sich entschlossen haben, ein kirchliches Amt unter den Wenden annehmen zu wollen. Wie der weitere Verlauf zeigt, stand im Hintergrund

32) *Acta* die Lektoren betr. f. 64.

33) *Acta* die ao. Professoren der phil. Fak. betr. Vol. I f. 45—46.

ein sehr ernster Kandidat, Dr. Christian Traugott Pfuhl[34]), Professor am Vitzthumschen Gymnasium in Dresden, der nebst mehreren Abhandlungen ein Lausitz-Wendisches Wörterbuch (1866), ein grundlegendes Werk, und eine Laut- und Formenlehre der Oberlausitz-Wendischen Sprache, mit besonderer Rücksicht auf das Altslawische" (1867) herausgegeben hatte. Das Ministerium verlangte von der Fakultät einen Bericht[35]) (27. November 1869), ob sie die Berücksichtigung des Wunsches für angemessen ansehe und welche geeigneten Männer ihr bekannt sind, „die etwa als Privatdozenten oder als außerordentliche Professoren mit einem kleineren Gehalt... zur Befriedigung jenes angeblichen Bedürfnisses angestellt werden könnten".

Die Fakultät begrüßte in einem von Georg Curtius verfaßten Berichte[36]) (5.—6. Februar 1870) auf das freudigste diese Aufforderung, die ihr eine Aussicht auf die Erfüllung eines schon vor Jahren ausgesprochenen Wunsches ermöglichte, und führte „nach reiflicher Überlegung und Prüfung dieser Frage", anknüpfend an den Bericht vom 19. Oktober 1867, folgendes aus: Wie früher bei der Ablehnung eines Lektorats liegen ihr auch jetzt praktische Absichten fern. Indes scheint auch die Konferenz der wendischen Pastoren selbst, indem sie sich des Ausdrucks „slawische Sprachvergleichung" bedient und anerkannte Männer der Wissenschaft namhaft macht, etwas Höheres zu erstreben. Es kann sich daher „nur um die Berufung eines Mannes handeln, welcher, ohne daß er es ablehnt, für jenes praktische Bedürfnis zu wirken, auf der Höhe der jetzigen Sprachwissenschaft und den Vertretern anderer Zweige dieser Wissenschaft unter uns ebenbürtig zur Seite stehe". Die slawischen Sprachen haben ein Interesse für den Sprachforscher als solchen wie für den Geschichtsforscher, namentlich in Nord- und Mitteldeutschland. „Durch die Errichtung eines Lehrstuhls für slawische Sprachen — denn so würde der Name wohl am besten lauten — würde Leipzig einen neuen Vorsprung vor allen übrigen deutschen Universitäten mit Ausnahme der österreichischen und Berliner (! sollte wohl heißen Breslauer) erlangen, denn selbst in Berlin fehlt bis jetzt, obwohl von dem Haus der Abgeordneten mehrfach beantragt, eine solche Professur." Die slawischen Sprachen sind untereinander so nahe verwandt, daß ein gründliches Studium der einen ohne Rücksicht auf die andere, namentlich aber ohne Rücksicht auf die älteste unter ihnen, die alt- oder kirchenslawische (altbulgarische) vollkommen unmöglich ist, daß aber andererseits strenge wissenschaftliche Studien stets auch für den praktischen Gebrauch einer unter ihnen den entschiedensten Gewinn abwerfen. Die besonderen Bedürfnisse der Lausitz können also sehr wohl im Anschluß an die wissenschaftliche Pflege der slawischen Sprachen bis zu einem gewissen Grade befriedigt werden."

Schwierig war die Personenfrage. Die Fakultät wendete sich nach Wien an Miklosich, welcher, sachlich und kurz wie immer, an Georg Curtius schrieb[37]) (15. Januar 1870): „Nach reiflicher Überlegung möchte ich Leskien empfehlen, nicht sowohl wegen seiner bisherigen, weder durch Umfang noch durch größere Bedeutung hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der slawischen

34) Jagić, *Istorija slav. fil.* 731—732, Otto's *Slovník Naučný* XIX 676.

35) *Acta* die ao. Prof. betr. I. f. 44.

36) A. a. O. 47—50.

37) Bei den Acta s. o.

Sprachforschung, als vielmehr deswegen, weil begründete Hoffnung vorhanden ist, er werde auf diesem Gebiete eine bedeutende wissenschaftliche Tätigkeit entwickeln: er ist dazu vorbereitet. Pfuhl hat sich durch einige Schriften als Kenner des Slawischen bewährt, es scheint mir jedoch, daß ihm zu größeren Leistungen weiter und tiefer gehende sprachwissenschaftliche Studien fehlen". In Übereinstimmung mit Miklosich, dessen Voraussagung sich so glänzend bewährt hat, schlug also die Fakultät an erster Stelle, den außerordentlichen Professor des Sanskrit und der Sprachwissenschaft in Jena A. Leskien vor, der sich daselbst unter Schleichers Leitung ganz in das Studium der slawischen Sprachen vertiefte und die russische beherrschte, so daß er sich „das für einen Slawisten nicht eben schwer zu erlernende Wendische aneignen" könnte, „wozu es etwa eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Lausitz bedürfte".

Leskien wurde als außerordentlicher Professor der slawischen Sprachen für 800 Taler schon für das Sommersemester 1870 berufen und nach einer Vorlesung „über den Untergang der slawischen und litauischen Sprachen in Norddeutschland" am 22. Juli 1871 verpflichtet. Als er 1876 einen Ruf als ordentlicher Professor der vergleichenden Sprachwissenschaft nach Graz erhielt[38], wo er Johannes Schmidt ersetzen sollte, konnte auf die Anfrage des Ministeriums die Fakultät abermals in einem Berichte von G. Curtius[39] (29. Juni) rühmend hervorheben, daß Leskien während eines kurzen Zeitraumes von 6 Jahren „ein von den gewöhnlichen Wegen der Studierenden abwärts liegendes Lehrfach an der hiesigen Universität zu entschiedener Geltung gebracht" hat, indem er es namentlich verstand „stets einen kleineren Kreis jüngerer, auf Sprachstudien gerichteter Leute anzuregen und anzuleiten". Die lehramtliche und wissenschaftliche Tätigkeit Leskiens sowie der Umstand, daß ein so umfangreiches Fach wie das der slawischen Sprachen, mit denen er noch das Litauische in seinen Vorträgen verbindet, sich für eine ordentliche Professur in vollem Maße eignet, bewog die Fakultät, seine Ernennung einstimmig auf das wärmste zu befürworten. So wurde Leskien am 7. Juli 1876 zum ordentlichen Professor der slawischen Sprachen an der Universität Leipzig[40]) ernannt, deren Lehrstuhl er zu besonders hohem Ansehen brachte, war aber nun der Reihe nach der dritte Ordinarius an einer Universität in Deutschland, denn bereits 1874 wurde eine ordentliche Lehrkanzel der slawischen Philologie in Berlin errichtet.

Daß Berlin so lange einer slawischen Lehrkanzel entbehrte, lag an den Verhältnissen. Zuerst konnte keine geeignete Kraft gefunden werden. Der 1840 bis 1860 daselbst wirkende Privatdozent A. Cybulski verstand es offenbar nicht, sich zur Geltung zu bringen, was bei dem ausgesprochenen polnischen Literaturhistoriker um so begreiflicher ist, wenn man bedenkt, wie in jenen Jahren selbst große Gelehrte über die Geschichte der neueren deutschen Literatur dachten. Die von der Leipziger Fakultät erwähnten Beschlüsse des preußischen Abgeordnetenhauses förderten auch nicht die Sache, da sie auf Wünsche der Polen zurückgingen, die eine polnische Lehrkanzel im Auge hatten. Eine glückliche Lösung dieser Frage war eigentlich einem Zufall zu verdanken. Miklosichs hervorragendster Schüler und sein Nachfolger in Wien V. v. Jagić, der sich in den Jahren 1861—70 in Agram hauptsächlich durch seine rege Tätigkeit in

38) *Acta* die Denomination der o. Prof. betr. VI. f. 427.

39) A. a. O. 430.

40) A. a. O. 431.

der vom Bischof Stroßmayer gegründeten südslawischen Akademie der Wissenschaften einen bedeutenden Namen als Slawist gemacht hatte, wurde 1871 nach Odessa als ordentlicher Professor für vergleichende Sprachwissenschaft berufen. Als solcher kam er Oktober 1871 bis Januar 1872 nach Berlin[41]), um bei Weber Sanskrit zu studieren. Da fragte ihn sein Lehrer, was er von der Forderung einer polnischen Lehrkanzel halte. Jagić setzte das als etwas Bekanntes voraus, wunderte sich aber, daß Berlin keine allgemeine slawistische Lehrkanzel besitzt, wie sie Miklosich in Wien innehat. Darauf schrieb Weber einen Artikel in die Spenersche Zeitung, welcher die Frage in Fluß brachte. Ganz besonders interessierte sich dafür Müllenhoff, der auch bei Miklosich in Wien und bei E. Kunik in Petersburg anfragte. Wenigstens Miklosich muß auf Jagić hingewiesen haben. So erhielt dieser in Odessa im Winter 1873/74 eine Anfrage des preußischen Ministeriums, ob er eine slawische Lehrkanzel in Berlin annehmen wollte. Jagić antwortete, daß er im Falle, daß es sich um eine Befriedigung der Wünsche der Polen handle, bittet von ihm abzusehen, aber bereit ist, eine allgemeine Lehrkanzel nach Art der von Miklosich in Wien anzunehmen. Da man im Ministerium in der Tat eine solche im Auge hatte, so bekam Jagić Gelegenheit, von 1874—80 bis zu seiner Berufung nach Petersburg, in Berlin zu wirken, wo ihn Germanisten und Sprachvergleicher hörten, die hauptsächlich russischen Unterricht wünschten, sonst aber Polen.

Da Jagić in den ersten beiden Jahren von Hörern nicht geplagt wurde, fand er Muße, 1876 das „Archiv für slawische Philologie" nicht bloß zu begründen, wobei für die Übernahme des Verlags von seiten der Weidmannschen Buchhandlung Mommsens Empfehlung ins Gewicht fiel, sondern auch mit eigenen Artikeln und namentlich mit zahlreichen und ausführlichen Rezensionen und bibliographischen Berichten anzufüllen. So fand auch der letzte Punkt der Vorschläge Šafaříks aus dem Jahre 1841 nach 35 Jahren seine Verwirklichung, und es gehört zu Jagićs größten Verdiensten, daß er das erste der slawischen Gesamtphilologie, nicht nur einer einzelsprachlichen, gewidmete Organ schuf, um alle Slawisten ein einigendes Band schlang und die gelehrten Forschungen der Slawen wenigstens auf einem und dem wichtigsten Gebiet in deutscher Sprache der westeuropäischen Gelehrtenwelt zugänglich machte. Nach Jagićs Abgang wurde in Berlin 1881 zum außerordentlichen, 1892 zum ordentlichen Professor ernannt der Pole Alexander Brückner, einer der universellsten, fruchtbarsten und geistreichsten, dabei aber eigene, oft sprunghafte Wege gehenden Slawisten, der das Hauptgewicht auf eine philologische Durcharbeitung der slawischen Sprachen legt und sich durch Werke über die neuere Geschichte der polnischen und russischen Literatur auch in weiteren Kreisen bekannt gemacht hat.

Bei den drei Lehrkanzeln von Breslau, Berlin und Leipzig blieb es nun wieder mehr als 30 Jahre. Wehmütig bemerkt darüber Jagić im Rückblick auf sein „Archiv für slawische Philologie" zum Schlusse des XX. Bandes (S. 640 bis 641) im Jahre 1898: „Unser Organ scheint während seines mehr als zwanzigjährigen Bestandes sehr wenig zur Verbreitung des Studiums der slawischen Philologie im europäischen Westen, zumal in Deutschland beigetragen zu haben. Allerdings war es von Anfang an nicht unsere Aufgabe, praktische Ziele zu verfolgen. Diese hätten sich jedoch selbst und als unmittelbare Folge erge-

41) Nach mündlichen Mitteilungen von V. v. Jagić.

ben, wenn es uns gelungen wäre, eine größere Anzahl von jungen gelehrten Kräften des europäischen Westens für das von uns vertretene Fach zu gewinnen. Das war leider nicht der Fall. Seit dem Jahre 1875 nahm die Zahl der neugegründeten Lehrkanzeln der slawischen Philologie allerdings ein wenig zu, doch gerade in dem nächst gelegenen Deutschland, dieser katexochen Pflegestätte der philologischen Disziplinen, nicht. Man bedenke nur folgendes. Jetzt gibt es wohl keine deutsche Universität ohne die Vertretung der romanischen Philologie, vom Englischen schon gar nicht zu reden, ohne altindische Philologie, ohne Studium der orientalischen Sprachen, zumal des Arabischen. Die slawische Philologie dagegen ist noch immer wie vor einem Vierteljahrhundert beschränkt auf Berlin, Breslau und Leipzig! Dieser klaffende Hiatus zwischen dem wissenschaftlichen Interesse für die germanisch-romanische Philologie auf der einen und für die orientalische Philologie auf der anderen Seite, kam mir immer fast wie ein völkerpsychologisches Rätsel vor, das ich mit der sonstigen Universalität Deutschlands auf dem Gebiete der Wissenschaft nicht in Einklang zu bringen vermöchte!" Anzeichen einer Besserung erblickte Jagić in der Überflutung des deutschen Büchermarktes durch zahlreiche Hilfsmittel zum Studium der russischen Sprache und hoffte so noch die Zeit zu erleben, daß durch das Hintertürchen der russischen Sprache auch die slawische Philologie in mehrere deutsche Universitäten ihren folgenreichen Einzug halten werde.

Hauptsächlich mit der großen Bedeutung des Russischen wirkte auch der Byzantinist Karl Krumbacher in München für die Hebung der slawischen Studien in Deutschland. Sein lesenswerter und überzeugender Aufsatz „der Kulturwert des Slawischen und die slawische Philologie in Deutschland"[42]), in dem er die Wichtigkeit der slawischen Sprachen für die verschiedensten Wissensgebiete nachwies, ließe sich namentlich heute mehrfach ergänzen. Nach langjährigen Bemühungen setzte Krumbacher in München eine ordentliche Lehrkanzel für slawische Philologie durch, auf welche 1911 E. Berneker berufen wurde. Im Jahre 1914 bekam Königsberg auch nach längerem Warten ein etatmäßiges Extraordinariat für slawische Philologie für P. Rost, dessen Begründung aber schon mit der Einführung des fakultativen russischen Unterrichts in den höheren Schulen des Ostens (Ost-Preußen, Posen, Schlesien), für den man also ausgebildete Lehrer braucht, zusammenfällt.

Die Erfahrungen des Weltkrieges haben nun gezeigt, daß man sich nicht bloß für die Russen, sondern auch für die Polen und Ukrainer, für die Bulgaren, Serben und Kroaten interessieren und überhaupt auch den Westslawen Beachtung schenken muß. Damit sind auch der Wissenschaft erhöhte und neue Aufgaben und Ziele gewiesen. Ein Teil des Programmes ist schon dadurch angedeutet, daß aus den Lehrkanzeln „der slawischen Sprachen" Lehrkanzeln „der slawischen Philologie" geworden sind, denn neben den Sprachen muß auch das gesamte geistige[43]) Leben der slawischen Völker in möglichst weitem Umfange Gegenstand der Forschung und des Unterrichts werden.

42) Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 29. Februar 1908, mit Zusätzen und einigen Änderungen wieder abgedruckt: K. Krumbacher, Populäre Aufsätze, Leipzig 1909, S. 337—388.

43) Ich spreche natürlich nur vom philologischen Standpunkt, möchte aber die nicht mindere Wichtigkeit anderer Gebiete betonen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Grundlagen der neuen Prüfungsordnung für das Lehramt an höheren Schulen.

In einem Kriege wie dem jetzigen die Frage nach dem Wert unserer Bildung bezw. unseres Bildungsprinzips zu erörtern, scheint mir überflüssig. Zeigt sich doch auf Schritt und Tritt, daß wir auf dem richtigen Wege waren, als wir immer wieder betonten, das Wesentliche der Schul- und Universitätsbildung bestehe in einer auf Wissensvermittlung begründeten Erziehung des Menschen zum „Charakter." Oder, um mit Fichte zu reden: Das Wesen der Erziehung soll darin bestehen, daß sie „auf dem Boden, dessen Bearbeitung sie übernähme, die Freiheit des Willens gänzlich vernichtete und dagegen strenge Notwendigkeit der Entschließungen und die Unmöglichkeit des Entgegengesetzten in dem Willen hervorbrächte." Aus diesem Erziehungsziel, zu dem wir den Zögling hinführen wollen, hat sich dann nicht nur die Festigkeit des Willens ergeben, die auch zehnfacher Überzahl sich überlegen erwies, sondern auch die Tüchtigkeit in wissenschaftlicher und praktischer Beziehung, die unsere beispiellosen Erfolge erst ermöglichte.

Wo ein solches Ziel der Erziehung vorschwebt, muß natürlich auch der Erzieher entsprechend vorgebildet sein. Hier hat sich nun seit der Einsetzung einer Prüfung für das höhere Lehramt, die durch das Edikt von 1810 vorbereitet wurde, eine Wandlung vollzogen: Damals bestand sozusagen eine „Einheitsschule", nämlich das Gymnasium. Alle, die den Weg zu höherer Bildung beschreiten wollten, besuchten diese Anstalt. Auf ihm aber wurden eine Anzahl Fächer gelehrt, die noch bei weitem nicht so differenziert und spezialisiert waren wie heute. Daraus ergab sich ohne weiteres die Forderung, daß der Erzieher über eine „allgemeine Bildung" verfügen müsse, die ihn im Sinne der Neuhumanisten eigentlich erst zum „Menschen", mithin auch zum „Charakter" machte. Diese „allgemeine Bildung" umfaßte denn also sämtliche Fächer, die auf dem Gymnasium gelehrt wurden. Daneben hatte der Kandidat noch besondere Kenntnisse in den Fächern nachzuweisen, die er vorzugsweise unterrichten wollte. Aber der Beweis, daß in allen Fächern Kenntnisse vorhanden waren, mußte in demselben Grade überfüssig, ja geradezu unwillkommen erscheinen, als die einzelnen Fächer nun stärker differenziert wurden und daher auch intensiveres Eindringen verlangten. An die Stelle der „allgemeinen Bildung" mußte das Ideal der „wissenschaftlichen" treten.

Diesen Weg sind auch die verschiedenen Prüfungsordnungen gegangen, und das Resultat ist, daß die letzte, eben erst herausgekommene, neben der eigentlichen Fachprüfung in den Fächern, in denen der Prüfling eine „Facultas" erwerben will, zunächst nur tiefere Kenntnisse in der Philosophie verlangt. Das entspricht wieder durchaus dem Gange der Entwicklung im vorigen Jahrhundert. Nach dem gewaltigen Aufschwung, den die Philosophie genommen hatte, mußte die Entwicklung der Technik einen Rückschlag bringen. Die Materie schien doch gewichtiger als der Geist: jene Auffassung, daß alles in der Welt sich berechnen und ausmessen lasse, verwirrte die Köpfe und spiegelte ihnen vor, daß auch Geistiges demselben Gesetz unterliege; das Experiment schien der einzige Boden, auf dem wirklich Unanfechtbares wachse. So wurde der philosophische Unterricht in den höchsten Klassen der Schulen abgeschafft. Bekanntlich hat man dann den Fehlschluß, der in der einseitigen Bevorzugung des Experiments lag, entdeckt, und eine neue „philosophische Welle" überflutet die wissenschaftliche Welt. Man wird es daher nur gerechtfertigt finden, wenn die neue Prüfungsordnung auf die Beschäftigung mit dieser Zentralwissenschaft den größten Wert legt.

Aus der Forderung wissenschaftlicher Vertiefung jedes gewählten „Faches" heraus ist weiter von nun an die Möglichkeit geschaffen worden, daß während des Studiums nichts den Blick von den beiden ablenkt, deren Beherrschung in der Prüfung nachgewiesen werden soll. Zunächst ist jeder Zwang, bestimmte Hauptfächer miteinander zu verbinden, der früher bestand, aufgehoben. Dann aber haben die Väter der Prüfungsordnung die Möglichkeit geschaffen, auch das aus technischen Gründen erforderliche „Nebenfach" in den Rahmen des Hauptfachs einzugliedern. Sie haben sogenannte „Zusatzfächer" geschaffen, die an Stelle der „Nebenfächer" zur Vertiefung des Haupt-

fachs beitragen sollen. Bezeichnenderweise eröffnet den Reigen die philosophische Propädeutik und die Pädagogik. Nach der Entwicklung, die diese letztgenannte Wissenschaft als Wissenschaft (nicht als Kunst) in den letzten Jahren genommen hat, müssen sich künftige Lehrer intensiv mit ihr beschäftigen, mit den „philosophischen und kulturwissenschaftlichen Fragen der Erziehungslehre", wie die vortrefflichen halbamtlichen „Erläuterungen" Reinhardts zur Prüfungsordnung[1]) sagen.

Es ist bedauerlich, daß neben diesen „Zusatzfächern" doch „Nebenfächer stehen geblieben sind. Die Erwerbung der Lehrbefähigung in einem Fach als Nebenfach ist stets mißlich, weil einerseits niemals ganz feste Grenzen zwischen den Anforderungen zu ziehen sind, die an ein Fach als Haupt- und als Nebenfach zu stellen sind, andrerseits aber natürlich eine solche Vertiefung, wie sie die Prüfungsordnung eigentlich als Grundsatz aufstellt, bei einem Nebenfach nicht möglich ist.

Endlich aber hat das Streben nach wissenschaftlicher Vertiefung noch ein einschneidendes Resultat gehabt: die Zerlegung der Prüfung in zwei verschiedene Abschnitte, die um zwei Jahre auseinanderliegen. Die Theorie und die Wissenschaft werden dadurch von der Praxis und Lehrkunst völlig geschieden. Und es spricht sich hier wieder eine Folge der Entwicklung aus: während man in jener Zeit, in der der Oberlehrerstand geschaffen wurde, auf die Praxis mit einer großen Geringschätzung herabsah, die Pädagogik lediglich als eine kaum erlernbare Kunst betrachtete, hat sie sich seitdem ihren Platz unter den Wissenschaften erobert und eine Entwicklung gehabt, die kennen zu lernen für jeden Lehrer nicht nur nützlich, sondern auch notwendig ist. Zur Pädagogik in so umfassendem Sinne gehört ferner die Beschäftigung mit Teilen der Psychologie und Ethik, die für das jugendliche Seelenleben von Wichtigkeit sind, es gehört dazu das Studium der Geschlechtskunde sowie der krankhaften Erscheinungen im jugendlichen Seelenleben. Alle diese Dinge gehören in die praktische Vorbereitungszeit der Oberlehrer.

1) Berlin, Weidmann, 1917.

Weiter aber soll in dieser auch die eigentliche Praxis des Lehramtes erlernt werden. In alle die Fülle der Fragen muß der junge Kandidat eingeführt werden, die seine Pflichten tagaus tagein mit sich bringen, und zwar nicht allein im Verkehr mit den Schülern, sondern auch mit dem Hause. Er muß das Ziel der Erziehung, die Charakterbildung scharf im Auge behaltend, alles an ihr messen, was er tut. Er muß den Schüler nicht nur als Schüler, sondern auch als werdenden Menschen erfassen und ihn deshalb auch außerhalb der Schule zu beeinflussen suchen, wo er ihm nicht oder doch nicht nur als Lehrer, sondern mehr als Mensch entgegentritt. Für alle diese Gesichtspunkte ist das Reinhardtsche Buch ein vortrefflicher Wegweiser, weil es eine richtige Pädagogik in nuce gibt. Die schier unerschöpfliche Fülle von Forderungen, die alle aus dem Ziele der „Erziehungsschule" fließen, wird hier erst recht klar und deutlich. Daß aber unsere Schule wirklich auf Erziehung auf Grund von Wissensvermittlung hinstrebt, geht ja schon aus ihrer Dreiteilung hervor: jeder Typus hat eine andere Kombination von Lehrgegenständen zur Grundlage; so ist ein gemeinschaftliches Ziel auf der Seite der Kenntnisse ausgeschlossen. Deshalb kann bei Gleichberechtigung aller drei Typen lediglich die Erziehung zum Menschen der Zweck aller höherer Schulbildung sein.

Und es tritt denn bei Reinhardt mit Recht an den Anfang aller Schulung der Schüler die Schulung des Lehrers zur Persönlichkeit. Auf sein Beispiel blicken ja seine Zöglinge, mit dem Wunsche es ihm gleichzutun. Eine Fülle von Forderungen tritt da an ihn heran, von der Beobachtung seines Äußeren an bis zur Disziplinierung seines Geistes, seines Temperaments — alles ist wichtig, nichts darf vernachlässigt werden. Aber auch die Wissensvermittlung bildet ein Gebiet für sich; es handelt sich nicht nur, wie man früher dachte, darum, daß der Lehrer selber das Wissen besaß — gerade das Wie der Übertragung, das Was der Auswahl sind ungemein wichtige Dinge, zu deren Aneignung allerdings nicht die zwei Vorbereitungsjahre, sondern kaum ein langes Lehrerleben hinreicht, weil hier alles auf Erfahrung beruht.

Prof. Dr. Paul Hildebrandt.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 3 1. DEZEMBER 1917

Zur Frage der Errichtung einer Auslandshochschule.

Von Hermann Schumacher.

Die Errichtung einer „deutschen Auslandshochschule", insbesondere die Umwandlung des Berliner Orientalischen Seminars in eine solche, ist in jüngster Zeit von verschiedenen Seiten angeregt und gefordert worden. Der Reichstag hat in einer Resolution vom 5. April 1913 ganz allgemein von dem Ausbau des Orientalischen Seminars zu einer „deutschen Auslandshochschule" gesprochen. Prof. Pohl ist in einer Propagandaschrift „Die deutsche Auslandshochschule" (Tübingen 1913) für eine „deutsche Auslandshochschule im vollen und wahren Sinne des Worts" eingetreten. Auf denselben Standpunkt haben sich jüngst im Reichstag — in der Budgetkommission wie im Plenum — Vertreter verschiedener Parteien gestellt. Ist dieser Forderung zu entsprechen? Um das beantworten zu können, ist es zuvörderst nötig, sich Klarheit darüber zu verschaffen, was für Aufgaben in dem Plane einer „deutschen Auslandshochschule" enthalten sind und wieweit sie durch eine besondere Anstalt erfüllt werden können. Auf dieser Grundlage sollen in einem zweiten Teil praktische Vorschläge gemacht werden.

I.

Eine „deutsche Auslandshochschule im vollen und wahren Sinne des Wortes" scheint mir drei Aufgaben zu umfassen: 1. Vorbereitung für den praktischen Dienst in den deutschen Kolonien und im Ausland. 2. Einführung der studierenden deutschen Jugend in die Auslandinteressen unseres Volkes. 3. Erforschung der im Ausland wurzelnden wissenschaftlichen Probleme.

1. Das Orientalische Seminar hat sich bisher auf die erste Aufgabe beschränkt. Nach den Worten seines Direktors will es „nicht Gelehrte bilden, sondern Männer der Praxis", und zwar hat es „bei seiner gesamten Tätigkeit denjenigen Deutschen im Auge, der in die überseeische Fremde zieht". Es will nicht eine abgeschlossene Fachbildung liefern, die eine wissenschaftliche Durchbildung ermöglicht, sondern die Erreichung ganz bestimmter Lebensziele erleichtern. Es will den Deutschen in der Fremde die Zeit des Lernens und Eingewöhnens verkürzen, ihnen im eigenen Innern Quellen der Anregung erschließen, die sie dort in ihrer Umgebung nicht mehr finden, Verständnis und Interesse für das Land und Volk ihres neuen Aufenthaltes wecken, um die bevorstehende Wirksamkeit möglichst reizvoll und fruchtbar zu gestalten. Das ist wichtig, zumal für Deutsche, die noch nicht feste koloniale und überseeische Traditionen herausbilden konnten, wie es den Engländern in einer langen, von patriotischem Stolz getragenen Entwicklung in oft bewundernswerter Weise vergönnt gewesen

Zuerst in der Kölnischen Zeitung 12. und 13. Mai 1914 gedruckt. Vgl. die Bemerkung unter Spalte 1 des Oktoberheftes. Die Red.

ist. Aber anderes ist für den Überseedienst noch wichtiger.

Wichtiger ist die Fähigkeit, Wesentliches vom Unwesentlichen zu scheiden, der klare Blick in die Zusammenhänge der Dinge. Das kann nur gewonnen werden durch ein Studium, welches nicht beschränkt ist auf bestimmte, und zwar im allgemeinen in der Entwicklung zurückgebliebene Gebiete, nur durch eine geistige Schulung, für die das Stoffliche Nebensache ist. Dafür ist nicht eine praktische Ziele verfolgende Anstalt, sondern allein die Universität der richtige Ort. Wichtiger ist zweitens die Beziehung zum Heimatland. Vom Gesamtinteresse unseres Volkes aus ist der Aufenthalt im Ausland ebensowenig Selbstzweck, wie etwa eine Kolonie Selbstzweck ist. Beide haben dem großen Ganzen der deutschen Volkswirtschaft zu dienen. Dazu ist eine Kenntnis des einheimischen deutschen Wirtschaftslebens und insbesondere seiner Informationsquellen nötig. Wer im überseeischen Gebiet lebt, kann sich, mit gründlicher Ausbildung und geschultem Blick für die tatsächlichen Verhältnisse, mit den zwar fremden, aber doch im ganzen einfachen Verhältnissen und Problemen ihres noch unentwickelten Staats- und Wirtschaftslebens leicht an Ort und Stelle vertraut machen. Für das Heimatland Versäumtes nachzuholen, ist dort nicht mehr möglich; im Gegenteil, den heimischen Verhältnissen entfremdet bei längerem Aufenthalt immer mehr, wer mit ihnen nicht bereits gründlich vertraut war und dadurch in lebendiger Verbindung mit ihnen bleiben kann. Wer aber fremd dem einheimischen deutschen Wirtschaftsleben und seinen Bedürfnissen gegenübersteht, kann wenig nutzen in allen Kolonial- und Auslandsstellungen, deren Hauptbedeutung für die Gesamtheit unseres Volkes in den Beziehungen zur Heimat begründet ist. Eine auf das Ausland zugeschnittene Anstalt, die dem Orientalischen Seminar ähnlich ist, kann daher niemals der ersten Aufgabe allein aus eigener Kraft genügen. Wie die Engländer müssen auch wir an erster Stelle für unsere Staatsbeamten außerhalb des Mutterlandes die „höchste Bildung, die ihr Vaterland bietet", fordern. Für sie kann eine solche Anstalt nur eine wertvolle Zusatzbildung vermitteln, wie sie die Engländer für den indischen, malaiischen, chinesischen und ägyptischen Dienst in einem Studium, das über ein Jahr nicht hinausgeht, nach absolvierter Universität sich erwerben. Allen, die ihre Hauptausbildung vollendet haben und konkrete Lebensziele in einem bestimmten überseeischen Gebiet verfolgen, kann sie die wertvollsten Dienste leisten. Außer einer solchen Zusatzbildung kann sie auch eine Aushilfsbildung vermitteln. Denjenigen, denen weitere Bildungsmöglichkeiten versagt sind, kann sie dazu verhelfen, ihren neuen Pflichten mit tieferem Verständnis und mit größerer Freudigkeit sich zu widmen, als es ohne solche anregungsreiche Vorbereitung möglich wäre.

Aber einen Ersatz für die Universitätsbildung vermag sie nicht zu bieten. Die höhere Ausbildung des Geistes ist erfahrungsgemäß nur in der Loslösung von praktischen Aufgaben, wie sie für das Orientalische Seminar bisher bestimmend waren, zu erreichen. Das hat auch schon deutlich in seiner erst so kurzen Geschichte das Hamburger Kolonialinstitut bewiesen. Soll die „Auslands-Hochschule in vollem Maße eine „Hochschule für den Auslandsdienst" werden, so muß also einer von zwei Wegen eingeschlagen werden:

A. Man muß entweder die praktische Fachschule universitätsmäßig so ausbauen, daß sie auch die dargelegten

wichtigen allgemeinen Bedürfnisse zu befriedigen vermag. Zu dieser Abhilfe hat sich der Hamburger Senat bei seinem isolierten Kolonialinstitut, trotz aller Widerstände entschließen müssen. Dann ist das sachliche Ergebnis eine etwas unvollständige Universität, mit diesem alten oder mit einem neuen reklamehaftern Namen, also in Berlin eine Wettbewerbsanstalt für diejenige Hochschule, die das deutsche Volk bisher als die höchste Blüte seines Bildungswesens betrachtet hat. Bliebe eine derartige „Auslandshochschule" unter der Verwaltung des preußischen Kultusministeriums, so würde das alte Schwergewicht der nationalen Universitätsinteressen solche Entwicklung auf die Dauer wahrscheinlich verhindern, damit aber auch die neue Anstalt nicht in Wirklichkeit zu dem auswachsen lassen, was ihr Name so stolz verheißt. Sie bliebe ein unerfülltes Versprechen, das deutschem Bildungswesen und deutscher Staatsmannschaft nicht zum Ruhm gereichte. Würde sie dagegen als Reichsanstalt geschaffen, so würden Macht und Ansehen des Reiches, sowie Tatendrang und Ehrgeiz der Reichstagsabgeordneten immer mehr dazu drängen, anfängliche Unvollständigkeiten und Lücken zu beseitigen. Gerade weil der Auslandsdienst mit fortschreitender Entwicklung noch immer vielseitiger sich gestalten wird, wird auch in der ihm gewidmeten Hochschule eine Tendenz nach einem vielseitigeren Ausbau sich herausbilden. Die wachsende Rivalität mit der alten preußischen Universität wird schließlich über den ehrgeizigen Zielen einer Universität die bescheidenen anfänglichen praktischen Ziele immer mehr zurücktreten lassen. Die Zwiespältigkeit unserer Reichsverfassung, deren schädliche Wirkungen zu mildern bisher, zumal im Bildungswesen, das weise Bestreben gewesen ist, würde dann in der Reichshauptstadt an einer Inländern wie Ausländern gleich sichtbaren Stelle in unsere Hochschulen hineingetragen, den an sich vorhandenen befruchtenden Reiz des Wettbewerbs ins Ungesunde steigernd, Arbeitsfreude mindernd, nationale Mittel vergeudend.

B. So bleibt nur der zweite Weg gangbar. Es muß auf die Selbständigkeit einer neuen Anstalt verzichtet werden. Die Verbindung, die sich jetzt bereits zwischen Orientalischem Seminar und Universität lose herausgebildet hat, muß systematisch ausgestaltet werden. Die jüngere Spezialanstalt ist der älteren und umfassenderen einzugliedern. Dabei sind natürlich die praktischen Ziele nicht nur im alten Bereich der Spezialschule nicht zu gefährden, sondern auch im neuen Bereich der Universität systematisch zu fördern. Wie das geschehen könnte, ist später darzulegen.

2. Die zweite Aufgabe, die eine „deutsche Auslandshochschule" umfaßt, besteht darin, die alte binnenländische Denk- und Sinnesweise des durchschnittlichen Deutschen, insbesondere auch des deutschen Beamten, entsprechend der Stellung der Deutschen in Weltwirtschaft und Weltkultur, zu überwinden und zu wandeln. Das ist ein ganz allgemeines Bedürfnis, das bei dem Deutschen, der im Inland bleibt, weit dringender ist, als bei dem, der ins Ausland zieht. Wo die Erfahrung versagt, hat die Schulung vor allem einzusetzen. Man könnte deshalb mit etwas Übertreibung sogar sagen: den in die Fremde Ziehenden gilt es in erster Linie mit gründlicher Kenntnis des einheimischen Wirtschaftslebens, den in der Heimat Verbleibenden mit klarer Erkenntnis der internationalen Zusammenhänge auszustatten. Jedenfalls läßt sich heute nur noch in wenigen inländischen Aus-

nahmestellungen, die für die weit überwiegende Mehrzahl unerreichbar sind, befriedigend erlernen, wie die weltwirtschaftlichen Beziehungen und Aufgaben unseres Volkes den komplizierten Organismus unseres Wirtschaftslebens in allen Teilen umgestaltend beeinflussen. Hier sind durch unsere überschnelle Entwicklung große neue Bildungsaufgaben geschaffen worden, die nach Befriedigung geradezu schreien. Keine neue Hochschule ist in der Lage, sie zu befriedigen. Sie würde stets nur den Bedürfnissen einer kleinen Minderheit zu dienen vermögen und somit gewissermaßen zur Verkörperung der irrigen Ansicht werden, daß nur für Deutsche im Ausland eine Kenntnis der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge Bedeutung hätte. Sie würde als Ausnahme verewigen, was immer mehr, wie in England, zur Regel für alle Gebildeten werden müßte. Sie würde fast ein vor aller Welt errichtetes Denkmal unseres binnenländischen Sinnes bedeuten. Ausschließlich im weiten Rahmen des bisherigen Universitätswesens kann diese zweite Aufgabe, die vielleicht noch dringlicher ist als die erste, Befriedigung finden.

3. Umfassende Lehraufgaben neuer Art sind nur zu lösen auf der Grundlage neuer Forschung. Eine „deutsche Auslandshochschule im vollen und wahren Sinne des Wortes" müßte demnach drittens, wie gesagt, die Erforschung der im Ausland wurzelnden Probleme in der Hauptsache in sich vereinigen. Man braucht das nur auszusprechen, um die Unausführbarkeit zu erweisen. Der berühmte Kolonialkenner und Kolonialpolitiker Prof. Snouck-Hurgronje in Leiden hat gesagt: „Nur im Universitätsmilieu können sich die Kolonialwissenschaften zur vollen Blüte und Reife entwickeln." Das gilt auch von allen Wissenschaften, die sich auf das Ausland beziehen. Was insbesondere das von mir vertretene Fach der Wirtschaftswissenschaft anlangt, so sieht es fast so aus, als ob der Plan einer selbständigen Auslandshochschule mit der lebensfremden Anschauung in Zusammenhang stehe, die meint, die Weltwirtschaft sei gewissermaßen äußerlich zur Volkswirtschaft hinzugekommen, und darum gelte es, die Volkswirtschaftslehre durch eine Weltwirtschaftslehre zu ergänzen. Das ist eine merkwürdig falsche und mechanische Auffassung, die im Interesse der Entwicklung und des Ansehens unserer Wirtschaftswissenschaft nicht scharf genug zurückgewiesen werden kann. Das Wesentliche der Entwicklung, die wir weltwirtschaftlich nennen, ist vielmehr, daß sie die Volkswirtschaft selbst in allen ihren Teilen beeinflußt und modelt; die Volkswirtschaft selbst ist in Geldwesen und Handel, in Industrie und Landwirtschaft jetzt international bedingt. Diese bis in die feinsten Adern unseres Wirtschaftskörpers eindringenden weltwirtschaftlichen Zusammenhänge aufzudecken und verständlich zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Forschung und der Lehre in unserer Zeit. Das ist nicht eine Spezialaufgabe der Wirtschaftswissenschaft, der sich ein kleiner ausgesonderter Kreis mit festumgrenzten praktischen Zielen zu widmen hat; das ist vielmehr eine Aufgabe der Wissenschaft überhaupt; wenn sie sich ihr nicht wirksam widmet, verfällt sie unabwendbar in immer größern und immer wichtiger werdenden Teilen der Rückständigkeit. Nur die Universität als das berufene Organ der Forschung kann bei uns, wie in andern Ländern, diese dritte Aufgabe meistern, aber auch sie nur, wenn ihr die Bahn zu diesem neuen Ziele freigelegt wird.

4. Allen drei Aufgaben, die zum We-

sen einer Auslandshochschule gehören, kann also eine besondere Anstalt nicht genügen. Das findet seine tiefere gemeinsame Erklärung darin, daß Ausland und Inland für den Deutschen überhaupt nicht mehr den Gegensatz bedeuten dürfen, wie in der lokal gebundenen Vergangenheit. Wie beide für unser Volk in Fragen der Wirtschaft und Kultur immer mehr zu einer unzertrennlichen Einheit sich zusammenschließen, so muß auch der einzelne die den Lebensnerv unseres Volkes berührende Verknüpfung beider in ihren Ursachen und Wirkungen lebendig erfassen. Wie die deutsche Volkswirtschaft in allen ihren Fasern weltwirtschaftlich beeinflußt wird, so müssen auch Unterricht und Wissenschaft die Konsequenzen aus Deutschlands weltwirtschaftlicher Stellung ziehen, immer mehr vom Geist der „Weltkultur" durchtränkt werden. Jede Absonderung, wie sie eine Auslandshochschule mit sich bringt, erschwert die Erfüllung dieser Lebensbedürfnisse unseres Volkes. Statt die vorhandenen dringenden Bedürfnisse ausreichend zu befriedigen, schafft eine Auslandshochschule große Gefahren. Denn wenn sie, ihrem Namen entsprechend alle Fächer umfassen soll, die für die Lehre und Forschung, die sich aufs Ausland bezieht, in Betracht kommen, kann die Folge, wie schon angedeutet wurde, nur sein, daß entweder diese für die Gegenwart besonders wichtigen Fächer an der Universität keine oder keine genügende Vertretung fänden, oder daß sich zwischen Auslandshochschule und Universität und damit vielleicht zwischen den Organen des Reiches und den Organen Preußens ein Wettbewerb herausbilden würde, der nicht nur unerfreuliche Reibungen vielerlei Art mit sich bringen, sondern auch um so mehr eine Verschwendung bedeuten müßte, als es sich zum großen Teil um Fächer handelt, für die schwer ausreichende Dozenten zu gewinnen sind.

Beides würde eine Beeinträchtigung der Universität sein. Wenn „Universitas" in unserer Zeit überhaupt noch einen Sinn haben soll, dann muß es eine Hochschule bedeuten, die als Ganzes (nicht in jeder lokalen Anstalt) ihre Tür bereitwillig öffnet allen neuen großen Aufgaben der Bildung und Wissenschaft, welche die Zeit hervorbringt. Gerade dadurch haben die Nordamerikaner ihren besten Hochschulen in kurzer Zeit so frisches Leben und wohltätigen Einfluß zu sichern gewußt. Gilt es nur, für einen bestimmten Kreis von Interessenten bisheriges Wissen zu konkreten praktischen Zwecken zusammenzufassen, so ist eine neue selbständige Anstalt, wie eine Handelshochschule, am Platze. Handelt es sich aber um ganz allgemeine Aufgaben des Lehrens und Forschens, dann hat die Universität einen in ihrer Vergangenheit und in ihrem Wesen wurzelnden Vorzugsanspruch, der nur zum Schaden deutscher „Kulturpolitik" unberücksichtigt gelassen werden könnte Auch der Schein einer Beeinträchtigung ist zu vermeiden. Denn nicht im Interesse der Universitäten selbst, deren Mitglieder meist nach Unruhe und Arbeit schaffenden Neuerungen sich nicht sehnen, wohl aber im Interesse der auch praktisch immer wichtiger werdenden Kulturaufgaben unseres Volkes sowie im Hinblick auf die in ihren Mitteln und in ihren Leistungen immer bedeutender werdende Konkurrenz ist es nötig, unsere Universitäten möglichst zu heben und nicht herabzudrücken. Ihr Ansehen wird aber gemindert, wenn neue Aufgaben wissenschaftlicher Art, die schon wegen ihrer Neuheit Aufmerksamkeit und Interesse besonders auf sich lenken, von der alten höchsten Bildungsorganisation losgelöst

und in Spezialanstalten verselbständigt werden.

4. Außer diesen ausschlaggebenden sachlichen Gründen stehen der Errichtung einer „Auslandshochschule" auch noch kleine äußere Gründe nebensächlicher Art entgegen. Ich führe sie nur an, weil sie die Unklarheit des ganzen Planes auch äußerlich spiegeln. Der Name „Auslandshochschule" ist nämlich auch sprachlich zu beanstanden. Er ist einerseits zu weit und anderseits zu eng. Er ist zu weit, weil die befürwortete neue Hochschule unmöglich auch die alten Kulturländer Europas mit umfassen kann. Eine „Nationenwissenschaft", die im Interesse geographischer Einheit von der sachlischen Spezialisierung der Wissenschaft, wie sie sich aus zwingenden Gründen herausgebildet hat, absieht, ist am Platze für „primitive" Völker. Wenn sie für China und Japan und Indien heute noch möglich sein sollte, so wird das nicht mehr lange dauern; und für hochentwickelte Kulturvölker, wie die Engländer und Franzosen und Italiener, ist sie natürlich ausgeschlossen, wenn man nicht auf jede Verbindung mit der Wissenschaft verzichten will. Gleichzeitig ist der Name zu eng, weil unsere Kolonien für uns zum Ausland nicht gehören; da wir ein starkes Interesse haben, daß solche falschen Ansichten nicht Verbreitung finden, scheint es mir ratsam zu sein, auch im Namen einer staatlichen Anstalt staatsrechtliche Irrtümer zu vermeiden.

Für das, was erstrebt wird, scheint mir der Name „Übersee-Hochschule" eine einwandfreiere Bezeichnung zu sein. Denn unsere eigenen Kolonien wie die fremder Staaten und auch die selbständigen Gebiete des Nahen und Fernen Orients können von uns nur auf dem Seewege erreicht werden oder werden es doch tatsächlich weit überwiegend. Das gilt selbst von der europäischen Türkei, und sogar die Balkanländer ließen zur Not in ihrer Gesamtheit als überseeische Gebiete sich auffassen. Eine „Übersee-Hochschule" würde demnach alle diejenigen Gebiete umfassen, die in erster Linie auf dem Wasserwege mit uns wirtschaftlich in Verbindung stehen.

Wenn der Plan einer Auslandshochschule aus den dargelegten Gründen abgelehnt werden muß, so steht es doch außer Zweifel, daß im deutschen Hochschulwesen eine Reform im Interesse deutscher Auslandsinteressen dringend geboten ist. Worin soll diese Reform bestehen? Wie soll das Orientalische Seminar, insbesondere in seinem Verhältnis zur Universität, umgestaltet werden, und welche Rolle fällt zweitens bei der Lösung dieser neuen großen Aufgaben unseres Volkes den Universitäten zu?

1. Das Orientalische Seminar hat augenscheinlich den praktischen Aufgaben entsprochen, für die es 1887 gegründet worden ist, und sich bewährt. Im Mittelpunkt seines Lehrbetriebes steht die Sprache, aber nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, nicht im Zusammenhang mit der gesamten Sprachentwicklung, sondern im Zusammenhang mit der Landeskunde des betreffenden Sprachgebietes. Es handelt sich mehr um realistische Sprach**kunde**, als um **Sprachwissenschaft** im historisch-philologischen Sinne, und auch die Landeskunde ist nicht eine Wissenschaft für sich, sondern bietet — auch die Wissenschaft nur nutzend, ohne es selbst zu sein — ein Mosaikbild aus Teilergebnissen zahlreicher Wissenschaften. Solche Landeskunde oder „Nationalwissenschaft" soll „Staatsverfassung und Verwaltung, Finanzen, Volkswirtschaft, Geographie, Geschichte, sowie die kulturelle Entwicklung der Literatur, Religion und Kunst" **(Palme)**

umfassen. Sie findet ihre praktische Berechtigung aber auch ihre Grenze in der „Vermittlung des Verständnisses für Land und Leute", wie es in klarer Erkenntnis bereits in der ersten Denkschrift des Orientalischen Seminars aus dem Jahre 1887 heißt. Da es sich regelmäßig um Agrarstaaten primitiven Charakters handelt, stehen landwirtschaftliche Betriebslehre, insbesondere Tropenagrikultur, sowie koloniale Verwaltungslehre praktisch im Vordergrunde. Zu ihnen gesellt sich als besonders wichtig die Geschichte, wie auch der große Kolonialpraktiker Beit die beiden von ihm gestifteten Lehrstühle in England bezeichnenderweise für Kolonialgeschichte bestimmt hat. Bei der Einfachheit des Wirtschaftslebens dieser Gebiete steht das von mir vertretene Fach stark zurück; die Schwierigkeiten liegen nicht in den wirtschaftlichen Problemen, sondern in der Tatbestandsermittlung. Die bisherige Abgrenzung der Lehrfächer ist augenscheinlich für die Zwecke des Orientalischen Seminars das richtige gewesen. Ein wissenschaftlicher Ausbau, soweit er wünschenswert ist, hätte daher außerhalb dieser Organisation zu erfolgen, sowohl um das praktisch Wertvolle, das erreicht ist, nicht zu gefährden, als auch weil der richtige Boden für eine Forschungstätigkeit hier nicht gegeben ist.

Trotzdem ist unzweifelhaft auch das Orientalische Seminar reformbedürftig. Das geht schon daraus hervor, daß sein Name nicht seinem Inhalt entspricht. Dabei lege ich weniger Gewicht auf die Bezeichnung „Seminar". Sie ist jedenfalls zweckmäßiger als „Hochschule". Denn sie bringt zum Ausdruck, daß hier im Dienst praktischer Aufgaben sowohl die akademische Lehr -und Lernfreiheit als auch die kollegiale Verfassung ausgeschlossen ist. Es muß von Lehrenden und Lernenden ein bestimmtes Pensum erledigt werden. Die meisten Kurse sind deshalb geschlossen, beschränkt auf eine kleine Zahl von Teilnehmern. Sie bestehen mehr in Übungen als in Vorlesungen. Sie tragen einen mehr schulmäßigen Charakter, als der Universität entspricht. Wie im Interesse der praktischen Ziele eine Einengung der freien wissenschaftlichen Betätigung nötig ist, so wird durch sie auch die Direktorialverfassung gefordert. An der Spitze muß ein Fachvertreter stehen, der in seiner Person gewissermaßen Wissenschaft und Praxis verbindet, indem er das Wissenschaftliche, auf dem der Lehrbetrieb sich aufbaut, ganz oder wenigstens in wichtigen Teilen überschaut und mit den amtlichen Stellen, für deren Dienst die praktische Schulung erfolgen soll, in dauernder enger Fühlung steht. Soll ein Beirat ihm zur Seite gestellt werden, so muß er in erster Linie nicht aus Dozenten, sondern aus Vertretern der praktischen Interessen, denen das Seminar zu dienen hat, zusammengesetzt werden.

Ferner ist eine eigene Organisation auch darum angebracht, weil zu den Unterrichtskursen nicht ausschließlich Schüler zugelassen werden sollen, die den Anforderungen der Universitäten entsprechen. Die Verfolgung eines bestimmten Zweckes muß hier gewissermaßen eine bestimmte Vorbildung ersetzen können, zumal da die Scheidung zwischen einer höhern und einer subalternen Karriere die Bedeutung, die ihr im hochentwickelten Mutterlande zukommt, im kolonialen Neuland nicht hat. Endlich würde auch nur eine solche Geschlossenheit der Organisation die Nutzbarmachung für Reichsbehörden wie das Auswärtige Amt, falls sie erwünscht sein sollte, ermöglichen. Das alles spricht gegen die Bezeichnung „Hochschule". Al-

lerdings ist auch der Ausdruck „Seminar" nicht ganz am Platze. Denn er würde zwar, was Abgeschlossenheit und Leitung anbelangt, den zu stellenden Anforderungen genügen, aber er ist im Rahmen der Universität üblich geworden für Organisationen, die in erster Linie der Anleitung zur Forschungsarbeit dienen. Das „Seminar" ist an der Universität die Vorbereitungsstätte für das Doktorexamen. An der Anstalt, von der hier die Rede ist, hat aber die Forschung hinter der Lehre zurückzutreten und wird nicht ein Doktorexamen abgelegt werden können, sondern nur zum Abschluß ein Diplomexamen irgendwelcher Art. Darum scheint es mir richtig zu sein, zumal wenn eine enge Verbindung mit der Universität hergestellt wird, die Bezeichnung „Seminar", über die auch äußerlich die Entwicklung hinausgewachsen ist, aufzugeben. Der allgemeine Ausdruck „Institut" würde den Inhalt wohl besser decken, zumal wenn auch der folgende Gesichtspunkt Berücksichtigung findet. Noch weniger als „Seminar" entspricht im heutigen Namen „Orientalisch" den Tatsachen. Dieses Wort deutet vielmehr nur auf denjenigen Teil der Aufgabe, der zur Entstehung des „Seminars" geführt hat. Die Fülle zunehmender Bedürfnisse hat sehr bald eine Häufung von Aufgaben herbeigeführt, die an sich nur wenig miteinander verknüpft sind.

Afrika und Ostasien sind in sprachlicher, geschichtlicher, kultureller, rechtlicher, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht voneinander so verschieden, daß, was vom einen gilt, auf das andere nur ausnahmsweise anwendbar ist. Es wird deshalb auch wohl nie einem Manne vergönnt sein, beide Gebiete wissenschaftlich befriedigend zu überschauen. Wissenschaftliche Gründe sprechen daher gegen ihre Verbindung. Tatsächlich hat sich auch schon im Orientalischen Seminar eine Scheidung herausgebildet. Es bestehen dort die beiden Abteilungen für den Dolmetscherdienst (A) und für den Kolonialdienst (B). Dem wird sachlich eine Scheidung in ein koloniales Institut und ein orientalisches Institut ungefähr entsprechen, wobei der Islam dem ersten, die Kolonien Ost- und Südasiens (mit Ausnahme natürlich der Sunda- und Südseeinseln) dem zweiten zuzuweisen wären. Doch wäre es sehr zu erwägen, ob eine Scheidung nicht noch weiter durchzuführen oder wenigstens anzubahnen wäre. Es spricht nämlich vieles dafür, das koloniale Institut in ein solches für die afrikanischen und ein zweites für die übrigen Kolonien, zum mindesten im Laufe der Zeit, aufzulösen und neben einem Institut für den Fernen Orient ein Islam-Institut für den Nahen Orient einzurichten. Solchen enger oder weiter umgrenzten Instituten könnten als ähnliche Gebilde einerseits das noch unentwickelte und weiter auszugestaltende Amerika-Institut und anderseits das schon ausgereiftere Institut für Meereskunde, zumal wenn in ihm auch die Wirtschaftsprobleme des Meeres mehr Berücksichtigung fänden, angereiht werden. Es ist zu hoffen, daß ein entsprechendes Institut auch für Rußland — wie es im Plan der neuen Deutschen Gesellschaft zum Studium Rußlands liegt — ins Leben gerufen wird. Dieses könnte auch auf die südslawischen Gebiete seine Tätigkeit erstrecken, wenn es nicht ratsamer wäre, auch für die Balkanländer die Einrichtung eines besonderen Instituts anzustreben. Auch das neue „Deutsch-Südamerikanische Institut" käme in Frage.

Es scheint mir vom pädagogischen Standpunkt keineswegs nötig zu sein, alle diese Institute an einem Orte zu vereini-

gen. Aber tatsächlich werden die Vorteile, welche die Reichshauptstadt bietet, zu einer solchen Vereinigung doch drängen. Soweit sie in Berlin tätig sind, spricht auch unzweifelhaft mancherlei für ihre äußere Zusammenfassung. Sie verbilligt die Verwaltung, erleichtert die Teilnahme an mehreren Instituten, empfiehlt sich auch vom Propagandastandpunkt aus. Es lassen sich dann auch gewisse „Ergänzungen", die für mehrere Institute zugleich Bedeutung haben, am leichtesten durchführen. Das Orientalische Seminar weist solche heute in seinen europäischen Sprachkursen (Abteilung C) auf; es dürfte aber auch Tropenhygiene und Samariterdienst, Ortsbestimmung und Routenaufnahme, Photographie sowie Buchführung hierher zu zählen sein. Endlich würde auch die Benutzung der Institutsbibliotheken erleichtert werden. Es müßte zwar jedes einzelne Institut für seinen besonderen Zweck mit Büchern ausgestattet werden; aber Hinweise auf Bücher in andern Instituten würden angebracht sein. Natürlich ließen sich die einzelnen Institute als Abteilungen auch leicht zu einem großen Institut zusammenfassen, dem man dann wohl am besten den Namen „Übersee-Institut" gäbe, obwohl er der Sache nicht in allen Teilen entspräche. Aber wissenschaftliche Gründe scheinen mir gegen eine solche weitere Zusammenfassung zu sprechen. Abgesehen davon, daß es keinen Menschen gibt, dessen wissenschaftliche Kompetenz für die Leitung eines solchen einheitlichen Instituts ausreicht, ist auch die Beziehung jedes einzelnen Instituts zur Universität wichtiger als die Beziehungen der Institute zueinander.

Diese Verbindung mit der Universität müßte so eng wie möglich gestaltet werden. Zunächst müßte sie schon darin bestehen, daß — wie bei dem Institut für Meereskunde — der Institutsleiter ein Universitätsmitglied ist. An der Universität würde er wissenschaftlich sein Fach vorzutragen haben. Solche Personalunion wäre auch bei sonstigen wissenschaftlich geeigneten Lehrkräften der Institute wünschenswert. Es muß zum mindesten das Bestreben sein, solche Lehrkräfte heranzuziehen, die nicht nur in der Lehre aufgehen, sondern mit ihr auch nach altbewährtem Muster die Forschung verbinden. An der Universität besteht natürlich, wie für alle Dozenten, auch für diese Institutsmitglieder volle Lehrfreiheit. Hier kann auch in den betreffenden Fächern promoviert werden. Neben den Universitätsvorlesungen, in die den Institutsfächern, sobald sie wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen, immer mehr Eingang verschafft werden müßte, hätten aber auch in den Instituten selbst — wie das ebenfalls heute im Institut für Meereskunde bereits geschieht — Vorlesungen für einen weitern, nicht auf Universitätsstudenten beschränkten Kreis stattzufinden, und zu ihnen wären möglichst auch erfahrene Männer der Praxis, vielleicht auch Dozenten anderer Hochschulen zu kleinen Vortragszyklen oder auch Einzelvorträgen hinzuzuziehen. Für das Ganze würde dann vielleicht ein mehr am Bau haftender Sammelname wie „die Übersee-Institute der Universität" richtiger sein als der anspruchsvollere Einheitsname einer selbständigen Organisation, deren Weite und Umfang ihre fruchtbare Eingliederung in die Universität außerordentlich erschweren würden.

2. Solche Institute in der einen oder andern Ausgestaltung würden aber ein Torso bleiben, wenn nicht auch die Universitäten selbst in den Dienst der von ihnen verfolgten Ziele gestellt würden. Die alten, höchsten Bildungsanstalten, die schon so manchen Wandlungen im

Leben des deutschen Volkes sich angepaßt haben und angepaßt worden sind, haben in erster Linie die Aufgabe, die Konsequenzen aus der Tatsache zu ziehen, daß die sämtlichen physischen und moralischen Kräfte der Nation — wie der Reichskanzler in der Reichstagssitzung vom 9. Dezember 1913 gesagt hat — „gebieterisch eine weitere Entfaltung im Getriebe der Weltwirtschaft und Weltkultur fordern". Wie das geschehen könnte, soll hier nur in einzelnen Richtungen angedeutet werden.

Was vor allem mein Fach, das stärker als ein anderes beteiligt ist, anlangt, so ist für die dringenden neuen Lehr- und Forschungsaufgaben, die aus unserer Stellung in der Weltwirtschaft unabweisbar herauswachsen, in der bisherigen Organisation des volkswirtschaftlichen Universitätsunterricht kein Raum. Es geht das einmal darauf zurück, daß an den deutschen Universitäten — im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, auch Frankreich und England — von dem Volkswirt eine Universität verlangt wird, wie sie vor der starken Verflechtung Deutschlands in die Weltwirtschaft noch angebracht war, heute aber schwere Gefahren der Rückständigkeit mit sich bringt. Denn das ganze Gebiet des Wirtschaftslebens behandeln kann nur, wer entweder binnenländisch den Blick beschränkt oder auf Wissenschaftlichkeit zum beträchtlichen Teil verzichtet. Im Interesse der Allseitigkeit und der Gründlichkeit der Forschung ist daher eine Spezialisierung, wie sie außerhalb Norddeutschlands schon in ausgedehntem Maße vorhanden ist, dringend geboten. Als zweites, noch mehr die Lehre als die Forschung treffendes Hemmnis macht sich die bereits vom alten K. H. Rau vor mehr als einem halben Jahrhundert eingeführte Dreiteilung der volkswirtschaftlichen Hauptvorlesungen geltend. Noch wie zur Zeit unserer Väter und Großväter müssen die Allgemeine Volkswirtschaftslehre, Spezielle Volkswirtschaftslehre und Finanzwissenschaft gelesen werden, und zwar im selben Zeitrahmen, da Zweckmäßigkeitsgründe die Ausdehnung einer Vorlesung über das Normalmaß von vier bis fünf Stunden in der Woche verbieten. Diese Einteilung ist veraltet; sie entspricht nicht mehr den heutigen Aufgaben und Bedürfnissen.

Diesen beiden schwer empfundenen Mißständen ließe sich etwa in der folden Weise abhelfen: a) Die allgemeine (oder theoretische) Vorlesung ist im bisherigen Rahmen beizubehalten. Sie hat an Reife und Bildungswert in den letzten beiden Jahrzehnten außerordentlich gewonnen. Sie regelmäßig zu lesen, muß jedem ordentlichen Professor zur Pflicht gemacht werden. Ihr befriedigend zu genügen, ist bei ausreichender Schulung und einigem Fleiß heute nicht mehr schwierig. b) Anders die spezielle (oder praktische) Volkswirtschaftslehre. Die Unsumme von Wirtschaftsproblemen, die unsere Zeit geschaffen hat, muß heute in das unbarmherzige Prokrustesbett dieser Vorlesung hineingezwängt werden. Es bleibt daher nur die betrübliche Alternative, entweder unter Ignorierung fast aller neuen Komplikationen des Wirtschaftslebens mit einem oberflächlich enzyklopädischen Überblick sich zu begnügen oder bewußt in die schlimmste Unvollständigkeit zu verfallen. Da der erste Ausweg meist mit Recht gescheut wird, ist die „Spezielle" in der Hauptsache zu einer Vorlesung über die landwirtschaftliche und gewerbliche Produktion zusammengeschrumpft. Es fällt demnach das für die Gegenwart so wichtige Gebiet von Handel und Verkehr, einschließlich Bank- und Börsenwesen, über das im prakti-

schen Leben einen Überblick zu gewinnen zumal für Beamte besonders schwierig ist, aus dem Rahmen der Vorlesungen, auf welche die meisten Studenten nach den Anweisungen für das Referendarexamen sich zu beschränken pflegen, überhaupt aus. Und wenn auch die akademische Freiheit es den einzelnen Dozenten gestattet, diese Lücke auszufüllen, erfahrungsgemäß reicht die individuelle Initiative nicht aus. Es muß vielmehr die Bahn erst freigemacht werden für die Erfüllung der neuen Lehr- und Forschungsaufgaben, die aus unserer heutigen Stellung in der Weltwirtschaft hervorwachsen. Was bisher eine undankbare Aufgabe war, muß in eine dankbare umgewandelt werden. Das erscheint mir nicht sehr schwierig.

Die spezielle Volkswirtschaftslehre umfaßt die folgenden Hauptgebiete: 1. Agrarwesen, 2. Gewerbewesen, 3. Verkehrswesen, 4. Handel einschließlich Bank- und Börsenwesen. Erst in zweiter Linie folgen Sozialpolitik und Kolonialpolitik. Denn bei der Sozialpolitik handelt es sich heute bereits mindestens ebenso um lex lata wie um lex ferenda. Das Studium von Entscheidungen aller Art rückt immer mehr in den Vordergrund. Damit wächst diese Materie immer mehr aus dem Bereich der Volkswirtschaftslehre in das Gebiet der Rechtswissenschaft (Arbeiterrecht) hinein. Soweit das nicht der Fall ist, gehört sie in ihren großen allgemeinen Fragen, die auch eine internationale Färbung gewonnen haben, in die Vorlesungen über das Gewerbewesen und in ihren Einzelproblemen und Projekten in das Seminar mit seinen eindringlicheren Arbeitsmethoden. Was heute Kolonialpolitik sich nennt, hat mit der Volkswirtschaftslehre aus schon dargelegten Gründen verhältnismäßig wenig zu tun. Die ihr dienenden Vorlesungen setzen sich weit überwiegend aus geschichtlichen, geographischen und kolonialrechtlichen Bestandteilen zusammen. Sie sind vielleicht heute noch ein unentbehrlicher Notbehelf. Aber vom Standpunkt der Lehre wie Forschung ist es erstrebenswert, das etwas unwissenschaftliche Gemisch in seine Bestandteile wie Kolonialgeschichte, Kolonialrecht, Tropenagrikultur aufzulösen. Jedenfalls stehen die zuerst genannten vier Hauptgebiete an Geschlossenheit und methodischem Bildungswert außerordentlich viel höher als sowohl Sozialpolitik wie auch Kolonialpolitik. Sie sind es, in denen die wissenschaftlichen Hauptkonsequenzen aus unserer Stellung in der Weltwirtschaft zu ziehen sind. Jedes von ihnen — insbesondere auch Agrarwesen und Gewerbewesen — ist in seiner internationalen Bedingtheit, also „weltwirtschaftlich" zu behandeln. Alle vier Hauptteile zusammen würden das, was man Weltwirtschaft nennt, auf solider wissenschaftlicher Grundlage zur Darstellung bringen.

An der Kölner Handelshochschule, wo ich diese Scheidung zuerst eingeführt habe, hat sich die getrennte Behandlung der verschiedenen Teile in kürzern, meist zweistündigen Vorlesungen bewährt. An der Universität scheint mir aus naheliegenden Gründen eine Zusammenfassung in zwei Hauptvorlesungen — die eine über die Produktion und ihre Organisation (vierstündig), die andere über Handel und Verkehr und ihre Organisation (fünfstündig) — geboten zu sein. Der Zuwachs an Stundenzahl, den ein solcher Ausbau erfordert, würde, wie sogleich zu zeigen ist, zum Teil anderweitig ausgeglichen werden können. Die beiden Vorlesungen über Produktion und über Handel sind sachlich fast völlig voneinander geschieden, so daß hier ein Punkt ist, wo die Spezialisierung ein-

zusetzen hätte. Die Produktion ist so durchgearbeitet, daß von der sie betreffenden Vorlesung ungefähr dasselbe gesagt werden kann wie von der „Allgemeinen". Bei der zweiten Vorlesung ist derselbe Grad der Reife noch nicht erzielt; hier ist noch viel grundlegende Arbeit nötig, die kaum vollbefriedigend nebenher geleistet werden kann.

c) Bei der „Finanzwissenschaft" liegen die Verhältnisse umgekehrt wie bei der „Speziellen". Sie krankt nicht an Stoffüberfluß, sondern eher an Stoffmangel. Daher werden zum Teil fremde Bestandteile in sie einbezogen, z. B. das ganze staatliche Eisenbahnwesen, obwohl doch der finanzielle Gesichtspunkt bei ihm nicht der entscheidende sein darf und ist. Oder es werden — das ist die Regel — alle verschiedenen Steuern mit den Einzelheiten ihrer technischen Ausgestaltung, wie es auch in unsern Lehrbüchern, z. B. dem verbreitetsten von Eheberg, geschieht, vorgetragen. Soweit das der Fall ist, steht die Finanzwissenschaft an Bildungswert hinter den bisher betrachteten Hauptvorlesungen zurück und erfreut sich daher auch mit Recht im allgemeinen nicht des gleichen Interesses. Es scheint mir daher ratsam zu sein, die Normalvorlesung über Finanzwissenschaft auf eine zweistündige Einführungsvorlesung, die sich auf die zugehörigen und Bildungswert enthaltenden Hauptfragen beschränken kann, herabzusetzen. Dadurch würde sie weit mehr Beachtung bei den Juristen erzwingen und auch einen hohen „staatsbürgerlichen" Wert gewinnen, der ihr bisher, schon wegen ihrer Länge, fehlt. Dadurch würde außerdem der Stundenzuwachs auf der Seite der „Speziellen" den schon erwähnten Ausgleich bis auf zwei Wochenstunden finden. Mit einer solchen Einführungsvorlesung würde allerdings das wissenschaftliche Bedürfnis nicht voll gedeckt sein. Es müßte vielmehr — nicht an jeder Universität, aber wohl an der einen oder andern — die Möglichkeit umfassenderer Studien geboten werden. Das würde am wirksamsten durch die Errichtung eines besonderen finanzwissenschaftlichen Seminars geschehen, womit auch hier die Spezialisierung einzusetzen hätte. Erst auf solcher Grundlage könnte eine Vorlesung entstehen, die auch auf diesem Gebiet der weltwirtschaftlichen Entwicklung unserer Zeit Rechnung trägt. Ich meine eine internationale Finanzwissenschaft, die nicht nur zur langen Reihe einheimischer Einzelsteuern auch noch die eine oder andere ausländische hinzufügt, sondern die internationalen Finanzsysteme in ihrer Eigenart und ihren Zusammenhängen ergründet und einander gegenüberstellt. Das ist heute, wie ich aus eigenen Versuchen weiß, befriedigend noch nicht möglich. Es fehlen noch — trotz Adolf Wagners umfangreicher Arbeiten — die nötigen zusammenfassenden Darstellungen der großen nationalen Systeme, die auf die Finanzgeschichte nicht weiter eingehen als zum Verständnis der Gegenwart nötig ist. Erst auf der Grundlage solcher Vorarbeiten, mit denen vielleicht geeignete gut geschulte Gelehrte zu beauftragen wären, würde eine vierstündige Vorlesung über Finanzwissenschaft von totem Gedächtnisstoff sich so entlasten lassen, daß sie den übrigen Hauptvorlesungen nicht nur in einzelnen Teilen, sondern im ganzen gleichwertig an Bildungswert zur Seite sich stellen könnte. Bis dahin ist weniger mehr.

Das Ergebnis einer solchen modernen Durchorganisierung meines Faches an den Universitäten würde sein: jeder ordentliche Professor hat regelmäßig die allgemeine Volkswirtschaftslehre zu lesen; von jedem kann auch eine Einfüh-

rung in die Finanzwissenschaft verlangt werden; jeder behält ferner das Recht, über jeden andern Teil der Volkswirtschaftslehre, im Einvernehmen mit seinen Fachkollegen, Vorlesungen zu halten, er wird aber weiter nur verpflichtet, sich entweder mit der Produktionslehre oder mit der Handelslehre oder mit der Finanzwissenschaft eingehend und regelmäßig zu beschäftigen. So könnte den dringenden neuen Bedürfnissen in der Volkswirtschaftslehre an den Universitäten genügt werden, ohne Schmälerung der akademischen Freiheit und ohne Vermehrung der Lehrstühle. Nur im Bücherwesen und der Beschaffung weitern Forschungsmaterials müßten Änderungen getroffen werden, doch soll von den hier noch herrschenden schweren Mißständen und den Mitteln zu ihrer Beseitigung heute nicht gehandelt werden.

Auch was andere Fächer anlangt, soll hier nur noch die Geschichtswissenschaft gestreift werden. In ihr durften wir früher einer anerkannten Weltherrschaft uns rühmen, von der heute nur noch wenige Reste übrig sind. Leider sind auch die Tendenzen der Weiterentwicklung ohne weiteres nicht günstig. Denn es besteht ein natürlicher Widerstreit zwischen den alten Traditionen und Neigungen und den neuen Bedürfnissen der Kulturpolitik. Tradition und Neigung weisen den Historiker auf die alten Kulturländer, die in ihrer Entwicklung uns mindestens gleichstehen. In Italien und auch wohl in Spanien sowie in bezug auf das französische und englische Mutterland hat die deutsche Geschichtswissenschaft ihre alte Vorzugsstellung wenigstens zum Teil behauptet. Aber im weiten Bereich der englischen Kolonien, in der Slawenwelt, in den Vereinigten Staaten, in Südamerika und in Asien versagen wir nahezu völlig. Jedenfalls stehen wir hier heute weit hinter England, den Vereinigten Staaten und Frankreich zurück, und es ist im Ausland dafür gesorgt worden, daß diese Tatsachen auch in der öffentlichen Meinung sich spiegeln.

Mir scheint, daß hier eine Hauptaufgabe deutscher Kulturpolitik vorliegt. Der Reiz der tieferstehenden Gebiete für den deutschen Geschichtschreiber — und dasselbe gilt auch von der Sprachen- und Landeskunde — ist, im Interesse unseres Kulturansehens in diesen Gebieten, künstlich möglichst zu steigern. Durch organisatorisches Eingreifen ist möglichst zu verhindern, daß für die Gesamtheit wichtiges Neuland brachliegen bleibt. Unterrichts- und Forschungsziele müssen weithin sichtbar aufgesteckt werden, die schwierige Studien aus bisher undankbaren auch hier zu dankbaren machen. Das wäre auch hier nur durch Spezialisierung möglich, die auch ohne Schädigung der Oberlehrerbildung, die gerade in diesem Fache so wichtig ist, zu erreichen wäre. Die heute herrschende absolute Unbildung in der ganzen neuern Geschichte außerhalb von Deutschland, Italien und Frankreich wirkt um so auffallender, je mehr wir im „Getriebe der Weltwirtschaft und Weltkultur" uns betätigen. Die Universitäten müßten wenigstens systematisch bestrebt sein, die Geschichte auch wirklich zur Weltgeschichte auszubauen. Auch hier muß an die Stelle binnenländischer Isolierung die Devise treten: Mein Feld ist die Welt.

Die Vereinigten Staaten und der Weltkrieg.

Von P. D. Fischer.

In der lichtvollen Übersicht über die deutsche Politik, mit der Fürst Bülow das große Jubiläumswerk[1]) zur Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung unseres Kaisers eingeleitet hat, hebt der Abschnitt über die Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten mit Befriedigung hervor, daß Amerika in keinem anderen Lande während des letzten Jahrhunderts besseres Verständnis und gerechtere Anerkennung gefunden habe, als in Deutschland. „Solange die Politik hüben und drüben von ruhigen Händen geleitet wird, übertriebene Freundschaftsbeteuerungen ebenso vermieden werden wie nervöse Stimmungen gegenüber den gelegentlichen Reibungen, die auf wirtschaftlichem Gebiet sich immer einmal einstellen können, brauchen wir für unsere Beziehungen zu den Vereinigten Staaten nichts zu besorgen."

Diese Zuversicht, die Endsumme langjähriger persönlicher Erfahrung, konnte unbedenklich gleichzeitig als Ausdruck der öffentlichen Meinung in Deutschland unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges angesehen werden. Und fast ebenso allgemein war man in Deutschland des Glaubens, daß diese Ansicht auch von den Amerikanern geteilt würde. Drüben wie hüben war, so schien es, unvergessen, daß Preußens Friedrich der Große der Erste gewesen war, den Bund der von England abgefallenen Kolonien an der Westküste des Atlantischen Meeres völkerrechtlich anzuerkennen und mit ihnen einen Freundschaftsvertrag zu schließen. Nicht minder fest war man in Deutschland davon überzeugt, daß die Erinnerung an die Sympathien, welche während des Bürgerkrieges in Amerika den Nordstaaten deutscherseits aufs förderlichste bezeigt worden waren, und an den Beistand, den ihnen die Deutsch-Amerikaner aufs wirksamste geleistet hatten, in Amerika dankbar fortlebe. Mit keinem anderen Lande der Welt bestanden innigere Beziehungen Deutschlands als mit den Vereinigten Staaten, in denen zwölf Millionen Deutsche von Geburt oder nach Abstammung lebten, ein nicht bloß der Zahl, sondern auch nach bürgerlicher Tüchtigkeit erheblicher Bestandteil der Gesamtbevölkerung, der mit der alten Heimat durch eine unendliche Fülle von Familien-, Geschäfts- und sozialen Fäden in reger Fühlung erhalten blieb. Von amerikanischer Seite geschah viel, um die Intimität dieser Beziehungen zu verstärken und vertiefen. Die Zahl amerikanischer Studenten an den deutschen Universitäten blieb im Wachsen. Amerikanische Gelehrte, Denker und Schriftsteller — es sei nur an Emerson und Channing erinnert — fanden eine wachsende Gemeinde in Deutschland. Nacheinander wurden amerikanische Schriftsteller und Forscher, wie Brancroft, der Geschichtschreiber der Union, Bayard Taylor, der Faustübersetzer, und Andr. White als Vertreter der Vereinigten Staaten nach Berlin entsandt. Der ehrwürdigen Erscheinung Bancrofts, der um die Zeit des Deutsch-Französischen Krieges Gesandter in Berlin war, wissen sich die Älteren unter uns noch gern zu erinnern. Sein Nachfolger Withe, der zweimal Ame-

1) Deutschland unter Kaiser Wilhelm II. Drei Bände. Berlin 1914. Die angeführte Stelle Bd. I S. 21—23.

rika in Deutschland vertreten hat, als Gesandter 1879—81 und als Botschafter 1897 bis 1903, hat seinen Sympathien für Deutschland bei der Abschiedsfeier, die ihm von der geistigen Elite Berlins veranstaltet wurde, ebenso unumwunden in der Erwiderung auf Adolf v. Harnacks Festrede, als in dem Teil seiner Denkwürdigkeiten, der unter dem Titel „Aus meinem Diplomatenleben“ in deutscher Übersetzung erschienen ist[2]), Ausdruck gegeben. Die von unserem Kaiser angeregte Entsendung von Austauschprofessoren wurde deutscherseits wie von den Amerikanern als ein willkommenes Mittel zur geistigen Annäherung beider Nationen begrüßt und gepflegt und schien die Verkörperung des innigen Verhältnisses zwischen ihnen werden zu sollen.

Von den mannigfachen Enttäuschungen über unser Verhältnis zum Ausland, die uns der Ausbruch des Weltkrieges gebracht hat, ist kaum eine für uns überraschender und schmerzlicher gewesen, als die Stellung, die Amerika zu uns eingenommen hat. Von Anfang an abgeneigt, aufs stärkste beeinflußt von der Flut von Lügen und Verleumdungen, die England infolge seiner Beherrschung des Nachrichtenverkehrs über die Entstehung, die Führung und die Ziele des Krieges fast widerstandslos gegen uns heraufbeschwor, demnächst überall beflissen, uns durch Zufuhr von Munition an unsere Gegner zu schädigen und uns wo immer möglich in den Arm zu fallen, schließlich Abbruch der diplomatischen Beziehungen in den beleidigendsten Formen und Kriegserklärung unter den nichtigsten Vorwänden — das sind aufs kürzeste zusammengefaßt die Hauptstationen des Passionsweges, den uns Amerika seit August 1914 hat durchlaufen lassen. Hatte es schon vor seinem offenen Übertritt in die Reihe unserer Gegner auf das unheilvollste dazu beigetragen, den Weltkrieg zu verlängern und zu verschärfen, so beruht gegenwärtig die Hoffnung unserer Feinde, uns niederzuringen, im wesentlichen auf den Erwartungen, die sie sich von den Rüstungen Amerikas und seinem demnächstigen Eingreifen in den Krieg versprechen.

Groß, wie nach der amerikanischen Verfassung die Macht des Präsidenten der Vereinigten Staaten ist — und sie ist in vielen Punkten weniger beschränkt als die des Deutschen Kaisers — reicht sie doch nicht aus, um diesen Umschwung in der amerikanischen Weltpolitik zu erklären. Um so weniger als dieser Umschwung einen Bruch mit Überlieferungen bedeutet, die man seit nahezu einem Jahrhundert als Grundlagen dieser Politik anzusehen gewohnt ist, ja als ein Dogma, an dem ebensowenig zu rütteln wäre, wie an der Unabhängigkeitserklärung. Erklärt sich die Monroedoktrin gegen jedwede Einmischung europäischer Mächte in amerikanische Verhältnisse, so stellt sie mit gleicher Entschiedenheit fest, daß die Politik der Vereinigten Staaten Europa gegenüber jede Einmischung in die inneren Verhältnisse einer seiner Mächte ablehnt. Im schärfsten Widerspruch hiermit hat Amerika Deutschland den Krieg erklärt, um das deutsche Volk von dem Joch des Militarismus und der Hohenzollernschen Dynastie zu befreien. Und wiederum in schreiendem Gegensatz hierzu schreiten die Leiter der amerikanischen Politik zur Einführung des Militarismus in Amerika selbst, indem sie die Vollmacht und die Mittel zu unerhörten Kriegsrüstungen verlangen!

Willkommenes Material zur Erklärung dieser Widersprüche und zum Verständnis der durch den Eintritt Ameri-

2) Leipzig bei B. Voigtländer 1906.

has in den Weltkrieg geschaffenen Lage bringt ein vor kurzem erschienenes kleines Buch von Professor Albrecht Penck[3]), dem Nachfolger Ferdinands von Richthofen auf dem Lehrstuhl für Erdkunde und derzeitigem Rektor der Berliner Universität. Professor Penck hat die Kriegsliteratur schon vor zwei Jahren durch die Schilderung der Erlebnisse bereichert, die er, durch den Kriegsausbruch auf einer Gastreise in Australien überrascht, auf der Heimreise in England festgehalten, durchzumachen gehabt hat. Seine jetzige Schrift beruht ebenfalls auf persönlichen Erfahrungen, die er, einer der unermüdlichsten Reisenden der Gegenwart, bei wiederholtem Aufenthalt in Amerika gesammelt hat. Dreimal hat ihn sein Weg nach Nordamerika geführt, 1897 und 1904 als Teilnehmer an internationalen Kongressen und dann 1908/09 als Austauschprofessor an der Columbia-Universität in New York, und jedesmal hat er seine Anwesenheit zu ausgedehnten geographischen, ethnographischen und sozialen Studien benutzt, deren Ergebnisse das jetzt vorliegende kleine Buch in Form zwangloser Erinnerungen darbietet, zwanglos aber wertvoll durch die Gediegenheit und die Reichhaltigkeit des Inhalts. Es sei gestattet, aus ihm einige Gesichtspunkte hervorzuheben, die für die Stellung Amerikas zum Weltkriege von besonderer Bedeutung sind, und sie durch Anführung aus einigen anderen Beiträgen zur deutsch-amerikanischen Frage zu ergänzen.

Zunächst einen geographischen. Die Besiedlung des Gebiets zwischen dem Atlantischen und Stillen Meer ist, soweit anbaufähiges Land in Frage kommt, seit Ende des vorigen Jahrhunderts in U. S. Amerika nahezu vollzogen. Dadurch sind gewaltige Energien, die sich bisher in der Landnahme und in Überwindung der mit ihr verbundenen ungeheuren Schwierigkeiten gestählt und zu einem bestimmten Volkscharakter ausgebildet hatten, frei geworden. Diese Energien suchten ein neues Wirkungsgebiet nach zwei Seiten hin. Einmal in der Industrialisierung Nordamerikas, die sich, begünstigt durch die ins Riesenhafte gewachsene Einwanderung ausländischer Arbeitskräfte, in immer schnellerem Tempo vollzieht. Dann aber in der Ausdehnung nach außen. Der Krieg mit Spanien, unter nichtigsten Vorwänden 1898 vom Zaun gebrochen, führte Nordamerika zur Erweiterung seines Machtgebiets in Westindien durch die Besetzung von Portorico und die Erwerbung der Oberhoheit über Cuba, ferner im Stillen Ozean durch die Annexion der Hawai-Inseln und die Schutzherrschaft über die Philippinen. Bisher befriedigt mit seinem kontinentalen Landbesitz, beginnt U. S. Amerika um die Wende des Jahrhunderts sich nach beiden ihn begrenzenden Meeren hin als Kolonialmacht auszudehnen; seine Erwerbungen im Stillen Ozean lassen erkennen, daß es sich bei ihnen um nicht weniger als um die Hegemonie auf diesem größten Meere der Erde handelt, das fast ein Drittel ihrer gesamten Oberfläche bedeckt. Die Besetzung eines Teils der Samoainseln, die Wiederaufnahme der Arbeiten am Panamakanal, die Errichtung der lediglich unter amerikanischem Machtgebot stehenden sog. Republik Panama, sind weitere strategisch wichtige Schritte zur Sicherung dieser Hegemonie und zur Errichtung eines neuen Weltreichs. Sie alle bedeuten eine folgenschwere Änderung des Verhältnisses zwischen Amerika und

3) U. S. Amerika. Gedanken und Erinnerungen eines Austauschprofessors. Stuttgart 1917 bei Engelhorn. 158 S.

den anderen Großmächten Europas und Asiens.

Sodann der ethnographische Gesichtspunkt. Abgesehen von dem allerdings numerisch nicht unbeträchtlichen, aber für die Volksseele belanglosen Einschuß an Negerblut bestand die Bevölkerung von U. S. Amerika bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts überwiegend aus anglosächsischen, germanischen und irischen Einwanderern und ihren Abkömmlingen. Während die Einwanderung aus Deutschland seit dem Aufblühen der deutschen Industrie wieder abnahm und fast völlig ausblieb, stellte sich als Ersatz eine immer stärkere Flut von Einwanderern aus dem Süden und Osten von Europa ein. Neben Italien, aus dem sich jährlich Hunderttausende eine neue Heimat in Amerika suchten, und zwar überwiegend in U. S. Amerika, ergoß sich ein Strom von Russen, Galiziern, Ungarn, Slowaken, Slowenen, eine wahre Völkerwanderung der verschiedensten Rassen nach dorthin. Kurz vor Ausbruch des Krieges kamen im Jahre 1,2 Millionen Einwanderer dort an; jeder größere Ozeandampfer war eine schwimmende Stadt mit ein paar Tausend Einwohnern. Solche schwimmende Städte folgten einander in Abständen von einer halben Woche von den Haupthäfen Europas; wochentäglich kamen zwei in New York an, und das Meer zwischen Europa und New York war menschenreicher, als das östliche Sibirien. Das Schiff, auf welchem Prof. Penck 1904 hinüberfuhr, hatte 800 Auswanderer an Bord. Zwei Drittel davon waren russische Juden, und solche Passagiere kamen so regelmäßig, daß ihretwegen die Aufschriften im Zwischendeck auch in hebräischen Lettern gegeben waren. Im Zinkbergwerk von Franklin in New Jersey traf der Verfasser nur Bekanntmachungen über Schutz bei Unglücksfällen in tschechischer, polnischer, russischer und magyarischer Sprache. Am Hafen von Boston oder New Haven sieht man italienische, slawische und jiddische obrigkeitliche Bekanntmachungen. Das ehemalige deutsche Viertel von New York gegen den East River hin ist ganz jiddisch geworden. Gegen 700000 Juden, meist osteuropäischer Abkunft, leben heut in New York. Diese osteuropäische Einwanderung bildet eine sich deutlich von der übrigen abhebende Unterschicht. Sie sind ein weißes Proletariat neben dem schwarzen der Neger. Solche weiße und schwarze Paria gab es 1910 $14^1/_2$ Millionen, fast 16 vom Hundert der Bevölkerung.

Im Zusammenhang mit diesen ethnographischen Änderungen stehen die nicht minder tiefgreifenden sozialen. Hand in Hand mit der Industrialisierung Nordamerikas hat sich die Anhäufung und Zusammenballung riesiger Vermögen und mit ihr die Entstehung einer Plutokratie vollzogen, wie sie in diesem Umfange weltgeschichtlich noch nicht dagewesen ist. In dem Aufschwung der Industrie kamen alle die glänzenden Eigenschaften des amerikanischen Volkes zur Geltung: starkes, kräftiges Arbeiten, große Geschicklichkeit, reich entwickelte Erfindungsgabe; aber auch die größte Rücksichtslosigkeit; das Recht des Stärkeren wurde im Wettbewerb schonungslos geltend gemacht. Penck erwähnt nur kurz die Entstehung der bekannten Großbetriebe im Eisenbahnwesen, im Bergbau, der Eisenindustrie und im Bankwesen. Ein näheres Eingehen auf die dabei befolgten Methoden, auf die Schrankenlosigkeit ihrer Ausdehnung, auf die ungeheure Macht ihres Einflusses lag wohl außerhalb seiner Ziele, fiel auch außerhalb des Rahmens seiner Beobachtungen. Wie stark

sich beispielsweise die Macht der von Rockefeller geleiteten Standard Oil-Unternehmungen auch außerhalb Amerikas monopolisierend geltend macht, haben wir in Europa vor Augen und ist mir im fernen Asien, in China und Japan auf Schritt und Tritt begegnet. In einem sehr lesenswerten Heft[4]) der kriegswirtschaftlichen Untersuchungen aus dem Institut für Seeverkehr und Weltwirtschaft an der Universität Kiel ist der wenig an die Öffentlichkeit getretene Umfang amerikanisch-plutokratischer Herrschaftsbestrebungen in Südamerika neulich dargelegt worden. — Dieser Plutokratie gegenüber sucht sich namentlich in den Oststaaten von U. S. Amerika eine Aristokratie zu behaupten, die sich auf Abstammung von den ältesten Einwanderern zurückführt, wie von den mit der „Mayflower" nach Neu-England Gekommenen, oder von den ältesten holländischen Besiedlern Manhattans, wo heute New York steht, oder jener bekannten f. f. (first families) von Virginien. Diese Aristokratie neigt naturgemäß vielfach nach England, und die Plutokratie, obwohl international, macht es ihr nach. Der großen Masse der amerikanischen Bevölkerung, der Mittelschicht zwischen jenen Paria und der Plutokratie, ist die Absonderung der dünnen Oberschicht von Aristokraten und Plutokraten nicht zum Segen geworden. Denn von der Plutokratie hängen Tausende und Abertausende ab und befinden sich in erschwerten Existenzbedingungen. Kinderreichtum, früher ein Stolz amerikanischer Familien, wird zur Last; eine auffallende Beschränkung der Kinderzahl tritt zutage. An manchen Orten macht sich sogar Kinderlosigkeit empfindlich fühlbar. In New Haven traf Prof. Penck nicht wenige leerstehende Häuser, weil die verstorbenen Eigentümer kinderlos geblieben waren. Unheilvoll begünstigt wird diese bedrohliche Erscheinung durch die unter der weiblichen Jugend von Amerika auftretende Neigung zur Ehelosigkeit.

Von sehr hoher Bedeutung ist ferner der psychologische Gesichtspunkt. Nach den feinen und eindringenden Bemerkungen des Verfassers über das Bildungs- und Erziehungswesen von U. S. Amerika steht der für die breiten Kreise der Bevölkerung maßgebende Hochschul- (in unserem Sinne Mittelschul-) Unterricht stark im Zeichen der Psychologie. Während es auf deutschen Schulen auf strenge Schulung des Denkens abgesehen wird, Logik sozusagen die Grundlage alles deutschen Hochschulunterrichts bildet: beruht die Erziehung in Amerika mehr auf der suggestiven Kraft des Lehrers. Psychologie steht im Vordergrunde der Unterrichts- und Erziehungsfragen; sie wird durch Vorlesungen und praktische Übungen gepflegt. Die Aneignung von Wissen, ja von Kenntnissen, die bei uns für einfach selbstverständlich gehalten werden, bleibt dahinter weit zurück. — Diese Grundverschiedenheit des Unterrichts und der Erziehung bringt in Amerika vorwiegend die sowieso im Nationalcharakter liegenden Eigenschaften des Selbstgefühls, des Vertrauens auf die eigene Kraft, ja der Überhebung und Anmaßung zur Entwicklung. Jeder traut sich selbst alles zu; every one is fit for every thing ist landläufiger Glaube, Respektlosigkeit gegen andere, Höherstehende gilt für Ausdruck männlicher Offenheit. In dem amerikanischen Schulatlas sind die einzelnen Länder durch roten Aufdruck kurz charakterisiert. Über Deutschland, Frankreich, England

4) Hermann A. L. Lufft, Die nordamerikanischen Interessen in Südamerika vor dem Krieg. Jena 1916.

lautet dieser Aufdruck „zivilisiert", über den Verein. Staaten aber, und über ihnen allein steht: enlightened (erleuchtet). Der Durchschnitts-Amerikaner wächst mit der Überzeugung auf, daß Amerika im Notfall „die ganze Schöpfung durchhauen" (lick creation), im friedlichen Fall aber der ganzen Schöpfung Muster, Vorbild, Schiedsrichter und Einrenker sein könne. In engster Verbindung mit dieser Selbstüberschätzung steht die Unkenntnis und Geringschätzung fremden Wesens. Den Deutschen gegenüber beruht diese Mißachtung vorzugsweise auf der in Amerika allgemein verbreiteten Überzeugung, daß sie als Untertanen eines unbeschränkten Herrschers knechtische, servile Naturen seien.

In dieser grundfalschen Beurteilung deutschen Wesens wird der Durchschnitts-Amerikaner wesentlich bestärkt durch seine Presse. Sie füllt die großen Spalten ihrer Tagesblätter fast ausschließlich mit Nachrichten über Amerika; von Europa kommt gelegentlich nur England, Deutschland fast gar nicht in Betracht. In engen Beziehungen, vielfach in direkter Abhängigkeit von der Plutokratie, kann es nicht wundernehmen, daß sie wie diese schon vor dem Kriege zu England hinneigten und während des Krieges mit seltenen Ausnahmen fast ausschließlich englische Interessen vertraten. Prof. Penck findet den Eindruck, der sich ihm bei seinem ersten Besuch in den Vereinigten Staaten aufgedrängt hat, noch jetzt zutreffend, nämlich daß ihre Zeitungen auf einer beklagenswert tiefen Stufe stehen und weit davon entfernt sind, die öffentliche Meinung darzustellen. Aber sie leiten das amerikanische Volk, das sich echt demokratisch wähnt und in Wirklichkeit von seinen Berufspolitikern und seinen Finanzkreisen, also von einer Oligarchie beherrscht wird.

Unsere Feinde, sagt Prof. Penck, werden zusammengehalten durch die von wenigen willensstarken Männern ausgehende Suggestion. Ihre Beeinflussung der ganzen Welt geschieht auf psychologischem Wege, während unsere Logik vielfach nicht verstanden wird. Aber damit wird ihre Sache nicht besser und unsere nicht schlechter. Der auf unsern Universitäten gepflegte Geist, eigene Überzeugungen zu bilden, ist es, welcher unserm Volke Kraft und Stärke verleiht, gegen die ganze Welt zu kämpfen, denn wir kämpfen aus tiefernster Überzeugung für unser Recht. Aber eines wollen wir gern zugestehen, daß wir im Leben weniger doktrinär auftreten und mehr praktisch handeln müssen, daß namentlich der Staatsmann damit rechnen muß, wie im Leben der Völker die Suggestion eine größere Rolle spielt als die Logik.

Durch psychologische Suggestion, die sich an die Selbstüberschätzung des amerikanischen Volkes wendete, und die abzuwehren der Einfluß und die Kraft der Deutsch-Amerikaner nicht ausreichte, hat es Wilson fertig gebracht, sein Land in den Weltkrieg hineinzuziehen. Dieser Krieg bedeutet, in offenem Widerspruch zu der von den Amerikanern stets betonten Friedensliebe ihres Landes, seine Entwicklung zum Militärstaate und bezeichnet den Eintritt einer neuen Periode amerikanischer Geschichte, nämlich des Versuches amerikanischer Weltherrschaft. Was ihm bei diesem Unheilswerk wesentlich zustatten gekommen ist, das ist die in Amerika vielfach vorherrschende Überzeugung, Deutschland sei kein so fest zusammengeschlossenes Staatsgebilde wie die Vereinigten Staaten, sondern sei in seiner Einheitsbewegung stecken geblieben. Es ist den Amerikanern einfach unverständlich, wie es in Deutschland neben den Marken der Reichspost noch bayrische

Marken geben könne, und daß die Vertretung Deutschlands im Auslande neben den Gesandten des Reichs auch durch bayrische, sächsische und württembergische Gesandte bewirkt wird. Und nicht bloß in Amerika, sondern auch sonst, namentlich in England, ist dem Verfasser die Meinung entgegengetreten, daß diese partikularistischen Züge in unserm Erscheinen gegen außen als ein Zeichen innerer Schwäche zu gelten hätten. „Es ist mir kein Zweifel darüber, daß diese Auffassung den Entschluß unserer Feinde, gegen uns Krieg zu führen, wesentlich gefördert hat. Sie gehört zu den Gründen, die den Kriegsausbruch begünstigt haben."

Ausschlaggebend ist für den Eintritt Amerikas in den Weltkrieg aber der Umstand gewesen, daß die Plutokratie der Vereinigten Staaten die Fortsetzung des Krieges in ihrem Interesse und in Wilson den Mann fand, ihre Interessen zu bevorzugen. Prof. Penck unterschätzt die Bedeutung dieses neuen Gegners in keiner Weise, aber er spricht in mannhaften Worten seine feste Überzeugung aus, daß wir uns auch ihm gewachsen zeigen werden. Er blickt mit fester Zuversicht auf die Zukunft Deutschlands. Dagegen beklagt er es als verhängnisvoll für die Zukunft von U. S. Amerika, daß die einflußreiche Plutokratie das Land unter den Schlagworten des Imperialismus aus den sicheren Bahnen geworfen hat, die die Vereinigten Staaten bisher in ihrer äußeren Politik befolgt hatten.

Die slawische Philologie in Deutschland.

Von M. Murko.

II.

Welche Einrichtung der slawistischen Studien in Deutschland ist heute wünschenswert., damit sie dem Fortschritt der Wissenschaft und den Bedürfnissen der Gegenwart und Zukunft entsprechen? Wie überall sollen natürlich auch hier neben wissenschaftlichen Interessen auch praktische Rücksichten zur Geltung kommen.

Die slawische Philologie ist eine jüngere Schwester der germanischen und romanischen und wird daher am besten tun, wenn sie sich ihre Erfahrungen zunutze macht. Noch mehr als ihre Schwestern muß sie wegen der großen Verwandtschaft und des auffallend konservativen Charakters der slawischen Sprachen eine Einheit bilden, obgleich die slawischen Völker in der Geschichte ihre eigenen Wege wandeln und starke kulturelle Unterschiede aufzuweisen haben, indem sich der größere Teil derselben durch Jahrhunderte ganz im Banne des byzantinischen, der andere in denen des abendländischen Kulturkreises bewegte. Diese Grundlagen haben noch heute große Bedeutung, obwohl alle slawischen Völker immer mehr zu einem Mitglied der europäischen Völkerfamilie geworden sind. Man muß sich jedoch auch vor einer Überschätzung der kulturellen Unterschiede hüten, denn die Grenzen zwischen Ost und West sind durchaus nicht so strenge gezogen, wie man meinen könnte. Abgesehen davon, daß abendländische Kultureinflüsse seit den ältesten Zeiten auch im slawischen Osten vorhanden waren, brauchen wir nur auf einige Beispiele hinzuweisen. Der mittelalterliche serbische Staat war trotz der griechisch-

I. siehe Heft 2.

slawischen Grundlage seiner Kultur viel mehr den zeitgenössischen mitteleuropäischen Reichen (Ungarn, Böhmen, Polen) ähnlich als dem byzantinischen, anderseits erfreut sich aber ein Teil der mit den Serben gleichsprachigen katholischen Kroaten noch heute des Privilegiums der kirchenslawischen Liturgiesprache, die man gewöhnlich als ein Hauptmerkmal der Zugehörigkeit der slawischen Völker zur griechischen Kirche betrachtet. Das ist natürlich auch bezüglich eines Teiles der mit Rom unierten Ruthenen oder Ukrainer unrichtig. Das alte litauische Reich, in dem bekanntlich die litauische Sprache gar keine Rolle spielte, trat namentlich nach der Union mit Polen ganz in den abendländischen Kulturkreis, hielt aber an seiner kirchenslawischen Sprache mit örtlichen Modifikationen und ihren „russischen Buchstaben" so fest, daß in Urkunden manchmal die einleitende Formel kirchenslawisch-weißrussisch, der eigentliche Text aber polnisch ist. Und wenn in jüngster Zeit alte Zusammenhänge auch der orthodoxen Ukrainer mit Westeuropa in den Vordergrund geschoben wurden, so geschah das gleichfalls nicht ohne Berechtigung. Wie in der Sprache gibt es also allmähliche Übergänge auch in der Kultur, weshalb Grenzen zwischen einzelnen slawischen Völkern oft so schwer bestimmt werden können.

Wie ihre Schwestern ist auch die slawische Philologie von der klassischen ausgegangen und hielt sich oft allzustark an ihr Muster, anderseits wurde sie aber namentlich in Deutschland geradezu als ein Adnex der vergleichenden indogermanischen Sprachwissenschaft behandelt. Auf streng philologischen Grundlagen muß sie auch in der Zukunft aufgebaut sein und darf ebenso den Zusammenhang mit der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht verlieren, doch ist sie eine Wissenschaft für sich, die ohnehin ein ungeheures Arbeitsgebiet vor sich hat, und muß immer mehr ein Teil der modernen oder Neuphilologie werden.

Über den Umfang der slawischen Philologie waren und sind die Meinungen geteilt. Die ältesten Slawisten beschäftigten sich viel mit rein historischen Fragen, und in Rußland haben Vertreter slawistischer Lehrkanzeln noch heute slawische Geschichte zu lesen. Es ist daher um so mehr beachtenswert, daß V. v. Jagić, der selber in Petersburg gelehrt hat, in seiner Geschichte der slawischen Philologie, welche die unter seiner Redaktion erscheinende Slawische Enzyklopädie der Petersburger Akademie der Wissenschaften einleitet, sich auf die Erforschung der Sprache, Literatur und des „Wesens" der Slawen beschränkt. Die Geschichte der slawischen Völker ist ein Teil der allgemeinen Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit oder löst sich in Einzelgeschichten auf; wenn man sie hauptsächlich aus sprachlichen Gründen als eine Einheit auffassen wollte, so würden zur Beherrschung eines so umfangreichen und verschiedenartigen Gebietes nicht einmal die Kräfte eines wirklich tüchtigen Historikers hinreichen, viel weniger die eines Philologen, der doch ganz andere Aufgaben hat und mit anderen Methoden und Hilfsmitteln arbeitet. So werden zum Beispiel slawische Urkunden Historiker begreiflicherweise besser herausgeben als Philologen, allerdings auch unter der Voraussetzung, daß ihnen Kenntnisse der historischen Grammatik der slawischen Sprachen nicht fehlen. Natürlich sind beide Wissensgebiete wichtig, und die von K. Krumbacher und L. K. Goetz mit Rücksicht auf Deutschland viel erörterte Frage „slawische Philologie o d e r Geschichte?" ist einfach mit der Formel „slawische

Philologie und Geschichte" gelöst. Selbstverständlich braucht aber die slawische Philologie auf allen Gebieten auch den historischen Hintergrund, ohne den sprachliche, literarische und kulturelle Tatsachen nie recht begriffen werden können. So genügen zum Erklären des Begriffes und der Grenzen einzelner slawischer Sprachen durchaus nicht nur die sprachlichen Momente; zum Beispiel hat gerade die deutsche Wissenschaft auch zur Tragödie des Panserbismus beigetragen, denn Jakob Grimm hatte unter Kopitars Anleitung noch eine richtige Vorstellung von dem Verhältnis zwischen Serben und Kroaten und gebrauchte für ihre Sprache bereits den einzig richtigen Ausdruck serbokroatisch, doch den späteren Generationen ist diese Erkenntnis verlorengegangen und begann sich erst in der allerjüngsten Zeit wieder Bahn zu brechen.

Bevor wir auf die einzelnen Aufgaben der slawischen Philologie in Deutschland näher eingehen, sind einige allgemeine Bemerkungen am Platze. Die Klagen Čelakovský's, daß sich deutsche Hörer wenig oder gar nicht für slawische Studien interessierten, sind meist bis auf den heutigen Tag wahr geblieben, und sogar ein so berühmter Vertreter der slawischen Sprachwissenschaft wie A. Leskien hatte zuletzt in Leipzig fast nur slawische Hörer. So sehr ein Zuzug slawischer Studierender an die deutschen Universitäten auch in Zukunft wünschenswert ist und gerade auch den deutschen Studierenden, die sich für slawische Sprachen und slawisches Wesen interessieren, im kollegialen Verkehr und im Wetteifern bei Übungen förderlich sein kann, so ist es doch die wichtigste Aufgabe der deutschen Universitäten, einheimische Studierende für slawische Studien zu gewinnen, und zwar nicht bloß um Philologen zu züchten, sondern um Vertretern verschiedener Wissensgebiete die einschlägige slawische Literatur zugänglich zu machen und künftigen Männern des praktischen Lebens die nötigen Sprach- und Sachkenntnisse zu vermitteln, damit sie mit Nutzen Reisen in slawische Länder antreten oder sich dort in verschiedenen Berufen bewähren können. Überhaupt kann das Studium des regen Lebens der aufstrebenden slawischen Völker nicht genug empfohlen werden. Man muß daher vor allzuviel Historismus warnen, der sich nur um die ausgestorbenen Slawen Mittel- und Norddeutschlands kümmert und sich z. B. in einer oft allzuschwach fundierten und unfruchtbaren Ortsnamenforschung erschöpft. Anderseits verdiente aber mehr Beachtung die bei der Gründung der ersten Lehrkanzeln ins Treffen geführte Rücksicht auf die Slawen Deutschlands.

Die wichtigste Aufgabe der slawistischen Lehrkanzeln in Deutschland bildet das Lehren der slawischen Sprachen, denn selbst eine vergleichende indogermanische und slawische Sprachforschung kann nur dann gedeihen, wenn man etwas zu vergleichen hat; noch mehr erfordert aber das Studium der slawischen Literaturen und Realien gründliche Sprachkenntnisse. In ihrem eigenen Interesse, um sich gut vorbereitete Schüler zu schaffen, werden daher die Professoren selbst mehr einführende und Übungskollegien halten, sonst aber für Extraordinariate und namentlich für Lektorate sorgen müssen. Von Lektoren, welche die betreffende Sprache womöglich schon von Jugend auf gesprochen haben sollen, ist eine wissenschaftliche Vorbildung zu verlangen, damit sie nicht Verkehrtes lehren oder Erscheinungen in ihrer oder in den verwandten slawischen Sprachen nicht fremd gegenüberstehen und vor allem eine richtige Aussprache der den Deutschen so viele Schwierig-

leiten bereitenden slawischen Laute begreiflich machen können. Bei ständigen Lektoraten können auch mehrere slawische Sprachen vereinigt werden (z. B. das Russische und Polnische), sonst könnten aber Lektorendienste auch tüchtige slawische Studierende philologischer Disziplinen, die deutsche Universitäten aufsuchen, mit Erfolg leisten.

Für linguistische und philologische Zwecke muß noch immer das Altkirchenslawische (Altbulgarische) die Grundlage bilden; es darf aber nicht übersehen werden, daß es nur ein südslawischer Dialekt ist, dem die älteste Aufzeichnung beschieden wurde, wobei aber gewisse Altertümlichkeiten andere slawische Sprachen besser bewahrt haben, und daß er zum größten Teil nur eine Übersetzungsliteratur aufweist, die namentlich in syntaktischen Fragen irreführen kann und wegen ihres streng kirchlichen Charakters nur einen beschränkten Wortschatz überliefert hat. Deshalb ist auch Sprachvergleichern das gründliche Studium einer lebenden slawischen Sprache zu empfehlen, namentlich auch ihrer historischen und dialektischen Entwicklung. Auf diese Weise wird der Sinn für die historische Entwicklung auch der übrigen slawischen Sprachen und für das Verständnis ihrer Eigentümlichkeiten und Feinheiten entwickelt.

Ebenso empfiehlt sich auch für die Praxis vor allem das gründliche Erlernen **einer** slawischen Sprache, wobei gleichfalls die wichtigsten Züge ihrer historischen und dialektischen Entwicklung für das Verständnis derselben und der übrigen slawischen Sprachen gute Dienste leisten können; denn man kann nicht genug die Tatsache betonen, daß tüchtige Kenntnis einer slawischen Sprache auch das Verständnis der übrigen, namentlich der benachbarten, ermöglicht, besonders wenn man sich einige Mühe nimmt[1]). Zu diesem Zwecke müßten allerdings die Resultate der vergleichenden slawischen Grammatik mehr popularisiert werden, denn es gibt eine Menge von Formeln, welche die Hauptmerkmale der slawischen Sprachen charakterisieren und auch Laien ohne Schwierigkeiten mundgerecht gemacht werden können. Es ist für die slawische Philologie beschämend, daß ein tschechischer Oberlandesgerichtsrat, der sich als Abgeordneter des österreichischen Parlaments mit seinen slawischen Kollegen in ihren Sprachen verständigen wollte, auf die Idee kam, ein praktisches vergleichendes Handbuch der slawischen Sprachen[2]) zu schreiben, das wegen mangelhafter Vorbereitung allerdings nicht genügen kann. Auch soll es in deutscher Sprache nicht bloß nach **denselben Grundsätzen** geschriebene praktische Parallelgrammatiken der slawischen Sprachen geben, sondern auch solche, die schon Kenntnisse der slawischen Sprachen voraussetzen, und differenzierende Wörterbücher, die den abweichenden Sprachschatz einzelner oder mehrerer slawischer Sprachen und auch die verschiedene Bedeutung gleichlautender Wörter verzeichnen.

Auf die Frage, welche slawische Sprache man wählen soll, hat schon Schleicher die richtige Antwort gegeben, die merkwürdigerweise wenig beachtet worden ist. In wissenschaftlicher Hinsicht gibt es überhaupt keine Rangordnung

1) Am besten beweist das die österreichische Praxis, wo bei Stellenausschreibungen häufig allgemein die Kenntnis einer slawischen Sprache gefordert wird. Nur auf diese Weise konnte sich z. B. Österreich-Ungarn seinen tüchtigen Beamtenstand in Bosnien und Herzegowina schaffen, der die Landessprache als äußere und innere Amtssprache in Wort und Schrift beherrscht.

2) V. **Hrubý**, Praktická rukojeť srovnavací jazykův slovanských. Prag 1904.

der slawischen Sprachen, wie sie selbst Šafařík versucht hat, denn für vergleichend-historisches Studium kann selbst die kleinste und literarisch ärmste wichtige Aufklärungen bieten. Ins Gewicht fällt natürlich die längere oder kürzere Sprachgeschichte oder die größere oder geringere grammatische, lexikalische und dialektologische Bearbeitung. In dieser Hinsicht hat aber die längste ununterbrochene Geschichte die tschechische, deren dem Deutschen ähnliche Lauterscheinungen, wie Umlaut und Diphthongierungen, wir nach halben Jahrhunderten genau verfolgen können, und dank den Arbeiten Gebauers auch die erschöpfendste und beste historische Grammatik; die polnische bietet die beste Dialektologie in grammatischer und lexikalischer Hinsicht; die russische verrät frühzeitig ihre besonderen Merkmale in der kirchenslawischen Literatursprache und hat viele und bedeutende Leistungen auf dem Gebiete der historischen Grammatik, der alten und der neuen Lexikographie und der Dialektologie, namentlich dank der systematischen Tätigkeit der russischen Akademie, aufzuweisen, jedoch keine historische Grammatik von der Bedeutung der Gebauerschen und kein dialektologisches Wörterbuch wie das polnische von Karłowicz; von den südslawischen Sprachen spielt die serbokroatische in der slawischen Philologie eine wichtige Rolle wegen der volkskundlichen Arbeiten von Vuk Karadžić, namentlich wegen ihrer Volkspoesie und auch wegen ihrer historischen Entwicklung, die uns hauptsächlich dank der reichhaltigen dalmatinisch-ragusanischen Literatur und einer alten Lexikographie bekannt ist; die neubulgarische erregt unsere Aufmerksamkeit durch ihre Dialekte, auf deren Boden wir die Heimat der Grundlagen der altkirchenslawischen Sprache suchen, und wegen ihrer eigenartigen Entwicklung, die sie mit anderen Balkansprachen teilt, wie den nachgesetzten Artikel, den Verlust der Deklination und des Infinitivs und gewisse syntaktische Merkmale, hat aber trotz sehr tüchtiger Vorarbeiten noch keine historische Grammatik aufzuweisen, wie selbst das Wendische der Niederlausitz von E. Mucke, und kein Wörterbuch von der Vortrefflichkeit des Wendischen der Oberlausitz von Chr. Pfuhl. Man sieht also, daß in der slawischen Philologie selbst die Kleinsten sehr stark zu Wort kommen. Mit dem Selbstbewußtsein der slawischen Völker muß man auch auf wissenschaftlichem Gebiete rechnen. Mit der altehrwürdigen russischen Akademie der Wissenschaften wetteiferten in der Erforschung der slawischen Sprachen, ihrer Literatur, Altertums- und Volkskunde schon frühzeitig gelehrte Gesellschaften bei anderen slawischen Völkern. In den letzten Jahrzehnten bekam sie aber mit zahlreichen und tüchtigen Leistungen hervortretende Schwestern in der südslawische Akademie in Agram, der polnischen in Krakau, der serbischen in Belgrad, der böhmischen in Prag, der bulgarischen in Sofia und in der ruthenischen oder ukrainischen Ševčenko-Gesellschaft der Wissenschaften in Lemberg, deren Veröffentlichungen auf dem Gebiete des ukrainischen Volkstums sich würdig den Leistungen der Akademien anreihen. Vor dem Kriege wurde nach dem Muster anderer Akademieverbände auch eine Vereinigung der slawischen Akademien von Petersburg aus auf Grundlage einer vollständigen Gleichberechtigung ins Werk gesetzt, so daß auch ihr Vorort in einer Reihenfolge abwechseln würde. Eine streng wissenschaftliche Zeitschrift für Sprache, Literatur und Geschichte sogar der Slowenen, bei denen die Scheidung zwischen gelehr-

ter und literarisch-belletristischer Tätigkeit noch nicht streng vollzogen ist, beginnt in Laibach zu erscheinen.

Wie man sieht, ist in der slawischen wissenschaftlichen Welt selbst eine Bevorzugung der Großen nicht üblich, und es ist daher verkehrt, wenn in jüngster Zeit für das Russische in dem vortrefflichen slawischen etymologischen Wörterbuch von E. Berneker[3]) insofern eine Ausnahme gemacht wird, daß es allein mit kyrillischen Lettern gedruckt wird und dieses Beispiel auch sonst in der sprachwissenschaftlichen Literatur Nachahmung findet. Man versteht nicht, warum auf dasselbe Recht nicht auch die ukrainische und bulgarische Sprache (ein Serbe könnte das auch für die serbokroatische verlangen) Anspruch machen soll, ganz abgesehen davon, daß wir mit einer lateinischen Transskription sehr gut auskommen können und der Druck dadurch einheitlich bleibt und billiger wird.

Anders gestaltet sich die Wertschätzung der slawischen Sprachen natürlich vom praktischen Standpunkt. Schleicher konnte noch schreiben, die Vorliebe für die oder andere Literatur[4]) mag die Wahl der zu lernenden slawischen Sprache entscheiden, doch heute würden von diesem Gesichtspunkt wohl die meisten die russische Sprache vorziehen. Die polnische Literatur hatte jedoch schon damals zum mindesten ebenbürtige Dichter und brachte dann auch bedeutende Erzähler hervor, an Talenten und hervorragenden Persönlichkeiten fehlt es auch nicht in anderen slawischen Literaturen, die namentlich dann Beachtung verdienen, wenn man auch die kleineren slawischen Völker gründlich kennen lernen will. Noch mehr verschiebt sich aber der Standpunkt, wenn wir in die Vergangenheit blicken. Eine mittelalterliche Literatur im westeuropäischen Sinne hat nur Böhmen hervorgebracht, Troubadoure auf slawischem Boden können wir außerdem nur noch in der dalmatisch-ragusanischen Literatur studieren, diese und die polnische haben die bedeutendste Renaissanceliteratur unter den Slawen aufzuweisen, darunter Ragusa in Ivan Gundulić den größten Dichter, den das Slawentum vor dem 19. Jahrhundert hervorgebracht hat[5]), und den großen Pädagogen Komenský (Comenius) kann man doch nur verstehen und würdigen, wenn man den böhmisch-mährischen Humanismus und die reiche tschechische religiöse Literatur kennt, deren Bibliographie oder diagrammatische Darstellung allein selbst bedeutende Kirchenhistoriker Deutschlands vor dem Irrtum bewahren könnte, im Hussitismus nur eine nationale Bewegung zu sehen.

Die russische Sprache ist, wie schon Krumbacher richtig bemerkt und von Wilamowitz-Moellendorff auf dem Internationalen Historikerkongreß in Berlin 1908 ausgesprochen hat, berufen, die slawische Weltsprache zu werden, oder richtiger gesagt, sie ist es schon innerhalb der weiten Grenzen des russischen Reiches und der angrenzenden asiatischen Gebiete. Deshalb hat für die Wissenschaft neben der russischen naturwissenschaftlichen und mathemati-

3) Für diejenigen, die von der slawischen Philologie einen Panslawismus befürchten, sei angemerkt, daß heute ein Deutscher das panslawistischste Werk herausgibt.

4) Auch die Schrift kann eine starke Rolle spielen. Es ist zwar richtig, daß das Erlernen der kyrillischen Schrift nicht so schwer ist, wie man sich vielfach vorstellt, aber die sich oft dagegen sträubende „Macht der Gewohnheit" ist psychologisch ganz gut begreiflich.

5) Schriftstellernde Reisende, auch Frauen, machen sich vor seinem Denkmal in Ragusa in ihrer Ignoranz allerdings Gedanken, ob er überhaupt ein Dichter war!

schen Literatur besondere Bedeutung auch die stark gepflegte Länder- und Völkerkunde. Man muß jedoch auch hier vor Einseitigkeit warnen. So erfreute sich das Russische schon lange besonderer Aufmerksamkeit wegen seiner militärischen Bedeutung, doch gerade der Krieg hat wohl deutlich gezeigt, daß man in den weiten besetzten Gebieten im Verkehr mit der Bevölkerung andere Sprachen viel mehr brauchte. Da Polen in Zukunft seine Staatlichkeit haben wird, so erhält für Deutschland gerade die polnische als die nächste slawische Sprache besondere Bedeutung, ganz abgesehen von Rücksichten auf die preußischen Polen. Unter allen Umständen wird in Zukunft auch das Ukrainische an Geltung gewinnen. Wer sich aber für die österreichisch-ungarischen Zustände auf geistigem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete vom slawischen Standpunkte interessiert, wird gut tun, sich mit der tschechischen Sprache vertraut zu machen, und kann z. B. zur Kenntnis nehmen, daß Österreichs größte Verleger auf den meisten Gebieten nicht in Wien, sondern in Prag zu suchen sind. Man braucht nur darauf zu verweisen, daß die österreichischen Deutschen, als während des Krieges die Notwendigkeit des Unterrichtes der Landessprachen in den Mittelschulen auf die Tagesordnung kam, die Frage erörterten, ob es nicht angezeigter wäre, in den deutschen Gebieten der Alpenländer statt der slowenischen Sprache die tschechische als Lehrgegenstand einzuführen. Was die südslawischen Sprachen anbelangt, so haben das Selbstbewußtsein der Bulgaren wohl auch die Mittelmächte kennen gelernt und schenken auch ihrer Sprache Beachtung; mag aber Bulgarien noch so groß werden, die am meisten verbreitete Sprache des slawischen Südens auf dem Balkan und in der österreichisch-ungarischen Monarchie wird immer die serbokroatische bleiben und leistet gerade heute vortreffliche Dienste auch in Albanien. Das Verhältnis Deutschlands zu den slawischen Völkern, freundlich und feindlich, wird nicht so einfach, schablonenhaft und geradlinig sein, wie man sich das vorstellt oder wünscht, weshalb das Studium der Sprache und Zustände aller Slawen, allerdings in größerem oder geringerem Maße den verschiedenen Umständen entsprechend, zu empfehlen ist.

Viel mehr als bisher wird auch in Deutschland die slawische Literaturgeschichte gepflegt werden müssen. Die russische oder polnische Literatur erfordert jede für sich schon einen ganzen Mann, wenn man sie im ganzen Umfange gründlich betreiben will, und über Mickiewicz oder Puschkin können ebenso vielstündige Kollegien gelesen werden, wie über Schiller oder Goethe. Als Beispiel der literar-historischen Produktion der Polen führe ich an, daß sie eine eigene umfangreiche und gediegene Vierteljahrsschrift für die Geschichte ihrer Literatur besitzen. Daß die tschechische Literatur eine lange Geschichte hinter sich hat, wurde schon erwähnt, und bezüglich ihrer modernen Leistungen kann man auf das dreibändige von mehreren Verfassern geschriebene Werk „Die tschechische Literatur des 19. Jahrhunderts" verweisen, das, kaum vollendet, schon in der zweiten Auflage erscheinen mußte. Die modernen südslawischen Literaturen können sich an Bedeutung mit den nordslawischen nicht messen, bieten aber gerade sehr interessante Probleme, z. B. das Entstehen einer Literatursprache der Kroaten und Serben und das Werden der Literatursprache der Bulgaren, und der hohe Wert der dalmatinisch-ragusanischen Literatur wurde

schon erwähnt. Ganz anders verhält es sich aber mit der älteren Literatur der Südslawen, denn hauptsächlich die Bulgaren und dann auch die Serben haben jene kirchenslawische Literatur geschaffen, an der dann das ganze orthodoxe Slawentum durch Jahrhunderte zehrte und auch nichtslawische Völker wie die Rumänen teilnahmen. Dieses Schrifttum hat daher kulturhistorisches Interesse,[6]) namentlich wegen der zahlreichen Übersetzungen aus der byzantinischen Literatur, die wieder Werke des Orients vermittelt hat. Da eine große Anzahl derartiger Schriften ihren Weg auch in die abendländischen Literaturen gefunden hat, so sind die slawischen Übersetzungen oft von großem Wert für die allgemeine Literaturgeschichte des Mittelalters, ja in mehreren Fällen sind uns Werke der byzantinischen Literatur nur durch sie erhalten geblieben oder wenigstens bisher bekannt geworden.

Dazu kommt noch die reichhaltige mündlich überlieferte Literatur aller slawischen Völker, die uns jetzt in zahlreichen Sammlungen vorliegt. Man braucht nur auf die Leistungen der Bulgaren, des jüngsten slawischen Mitgliedes der europäischen Völkerfamilie hinzuweisen, die uns namentlich seit ihrer Befreiung mit volkskundlichem Material geradezu überschüttet haben. Besondere Beachtung verdient die russische Volksepik des hohen Nordens, die auf tausendjährigen Grundlagen ruht, und die Volksepik der Südslawen, die hauptsächlich die Kämpfe der Christen und Türken zum Gegenstande hat, namentlich die serbokroatische, die in den Zeiten der Romantik mit wahrem Enthusiasmus in Deutschland aufgenommen und viel mit Homer verglichen wurde, und auch heute noch, wo wir ihr kritisch gegenüberstehen, großes Interesse bietet, weil sie uns in der Tat interessante Vergleiche und Aufklärungen für das Leben der Volksepik der Griechen und der Romanen und Germanen des Mittelalters liefern kann. Einer hohen Wertschätzung erfreut sich mit Recht die Volkslyrik der Slawen, namentlich die der Ukrainer, die von Kennern des slawischen Volksliedes als die schönste bezeichnet wird. Welche Fülle von Stoff die vergleichende Märchenkunde den slawischen Aufzeichnungen von Märchen der slawischen und benachbarten Völker zu verdanken hat, lehren die Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm in der neuen Bearbeitung von Johannes Bolte und Georg Polívka. Das ist aber nur ein Beispiel. Man darf auch nicht vergessen, daß die traditionelle Literatur namentlich der in der Kultur zurückgebliebenen slawischen Völker besondere Bedeutung hat, weil sie sehr ursprüngliche Züge zeigt und mehrfach die geschriebene Literatur in den Hintergrund treten läßt.

Die im Sammeln und auch schon im Verarbeiten unermüdliche slawische Volkskunde ist überhaupt für die Kenntnis des slawischen Volkslebens sehr wichtig und im höchsten Grade lohnend für vergleichende Studien. Sitten und Bräuche, ursprüngliche soziale und wirtschaftliche Zustände und eine primitive materielle Kultur namentlich unter den Groß-, Weiß- und Kleinrussen (Ukrainern) sowie unter den Balkanslawen klären uns über viele Fragen der slawischen Altertumskunde auf[7]) und bieten reiche Belehrung den Ethnologen und Kulturhistorikern.

6) Vergleiche des Verfassers Geschichte der älteren südslawischen Literaturen. Leipzig 1908.

7) Nicht umsonst führen eine russische ethnographische Zeitschrift und ein bulgarisches Sammelwerk den Titel „Lebendiges Altertum".

Natürlich kann allen diesen Aufgaben der slawischen Philologie auf die Dauer nicht ein Vertreter gerecht werden. Teilung der Arbeit empfiehlt sich auch hier. Mehr als in Österreich, wo neben allgemeinen Lehrkanzeln der slawischen Philologie solche für die Sprache und Literatur des betreffenden Landes bestehen, wäre auf den großen Universitäten Deutschlands die sachlich begründete Trennung zwischen der Linguistik mit Einschluß der älteren Philologie und der Literaturgeschichte möglich, und ist unbedingt ein Erfordernis dort, wo im Sinne der preußischen Denkschrift über die Förderung der Auslandstudien „die slawische Welt für Lehre wie für Forschung" eine besondere Pflegestätte erhalten soll, wie in Breslau und in Königsberg, namentlich wenn dort auch Mittelschullehrer für die russische und wohl auch für die polnische Sprache herangebildet werden sollen. Daß an solchen Universitäten auch Professuren für Geschichte, Recht und die Volkswirtschaft der slawischen Länder wünschenswert sind, um ein wirkliches Auslandsstudium zu ermöglichen, braucht keiner weiteren Begründung. Wo aber ein Slawist allein vorhanden sein wird, kann er seine Individualität entwickeln, allerdings beim Lehren nicht gar zu ausschließlich, denn so können verschiedenen Universitäten der einen großen Aufgabe gerecht werden, da bei der starken Freizügigkeit auf den deutschen Universitäten die Studierenden verschiedene Lehrer aufsuchen können.

Die slawistischen Lehrkanzeln haben natürlich auch nicht die Aufgabe, das ganze Wissensgebiet unmittelbar zu vermitteln, denn am wichtigsten ist doch immer die Anleitung zum selbständigen Studium. Namentlich wird man auf dem Gebiete der Literaturgeschichte nicht Kompendien vortragen, obwohl es in der slawischen Philologie nicht so viel Handbücher gibt, namentlich in deutscher Sprache, wie bei ihren Schwestern. Besonders auf diesem Gebiete werden sich einführende und kursorische Kollegien empfehlen, sodann zusammenfassende Darstellungen einzelner Perioden und gewisse Ausschnitte, wofür ich als Beispiele anführe: Die Anfänge des slawischen Schrifttums, die apokryphe Literatur der Slawen mit besonderer Berücksichtigung der interessanten Kreuzungen zwischen Osten und Westen, die mittelalterliche Erzählungsliteratur, der Humanismus, die Reformation und Gegenreformation, die Aufklärung, die Romantik, der Realismus und die modernen Strömungen bei den Slawen. Sehr viel können Interpretationskollegien und Übungen an hervorragenden Werken der slawischen Literaturen leisten.

Gewicht legen möchte ich auf eine vergleichende synthetische und in vielen Fällen auch eine sozusagen übernationale Behandlung der Materien. Die deutschen Universitäten können mit den slawischen in den meisten Fällen nicht konkurrieren, wo es sich um genaue Einzeldarstellungen der nationalen Sprachen und Literaturen handelt, aber slawischen Studierenden, die wegen anderer Disziplinen Deutschland besuchen, wird es nützlich und angenehm sein, ihr Volkstum von einem höheren Gesichtspunkt betrachtet zu sehen.

Ähnliche Gesichtspunkte wie für die slawistischen Lehrkanzeln kommen auch für wissenschaftliche Literatur in Betracht. Neben der Linguistik müssen auch hier die Literaturgeschichte und die Realien mehr zur Geltung kommen. Es ist höchst bezeichnend, daß die jüngere französische Slawistik hübsche Monographien über russische Schriftsteller und sogar über den slowakischen Romantiker L. Štur hervorgebracht hat und

daß in den letzten Jahren vor dem Kriege über südslawische Fragen französische Artikel[8]) zu lesen waren, wie sie irgendein Deutscher kaum hätte schreiben können. Viel zu wenig wird die deutsche Gelehrtenwelt selbst über die Arbeiten der slawischen Philologie in den Nationalsprachen informiert. Das Archiv für slawische Philologie hat auf diesem Gebiete zwar große Verdienste aufzuweisen, aber schon 1891 fühlte sein Herausgeber selbst, daß die Berichterstattung seines Organs nicht genügt, weshalb er eine größere Anzahl damals in Wien anwesender jüngerer Slawisten versammelte, um sich kritische Referate und systematische bibliographische Notizen zu sichern. Leider ist es dazu nicht gekommen und im Laufe der Jahre ist die Lage nur noch schlimmer geworden. Nur diesem Mangel ist es zuzuschreiben, daß in der monumentalen Geschichte der byzantinischen Literatur von K. Krumbacher, dem verdienstvollen Vorkämpfer der slawistischen Studien in Deutschland, nicht einmal die einschlägige russische Literatur wenigstens in den bibliographischen Anmerkungen vollständig verwertet wurde, die der Ukrainer, Bulgaren, Serben, Kroaten, ebenso der Polen und Tschechen, bei denen auch manches zu holen wäre, aber nur höchst lückenhaft oder gar nicht. Über die linguistische Literatur haben wir heute wenigstens eine systematische Berichterstattung im Krakauer Rocznik Slawistyczny (Annuaire slavistique), der auch deutsche und französische Artikel bringt, aber auf allen anderen Gebieten sind wir nur auf lückenhafte und zufällige Referate und Kritiken gerade der bedeutenderen Erscheinungen angewiesen. In die kritischen Zeitschriften Deutschlands verirren sich Berichte über Slawika überhaupt nur gelegentlich. Am besten versteht es die Berliner Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, sich mit Übersichten der volkskundlichen Leistungen der Slawen zu versehen.

Unter allen Umständen wäre heute noch ein Grundriß der slawischen Philologie, wie ihn Trübner schon zu Anfang der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts unter Jagićs Redaction plante, selbst unter Mitwirkung slawischer Gelehrter nicht leicht herzustellen. Unterdessen begann die Petersburger Akademie eine Enzyklopädie der slawischen Philologie unter Jagićs Redaktion herauszugeben, der die Polen eine auf 25 Bände berechnete Enzyklopädie über Polen entgegenstellten, im Süden wurde aber langen Vorbereitungen für ein südslawisches enzyklopädisches Wörterbuch der Agramer und Belgrader Akademie unter offizieller Beteiligung der Slowenen und nichtoffizieller der Bulgaren (weil keine Einigung über Mazedonien erzielt werden konnte) durch die Ereignisse ein Ende bereitet. Die Petersburger Akademie gestattet zwar ihren Mitarbeitern in liberalster Weise ihre Beiträge auch in anderen Sprachen zu veröffentlichen (so bekamen wir in deutscher O. Brochs slawische Phonetik), aber dies wird in deutscher Sprache nur gelegentlich geschehen, das ganze groß angelegte Unternehmen wird überhaupt viel mehr Jahre bis zu seiner Vollendung brauchen, als man ursprünglich dachte, und zu umfangreich werden. So war Jagićs Geschichte der slawischen Philologie auf 10 Bogen projektiert, wuchs aber auf 60 an. Das ist uns an und für sich nicht unwillkommen, doch wie kann man nach diesem Beispiel des Herausgebers gerade von der „breiten russischen Natur" eine gedrängte Darstellung einzelner Wissensgebiete verlangen? Früher oder

8) England ließ sich 1909 ein enzyklopädisches Werk über Serbien von Einheimischen schreiben.

später wird daher doch auch in deutscher Sprache ein wirklicher Grundriß der slawischen Philologie erwünscht sein.

Es handelt sich jedoch auch hier nicht bloß um die Slawistik. Ich erwähnte schon oben, daß die Verbreitung der Kenntnis slawischer Sprachen zu den wichtigsten Aufgaben der deutschen Universitäten gehöre, damit den Deutschen auch die slawische Literatur anderer Wissensgebiete bekannt werde. Besonders ist es aber wünschenswert, daß sich die verschiedenartigsten Fachorgane Mitarbeiter nicht bloß unter Gelehrten suchen, welche die deutsche Sprache beherrschen, sondern auch unter den Deutschen selbst, damit sie wenigstens über wichtigere Erscheinungen der slawischen wissenschaftlichen Literatur systematische Berichte bringen können. Mit dem Grundsatze Slavica non leguntur muß unter allen Umständen gebrochen werden, und die deutsche Wissenschaft soll es im Interesse ihres Ansehens insbesondere nicht mehr erlauben über slawische Themen ohne Kenntnis der betreffenden slawischen Literatur zu schreiben. Die Zeiten wohlbestallter deutscher Akademiker in Petersburg, die sich kaum mit dem Droschkenkutscher verständigen konnten, sind längst vorüber, neben der russischen entfalten noch 5 slawische Akademien und mehrere gelehrte Gesellschaften eine segensreiche Tätigkeit; man muß überhaupt mit wissenschaftlichen Veröffentlichungen in allen slawischen Sprachen rechnen und sie am Ende nicht gering schätzen. So verfügen, um ein mir naheliegendes Beispiel herauszugreifen, die Polen und die Tschechen über historische Vierteljahrsschriften (Kwartalnik historyczny, Český Časopis historický), die jeder westeuropäischen würdig zur Seite stehen.

Selbstverständlich ist es wünschenswert, daß neben wissenschaftlichen Hilfs- und Lehrbüchern auch populär gehaltene Werke über slawische Sprachen (nur nicht so umfangreiche und gelehrte wie die für Kriegsschulen berechnete russische Grammatik von Körner oder die polnische von Soerensen), Literaturen und Zustände von sprach- und sachkundigen Deutschen geschrieben werden, nicht aber von unwissenden und oberflächlichen Vielschreibern. Auch gegenüber Beiträgen slawischer Autoren wird Vorsicht und Kritik geboten sein (z. B. in der Sammlung Goeschen).

Man könnte erwarten, daß vor allem Österreich berufen wäre, dem deutschen Volke die Kenntnis der Slawenwelt zu vermitteln. So hat auch Berlin die Sammlung der slawischen Kriegsliteratur Wien anheimgegeben. Doch man verlasse sich in solchen Fragen ja nicht auf den Bundesbruder, denn dieser muß sich vor allem selbst gründlich bessern. Als ich im Jahre 1911 in der Hauptversammlung der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine in Graz einen Vortrag über den Stand der Volkskunde bei den Südslawen hielt, beklagte ich es, daß „Wien auf literarischem und wissenschaftlichem Gebiete nicht einmal die Aufgabe einer Hauptstadt Österreichs, viel weniger die der Monarchie und einer Vormacht auf dem Balkan erfüllt[9])“. Das näher zu begründen wäre ein lehrreiches aber trauriges Kapitel. Ich erwähne nur einige besonders schreiende Beispiele. In 10 Jahrgängen der Mitteilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien (1906—1915), in der auch militärische Kreise eine Rolle spielen, findet man nicht einen einzigen Bericht über irgendein slawisch geschriebenes Werk der Monarchie oder des Bal-

9) Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine 1912, Sp. 182.

kans[10]), wo weder die Bulgaren noch die Serben untätig waren. Besondere Beachtung verdienten jedenfalls die 20 Bände des Srpski etnografski zbornik der Serbischen Akademie der Wissenschaften, in dem J. Cvijić, der beste Balkangeograph, ein Schüler Pencks aus seiner Wiener Zeit, und seine tüchtige Schule anthropogeographische Untersuchungen und Monographien über Serbien, Altserbien, Montenegro, Bosnien und Herzegowina und selbst das südliche Dalmatien veröffentlichten, aber vergebens sucht man irgendeine Kritik oder wenigstens kurze Berichte über diese Werke, deren Kenntnis doch vom staatlichen und auch vom militärischen Standpunkte erwünscht wäre. Ebenso sonderbar ist folgender Fall: Es ist ein Ruhmesblatt des deutschen Protestantismus, daß er sehr viel auch zu der geistigen Erwekkung slawischer Völker beigetragen hat. In den Alpenländern ist von seiner Tätigkeit eigentlich nur die slowenische Schriftsprache übrig geblieben. Als 1908 das 400jährige Jubiläum des Begründers der slowenischen Reformation, Primus Trubar, gefeiert wurde, gab die literarische Gesellschaft (Slovenska Matica) in Laibach ein Sammelwerk mit wertvollen Beiträgen heraus, auch sonst erschienen beachtenswerte Schriften und Aufsätze in slowenischer Sprache und in Agram sogar eine Geschichte der kroatischen Literatur zur Zeit der Reformation (1910) von Franz Bućar und dann eine Schrift desselben Verfassers über die Reformation auf der Murinsel (im südwestlichen Ungarn). Vergeblich sucht man aber darüber einen Bericht in dem Jahrbuch der Gesellschaft für die Geschichte des Protestantismus in Österreich! Die russische Sprache als Lehrgegenstand an der Exportakademie, der einzigen deutschen Handelshochschule in Österreich, mußte einem Sektionschef des Handelsministeriums sozusagen aufgezwungen werden, das Bulgarische wurde aber an der bescheidenen öffentlichen Lehranstalt für orientalische Sprachen in Wien erst jetzt während des Krieges eingeführt, was ich schon vor fast 20 Jahren daselbst als Lehrer des Russischen beantragt hatte[11]). Slawische Sprachen der Monarchie zu lernen, war unter der studierenden Jugend geradezu verpönt (Mittelschüler hielten wißbegierigen Kollegen vor, sie werden sich doch nicht vom Herrenvolk ausschließen!), welchen Standpunkt die Sudeten -und Alpendeutschen allerdings schon vor dem Kriege aufgegeben haben[12]). Es wird wohl auch auf anderen

10) Wie der Bericht über ein kroatisches Schulbuch der allgemeinen Geographie in den Jahrg. 1910 geraten ist, bleibt mir ein Rätsel.

11) Sehr bezeichnend: die maßgebenden Organe des Unterrichtsministeriums und der Handelsminister waren dafür gewonnen, aber die Sache scheiterte an dem Unverstande, der Kleinlichkeit und Bequemlichkeit einer untergeordneten Persönlichkeit, die in ihrem Berichte unter anderem meinte, daß man sich ja in Bulgarien mit Russisch und Serbisch verständigen könne, was richtig ist, aber Handelsreisenden auch damals nicht zu empfehlen war.

12) Vgl. darüber den beachtenswerten Aufsatz „Die neueren Sprachen nach dem Kriege" von dem im Felde stehenden Mittelschullehrer Oberleutnant Fritz Karpf (Die neueren Sprachen, Bd. XXIV, November 1916, S. 385—393). Zur Charakteristik verdienen einige Sätze weiter bekannt zu werden: So kam es zu wachsender Entfremdung, steigender Erbitterung der nationalen Kämpfe und schließlich zu jener völkischen Abgeschlossenheit, insbesondere des deutsch-österreichischen Stammes, die zunächst diesen selbst, dann aber auch wichtige gemeinsame Interessen schädigte und vor dem Kriege wohl den Eindruck erwecken konnte, als wäre Österreich zum Zerfallen reif, eine zweite Türkei, wie es Mommsen nannte. Wesentlich schlimmer noch als die Erkenntnis der fremden Sprachen ist die Er-

Gebieten manches besser werden, aber immerhin kann man allen interessierten Kreisen in Deutschland nicht genug empfehlen, sich auch über die Slawen der Nachbarmonarchie, die ihrer großen Zahl entsprechend bei der fortschreitenden Demokratisierung eine immer größere Rolle spielen werden, selbständig zu unterrichten und sich insbesondere nicht bloß auf Zeitungsberichte aus Wien und Budapest zu beschränken. Man braucht in Deutschland nur zu ruhmvollen Traditionen der deutschen Literatur zurückzukehren. In den Zeiten Herders und der Romantik, die, im höchsten Grade national, auch der Eigenart fremder Völker liebevolles Verständnis entgegenbrachten, wurde das Ansehen der deutschen Sprache und Literatur durch ihr Mittleramt in der gebildeten Welt ungemein gehoben. Jene Bestrebungen, welche die vergleichende Sprachwissenschaft, die germanische, romanische, englische und auch eine besonders blühende orientalische Philologie geschaffen haben, brauchen nur konsequent weitergeführt und auf die Slawen ausgedehnt zu werden, damit die von der Leipziger philosophischen Fakultät schon 1867 beklagte Lücke zwischen den deutschen philologischen Disziplinen des Westens und Ostens ausgefüllt werde. Deutsche Gründlichkeit, Ausdauer und systematische Arbeit werden ein großes und dankbares Arbeitsfeld finden und gewiß auch zur Blüte der slawischen Philologie beitragen.

---

kenntnis der fremden Völker in ihrer kulturellen oder besser gesagt zivilisatorischen Entwicklung, über die wir in den unglaublichsten Wahnvorstellungen befangen sind. Wir gehen noch immer aus von der Phrase von der kulturellen Überlegenheit der Deutschen in Österreich. Ich sage absichtlich Phrase, einmal weil eine Einwirkung und Ausstrahlung dieser Überlegenheit auf die Nachbarvölker heute nicht merkbar ist, und dann, weil wir angesichts der starken kulturellen Eigenentwicklung unserer Nachbarvölker, von der wir keine Ahnung haben, ja vor der wir hartnäckig die Augen schließen, Gefahr laufen, auf diesem Erbsatz auszuruhen und unmerklich von den andern Völkern eingeholt, wo nicht überflügelt zu werden. Daß z. B. der deutsch-alpenländische Bauer dem tschechischen unterlegen ist, der in der Landwirtschaft modern arbeitet, stark organisiert ist und die Notwendigkeit einer gesunden fachlichen Bildung erkennt, das auszusprechen wäre vor zwei Jahren Hochverrat gewesen. Jetzt im Kriege haben es viele, die vergleichen konnten, ebenso eingesehen wie die Lächerlichkeit der Meinung, Slowenen und Kroaten wären halbe Barbaren. Wir brauchen heute in Österreich keine sauber ausgeklügelten Sprachenverordnungen und sorgfältig abgezirkelte Grenzen nationaler Autonomie; was wir brauchen, sind tausende und abertausende junger Deutsch-Österreicher, welche eine Landessprache beherrschen und das fremde Volk, neben oder unter dem sie wohnen, in allen seinen Lebensäußerungen gründlich kennen. Das wäre noch keine Völkerversöhnung, aber ein gutes Stück Weg zur praktischen Lösung der österreichischen Probleme... Und noch mehr: gesamtstaatliche Interessen sind in den österreichischen Nationalitätenkämpfen auch durch Schuld der Deutschen verletzt worden.

George Meredith.

Von Philipp Aronstein.

Welches wird unser Verhältnis zur auswärtigen, im besonderen zur englischen Literatur der Gegenwart nach dem Kriege sein? Daß der jetzt unterbrochene Austausch geistiger Güter wieder einsetzen muß, weil er eine der Grundlagen und Voraussetzungen des geistigen Fortschrittes ist und ohne ihn eine geistige Verarmung und Verkümmerung eintreten würde, ist eine der Hauptlehren, die wir aus der Geschichte unserer Literatur und Kultur ziehen. Aber die Erfahrungen und Erlebnisse des Krieges werden doch ihren Einfluß ausüben auf die Art und den Umfang der Aufnahme fremder Geistesprodukte in Deutschland. Gerade in den letzten Jahrzehnten vor Ausbruch des Krieges war diese Art, besonders was das Englische angeht, eine sehr unkritische, wenig würdige und wählerische. Was immer jenseits des Kanals einiges Aufsehen erregt hatte, fand auch bei uns Eingang. Die Romane, die über den geistigen Pegel des alljährlichen Lesefutters der angelsächsischen Welt nur etwas hervorzuragen schienen, wurden hier gelesen, zum Teil übersetzt, in Zeitschriften und Büchern besprochen, und den dramatischen Erzeugnissen, die auf dem Boden erwuchsen, auf dem zwar einst Shakespeare blühte, der aber seit mehr als zwei Jahrhunderten sich als besonders unfruchtbar für die dramatische Produktion gezeigt hat, öffneten sich die Tore unserer ersten Theater. Und gar vieles, was so gastliche Aufnahme fand, hatte doch nur einen zweifelhaften künstlerischen Wert, verdankte seinen Erfolg mehr oder weniger der beliebten Kunst, den Philister zu verblüffen, geschickter Selbstreklame oder gar dem Skandal oder doch der Behandlung speziell englischer Probleme im Gewande der Dichtung. Wie merkwürdig erscheint heute schon der Erfolg, den ein Roman wie Mrs. Humphry Wards Robert Elsmere auch in Deutschland hatte, ein Werk, das für die Kenntnis der religiösen Bewegungen in England vor einem Menschenalter recht interessant ist, aber uns weder künstlerisch noch in seinem Ideengehalte etwas zu bieten hat. Ist es nicht bezeichnend und beschämend für die übertriebene Schätzung des Fremden in Deutschland, daß sogar Conan Doyles Sherlock Holmes auf unserer Bühne Eingang gefunden hat? Sind nicht endlich der sicherlich geistvolle und gescheite, aber so durch und durch problematische, zersetzende Bernard Shaw und ebenso der bei seinem glänzenden Stile und seinem großen Talent so tief unsittliche und unwahre Oskar Wilde bei uns weit über Verdienst und Gebühr geschätzt, gespielt, besprochen und behandelt worden? Eine der schlimmen Folgen dieser mangelnden Zurückhaltung gegenüber dem Fremden ist, daß dabei wahrhaft bedeutende und wertvolle Schriftsteller, weil sie die Kunst der Reklame nicht verstehen oder verschmähen und an keine Tagesleidenschaften und -interessen anknüpfen, nicht zur Geltung kommen. Der große Vorzug der geistigen Distanz gegenüber den fremden Geistesprodukten geht verloren. Hierin wird der Krieg Wandel schaffen. Wir werden dem Fremden selbstbewußter, kritischer gegenübertreten, es genauer prüfen, ehe wir ihm Gastfreundschaft gewähren. Und das wird für die Kenntnis des wahrhaft Großen und Bedeutenden,

das der fremde Boden erzeugt, nur von Vorteil sein. Es wird nicht mehr vorkommen, daß man Schriftsteller wie Shaw und Wilde, Conan Doyle und H. G. Wells bei uns fast genauer kennt als in ihrer Heimat, während solche wahrhaft bedeutende Persönlichkeiten der Literatur wie der 1907 verstorbene George Meredith und der, wenn noch lebende, jetzt 77jährige Thomas Hardy[1]) bei uns fast unbekannt geblieben sind. Von dem ersteren der beiden soll hier die Rede sein.

George Meredith hat besonderen Anspruch auf Beachtung in Deutschland, weil er zu den sehr wenigen bedeutenden Engländern gehört, die deutschen Geist geschätzt und seinen Einfluß erfahren haben. Er verdankt das wohl hauptsächlich dem Umstand, daß er einen Teil seiner Jugend und zwar die wichtige Zeit vom 14. bis zum 16. Jahre (1842—1844) auf der Schule der mährischen Brüder zu Neuwied zugebracht hat. Seine Dankbarkeit für die dort empfangene Förderung zeigte er, indem er seinen ältesten Sohn im Jahre 1870 nach Stuttgart zur Ausbildung sandte. Er ist selbst häufiger in Deutschland gewesen und kannte die deutsche Literatur. Unter den Einflüssen, die ihn gebildet haben, nennt er an erster Stelle „den edlen Goethe, den dauerndsten". Besonders aber hat er in der kritischen Zeit des Deutsch-Französischen Krieges, obgleich durch enge persönliche Beziehungen — seine zweite Frau war französischer Herkunft — an Frankreich geknüpft, die Berechtigung der deutschen Sache erkannt und, wie seine Briefe beweisen, seinen anders gesinnten Freunden gegenüber warm verteidigt. Auch in seinen Werken finden sich mannigfache Spuren seiner genauen Kenntnis deutschen Wesens.[2]) Wie Carlyle, den er unter allen seinen Zeitgenossen am höchsten verehrte, glaubte er an die Zukunft Deutschlands. Er hat „große Achtung vor den Deutschen und zögert zu entscheiden, ob sie jetzt" (Brief vom 24. 6. 1877) „voll ausgewachsen sind oder ob ein Licht über ihnen leuchtet, das sie immer höher führen wird. Wenn das letztere, so sind sie Herren der Welt."

Als Meredith so dachte und schrieb, konnten seine Worte allerdings zum Unterschiede von der weithin tönenden Stimme Carlyles — man denke an seinen berühmten Brief an die Times vom 11. Nov. 1870 — in England keinen Widerhall erwecken. Obgleich er auf der Höhe seiner Manneskraft stand — er ist am 12. Febr. 1828 geboren — und bis 1877 zwei Bändchen Gedichte und 10 Prosawerke, darunter einige seiner besten, veröffentlicht hatte, war er im weiteren Publikum fast unbekannt. Seine Gedichte wurden gar nicht beachtet — er hat sie auf eigene Kosten veröffentlicht —, und seine Romane fanden wohl Kritiker, aber nur wenige Leser. Auf dem einen Gebiete stellten ihn der 19 Jahre ältere Tennyson und der 9 Jahre jüngere Swinburne gänzlich in Schatten, auf dem anderen die 9 Jahre ältere George Eliot, die die Erbschaft der Volkstümlichkeit von Dickens und Thackeray angetreten hatte. Als Mitarbeiter an Zeitungen und etwa von 1861 an als „Leser" bei dem großen Verlage von Chapman and Hall, in dem er 30 Jahre lang tätig blieb, mußte er sein kärgliches Schriftstellereinkommen ergänzen. Noch im Jahre 1881, 30 Jahre, nachdem er mit seinem ersten Buche an

1) Vgl. über Thomas Hardy meinen Aufsatz in der Germ.-Rom. Monatsschrift 1914.

2) Vgl. über Meredith und Deutschland: Dr. Ernst Dick in der Germ.-Rom. Monatsschrift 1914: „Deutschland und die Deutschen bei George Meredith" (S. 32ff.).

die Öffentlichkeit getreten war, schreibt er an seinen Sohn: „Was mich angeht, so habe ich Schiffbruch gelitten und finde wenig, was mich nicht das Ende herbeiwünschen läßt." Zwar hatte er schon lange vorher, ähnlich wie der ihm geistesverwandte Robert Browning, eine stets wachsende Gemeinde unter den Wissenden, den Dichtern, Schriftstellern und Kritikern seiner Zeit um sich versammelt — die besten Namen finden sich darunter, u. a. Robert Louis Stevenson, Algernon Swinburne, James Thomson, der Dichter „der Stadt der furchtbaren Nacht", die Romanschriftsteller J. M. Barrie, Mrs. Humphry Ward, Thomas Hardy, die Kritiker und Literarhistoriker Symonds, Saintsbury, Dowden, Leslie Stephen, Ed. Gosse, Theodore Watts-Dunton, der Staatsmann und Schriftsteller John Morley — aber bei dem großen Publikum, dem „großen Zahlmeister", drang er erst um die Mitte der 80er Jahre durch, und zwar, wie es scheint, zuerst in Amerika und als Romanschriftsteller; seine Dichtungen mußten noch ein halbes Menschenalter auf einige Anerkennung warten. Dann kam der Ruhm und in seinem Gefolge nicht bloß größere Honorare, sondern auch Ehrungen aller Art in immer steigender Fülle. Er wurde Ehrendoktor von Universitäten, erhielt goldene Medaillen und Orden, wurde Präsident literarischer und anderer Gesellschaften, nahm zu seinem 80ten Geburtstag Adressen und Deputationen entgegen und wurde von Watts für die Nationalgalerie, von einem anderen Künstler im Auftrag des Königs gemalt. Sein bescheidenes Häuschen Flint Cottage in Box Hill in Surrey wurde mit den Jahren immer mehr ein Anziehungspunkt für Interviewer und andere Schaulustige, die den „großen alten Mann der Literatur", wie er jetzt genannt wurde, sehen und sprechen wollten; er wurde um seine Meinung über alle möglichen öffentlichen Fragen gebeten, und seine kleine gebrechliche Gestalt — er war in den letzten 25 Jahren seines Lebens gelähmt — mit dem feinen klugen Greisenkopfe wurde der Mittelpunkt eines nationalen Kultus. Und vor allem schwoll in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens und noch mehr nach seinem Tod von Jahr zu Jahr die Flut der Literatur an, die sich an seine Schriften anschloß. Seine Philosophie, seine Kunst, seine Komik, sein Humor, seine Poesie, seine Persönlichkeit wurden in Abhandlungen ohne Zahl und zahlreichen kleinen und umfangreichen Büchern behandelt. Die Kritik in England und noch mehr in Amerika ist meist impressionistisch, d. h. dilettantisch auf „ersten Gedanken" beruhend, von denen Lessing bekanntlich sagt, daß die seinigen nicht besser seien als die „jedermanns", und so findet sich unter diesen Meredithiana viel seichtes Gefasel und selbstgefälliges Geplätscher in den Untiefen der Panegyrik und der schillernden Phrase, aber es sind doch auch so tüchtige Bücher darunter, wie z. B. das Werk des auch bei uns als charakterfesten Politikers wohlbekannten George M. Trevelyan: „Die Poesie und Philosophie von George Meredith".[1])

Die Geschichte und Literatur bietet wenige Fälle so langer Vernachlässigung

1) Fast in jeder der englischen Reviews, Magazines finden sich Aufsätze über Meredith von den führenden Kritikern; die Zahl der Bücher über ihn übersteigt schon ein Dutzend. In Frankreich sind Aufsätze über ihn erschienen in der Revue des Deux Mondes und der Revue Germanique und ein Buch von Constantin Photiadès (Paris 1910). In Deutschland hat Dr. Ernst Dick ein kleines Buch über Meredith (Drei Versuche, Berlin 1909) und mehrere Spezialabhandlungen in Zeitschriften veröffentlicht (eine in der Internat. Monatsschrift August 1917. Die Red.).

und darauffolgender Apotheose durch das Publikum, und meist handelt es sich dabei um bloß lyrische Dichter, wie etwa Wordsworth, deren Wirkungskreis naturgemäß ein geringer ist. Aber die Gründe dieser Erscheinung sind bei Wordsworth wie Meredith dieselben. Beide waren in gewissem Sinne Neuerer auf ihrem Gebiete und mußten sich erst den Geschmack schaffen, der sie tragen sollte, beide hatten auch die Fehler und Übertreibungen aller Neuerer, die ihrer Anerkennung im Wege standen. In beiden Fällen erkannte aber schließlich das Publikum in dem lange Verkannten einen originellen, auf eigenem Grunde ruhenden Geist, der über Menschen und Welt und ihr Beziehungen Wertvolles zu sagen hatte, und verehrte in ihm und besonders in Merediths Fall nicht so sehr einen Meister seiner Kunst, als einen Lehrer, Reformator, Philosoph, einen Verkünder neuer Ideen und eine vorbildliche geistige Persönlichkeit. Meredith hat das Glück gehabt, diese Epoche der Heldenverehrung noch selbst zu erleben, und hat sie mit Würde und Bescheidenheit ertragen.

I.

Wir beginnen die Betrachtung der Werke Merediths mit seinen Dichtungen, denn in ihnen vor allem lernen wir den Künstler und Menschen in seiner Intimität, seinem innersten Sein und Denken kennen. Meredith hat im Laufe von 50 Jahren, von 1851—1901, 8 Gedichtsammlungen veröffentlicht.[1]) Die erste Sammlung von 1851 wurde vom Publikum gar nicht beachtet, wenn auch bedeutende Schriftsteller, wie W. M. Rossetti und Charles Kingsley, sie als viel versprechend lobten. Meredith selbst hat die Gedichte später unreif genannt und bedauert, daß sie wieder neu veröffentlicht wurden. In der Tat klingen sie viel an ältere Vorbilder, besonders Keats und Wordsworth, an, aber sie zeigen doch auch schon das Hauptmotiv seiner Dichtung, die liebende Versenkung in die Natur und ihre Deutung vom Standpunkte und im Sinne des Menschen. Seine zweite Sammlung erschien im Jahre 1862 im Selbstverlage. Swinburne nannte ihn auf Grund dieser Gedichte schon in einem Briefe in dem Spectator „einen der Führer der englischen Literatur, an erster Stelle unter den Männern seiner Zeit". Aber das Publikum verhielt sich auch weiterhin ablehnend. Nicht anders erging es den späteren Sammlungen. Noch im Jahre 1890 wundert sich Meredith, daß überhaupt jemand seine Dichtungen beachtet und bespricht, aber er dichtete weiter, ohne den Ansporn sowohl als den Zügel einer intelligenten sympathischen Kritik, einsam seine Gedankenfäden aus sich herausspinnend und ausschließlich auf seine eigene Stimme hörend, ohne Fühlung mit der Welt, an die er sich schließlich doch wandte. Die Folge hiervon ist auf der einen Seite eine immer größere Vertiefung des Gedankeninhalts seiner Dichtungen, andererseits eine zunehmende Härte und Rauheit der Form. Einfachheit und Verständlichkeit ist eines der ersten Erfordernisse der Poesie; aber Merediths Gedichte verlangen zum Teil gründliches Studium, um verstanden zu werden. Allerdings ist auch ein solches lohnend

1) 1851 Poems gewidmet Thomas Love Peacock; 1862 Modern Love and Poems of the English Roadside, with Poems and Ballads, gewidmet Fred. A. Maxse; 1883 Poems and Lyrics of the Joy of Earth; 1887 Ballads and Poems of Tragic Life; 1888 A Reading of Earth; 1893 Poems: The Empty Purse, with Odes to the Comic Spirit, to Youth in Memory, and Verses; 1898 Odes in Contribution to the Song of French History; 1902 A Reading of Life, with other Poems.

und fesselt die, welche einmal in seinen Geist eingedrungen sind, um so fester an ihn. Ja, der echte Meredithianer ist geneigt, alles leicht Verständliche für flach zu halten und verlangt Nüsse zu knacken, wo er verehren und bewundern soll.

Merediths Poesie hat wenig Ursprüngliches und Unbewußtes, keine elementare Leidenschaftlichkeit. Nach dem Ausdrucke Schillers, mit dem er sich übrigens in Gegenständen und Zielen seiner Poesie nicht selten berührt, muß er als „sentimentalischer Dichter" bezeichnet werden. Es sind ihm wohl einzelne schöne Lieder und kurze Stimmungsgedichte gelungen, aber es sind nur wenige. Im allgemeinen treibt ihn seine bohrende, grübelnde, nachdenkliche Phantasie entweder zur Ausmalung von Seelenzuständen und Seelendramen, also auf das Gebiet des Psychologischen oder zur Auseinandersetzung mit den großen Fragen des Daseins, zur Beschäftigung mit der richtigen Lebensführung, hier und da auch mit politischen und nationalen Fragen, also auf das Gebiet der Philosophie und Ethik, der Gesellschaftskritik und Politik.

Unter den psychologischen Dichtungen ist die bedeutendste das Gedicht Moderne Liebe, eine Folge von 50 Sonetten oder sonettartigen Strophen (jede besteht aus 4mal 4 Versen mit den Reimen abba), dessen Gegenstand die Geschichte einer unglücklichen Ehe ist. Es ist ein Thema, das Meredith, der sich von seiner ersten Frau trennte, nahelag und das er mehrfach berührt hat. Man hat die Dichtung „eine Novelle in Versen" genannt. Sie ist aber nicht eine Erzählung äußerer Ereignisse, sondern gibt die inneren Erlebnisse eines edlen, aber „immer ungleichen Paares" bis zum tragischen Ende, dem Selbstmorde der Frau, in einem fortlaufenden Monologe des Mannes, den der Dichter hier und da durch Betrachtungen unterbricht. Das Gedicht hat die psychologische Vertiefung der Poesie Robert Brownings, aber der Glanz der Phantasie, in dem hier Menschenschicksal und Menschenleid verschönert, vom Häßlichen und Geistlosen befreit, sich widerspiegelt, läßt uns an Shakespeares Sonette denken. Die letzte Strophe, eine Zusammenfassung durch den Dichter lautet: „So jammervoll schloß Liebe, was sie schuf — die Vereinigung dieses immer ungleichen Paares! — Die zwei waren schnelle Falken in einer tiefen Schlinge — verdammt dazu, wie Fledermäuse zu flattern — Wie Liebhaber unter klingendem Maienhimmel — wanderten sie einst, klar wie Blumentau. — Aber sie schritten nicht vorwärts mit der Stunde: — ihr Herz empfand Sehnen nach begrabener Zeit. —Dann bohrten beide sie in des anderen Herzen mit der Sonde, — die endlosen Jammer schafft. Ach, welche dürre Antwort wird der Seele, — wenn sie nach Gewißheit lechzt in diesem Leben! — In tragischen Andeutungen lest hier, was immerzu — sich dunkel vorwärtsbewegt, wie des Ozeans mitternächtige Kraft, — donnernd wie wild anstürmende Reiterscharen, — um am Ende jene schmale dünne Linie ans Ufer zu werfen! —"

Wie hier, so ist Menschenschicksal und Naturstimmung kunstvoll verwoben in dem lieblichen Idyll Liebe im Tale, der Darstellung eines Naturkindes, einer aufblühenden Jungfrau, die die Freude an der Schönheit und Lebenskraft der Erde atmet.

Ist die Grundstimmung hier idyllisch, so herrscht die humoristische Stimmung vor in einer Reihe anderer Gedichte, in denen der Dichter sich in fremdes Geschick versenkt. Ein Bettler philosophiert über das Leben, das er geführt hat, in seinem Gegensatze zu der respek-

tabeln, geordnet-soliden Lebensauffassung des Philisters, ein Gaukler stirbt an einer Hecke in den Armen seines „alten Mädchens" und denkt seiner Freuden und Leiden, denen jetzt der große Gaukler, ihn übergaukelnd, ein Ende machen wird, ein „alter Chartist", der aus der Verbannung zurückkehrt, findet in der Beobachtung einer Ratte, die sich putzt, eine Mahnung, seinen grübelnden Groll fahren zu lassen und mit seiner Stellung und seinem Geschick zufrieden zu sein, ein Flickschuster sinniert über den Grund des Leidens im Leben und findet Erleuchtung durch den Anblick eines vorübergehenden armen und kranken Mädchens, das sich heiter Werken der Wohltätigkeit und Frömmigkeit widmet — vielleicht paßt der einzelne Mißton in die Harmonie der Welt.

In diesen Gedichten ist das Vorwiegen des Psychologischen schon durch die Art der Darbietung, das Selbstgespräch, begründet. Aber auch die Balladen Merediths haben einen ähnlichen Charakter. Das Seelische, der Gedanke und die Empfindung und die durch die Natur symbolisierte Stimmung herrschen vor, die äußere Erzählung tritt zurück. Deshalb fehlt diesen Balladen Vollständigkeit und Rundung; wir vermissen bei aller Schönheit die epische Kontinuität der Darstellung. Die Hochzeit des Attila mit der kraftvollen Darstellung der wilden, zerstörenden Kraft des Hunnentums, die junge Prinzessin, die den Geist und die Stimmung der Provence atmet, Nachtigallengesang, Orangenduft, Kampf und ritterliche Liebe, Gedichte voll Feuer und ausgezeichnet durch eine wunderbare bildreiche Sprache, sind die schönsten unter diesen mehr lyrisch-dramatischen als epischen Balladen. Wir bewundern einzelne Schönheiten, aber wir haben nicht den Eindruck eines geschlossenen vollendeten Kunstwerkes, wie etwa bei einer Schillerschen Ballade.

Das Gemeinsame dieser Gedichte ist neben dem Vorwiegen des Psychologischen die Auffassung der Beziehung des Menschen zur Natur. Der Mensch erscheint in die Natur hineingestellt, als ein Teil von ihr, und sein Geschick wird durch natürliche Phänomene symbolisiert. Der Mensch und die Natur — das ist das Thema der philosophischen Dichtung Merediths, auf der seine Bedeutung als Dichter beruht. Ein großer Teil der englischen Dichtung der Neuzeit ist philosophisch, Weltanschauungs-, metaphysische Dichtung. Die Dichter als freiere und feinere Geister fühlen sich sowohl von der starren religiösen Gebundenheit des Lebens, der Erbschaft des Puritanismus, auf der einen Seite, als von der materiellen, allein auf die Selbstsucht gegründeten praktischen Lebensauffassung auf der anderen Seite abgestoßen und empfinden daher leidenschaftlich das Bedürfnis einer Synthese des Seienden, eines Glaubens, der der modernen Wissenschaft nicht widerstreitet und doch das Gemüt befriedigt. Von Shelley an läuft breit der Strom der englischen philosophischen Poesie. Als Meredith dichtete, hatte er besonders zwei Rivalen auf diesem Gebiete: Tennyson und Swinburne. Tennyson, seit 1850 als Poeta laureatus Wordsworths Nachfolger auf dem offiziellen englischen Dichterthrone und der gefeiertste Dichter Englands, suchte in wohlklingenden harmonischen Versen ein Kompromiß zwischen Glauben und Wissen, zwischen religiöser Tradition und moderner darwinistischer Naturwissenschaft für den Gebrauch der guten Gesellschaft, der behäbigen Mittelklasse, deren dichterischer Interpret er war. Er ist der Feind alles Extremen, ein Vermittler, der Verfechter von Anschauun-

gen, wie sie für den drawing room des englischen Landhauses passen.[1]) Revolutionär ist dagegen Merediths Freund Algernon Swinburne, der Verherrlicher eines antikirchlichen wie antichristlichen Pantheismus, der Lobredner heidnischer Sinnlichkeit gegenüber christlicher Askese, der echte Nachfolger Shelleys. Erstaunlich ist die Kraft seines poetischen Temperaments, seine Herrschaft über Sprache und Versmaß, aber der Ideengehalt seiner Poesie ist gering; sein hinreißendes Pathos wirkt am Ende durch Wiederholung schrill und eintönig. Merediths philosophische Dichtung hat nicht die einschmeichelnde Harmonie und den Wohlklang der Verse Tennysons noch das praktische Feuer und die Kraft der Dichtung Swinburnes, aber er übertrifft beide weit an Tiefe, Breite und Folgerichtigkeit des Denkens. Meredith lehnt zwar den Namen eines Philosophen ab[2]), und er bietet auch kein System, kein logisches Gedankengebäude. Er war viel zu viel Dichter, um, wie unter den Engländern Erasmus Darwin, der Großvater des Naturforschers und Verfasser des Botanischen Gartens, nach dem dürren Lorbeer eines Lucrez zu streben. Was er in seinen Gedichten bietet, ist mehr als ein Gedankensystem. Es ist ein lebendiger Glaube, eine Religion, ein Lebensgefühl, das seine Phantasie beschwingt und sich in Hunderten von Symbolen ausspricht, die meist der Natur und dann noch der alten reichen Schatzkammer dichterischer Symbole, der antiken Mythologie, entnommen sind. Die Erde und der Mensch, Ode an den Geist der Erde im Herbst, Das Geheimnis der Erde, Der Stern Sirius, Gedanken unter den Sternen. Der Wald von Westermain, Das Äußere und das Innere. Die Frage Wohin?, Die Glaubensprüfung, Die Probe der Mannheit, Der Fortschritt der Welt, Melampus, Phoebus mit Admetus, Der Tag der Tochter des Hades, Die Besänftigung der Demeter, Mit der Jägerin (Artemis), Mit der Überwinderin (Aphrodite) sind die Titel einiger der bedeutendsten.

Versuchen wir die wichtigsten Gedanken Merediths kurz darzustellen. Was sein Verhältnis zur überlieferten Religion angeht, so kennt er kein Kompromiß, macht nicht wie Tennyson den Versuch, zwischen Glauben und Wissen zu vermitteln. Er hatte eine Abneigung gegen den kirchlichen Betrieb, deren Grund wie bei so vielen Engländern, unter anderen auch bei Dickens, durch die Jugenderfahrungen, besonders die geisttötenden allsonntäglichen religiösen Übungen gelegt war. Geistliche kommen in seinen Romanen gewöhnlich schlecht weg; er hielt ihren Einfluß auf das Bürgertum für verderblich. Persönlich sympathisierte er mit der Freidenkerbewegung, dem Sekularismus oder Agnostizismus, in England, an deren Spitze Jakob Holyoake und Charles Bradlaugh standen. Aber er war kein Polemiker und auch kein leidenschaftlicher Leugner wie Swinburne, und die unfruchtbare Negation beschäftigt ihn wenig. Dem Christentum gegenüber nimmt er etwa den Standpunkt Lessings ein, erkennt in ihm eine Etappe auf dem Wege zur Erziehung des Menschengeschlechtes, eine Etappe allerdings, die wir überholt haben und die heute nur einen „Unglauben" darstellt.

1) Es ist interessant, in Merediths Briefen das scharfe Urteil zu lesen, das er über Tennyson, der damals der Abgott von England war, fällte.

2) Brief an Laurie Magnus vom 3. 4. 1907: My views of life are taken to be eccentric. They can hardly pretend to the title of philosophy, they are so simple. They are not the views of society, it is true . . .

Sein Glauben kreist um den Begriff der Erde, der „Mutter Erde," die in den Gedichten auch wohl nur als „sie" bezeichnet wird. Sie ist ihm der Inbegriff und das Symbol des Lebens, das große Sein, in dem und durch das alles Sein ist. Diese „Erde der schönen Brüste" hat wie Spinozas „deus sive natura" nichts Persönliches. Sie antwortet nicht auf unsere Frage nach dem „Woher und Wohin", Fragen, die nicht säen noch spinnen, sie gibt nicht Träne für Träne, ist unzugänglich für unser Klagen und Rasen, unerbittlich, wenn wir ihren Rädern zurufen innezuhalten. Alle die Symbole, Aussprüche, Offenbarungen in Sage und Geschichte, alle Gebete auf den Knien um Gaben sind nur Begierden des erschreckten Fleisches, sinnliche Träume. Der Weg zu dem Innersten der Natur, ihrer Seele, führt über die Wirklichkeit, die „heilige Wirklichkeit". „Eine offene Annahme des Wirklichen ist die feste Grundlage des Idealen", sagt Meredith in einem Brief.

Der Mensch aber ist ein Teil der Erde oder Natur, ihr „großes Wagnis". Torheit ist es von ihm, sich von ihr trennen, über sie erheben zu wollen. „Große Mutter Natur," heißt es in der Ode an den Geist der Natur im Herbst, „lehre mich wie du, die Jahreszeiten zu küssen und nicht zu klagen. Bin ich denn mehr als die Mutter, die mich geboren hat? Spotte nicht meiner mit deiner Harmonie!" „Sterbliche leben ihrem Tage, sie wird in ihren Kindern." Deshalb soll der Mensch nicht klagen, anklagen oder zweifeln, sondern auf ihre Stimme lauschen und in Gemeinschaft mit ihr leben. So wird, wie die Rose sich in der Erde entfaltet, die Seele sich entfalten „durch Blut und Tränen.". Wir sehen, es ist Goethescher Geist, der uns hier entgegenweht. Man könnte fast zu jedem dieser Gedichte Parallelen aus Goethe nennen. Einen Naturfrommen dieser Art schildert Meredith in dem schönen Gedicht von dem griechischen Arzt und Lehrer Melampus, der die Tiere innig liebte, auch die kleinsten, die im Grase und Steingeröll gleiten, auf den Zweigen hüpfen und ihr Gewebe zwischen Busch und Dorn spinnen, und so die Sprache der Vögel lernte und die Geheimnisse des Lebens der Pflanzen, und der die Menschen zu Maß und Harmonie führte wie sein Lehrer, der Gott Phoebus. Für diese Naturformen hat auch der Tod keine Schrecken. Ein persönliches Fortleben gibt es allerdings nicht. Die Empfindung, das Leben ist nicht an den Ort gebunden. Was von uns bleibt, ist unser Werk, unsere Gedanken. „Aber", sagt der Dichter zur Mutter Natur, „soll ich vom Tode zurückschrecken, wenn ich dich liebe? Soll ich mit Schaudern an die Brust sinken, die uns die Rose gibt?"

Merediths Naturfrömmigkeit ist aber keineswegs Quietismus, Passivität, Resignation. Die Natur ist zwar das Dauernde, ihre Gesetze sind unveränderlich, aber sie ist auch das in den Erscheinungsformen ewig Wechselnde, das Prinzip des Kampfes und des Fortschritts. Meredith hat den Gedanken der Evolution, der damals in England in Herbert Spencer und Charles Darwin seine größten Vertreter fand, aufgegriffen und vergeistigt. Das mystische Geheimnis der Natur, das wir nur durch die Liebe erfassen, ist die Fortentwicklung zum Geistigen, „von der Rose im Blute zur Rose im Geiste". Und wie Darwin erkennt er als das Mittel und den Weg dieser Fortentwicklung das Überleben der Passendsten oder, wie er es nennt, der Erde „Vorzug der Bestbegabten". Zwischen Lust und Schmerz führt die Natur die Menschen vom Tierischen zum Geistigen durch ihre Helden, „die Krieger des hellblickenden Gei-

stes". Durch Griechentum und Christentum geht dieser Aufstieg hindurch, bis das Selbst mit seinen Begierden und Leidenschaften gebändigt ist und der Mensch durch den Geist der Natur das Licht erkennt. Und was von der Menschheit als Ganzes gilt, das gilt auch vom einzelnen. Er ist der Schauplatz eines beständigen nie endenden Kampfes. Zwei Kräfte sind es, die den Menschen beherrschen. Meredith personifiziert sie als Artemis und Aphrodite. Jene ist der Kampf mit der Natur, die Askese, diese die Sinnlichkeit. Zwischen beiden, dem Felsen der Askese und dem Strudel der Sinnlichkeit, geht die Fahrt des Menschen hindurch. Meredith ist ein Gegner der asketischen Lebensansicht, wie sie in dem puritanischen England herrscht und sich vielfach mit einer krankhaften, verderbten und halb verhüllten Sinnlichkeit vereinigt. Aber er verfällt auch nicht in den Fehler Swinburnes, nun die Göttlichkeit des Sinnlichen zu predigen. Ziel und Aufgabe der Menschen sind doch der Fortschritt vom Sinnlichen zum Geistigen. Doch nicht in Isolierung vollzieht sich diese Befreiung vom Tierischen, sondern allein in Gemeinschaft mit den Mitmenschen, durch die Liebe zu ihnen und zur Natur. Nur so kann der Feind überwunden werden, „der böse Teufel des Selbst, der unersättliche Genießer, der listige Kobold in wechselnden Gestalten, der Anführer der bösen Geister, der Brudermörder, der Dieb, Ungläubige, der Huf und Horn tragende". Dieser Kampf mit dem Selbst, im Einklange mit der Natur, nicht versuchend ihre Kette zu brechen, ihr gehorchend, ohne ihr Sklave zu sein, das ist der wahre Sinn des Lebens, „die Probe der Mannheit", ein Kampf ohne Ende und ohne Sieg und Krönung, ohne Eingriff einer Macht von oben, ohne Trost in der Niederlage außer dem Bewußtsein wohl angewandter Kraft, das die Kraft erneut.

So ist die Lebensphilosophie Merediths ein lebensfroher Optimismus, ein fester Glaube an den Fortschritt der Menschheit. Die Natur ist ihm eine nie versiegende Quelle der Hoffnung. Die Drossel, die an einem Februarabend auf einem Zweige gegenüber seinem Arbeitszimmer sitzt, erscheint als „Zwielichtvogel der Verheißung", dem schaffenden, naturgläubigen Menschen ein Sinnbild; ein trüber, regnerisch-feuchter Herbsttag, an dem alles farblos und düster erscheint, gemahnt ihn nicht an den Tod, sondern an die Saat, die in die Erde gestreut ist, und lehrt ihn in der Brust die keimende Zukunft zu fühlen; ein Frühjahrssturm, der die Natur peitscht und alles wild durcheinander jagt, zeigt uns als Sinn des Lebens die straffe Zusammenfassung und Lenkung der Kräfte auf dem Wege aufwärts, den auch die Natur in ihrer Entwicklung geht; der Stern Sirius ist das Sinnbild des tapferen, freudigen Lebenskämpfers; die ganze Natur, die Sterne, der strahlende Winterhimmel, die aufsteigende Lerche und ihr Lied, alles ermahnt uns zu fröhlichem Kampf im Einklange mit der Natur.

Auch Trost im Leid vermag die Natur zu spenden. Als der Dichter über den bevorstehenden Verlust der treuen Lebensgefährtin von Schmerz übermannt ist, so daß „die Erde der schönen Brüste" seiner Verzweiflung wie eine Hexe erscheint, eine Mutter des Leidens und des Spottes, da erweckt der Anblick eines blühenden Kirschbaumes wieder den Glauben in ihm, der in der Erde wurzelt und über die Schranken des Selbst hinausführt zur Einheit mit ihr und ihrem höchsten Sinne, der Vernunft. (Die Glaubensprobe.) Ein warmer Regen nach langer Dürre in lauer Som-

mernacht erfrischt nicht nur die dürstende Erde, sondern auch die verheiratete Frau, die seit Jahren auf die Rückkehr ihres im Kriege fernen Gatten wartet. (Die Erde und eine verheiratete Frau.)

So ist der Mensch das Kind der Natur. Aber er hat sie auch zu wirklichem Leben gebracht, sie bewußt gemacht, ihr höheren Sinn verliehen. „Die Erde war nicht Erde, ehe ihre Söhne erschienen, noch Schönheit Schönheit, ehe die junge Liebe geboren war." (Würdigung.) In ihren begnadetsten Kindern offenbart sich dies am deutlichsten. So verstehen wir Shakespeares Geist. Von der Natur hat er seine Kenntnis menschlicher Leidenschaften, seinen Honigmund, seine sonnige Heiterkeit, sein Lachen, „breit wie zehntausend weidende Rinder".

Das ist etwa in ihren Grundzügen die Naturreligion, zu der Meredith sich bekennt. Goethe in erster Linie, wir möchten annehmen Spinoza, obgleich er den Namen nie erwähnt, Darwin und die Entwicklungslehre —, das sind die Einflüsse, die sie gebildet haben. Aber er hat die Ideen, die er diesen großen Männern verdankt, mit dem Glanze einer reichen, fruchtbaren Phantasie und der Wärme einer innigen Liebe zur Natur und Menschheit umkleidet und ihnen dadurch den Wert und die Überzeugungskraft eines lebendigen Glaubens verliehen. Und vom Standpunkte dieses Glaubens legt er seinen Maßstab an die Erscheinungen des Lebens, übt Kritik an der Gesellschaft, an dem Volke, dem er angehört. Diese Gesellschaftskritik findet sich naturgemäß besonders in seinen Romanen, aber auch seine Dichtung enthält interessante Beiträge dazu. Da ist ein Mammutgedicht von etwa 700 3- oder 4hebigen unregelmäßig gereimten Zeilen mit dem Titel: Die leere Börse. Eine Predigt für unseren jüngeren verlorenen Sohn. Es ist in der Tat eine Predigt in Versen, deren Gegenstand die Gefahren des Reichtums und der hohen Geburt, der Segen der Arbeit und des Lebenskampfes, die Verherrlichung des Fortschritts und der Demokratie ist. Es ist geistvoll und gedankenreich und hat wunderbare Stellen, aber manches darin ist so dunkel und unverständlich, daß es ohne Kommentar nicht zu verstehen ist. Ist es Poesie? Manche Kritiker sprechen ihm den Namen eines Gedichtes ab, aber das Poetische offenbart sich in mancherlei Art, und die Haupteigenschaft der Poesie, Begeisterung, starkes Gefühl und der plastische, konkrete, prägnante Ausdruck der Gedanken lassen sich ihm nicht absprechen. Dasselbe gilt von einer anderen poetischen Abhandlung, der Ode an den komischen Geist, 400 4- und 5hebigen Versen, in denen der Dichter die Methode seiner Kritik des Lebens darlegt. Diese Methode ist im allgemeinen nicht die der Predigt, denn „die Predigt in Reimen" ist, wie er selbst sagt, „nicht beliebt und hat keine Anziehungskraft", sondern die der komischen Darstellung. Der komische Geist ist „das Schwert des gesunden Menschenverstandes". Er verfolgt das irrende Herz auf seinen verschlungenen Gängen, entlarvt Selbsttäuschung, Anmaßung, Stolz und Heuchelei und durchleuchtet die Tiefen und Winkel unserer tierischen Natur. Durch eine sinnreiche, originelle Parabel in lucianischer Manier erläutert der Dichter seine Gedanken. Die Götter, die den frechen Spötter Momus vom Olymp gestoßen haben, verlieren durch den Mangel einer gesunden Korrektur ihrer Begierden jede Haltung und stürzen schließlich auf die Erde. Dort spielen sie, unsterblich und doch heruntergekommen, als Musikbande am Strande

eines Seebades auf, Jupiter als Posaunenbläser, Ares als Trompeter, Apollo als Harfenschläger, Artemis mit der Triangel, Aphrodite das Publikum mit ihren Augen anlockend, eine gemeine Dirne. Die Gedanken, die Meredith in diesem interessanten Gedichte ausspricht — er hat über denselben Gegenstand einen feinsinnigen Essay Über die Komödie und den Nutzen des komischen Geistes geschrieben — sind ein Schlüssel zum Verständnis seiner Kunst.

Manches andere wird noch in den Gedichten behandelt, die Frauenfrage, Keltentum und Angelsachsentum, Englands Stellung in der Welt, endlich die Geschichte Frankreichs von der Revolution bis zum Kriege von 1870/71. Von den vier umfangreichen Gedichten, die diesem letzteren Gegenstand gewidmet sind, sind einige so schwer verständlich, daß selbst Trevelyan an ihrer Erklärung verzweifelt. Der alte Dichter hat sich immer mehr in seinen Gedankenkreis eingesponnen und sich eine eigene Sprache dafür geschaffen, die oft erst in die allgemeine übertragen werden muß, um verstanden zu werden. Das aber nimmt der Poesie eines ihrer Haupterfordernisse, wenigstens in einem gewissen Kreise allgemein verständlich zu sein.

„Ein Mann, der populär zu sein hofft, muß von der Menge aus und als das Herz der Menge denken. Wenn er Einfällen seines eigenen Kopfes folgt, so kann er nicht auf allgemeine Achtung hoffen und sein Werk ist geringer", schreibt Meredith an einen Freund (28. 9. 1864) mit Bezug auf seine eigenen Gedichte, darin eine treffende Selbstkritik derselben bietend. Ein großer Teil der Poesie Merediths wird bei aller Schönheit im einzelnen immer nur für einen engen esoterischen Kreis genießbar sein. Nur der gläubige Meredithianer wird ihre psychologische Feinheit zu würdigen wissen. Von allgemeiner Bedeutung aber sind Merediths Bekenntnis- und Erbauungsgedichte, dieser Ausdruck einer wahrhaften und echten Naturfrömmigkeit und eines darauf gegründeten sieghaften und kraftvollen Optimismus. Diese Gedichte, in denen ein starker und furchtloser Denker und tief empfindender Dichter sein metaphysisches Erleben niedergelegt hat, werden bleiben und so manchem modernen Menschen, den die alten Formeln nicht mehr befriedigen und der doch die tiefe Sehnsucht nach einer Synthese des Seienden in sich fühlt, Trost spenden und Mut und Hoffnung geben.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Von Kieler Professoren.

Briefe aus drei Jahrhunderten zur Geschichte der Universität Kiel. Herausgegeben von Dr. M. Liepmann, Professor der Rechte in Kiel.

Die enge Verflechtung der Geschichte unserer Universitäten in die Wandlungen des politischen Lebens unseres Volkes, den Anteil ihrer Lehrer an seinen Kämpfen zeigt uns von neuem die Festgabe der Universität Kiel zur Feier ihres 250jährigen Bestehens (5. Oktober 1915). Die deutsche Verlagsanstalt hat dem stattlichen Quartband in Druck, Papier, Ausstattung ein vornehmes Aussehn gegeben, Archivrat Dr. Kupke-Schleswig ein — unentbehrliches — Namen- und Sachregister in mühevoller Arbeit zusammengestellt. Wir erhalten hier etwa 250 meist ungedruckte Briefe von und an Kieler Professoren, zwischen die zur Beleuchtung der Zeitgeschichte durch charakteristische Züge auch Schriftstücke anderer Herkunft, meist amtlicher Stellen, vereinzelt eingestreut sind. Der Herausgeber denkt an einen größeren Leserkreis und hat deshalb aus einem weit reichlicher zugeflossenen Material alles ausgeschieden, was auf Teilnahme nur bei Vertretern einzelner Fächer rechnen konnte oder, wie die meisten Briefe des 17. und 18. Jahrhunderts, von denen er über 1000 gesammelt hat, einer eingehenden Kommentierung bedurft hätte, um verständlich zu werden. Fünf Sechstel der mitgeteilten Briefe gehören dem 19. Jahrhundert an. Vertreten sind etwa 50 Kieler Professoren, unter ihnen J. A. Feuerbach, A. W. Cramer, Nik. Falck, K. Th. Welcker, Dahlmann, J. G. Droysen, G. Waitz, H. M. Chalybaeus, K. V. Müllenhoff, O. Jahn, A. v. Gutschmid, Erwin Rohde, Ihering, Treitschke, Dilthey, um nur einige zu nennen, daneben Niebuhr, Ranke, A. v. Humboldt, Helmholtz u. a., die der Universität nicht als Lehrer angehört haben. Auch von Lotte Hegewisch, mit dem alten Kiel und seiner geistigen Welt so eng verbunden, ist ein Bruchstück — 11 Zeilen, 11 Ausrufungszeichen — eines Briefes an Dahlmann aufgenommen. — Um von den eingeschalteten Schriftstücken einige herauszugreifen, so richten 1830 nach dem Auftreten von Uwe Jens Lornsen die Kieler Studenten an das Konsistorium (Senat) die Bitte, daß die Landesuniversität den König zur Einführung einer zeitgemäßen Repräsentativverfassung gemeinschaftlich für die Herzogtümer Schleswig und Holstein veranlasse. — 1837 sprechen Einwohner Kiels den Göttinger Sieben — „als Deutsche — Deutsche der Geburt und Gesinnung nach" — ihren Dank aus für die „ehrenwerthe That, von deren hohem Werth wir uns auf das Tiefste durchdrungen fühlen". Mit beherzigenswerten Worten verleiht die Statthalterschaft (F. Reventlow, Beseler) 1850 an Dahlmann die in ihrem Auftrage geprägte Denkmünze: „Sie, der Einzelne, haben wie die Herzogthümer das Loos tragen müssen, daß vor Anderen Deutsch sein mehr wie andere für Deutschland leiden heißt."

In ihrer Gesamtheit geben die Briefe — und das ist der Gedanke des Herausgebers — ein Spiegelbild des Lebens an einer Universität, „das sich .. in einer individuellen und persönlichen Tätigkeit Einzelner äußert. Aus Bedürfnissen und Stimmungen des Augenblicks geboren, bringen sie eindrucksvoll diesen individuellen und persönlichen Charakter der Arbeit eines Professors, seiner Kämpfe und Strebungen, seiner Sorgen und seiner Freuden zum Ausdruck". Dem Reichtum ihres Inhalts, der fast unerschöpflich scheint, im Rahmen einer kurzen Anzeige gerecht zu werden, ist unmöglich.

Neben der eben bezeichneten Aufgabe ergab sich dem Herausgeber, als er sein Material durchmusterte, noch eine besondere. Der „leitende und hinreißende Einfluß, den die Kieler Professoren in dem Kampf der ‚Herzogtümer' um ihre nationale Selbständigkeit und ihr Deutschtum von 1830 bis 1864 auf das ‚Land' und die allgemeine öffentliche Meinung in Deutschland ausgeübt haben, schien ihm immer lebendiger und vielseitiger in diesen Briefen zutage zu treten." Schon die Zahl der Briefe, die dem genannten Zeitraum angehören (etwa 160), zeigt, wie sehr ihm am Herzen lag, gerade diese Seite der Tätigkeit der Kieler Professoren in den Vordergrund zu stellen. Hier durfte er auf die allgemeinste Teilnahme rechnen. Nicht daß wir aus ihnen eigentlich viel Neues zur Geschichte jener bewegten Jahre erführen, gibt den Briefen ihren Wert, denn der politische Einfluß der Professoren auf ihre Zeitgenossen war längst bekannt, aber diese Zeugnisse idealer Gesinnung, der Überzeugung ihrer Verfasser vom Rechte der Herzog-

tümer, des Vertrauens auf ihre und des gemeinsamen Vaterlandes Zukunft, der männlichen, selbstlosen Hingebung an ihre Sache, werden jedem, der den Aufschwung des deutschen Gedankens auch in einer uns schon ferner rückenden Zeit innerlich noch mitzuerleben vermag, willkommen sein und berühren gerade heute in uns verwandte Saiten. Ob wir diesen Einfluß der Kieler Professoren, wie der Herausgeber meint, in den Briefen als „leitend" und „hinreißend" erkennen werden, mag zweifelhaft sein. Naturgemäß kommen mehr die Gedanken, das Wollen und Streben der Schreibenden in ihnen zum Ausdruck, als die Wirkung ihres Wortes. Eins aber scheint mir deutlich zu sein: mag man den Einfluß der Professoren höher oder niedriger einschätzen, daß die beiden Bewegungen, die deutsche und die schleswig-holsteinische, die, wenn auch letzten Endes einer gemeinsamen Wurzel entstammend, doch ursprünglich voneinander getrennt entstehen und Ziele verfolgen, die nicht zusammenfallen, daß diese schließlich zusammenwachsen, ist ihr Verdienst. Jeder Schleswig-Holsteiner, der für sein Recht und für seine Sprache gegen die Dänen kämpft, kämpft ja für eine deutsche Sache, jeder Deutsche, der von des Vaterlandes Macht und Ehre schwärmt, nimmt Anteil an ihrem Ringen, daß beide Hand in Hand gehen, erscheint uns heute natürlich, ist aber nicht das Ursprüngliche. Wenigstens nicht in den Herzogtümern, für die allein sich hier etwas ausmachen läßt. Noch 1835 erhebt Dahlmann in einem Briefe an Hegewisch den Vorwurf, daß „man die deutschen Zustände in Holstein gar zu sehr zu ignorieren liebt", er warnt ihn, daß „man sich dadurch politisch etwas an die Luft stellt", und fügt, weitsichtiger als der Freund, prophetisch hinzu: „daß am Ende dieses zerfetzte, zerrissene Deutschland ein gewichtiges Wort mitsprechen wird." Auch J. G. Droysen, der 1840 nach Kiel kommt, klagt, daß den „Hierländischen ihr besonderes Vaterland tief im Herzen sitzt" und verwünscht ihren „Provinzialismus". Und noch 1850 meint Nik. Falck — freilich in einem Brief an einen Kopenhagener Freund — daß die schleswig-holsteinische Frage nur Dänemark und die Herzogtümer etwas angehe. Wieviel bedeutet es bei diesem Partikularismus der Holsteiner, daß immer wieder Dozenten aus dem weiteren Vaterlande an die Universität kommen und umfassendere politische Anschauungen mitbringen! Gerade Droysen sieht seine besondere Aufgabe darin, die Holsteiner aus ihrem Provinzialismus „herauszuhetzen", er versäumt keine Gelegenheit, ihnen das große Vaterland ins Herz zu rufen. Wie wenig er sich vom Erfolg seiner Bemühungen befriedigt fühlt, zeigt seine Klage 1845, daß er in Kiel keinen rechten Wirkungskreis finde, er sehnt sich weg. Ein kleiner Vorgang, den er in einem Briefe an Olshausen erwähnt, ist bezeichnend dafür, wie verschieden auch die Kreise, die sich in dem Kampfe gegen Dänemark einig sind, über die Stellung zu Deutschland denken. Unter seinen Zuhörern hatte Droysen den Gedanken einer neuen Zeitschrift angeregt; „Norddeutsche Blätter" sollte „Name und Tendenz" sein. Aber die Ausführung des Planes nahmen der Advokat Carstens, Falck und „die Herren Professoren" in die Hand. Der Name wird in „Neue Kieler Blätter" umgeändert. So wird ein Unternehmen, das „frisch, dreist und erfolgreich zu werden versprach, wieder in den unseligen Lokaleifer hinabgeschleudert, an dem im besten Falle wenig zu verderben ist". Die „Neuen Kieler Blätter" sind dann für Verknüpfung der schleswig-holsteinischen mit der deutschen Politik eingetreten, wie sie seit dem „Offenen Brief" notwendig wurde.

Dem Einfluß der Kieler Professoren auf das Land in der Zeit der Erhebung hat später die dänische Regierung das vollwichtigste Zeugnis dadurch ausgestellt, daß sie alle, die irgendwie hervorgetreten waren und Kiel noch nicht verlassen hatten, ihres Amtes enthob. Ihr Vorgehn wirkte verheerend auf die Universität; sie verlor damals ihre namhaftesten Lehrer. Man muß darüber die Briefe von H. M. Chalybaeus nachlesen. Er entwirft (1854) ein wahrhaft trostloses Bild: Die medizinische Fakultät geht zurück. Mit dem Bau der neuen Krankenhäuser wird es nichts. Theologen aus Schleswig studieren hier jetzt gar keine, sie sind alle, selbst aus dem deutschen Schleswig nach Kopenhagen, einige auf andere Universitäten gegangen. Es ist unter den Professoren jetzt keiner mehr, der durch Ansehn und Tradition sie zum Fleiße anspornt; die Meinung der Unbedeutendheit hat sich nun einmal breitgemacht; es wird schlecht gehört, sie sind unerhört faul, schwänzen, viele Collegien sind fast ganz aufgeflogen. Die Folge davon ist, daß sie sich in Kneipen herumtreiben und Exzesse machen. Am schlechtesten ist die juristische Fakultät daran.. „von der philosophischen will ich schwei-

gen. Thaulow und (Friedrich) Harms haben so gut wie keine oder gar keine Zuhörer. Das philologische Seminar unsres guten Nitzsch" (er war nach Leipzig gegangen) — „wie sieht es aus — es sind Philologen genug da, aber sie hören nichts... Überhaupt ist in der ganzen Gesellschaft kein belebendes Element.. demgemäß gestaltet oder entstaltet sich auch das gesellige Leben. Die Mediziner Litzmann, Behn bilden mit Carsten und Planck die sogenannte ‚große Familie' und schließen sich eng ab... Allerdings herrscht hier nach wie vor Lehrfreiheit, niemand bekümmert sich darum, was doziert wird, nur vor gewissen Ausdrücken wie Schleswig-Holstein muß man sich hüten.."

Die dänische Regierung hat, soweit das möglich war, die Universität gegen Deutschland isoliert. „Die Dänen haben die Verbindung mit Deutschland in der raffiniertesten Weise erschwert", schreibt Treitschke 1. 11. 66 an seine Braut, „wenn ich zu Weihnachten zu Dir will, muß ich Urlaub haben — für die Ferien! —; nach Kopenhagen oder Jütland darf ich ohne Urlaub." Auch der Einfluß der Kieler Professoren in deutsch-nationalem Sinne — darin weiche ich von Liepmann ab, der ein Fortwirken bis 1864 annimmt — hört auf. Vielmehr ist die Abschließung der „großen Familie" typisch. Man will an der Universiiät und im Lande nur noch holsteinisch sein. Jetzt entwickelt sich der „holsteinische Normalmensch", der in seiner „selbstgenügsamen Verkommenheit", in seinem Stolz „auf sein deutsches China, mit seinen Rechten, Corporationen, Klostervögten, Bauernvögten, Hardesvögten, seiner Stagnation und Anarchie" 10 Jahre später A. von Gutschmid, der freilich starke Farben liebt, so unerträglich war. „Der Holsteiner haßt", schreibt er an Treitschke, „die Süddeutschen, wie den Tod, ‚denn' — das bekommt man hier öfters zu hören — ‚sie nehmen unseren Kindern das Brod weg'; und alles hinter Hamburg ist Süddeutschland, ist Ausland." Soweit gingen die Wege auseinander, wenn Gutschmid richtig gesehen hat, daß eine Entfremdung zwischen Holstein und Deutschland eingetreten war. 1866 ist die Stimmung an der Universität nicht mehr einheitlich, die Zuhörer Gutschmids, auch die Juristen, sind zum Teil preußisch gesinnt, „die Stimmung ist hier rasend umgeschlagen". „In der Gesellschaft herrscht hier das Frauenzimm er absolut, und das Frauenzimmer politisiert; es ist auch vornehmlich an der Apotheose des Herzogs Schuld. Eine Macht ist die κατ' ἐξοχὴν herzogstreue Lotte Hegewisch". „Lotte ist was man im Olymp Athene, in Loschwitz aber Naive nennt, eine achtbare, sehr gescheute und sehr unweibliche Persönlichkeit. Als Waitz noch hier war, war sie die politische Aspasia dieses Sokrates." An der Universität bilden die Augustenburger zwei Fünftel. Alle 25 Professoren verkehren regelmäßig, etwas steif und akademisch, gesellschaftlich miteinander. Gutschmid verspricht sich viel von der Wirksamkeit und vor allem von der Persönlichkeit Treitschkes: „Es ist eine wahre Wohlthat, daß eine politische Capazität in die Herzogthümer kommt."

Von der Stellung und dem Einfluß der Kieler Professoren während der letzten Wendung der Geschicke der Herzogtümer erfahren wir so gut wie nichts, da Briefe aus der preußischen Zeit, wie der Herausgeber im Vorwort bedauernd bemerkt, ihm nicht zugegangen sind. Vielleicht füllt eine zweite Auflage des Buches diese Lücke aus. Denn um das Gesamtbild zu vervollständigen, müssen auch die zu Worte kommen, die mit der neuen Zeit nicht einverstanden waren.

Zehlendorf. Prof. Wilhelm Pfeifer.

Der Protestantismus in der Völkerpsychologie.

Es ist bezeichnend, wie in der Stellungnahme zur Reformation die verschiedene psychologische Eigenart der Völker zur Geltung kommt. Es dürfte der Allgemeinheit wenig bekannt sein, daß eine Reihe hervorragender Männer, wie Michelet und Quinet, der (in Deutschland leider so wenig bekannte) Philosoph Renouvier, der Soziologe Laveleye, die Freidenker Ménard und Pillon (sogar mit Berufung auf Turgot) für die — wenigstens provisorische — Einführung des Protestantismus in Frankreich eingetreten sind. Sie erhofften von der französischen Reformation die Hebung des wirtschaftlichen Fortschrittes, der Volksbildung und die Behebung des Bevölkerungsrückstandes wie der innerpolitischen Unruhe. Alle diese Pläne haben jedoch (abgesehen von der Bekehrung einiger Dörfer im Gebiet von Yonne, Marne und Aude) kein greifbares Resultat gehabt. Die Ursachen sind, wie mir scheint, treffend von Alfred Fouillée in seiner „Esquisse psychologique des peuples européens" aufgezeigt worden: „Die Gegenbewegung zu-

gunsten der Dogmen — sagt er — bleibt in Frankreich an der Oberfläche, um so mehr, als sie von einer Anzahl von Schriftstellern geführt wird, die selber nicht immer im Besitze des Glaubens zu sein scheinen. Es ist ohne Beispiel, die Völker hinzureißen durch Ratschläge, im eigenen Interesse etwas zu glauben, was man selber nicht glaubt. So muß man denn einen klaren Standpunkt einnehmen: der katholische Glaube verringert sich immer mehr in Frankreich und kann nur durch einen philosophischen und sozialen Glauben ersetzt werden. Andererseits verabscheut der französische Geist halbe Maßnahmen, mehr oder weniger unlogische Kompromisse: man kann daher nicht (mit Renouvier) hoffen, daß der Franzose, indem er den Glauben an den Katholizismus verliert, das Bedürfnis empfinden wird, an den Protestantismus zu glauben, weil hier die Portion des Mysteriums oder Wunders geringer, die der Vernunft größer ist; der Wunderglaube erscheint ihm nicht als eine Portionsfrage: einer der Züge des französischen Geistes ist der logische Radikalismus: alles oder nichts; er ist entweder ganz gläubig oder ganz ungläubig." Im Gegensatz zur deutschen Reformation weisen Fouillée, wie sein Schüler, der berühmte Guyau, auf die französische Revolution hin. Oder vielmehr ihnen erscheint die Revolution als französische Reformation. „Mit Quinet wünschen, daß die Revolution protestantisch werde", sagt Guyau, „heißt, sie mißverstehen; republikanisch in der Politik, strebte die Revolution danach, die Gedanken von jeglicher religiösen Herrschaft, von jedem uniformen und irrationellen dogmatischen Glauben zu befreien." Als die französische Reformation betrachtet (oder erwartet?) auch Fouillée eine humanitäre „Laienreform", eine Art „philosophischen Katholizismus des freien Gedankens", ohne Mystik, ohne Individualismus, mit dem Solidarismus und den Menschenrechten als Grund. Bezeichnend ist es, daß auf deutschem Boden bereits Hegel in der gleichen Weise den fraglichen Gegensatz der beiden Völker beurteilte: die (französische) Revolution habe ihre erste Anregung von der Philosophie erhalten; in Deutschland aber habe die Theologie selbst die Aufklärung aufgenommen, während in Frankreich die philosophische Aufklärung sich gegen die Theologie gekehrt habe.

In gleicher Weise, wie die Franzosen, haben sich auch die Russen zum Protestantismus verhalten. Alle ihre Religionsphilosophen und Soziologen (voran Herzen), die sich von dem orthodoxen Glauben abgewendet haben, finden in dem Protestantismus nur eine unbefriedigende Halbheit. Ihre Enttäuschung an dem Westen, den sie ja häufig durch unmittelbare Anschauung kennen lernten, erklärt sich nicht zuletzt dadurch. Eine Ausnahme bildet nur der bekannte russische Schriftsteller Schelgunow. In seinen „Skizzen des russischen Lebens" vergleicht er den Russen mit dem Deutschen und Romanen und kommt zum Schlusse daß das, was die Russen als mechanische Ordnung an den Deutschen verurteilen, das Präzise und Bestimmte der Begriffe und Normen sei, und eben dieses sei nur bei protestantischen Völkern zu finden; die katholischen Völker, die Franzosen und Italiener, seien unordentlich, zügellos und begännen den Plan für ihr Handeln erst dann zu machen, wenn sie schon handeln sollten. Nach Schelgunow hat der Protestantismus alle Gefühle und Gedanken der Zucht unterworfen: Martin Luther war ein ganz praktischer Reformator; der Protestantismus verspricht nicht den Kranich am Himmel, sondern die beste Ordnung auf der Erde. Das Luthertum ist die geistig-moralische Schule zur Organisation der irdischen Beziehungen, eine ethische Instruktion für alle Lagen und Beziehungen.

In neuester Zeit hat Max Weber insbesondere auf die Bedeutung der speziell kalvinistischen Reformation für die wirtschaftliche Entwicklung hingewiesen. (Schon Laveleye stellt unter diesem Gesichtspunkte die angelsächsischen und germanischen Völker den romanischen gegenüber.) Webers Lehren haben einen intensiven Einfluß auf die deutsche Nationalökonomie gehabt. Unter diesem Einfluß ist auch Sombarts Werk „Die Juden uud das Wirtschaftsleben" entstanden (die rationalistische Verwandtschaft des Judentums mit dem Protestantismus betonen auch andere Autoren wie z. B. der gleich zu nennende Massaryk), das freilich in vielen Hinsichten übers Ziel hinausschießt und namentlich die gesetzlichen Einschränkungen der Beschäftigungsweise der Juden im Mittelalter und zum Teil noch in der Neuzeit vielfach unterschätzt.

Auf einschlägige Lehren und Tatsachen gestützt, hat neuerdings der Tscheche Th. G. Massaryk in seinem Werk „Rußland und Europa" (von dem 1913 zwei Bände bei

Eugen Diederichs erschienen) den Protestantismus zu einem völkerpsychologisch, ja weltgeschichtlich grundlegenden Faktor erhoben und diese These in tief schürfenden Ausführungen, besonders über russische Geschichts- und Religionsphilosophie, durchgeführt. Für ihn bedeutet der Protestantismus eine neue entwicklungsgeschichtliche Epoche, die den Übergang zur Aufklärung, Demokratie und Freiheit in sich birgt. Er bedeutet ihm aber auch eine besondere psychische Einstellung, einen Komplex sozial wie individuell gleich wichtiger seelischer Eigenschaften: die Fähigkeit zur inneren Stetigkeit, zur Kleinarbeit, zum Vermeiden von Schwankungen zwischen den Extremen, kurz zu einer zwar im Wege von Kompromissen, aber organisch fortschreitenden Entwicklung. Ganz gegenteilige Eigenschaften hat aber der religiöse Absolutismus, sei es die Orthodoxie oder der Katholizismus, den von ihm beherrschten Völkern anerzogen. Diese besondere psychische Attitüde äußert sich auf vielen Lebensgebieten, ganz besonders in der Philosophie und der Politik. Die protestantischen Völker weisen im allgemeinen eine ruhigere politische Entwicklung auf.[1]) Die gemeinsame geistige Wurzel zeitige hingegen ähnliche Erscheinungen bei den Russen und den Romanen. So ist der russische Anarchismus historisch und psychologisch ein Protest gegen die russische Orthodoxie. Aber dieser Anarchismus hat mit dem französischen Anarchismus viel Verwandtes, überhaupt ist der Anarchismus bis jetzt vorwiegend in katholischen Ländern zu finden. So bewegt sich der Russe wie der Franzose mit Vorliebe in abstrakten Verallgemeinerungen, der eine wie der andere ist in seinem Denken radikal, keiner von beiden hat in seiner Arbeit und Stimmung die deutsche „Andacht zum Kleinen“ u. dgl.

Massaryk erhebt die Religion überhaupt zur „zentralen und zentralisierenden geistigen Macht im Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit“. Viele der von ihm vorgebrachten Tatsachen erklären sich freilich noch natürlicher durch den Einfluß der Natur und der Geschichte. Diese Einflüsse will auch Massaryk nicht in Abrede stellen, er findet sie aber ungenügend zur vollständigen Erklärung. Mit dieser Einschränkung können wir wohl seine allgemeine These annehmen. Eine wichtige Tatsache bleibt gleichwohl durch sie unerklärlich — die Selbstmordneigung, der M. selbt als Verfallserscheinung eine zentrale Bedeutung beimißt.[1]) Der Selbstmord ist bekanntlich mit steter statistischer Regelmäßigkeit in katholischen Ländern seltener als in protestantischen. Und zwar — was besonders merkwürdig ist — nicht nur dort, wo der katholische Glaube mit seiner Verpönung des Selbstmords noch lebendig ist, sondern auch in Ländern des religiösen Indifferentismus und der Irreligiosität wie Frankreich. Der französische Soziologe Durkheim erblickt hierin den sozial bindenden Einfluß des Katholizismus, der sich als psychische Gesamtstimmung auch bei Nichtgläubigen geltend macht; und auch der deutsche Statistiker G. v. Mayr tritt dieser Erklärung bei.

Berlin. Dr. E. Hurwicz.

1) Diese letztere Tatsache hat — wie mir Herr Prof. Cornicelius in dankenswerter Weise mitteilt — auch Treitschke gern hervorgehoben, so Deutsche Geschichte 3, 128 und „Zehn Jahre deutscher Kämpfe“ 2, 84.

1) So auch schon in seiner Schrift „Der Selbstmord als Massenerscheinung der modernen Zivilisation“. Wien 1881.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 4 1. FEBRUAR 1918

Geschichtschreibung.

Vortrag gehalten zum Besten des Akademischen Hilfsbundes 16. XII. 17.

Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Wenn ich rechtzeitig daran gedacht hätte, daß in diese Tage Winckelmanns zweihundertster Geburtstag fiele, so würde ich heute von ihm reden, obgleich es schwer hält, über den etwas zu sagen, dessen Biographie Goethe und Karl Justi geschrieben haben. Denn das Gedächtnis des Mannes muß lebendig erhalten werden, der als erster Deutscher auch das Ausland zwang, bei ihm zu lernen, was Lessing und Herder nicht erreichten. Noch in der Zeit, da ich studierte, gehörte seine Geschichte der Kunst des Altertums zu den Büchern, die wir unbedingt lesen mußten, Niebuhrs Römische Geschichte schon nicht mehr. Heute dürften sie beide in gleicher Reihe stehen. Wir sind gewohnt, die wahrhaft wissenschaftliche Geschichtsforschung von Niebuhr zu datieren, und das trifft zu, wenn man an die politische Geschichte denkt, trifft durchaus zu für die Kritik der Überlieferung. Winckelmann hatte eine Überlieferung so gut wie gar nicht vor sich, mußte also etwas noch Größeres unternehmen, eine Geschichte der Kunst aus ihren Resten, ihren Dokumenten, aufbauen. Das hat er mit dem Geiste des echten Historikers getan, einem neuen Geiste, der Lessing noch ganz fremd war. Herder verstand ihn; in Herder lebte er weiter. Heyne verstand ihn, und seine Lehre zündete in vielen. Aus dem Studium des Altertums, zunächst seiner Kunstwerke in Schrift und Bild, und der Kritik seiner Überlieferung ist ja die wissenschaftliche Geschichtsforschung geboren, die wir als einen ebenso großen Fortschritt über die hellenische Wissenschaft preisen dürfen wie die moderne Naturwissenschaft.

Wahre Wissenschaft kennt ihr Ziel, aber sie weiß, daß sie ihm zwar immer näher kommt, aber es niemals erreicht. Je schneller sie fortschreitet, um so rascher treten auch die Werke der bedeutendsten Forscher in den Schatten. Die Ergebnisse ihrer Untersuchungen werden, meist umgebildet, Grundlagen neuer Arbeit; nach den Beweisen fragt man nicht mehr. Die zusammenfassenden Darstellungen genügen erst recht nicht mehr. Wenn sie sich dennoch in den Händen der Leser erhalten, so danken sie es ihren künstlerischen Vorzügen, bewirkt es der Poet, der in Historikern dieses Ranges steckt. Diese Tage haben uns Veranlassung gegeben, auch Theodor Mommsens besonders zu gedenken. Seine Römische Geschichte lebt noch, und wir können uns kaum vorstellen, daß sie einmal das Los Niebuhrs teilen wird, der allerdings als Poet lange nicht so hoch steht. Und doch mußten wir bekennen, daß sie nicht mehr genügt, wenn wir nach der Wahrheit über Rom fragen. Mommsen selbst hat dazu das meiste getan. Die Wissenschaft ist nicht minder grausam als die Natur;

auch sie muß zerstören, damit das Leben weiter geht.

Wenn wir uns über die Kunst der Griechen und den Staat der Römer belehren, so ist unser Ziel, diese Objekte zu verstehen, anschauend zu genießen. Lernen werden wir dabei indessen auch für unser Urteil darüber, was im Kunstschaffen und in der Ordnung der Gesellschaft, die wir Staat nennen, echt und recht und lebenskräftig ist; und zwar lernen unbeirrt durch die Vorurteile und Leidenschaften des Tages. Darum ist die Beschäftigung mit der Weltperiode, die vor dem Eintreten der Nordvölker liegt, zur Bildung des geschichtlichen, auch des politischen Sinnes unentbehrlich, die Abschaffung des Unterrichts in der alten Geschichte unverantwortlich, die von denen oktroyiert ist, die mit autokratischer Willkür über unsere Schule schalten dürfen. Das Jahrtausend, in dem die Kirche die neuen Völker beherrscht und erzieht, bis sie mündig werden, ist zwar auch abgeschlossen; man kann auch an ihm geschichtliches Forschen und Urteilen lernen; aber trotz der zeitlichen Nähe fordert es ein viel stärkeres Umdenken: Dante ist unendlich schwerer als Aischylos, und die Philosophie der Kirche setzt die griechische voraus. An moderner Geschichte aber, gar der Literatur und Kunst, läßt sich nach meiner Überzeugung und Erfahrung wahrhaft wissenschaftliches Forschen nicht lernen. Das liegt (von anderem wie der Massenhaftigkeit der Zeugnisse abgesehen) eben an dem, was die Geschichte des eigenen Volkes, zu der für uns die ganze europäische Geschichte mit gehört, voraus hat: sie wirkt unmittelbar auf unsere politische, moralische, religiöse Überzeugung, auf unsern Glauben und unser Handeln. Das tut sie und das soll sie. Die rein wissenschaftliche Ermittelung des Tatsächlichen muß vorhergehen; dazu muß die Methode an andern Objekten gelernt werden; in der Darstellung aber tritt *ira et studium* hinzu. Mancher von uns hat das Erscheinen von Treitschkes Deutscher Geschichte erlebt und jeden Band mit steigender Bewunderung begrüßt. Wir empfanden wohl, empfinden jetzt noch deutlicher, daß das leidenschaftliche Pathos des großen Patrioten und Publizisten der Bismarckzeit bei aller Wahrheitsliebe Licht und Schatten nicht immer gerecht verteilte: aber das konnte nicht anders sein, und gerade auf der praktisch-patriotischen Tendenz wird die Wirkung des Werkes auch dann noch beruhen, wenn es in dem Tatsächlichen vielfach berichtigt sein wird.

Das sind Gedanken, die zwar auch zu dem gehören, was ich heute behandle, aber nicht sie haben mich auf mein Thema gebracht, sondern was uns alle beherrscht, der Krieg. In unausgesetzter Spannung suchen wir den Ereignissen zu folgen, empfinden schmerzlich, wie schlecht wir dazu imstande sind; schauen wir zurück, so bemerken wir, wie rasch die Erinnerung schwindet, schauen wir vorwärts, so fragen wir, wie soll das in Zukunft werden? Das Ungeheure, das unser Volk leistet und leidet, darf doch nicht vergessen werden, nicht verblassen, weder das Erhebende noch das Beschämende, denn auch daran sollen noch die fernsten Enkel lernen. Mit den kriegerischen Ereignissen ist es ja nicht abgetan, auch nicht mit den politischen: das Leben, das die Unsern draußen führen, unser Leben zu Hause gehört durchaus zu der Geschichte dieses Volkskrieges. Wir wollen einmal nur an unser Volk denken, obwohl der Weltkrieg weltgeschichtliche Behandlung fordert. Da liegen über uns die dicken Schwaden der Lüge, die mit wahrhaft satanischer Bosheit, aber auch mit entsprechendem Erfolge von Eng-

land und Frankreich über die Welt ziehen, und immer neue Stinkbomben der Verleumdung werden gegen uns geschleudert. Diese Wolken verziehen sich nicht von selbst. Auch bei uns muß sich manches noch verbergen, und manches hat auch das Licht zu scheuen, das gerade unnachsichtlich hervorgezogen werden muß. Es gehört schon eine große Stärke des Vertrauens auf die Macht der Wissenschaft dazu, wenn man hofft, daß sie jemals die Wahrheit zur Herrschaft bringen wird; aber wann kann das sein, wann wird sich ihr das unentbehrliche Material erschlossen haben? Man mag sich ausmalen, daß so um 2050 eine große Kommission eingesetzt wird, die Gedrucktes überallher zusammenbringt, Ungedrucktem nachspürt, Memoiren, Briefe, Tagebücher hervorzieht, Spezialuntersuchungen in Menge führt, das wirtschaftliche und geistige Leben bis in die Tiefen erforscht. Lange Reihen von Bänden werden entstehen, viele sehr lesenswert, andere auch nicht, sicherlich aber so viele, daß kaum die Historiker von Fach, Spezialhistoriker dieser einen Zeit sie bewältigen. Wer wagt darauf zu rechnen, daß dann der Künstler kommt, der das alles in einem Gesamtbilde zusammenfaßt? Und bis dahin? Da wird die Erinnerung fortleben, die wir mitnehmen und weitergeben.

Die kriegerischen Ereignisse werden ja allmählich in ihrem äußeren Verlaufe klargestellt werden, Aufzeichnungen von Teilnehmern werden einzelnes erhalten, auch manches Politische wird ans Licht kommen. Auf die Beurteilung werden die künftigen politischen Erfahrungen und Stimmungen einwirken, aber trotz allen Schwankungen und Umfärbungen wird es eine Einheit sein, etwas Fließendes und doch eine Einheit, so paradox es klingt, eine Sage von dem großen Kriege, der Rationalist, ja der starre Wissenschaftler mag sagen, eine *fable convenue*. Wir wollen aber hoffen, daß bei uns im wesentlichen die Wahrheit festgehalten wird, wie es in der echten Sage auch geschieht. Ist es etwa nicht eine solche Sage, die wir unsern Kindern vom alten Fritz, vom alten Blücher, auch vom alten Kaiser erzählen, freilich, damit sie später, wenn sie sie vertragen, die volle Wahrheit erfahren. Das soll auch für diesen Krieg kommen, wenn es kommen kann. Sage ist ja die lebendige Erinnerung eines Volkes nicht erst dann, wenn sie sich auf wenige gewaltige Fakta, auf wenige Helden und Verräter zusammengezogen hat. Sage hört darum nicht auf, daß schriftliche Überlieferung besteht und sie fortdauernd beeinflußt. Das Wesentliche ist, daß sie gesagt wird, sich mündlich fortpflanzt, eine starke Vereinfachung der Handlung, der Personen, der Motive, eine Umgestaltung auf das Typische hin und in allem eine teleologische Betrachtungsweise mit sich bringt. Wie Herodot die Perserkriege erzählt, das ist Sage in diesem Sinne. Gleicher Art wird zunächst die lebendige Überlieferung des Weltkrieges sein, daher ganz verschieden bei den verschiedenen Völkern. Die Wissenschaft wird ja schon immer das Ihre tun. Sie darf nicht warten, bis sie das Vollkommene geben kann: das Halbe ist mehr als das Ganze. Sie darf auch nicht vor lauter Kritik zu einer Sphinx werden, die auf der Völker Hochgericht schaut, ohne das Gesicht zu verziehen. Der Historiker hat die heilige Pflicht, Liebe und Treue zum Vaterlande zu erhalten. Möge er sich ganz als das fühlen, was er ist, der Nachfolger des Sängers der Heldenlieder, des Skalden. Wir aber wollen diese Wandlung der historischen Überlieferung und ihrer Träger in einem raschen Blicke überschauen.

Es hat lange gewährt, bis unter den

Menschen ein Historiker auftrat, ja es kann ein Volk auf anderen geistigen Gebieten das Höchste erreichen und gar nicht das Bedürfnis empfinden, das Gedächtnis seiner Vergangenheit, ja selbst das der Gegenwart zu erhalten. So steht es mit den Indern. Zu einem Historiker haben es auch die alten orientalischen Völker alle nicht gebracht, die doch die Urheber der Mittelmeerkultur und damit auch der unsern sind. Die ägyptische Geschichte, welche unsere Gelehrten aufbauen, gewinnen sie zwar aus den Prunkinschriften der Könige, aus Bildern und Inschriften der Grabbauten und aus den Papieren des schreiblustigen Volkes. Auch daß Regentenlisten geführt wurden, ist wichtig; aber selbst die Chronik war mehr als dürftig, und diese allerdings gleichzeitige Aufzeichnung ist nicht zu einer Literaturgattung ausgewachsen, gehört vielmehr zu den Akten. Der Erfolg ist, daß die Fremdenführer dem Herodot höchstens zusammenhangslose einzelne Geschichten von novellistischem Charakter erzählen konnten, und sehr viel anderes wird auch der Priester Manetho seinem griechischen Könige nicht als Geschichte vorgesetzt haben. Das historische Interesse nahmen nur die Griechen.

Auch einen semitischen Historiker hat es nicht gegeben; nicht einmal in Karthago, das so stark unter griechischem Kultureinfluß stand; Hannibal, der das Bedürfnis empfand, hielt sich griechische Literaten; er selbst hat einen Bericht über seine Taten in einem griechischen Tempel niedergelegt. Hier fehlt auffallenderweise sogar die Chronik, die es in Karthagos Mutterstadt Tyros gab; ein griechischer Gelehrter hat sie benutzt. Bei den Assyrern mag man wohl von historischen Büchern reden, aber auch sie bleiben unpersönlich, offizielle Chronik vermutlich mit einzelnen ausgeführten Erzählungen, und es scheint bisher Bedeutendes nicht entdeckt zu sein, sicherlich nichts, das die Vergleichung mit den lebensprühenden Erzählungen aushalten könnte, die sich in den Geschichtsbüchern der Bibel finden, von Saul, David, Ahab, und schon von Abimelech, daneben die prächtigen Sagen von Gideon und Simson. Wir besitzen freilich alles mehrfach übermalt und eingereiht in ein viel späteres Werk von priesterlicher Tendenz, die man abstreifen muß. Es sollte jemand die echten Stücke gesäubert von dem dicken erbaulichen Firnis im echten Stile übersetzt vorlegen. So etwas wie der Aufstand des Absalom kann nur von einem Zeitgenossen herrühren. In diesen Stücken steckt bei aller Schlichtheit eine große Kunst der Erzählung, sie runden sich auch fast immer zu kleinen Einheiten ab, so daß wir ihre Verwandtschaft mit der orientalischen Novelle erkennen, die auf einen Stand von geschulten Erzählern deutet, den wir ja auch dort in verschiedenen Zeiten antreffen; ob er wirkliche oder fabelhafte Geschichte erzählt, ist für die Kunst einerlei. Wir treffen eben denselben Stil in vielen Geschichten bei Herodot und seinesgleichen an, die wir eben auch Novellen nennen. Als die Perser das Erbe von Assyrien antraten, haben sie die Formen der Kultur im ganzen übernommen, auch die Chronik des Hofes; daneben gab es echte Sagen, vielleicht auch historische Lieder, und auch die historische Novelle besitzen wir durch die Griechen in einigen Proben. Eine Fortentwicklung findet das nicht, weder unter Achämeniden noch unter Arsakiden, und das Königsbuch, das schließlich Firdusi in so großartiger Weise episch bearbeitet, gilt als abgefaßt erst in der späten Sassanidenzeit.

Dann treten die Araber ein. Ihnen war es Herzenssache, die Erinnerungen an

den Propheten zu erhalten, der ihnen Staat und Religion zugleich schuf; die Gründung eines großen Reiches schloß sich unmittelbar an, und eine höchst bedeutende historische Literatur erwuchs, der das Abendland noch lange nichts Ähnliches zur Seite zu stellen hatte. Sie ist ein bodenständiges Gewächs und zeigt ihre Herkunft in der Sitte, den einzelnen Bericht auf bestimmte Erzähler, oft durch eine lange Reihe von Zwischengliedern, zurückzuführen, die mit der Zeit wohl fiktiv werden. Es gebricht also an der kritischen Verarbeitung, aber es sind doch großartige Leistungen erzielt, auch für die Kunde ferner Länder, und die durch die Syrer vermittelte Berührung mit der hellenischen Philosophie hat sogar zu allgemeinen historischen Betrachtungen geführt. Die Invasion der Turanier hat leider diese hohe Kultur bis auf den Grund zerstört.

Von den Indogermanen Europas sind die Illyrier und Thraker illiterat geblieben, und sehr viel weiter haben es die Italiker aus eigenem auch nicht gebracht. Von oskischen Chroniken verlautet nichts, und die der Römer ist kümmerlich genug gewesen. Ihre Sage auch. Denn was sich uns als solche bietet, ist ja fast durchaus hellenistische Romanerfindung, einzelnes auch etruskischer Herkunft. Was die Römer später an Geschichtschreibung hervorbringen, gehört der Kunstform nach zu ihren griechischen Vorbildern.

So sind auch auf diesem Gebiete die Griechen einzig schöpferisch, schöpferisch durch das Auftreten individuell schaffender Menschen. Lassen wir den ganzen Reichtum der historischen Sagen und Epen beiseite, ebenso die Chroniken, die doch sehr früh von benannten Personen bearbeitet und fortgesetzt werden, und erkennen wir an, daß Herodotos der Vater der Geschichte nur in bedingter Weise heißen kann. Denn was er gibt, das nennt er den Rechenschaftsbericht über seine Erkundung, und er erzählt von fremden Ländern, ihren Völkern und Sitten und Bauten ebenso wie das, was sie ihm über ihre Geschichte mitgeteilt haben. Freilich gibt er auch als seine Absicht an, große Taten der Vergangenheit nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen zu wollen, und so bringt er, was ich die Sage von den Perserkriegen genannt habe. Erst in diesen Büchern ist er durch seinen Eintritt in den politisch denkenden und handelnden Kreis der Athener zur Geschichtschreibung fortgeschritten; aber seine Darstellung trägt noch die Spuren ihrer Herkunft, einmal aus dem Epos, zum andern aus der ionischen Novelle; den Anschluß an die Chronik hat er versäumt.

Der Archeget der wahren Geschichtschreibung ist erst der Athener Thukydides, und es ist gleichermaßen für seine Genialität wie für die geistige Höhe seiner Zeit bezeichnend, daß er als junger Mann, der sich nach Herkunft und Neigung zum Staatsmann berufen fühlte, sich beim Beginne eines Krieges, von dem er die Entscheidung über die Zukunft seines Volkes erwartete, daran machte, dieses Krieges Geschichte zu schreiben. Diese Aufgabe hat er so gelöst, daß ihn bis heute niemand übertroffen hat. Sein Werk ist nicht nur wegen seines Inhaltes als Quellenwerk, nicht nur wegen seines Kunstwertes, der seine Grenzen hat, sondern als unübertreffliches Muster politischer Geschichtschreibung des ewigen Lebens sicher. Oft genug habe ich daran gedacht, wie er die äußeren Anlässe und den inneren Grund des Peloponnesischen Krieges auseinander hält, wenn über die Vorgeschichte unseres Krieges geredet ward. In engem Anschlusse an Thukydides könnte man die serbischen Händel erzählen und dann

kurz sagen: das waren die Anlässe; der wahre Grund aber war, daß Deutschland den Engländern zu mächtig geworden war.

Thukydides hat einen Typus historisch politischer Geschichtschreibung aufgestellt, der manchen noch heute als der einzig wahre gilt. Er beschränkt sich auf die militärisch-politischen Ereignisse, so daß die innere Geschichte nur so weit zur Darstellung kommt, als sie auf die äußere hinüberwirkt. Die hervorragendsten Personen werden charakterisiert; die politischen Motive und Absichten teils von dem Schriftsteller selbst angegeben, teils als fiktive Reden benannten oder unbenannten Sprechern in den Mund gelegt. In der annalistischen Ordnung, die er noch zu steigern versucht, und einigen Rudimenten, z. B. Angaben über Sonnenfinsternisse und Erdbeben wirkt die Chronik nach. Das ist später von denen aufgegeben, die sich der thukydideischen Form bedienen. Das sind Männer, die wie er nicht zünftige Literaten sind, sondern im praktischen Leben stehen oder gestanden haben, die Geschichte ihrer Zeit schreiben und demnach die wertvollsten Quellenwerke liefern, freilich nicht immer in einer Form, die den Ansprüchen eines verwöhnten Leserkreises genügt, so daß geschicktere Bearbeiter für die Nachwelt an ihre Stelle treten. Das leuchtendste Beispiel für solche Bearbeitung ist Tacitus, der ja nicht nur in den Annalen, sondern auch in dem erhaltenen Teile seiner Historien, Jahren, die er selbst erlebt hatte, ein fremdes Werk zur Unterlage für seine Erzählung genommen hat, so daß ihm wesentlich nur die Gestaltung gehört: er ist, wie Leo gesagt hat, mehr Tragiker als Historiker. Aus der Zahl der Geschichtschreiber thukydideischer Gattung sei nur noch Polybios genannt, der nicht nach dem ersten Teile beurteilt werden darf, der uns erhalten ist, denn da berichtet er noch über ältere Zeit, also aus anderen Büchern: man soll auch auf seine methodischen nur zu langen Abschweifungen nicht viel geben, denn mit seiner pragmatischen Methode ist nichts Neues oder Großes geleistet, wohl aber steht er als Historiker, wenn auch nicht als Künstler auf der Höhe, soweit er Geschichte der eignen Zeit erzählt, die er selbst übersieht; das trifft auf Syrien und Ägypten nicht zu, aber dafür kann er nichts, und so wie er Weltgeschichte schreibt, um den notwendigen Übergang der Weltherrschaft an Rom darzulegen, das ist echter thukydideischer Geist.

Polybios fühlt sich im Gegensatze zu der Geschichtschreibung der Literaten, die bald nach Thukydides aufgekommen waren und im ganzen das Feld behaupteten. Sie bildeten sich ein, schöner zu schreiben, was die Leser in der Tat auch fanden. Die Geschichtserzählung erschien ihnen mit Recht als eine der höchsten Aufgaben der Prosaschriftstellerei. Wenn es ihnen an politischer Einsicht und Erfahrung gebrach, so meinten sie das durch politische oder moralische Tendenz zu ersetzen. Hinzu kam, daß das feine und tiefe Wort des Aristoteles: „Die Poesie ist philosophischer als die Geschichte", in seiner Schule den Versuch zeitigte, so zu schreiben, daß die Erzählung es mit der Tragödie an pathetischer Wirkung aufnehmen könnte. Dabei ist Reizvolles genug herausgekommen; es genügt, an Tacitus zu erinnern. Aber daß die Wahrheit nur zu oft der Tendenz und dem Effekt geopfert ward, wird niemand anders erwarten. Mehr oder weniger in dieser Weise ist die Geschichte der älteren Zeit immer dargestellt worden, weil ihr Inhalt notwendig von anderen herübergenommen werden mußte. Denn das kann nicht

scharf genug betont werden: eine wirklich historische Forschung hat es bei den Hellenen nicht gegeben. Die einzigen, die wenigstens nach den zuverlässigen, womöglich urkundlichen Daten gesucht haben, die Grammatiker, sind über das Zusammentragen doch nicht hinausgekommen, und vollends sich in die Denkart und Empfindung einer anderen Zeit zu versetzen hat niemand auch nur angestrebt. Daher hat es auch keine Biographie gegeben, welche den Menschen nach den Bedingungen seiner Zeit maß, welche ihn überhaupt als einen werdenden faßte. Und doch hat Plutarch, der Philosoph, ungemein anziehende Bilder historischer Menschen geschaffen und so als Biograph auf die moderne Literatur überaus stark gewirkt.

Von dieser hellenistischen Geschichtschreibung, die von den Rhetoren in Theorie und Praxis ausgebildet war, muß man eine Vorstellung haben, um das Werk des Livius richtig zu beurteilen, der ja seines Zeichens ein Redelehrer war. Sein ungemeiner Erfolg beruht auf seinem formalen Geschick. Er bringt die abschließende Bearbeitung der chaotischen Masse der römischen Chroniken, denn diese Form war fast durchweg beibehalten, obgleich sonst nach dem Rezepte der hellenistischen Halbromane gearbeitet ward, aber alles war dem Geschmack der ciceronischen Zeit ungenießbar geworden. Wie Livius die auch für ihn im ganzen märchenhafte Urzeit bis zum Dezemvirat erzählt, wie er dann die öden zwei ersten Jahrhunderte der republikanischen Chronik durch farbige Episoden, leider auch durch das kalte Feuerwerk hohler Reden belebt, das macht dem Rhetor Ehre. Wir dürfen nur nicht vergessen, daß Romulus und Remus aus einer Tragödie des Sophokles stammen, daß die Tugendheldinnen Lukretia und Virginia hellenistische Romanfiguren sind, und doch ist Emilia Galotti die verkappte Virginia des Livius. Echt ist bei ihm der römische Nationalstolz, und der war willkommen zu der Zeit, da Augustus den Italikern im Gegensatze zu dem Griechentum ein nationales Reich gründete, weshalb der Kaiser dem Livius auch seinen zahmen Republikanismus verzieh. Ein Historiker ist er freilich selbst dadurch nicht geworden, daß er auf lange Strecken den Polybios übersetzte, hat er doch ahnungslos für die Scipionenprozesse ein politisches Pamphlet der allerjüngsten Vergangenheit benutzt. Aber den Italienern der Renaissance mußte er als das große Vorbild erscheinen, einschließlich seiner leeren Reden und seiner patriotischen Rhetorik.

Der jähe Verfall der römischen Kultur zeigt sich darin, daß die Geschichtschreibung schon im zweiten Jahrhundert abstirbt, während die Griechen im Anschlusse an ihre klassischen Vorbilder noch bis zum Einbruch der Araber höchst achtungswerte Werke hervorbringen; zu ihnen gehört Ammian, wenn er auch lateinisch schreibt. Selbst später haben die byzantinischen Chroniken immer noch einen benannten Verfasser und kann die Prinzessin Anna Komnena immer noch eine lesenswerte Darstellung liefern. Nur dünkelhafte Unkenntnis kann die Byzantiner verachten.

Die Historie des Okzidents verrinselt in stammelnde Chroniken, und für diese selbst sind die Tabellen der Weltchronik des Eusebios die Grundlage, die der heilige Hieronymus übersetzt hatte. Das gelehrte Werk selbst hatte schon dieser für entbehrlich gehalten. Der Gallier Sulpicius Severus bringt noch einen Abriß der Weltgeschichte fertig, wie ihn das Christentum und die verhältnismäßig hohe Bildung seiner Heimat verlangte. Der Spanier Orosius tut etwas

Ähnliches noch zur Verteidigung der neuen Religion, wo dann die Tendenz in anderer Richtung die Wahrheit vergewaltigt, als es Livius tat. Was bedeutet das gegenüber den einzigen lesenswerten Geschichtsbüchern, die der Gote Jordanes, der Franke Gregor von Tours und der Langobarde Paulus liefern, lesenswert trotz ihrer Form. Das fremde Gewand ist namentlich bei den beiden ersten schäbig; es sitzt schlotterig, aber es ist durchwirkt von den Goldfäden der echten Sage, ja des Heldenliedes, und alles beseelt von dem Stolz auf das eigene Volkstum.

Bei den Germanen stand der Sänger neben dem Krieger wie einst im vorhomerischen Hellas. Das tat er auch bei den Kelten, und auf Irland hat sich dadurch auch historische Erinnerung erhalten. Noch viel später, bis an unsere Tage beobachten wir das historische Lied bei den Serben; doch ich muß mir versagen, das historische Volkslied heute zu verfolgen. Aber eine volle Parallele zu der hellenischen Entwicklung bieten auch nur die Germanen und die durch die germanische Einwanderung belebten Romanen. Die Entwicklung würde genau den gleichen Verlauf genommen haben, wenn nicht die antik römische durch die Kirche dargebotene Einwirkung hemmend und fördernd zugleich hinzugetreten wäre. Ermanarich und Theodorich, Attila und die Burgundenkönige sind ganz emporgehoben in den Äther der freien Dichtung und verhelfen uns dazu, Agamemnon und Odysseus vor plump historisierendem Rationalismus zu schützen. Wie immer ist die Erhebung in die Poesie um den Verlust der geschichtlichen Wahrheit erkauft. Desselben Weges zieht Karl der Große mit seinen Paladinen im französischen Epos. Bei den Nordgermanen, die sich noch lange der Störung durch das Latein entziehen, treffen wir noch den Skalden zur Seite des Königs; Ibsen hat es in den Kronprätendenten ergreifend vorgeführt. Das echte Heldenlied tönt sogar noch durch das Latein des Saxo Grammaticus ganz vernehmlich. Auf Island, das uns in letzter Stunde einiges von dem Liederreichtum erhalten hat, vollzieht sich dann, als es weder einen wirklichen Staat noch große Ereignisse gibt, der Übergang zu der Prosaerzählung, in der bäuerliche Menschen ein heroisches Leben führen und Tragisches erleben. Erst in diesem Stadium, in der Prosa, steigert sich das durch die Kunst unbenannter Erzähler zu einer bewundernswerten Epik. Das steht der ionischen Novelle parallel; aber während die Nordgermanen den Schritt vom Liede zum Epos, den Schritt, den Homer tut, nicht getan haben, so gelingt ihnen das hier, weit über die hellenische und auch die orientalische Novelle hinaus.

In Mitteleuropa ist großes politisches Leben, aber es gibt keine Skalden, und die Sprache der Kirche herrscht. Die Männer der Tat beherrschen sie selten, so daß Geschichte im Kloster geschrieben wird, was den Horizont einengt. Dennoch ist es nichts Geringes, daß Widukind von Corvey dem Ruhme seines Stammes zum Ausdrucke verhilft, als die sächsischen Kaiser dem deutschen Namen und dem Deutschen Reiche zur Ehre, zum Anspruche auf die Herrschaft in der Christenheit verhelfen; diese Größe wird freilich dem Mönche nicht wahrnehmbar. Bald kann Liudbrand von Cremona, ein italienisierter Langobarde, eigene Erlebnisse mit scharfer Beobachtung und starkem Temperamente aufzeichnen. In der Hohenstaufenzeit regt sich dann etwas, das wir dem Auftreten des Thukydides vergleichen mögen, freilich nur so weit, daß der Politiker Zeitgeschichte schreibt.

Denn die schriftstellerische Leistung wird durch die Nachahmung der lateinischen Vorbilder auf das schwerste beeinträchtigt; es geht bis zur Herübernahme von Einzelzügen und Motiven der Erzählung. Es sind die Franzosen, die zuerst befähigt werden, sich der Muttersprache zu bedienen, schon auf dem vierten Kreuzzuge, und so hat sich bei ihnen jene großartige Memoirenliteratur gebildet, die bis in unsere Tage reicht. Der Staatsmann schreibt; es macht nicht viel aus, ob er die Form geschichtlicher Darstellung oder die der persönlichen Erinnerung wählt, auch nicht, wenn einmal in der Hochrenaissance lateinische Form gewählt wird. Hier ist in der Tat etwas dem thukydideischen Schreiben Vergleichbares; nur ist modern, französisch das Vordrängen der eigenen Person. Das wird im Altertum verborgen, selbst wo es vorhanden ist, wie bei Xenophon.

Die Chronik spielt in Frankreich keine Rolle; wohl aber zeigt der Florentiner Dino Compagni denselben Übergang von ihr zu der Schilderung der Zeitgeschichte auf Grund eigner Beobachtung wie etwa die letzten Bearbeiter der athenischen Chronik. Nach der Entdeckung der antiken Historiker bearbeitet dann Macchiavelli denselben Stoff, deutlich unter der Einwirkung der bewunderten Stilistik des Livius, in seltsamem Kontraste zu dem reifen politischen Urteil und der politischen Theorie, die auf dem Grunde der antiken Denker ruht, von denen Livius unberührt war. Die meisten griechischen Historiker waren durch die Initiative von Papst Nikolaus IV. übersetzt; schon ehe die Hauptschriften des Tacitus, wichtige Stücke des Livius, Ammian und anderes Lateinische ans Licht traten. Damit waren Vorbilder in reicher Auswahl aufgestellt, an die sich die Zeitgeschichte halten konnte. Es stellte sich daneben das Verlangen ein, zunächst für das Altertum eine Gesamtgeschichte zu besitzen, also das gesamte Material zu sammeln und zu ordnen. Das ist mit Bienenfleiß, aber auch nicht mit viel mehr in den sog. Altertümern geschehen, deren Sammlungen wir ohne Dank, oft ohne es zu wissen, benutzen. In wahrhaft wissenschaftlichem Sinne hat eigentlich nur der große Joseph Scaliger gewirkt, der die Grundlage aller Historie, die Chronologie, zu sichern suchte, auch die Inschriften sammeln ließ. Kritik regte sich noch nicht viel; nur in der Geschichte der alten Kirche und ihren Dokumenten führte zu ihr der Streit der Konfessionen. Wohl die größte Leistung hat Claude Tillemont fertig gebracht, und wenn ihn die von der Kirche vorab festgestellte Wahrheit bindet, nimmt das der Tatsache nichts an ihrer Bedeutung, daß er einer Geschichte der Kirche und des Reiches das Material bereitet hatte. Es mußten nur die Bearbeiter kommen, Leben und Ideen hineinzubringen. Dadurch ergab sich etwas jener Historiographie Vergleichbares, für die Tacitus und Plutarch als die vornehmsten Beispiele erwähnt sind. So hat Voltaire Geschichte geschrieben, viele Bände, und wer dies und das davon gelesen hat, wird sich dem Reize der Darstellung durch den glänzenden Stilisten nicht entzogen haben, freilich auch die Tendenzen, die statt der Wahrheit leitend sind, nicht verkennen. Immerhin ist er mehr als Livius. „Charles XII", an dem ich noch Französisch lesen gelernt habe, packt als tragische Novelle, und das „Siècle de Louis XIV" erhält durch die Person des beurteilenden Schriftstellers ziemlich überall wirklichen Wert, nur eben nicht wahrhaft historischen. Das Höchste in diesem Stile hat Gibbon erreicht: das ist in der Tat Weltgeschichte. Man wird immer wieder gefesselt, wo man ihn zur Hand nimmt. Und doch ist

er zwar ein großer Geschichtschreiber, aber kein Historiker, und seine voltairische Tendenz blendet das Licht der Wahrheit nicht minder als bei Tillemont der Glaube der Kirche.

Nun ist die Zeit erreicht, wo die Deutschen die historische Wissenschaft begründen, die Vorläufer, Winckelmann, Heyne, Herder, dann Niebuhr, Ranke, Mommsen. Diese wissenschaftliche Historie liefert reichlich dafür Ersatz, daß die Deutschen seit Jahrhunderten kein großes Geschichtswerk hervorgebracht hatten. Der Geist war neu. Aber wer Niebuhr noch gelesen hat, wird sich eingestehen müssen, daß in der Form Livius und Polybios, der ja auch kritische Abschweifungen liebt, noch immer nachwirken. Und gilt das nicht auch noch für Ranke, nur daß Thukydides statt Livius zu nennen ist? Bei ihm sowohl wie bei Polybios konnte Ranke sogar die Anregung erhalten, die in dem Wirrsal des Geschehens wirkenden Ideen herauszuarbeiten. Der Anschluß liegt namentlich in der Beschränkung auf die politische Geschichte, wie sie z. B. streng in seiner französischen und englischen Geschichte herrscht. Diesen engen Rahmen hat die Darstellung doch sprengen müssen, weil ihn die Forschung sprengte. Wer Macaulay neben Rankes entsprechender Geschichte liest, kann sich dem Fortschritt nicht wohl verschließen, und auch dem nicht, daß Voltaire und Gibbon schon mit Recht weiter gegriffen hatten. So hat denn Mommsen das ganze Leben des römischen Volkes einbezogen, und anders kann es keine Darstellung auf dem Gebiete des Altertums mehr ungestraft versuchen. Dabei ist es bezeichnend, daß Mommsen zuerst daran dachte, sich bei Ritschl für die Literatur Rats zu erholen, aber dieser Grammatiker kam mit seinem Verständnis über die Form der Sprache und des Verses nicht hinaus. Mommsen dagegen schuf die erste Geschichte der altrömischen Literatur.

Der Reichtum des modernen Lebens und die erdrückende Fülle der Zeugnisse mag es undurchführbar machen, in der allgemeinen Darstellung so weit auszugreifen; selbst bei Treitschke wird kaum jemand behaupten, daß seine doch so umfassenden Schilderungen des geistigen Lebens voll genügen. Da liefert die Biographie die Möglichkeit des Ersatzes, auch sie erst eine Errungenschaft der kritisch historischen Wissenschaft, denn nun erst lernte der Mensch sich in eine fremde Seele versenken, indem er sich selbst unter die Voraussetzungen der fernen Zeit stellte. Der Held muß freilich einer der wirklichen Führer sein, damit der geistige Kampf und der Fortschritt zum Ausdruck kommen, wenn nicht ein tragisches Menschenschicksal als solches wirkt, wo denn die Umgebung unwesentlicher wird. Die Biographie, wie sie Justi und Dilthey uns geschenkt haben, leistet viel; aber um das Leben in seinem Flusse zu zeigen, braucht man auch die Masse, den Durchschnitt, das Typische, mit all dem Drum-und-Dran.

So begreift man mindestens als geschichtlich berechtigt, daß neben die wissenschaftliche Historie der historische Roman trat, und insofern erhält die Bestrebung der hellenistischen, tragischen Historiographie auch ihre Berechtigung. Walter Scott geht voran, der die ganze Welt in seinem schottischen Berglande heimisch machte. Unter seiner zahllosen Nachkommenschaft ist gewiß viel elendes Zeug, denn das breite Publikum will immer Bettelsuppen. Aber des Wertvollen ist auch genug. Was kann der Preuße seinen Kindern Besseres in die Hand geben, um den echten vaterländischen Sinn zu wecken als die Romane von Willibald Alexis, und was verleiht dem Norddeutschen das Verständnis für die Schwa-

ben, das er auch erwerben soll, besser als Hauff und H. Kurz? Der historische Roman will belehren, will also nicht rein als Poesie wirken. Selbst der strengste Bekenner des falschen Grundsatzes l'art pour l'art, Gustave Flaubert, hat sich der archäologischen Studien gerühmt, die er für Salambò gemacht hatte, beanspruchte also Wahrheit des Kolorits. So ist es nicht billig, daß diese Gattung der Prosadichtung zur Zeit bei uns ziemlich in Mißkredit ist, mag das auch die aufdringlich belehrende Tendenz des Professorenromans verdient haben. Dabei ist eines belustigend: auch zu dem historischen Romane gehört ein Liebespaar, um dessen Endschicksal, Hochzeit oder Tod, sich die Handlung mindestens zum Teile dreht. Wissen Sie, wo das herstammt? Aus dem spätgriechischen Romane, den man geradezu „Liebesgeschichte" nannte, und der, so geringen Wert er hat, doch auf den modernen Roman bestimmend eingewirkt hat. Diese griechischen Liebesgeschichten ihrerseits stammen aber aus der romanhaften Umarbeitung der Geschichte, wie wir jetzt durch Reste älterer Romane sicher wissen. Auf dieses recht entbehrliche erotische Element glaubte Gustav Freytag nicht verzichten zu können, als er in seinen Ahnen einen Längsschnitt durch die deutsche Geschichte zu geben versuchte, mit nur zu bald erlahmender Kraft, so daß er nichts erreicht hat, das seinen Bildern aus der deutschen Vergangenheit gleichkäme, die uns durch Proben befriedigen, wo sie hinreichend zu Gebote standen. Für das Mittelalter reichen sie allerdings nicht, da kommt die Kirche, also die Seele, nicht zu ihrem Rechte; da geben sich auch die Menschen nicht selbst hinreichend, weil sie noch nicht aus sich heraus kommen; daher hätte der Dichter eintreten müssen.

Der Dichter wird auch allein imstande sein, die Bewegungen und Gefühle der Masse zur Anschauung zu bringen. Tolstoi hat es in Krieg und Frieden einigermaßen vermocht. Täusche ich mich nicht, so hat ein schwedischer Dichter unserer Tage einen neuen Weg gezeigt, Werner von Heidenstamm in seinen Karolinern. In einer mäßigen Zahl von Einzelbildern, verschieden im Ton, verschieden in der Beleuchtung, führt er uns Karl XII., den nationalen tragischen Helden, seine anomale und doch bezaubernde Natur, sein Heer und sein Volk vor. Ich kann das nur eine neue und bedeutende Art des historischen Prosaepos nennen. Heidenstamm hat auch Schwedens Könige so behandelt, die alte nationale Geschichte, aber mich dünkt, der Erfolg ist nicht so glücklich. Mich hatten die Karoliner tief gepackt und den Wunsch erzeugt: wenn wir doch auch so etwas erhielten; meine Freude war daher groß, als Ricarda Huch, unsere vornehmste Dichterin, das Epos vom Dreißigjährigen Kriege in die Form Heidenstamms kleidete. Sie gibt uns das Wesentliche, was der Deutsche sich aus jener furchtbaren Zeit einprägen soll, wertvoller als Daten und Regenten und Schlachten, die doch auch alle hineinspielen. Ricarda Huch hat das Charakterbild Wallensteins daneben gestellt, eine große Leistung, in der sich der Poet als Psychologe bewährt. Ein solches Seelengemälde setzt die Biographie eigentlich voraus, und sie würde in der Tat eine höchst wünschenswerte Ergänzung der Folge von Einzelszenen bieten. Wie denn neben Alexis' Romanen Droysens York am besten schon der Jugend das echte, freie, stolze Preußentum einzuimpfen vermag; wir lernen leider, daß die kritische Historie sich selbst darum bringt; dann geht es ihr wie im Märchen: sie vergißt über dem Sammeln der

Schätze die blaue Blume, die ihr allein die Schatzhöhle erschloß, und die Schätze werden Kot.

Für die Helden unseres jetzigen Krieges, die wir zu unserm Leidwesen noch gar nicht alle und noch ganz unvollkommen kennen, wird die Biographie erst in fernerer Zukunft ihr Werk beginnen können. Aber in der Form, die Heidenstamm und Ricarda Huch geschaffen haben, läßt sich meines Bedünkens das deutsche Leben in dieser großen grausen Zeit sehr wohl schon bald zur Darstellung bringen, der Jubel der ersten sonnigen Tage, Tannenberg, die Jugendopfer des ersten Herbstes, die Heldenfahrten der Schiffe draußen bis zu ihrem Untergange, dann Rückschläge, langes banges Harren zu Hause, Warten und Wachen in Schnee und Eis, in Sumpf und Kreide draußen, und wieder Märsche, und wieder Siege, und kein Ende. Gasangriffe und Brandbomben aus der Luft; dann auch die Landschaften, Karpathen und Balkan, die Sümpfe Wolhyniens und die Wüsten Syriens. Und nicht nur das: auch die Diplomaten an ihren grünen Tischen, die Kriegsgesellschaften in ihren Klubsesseln, die Kriegsgewinnler mit ihrem Protzentum und die Schlangen der wartenden Frauen müssen erscheinen. Dann erst, wenn wir alles in charakteristischen Bildern zu sehen bekommen, Feldherren und Musketiere, Uboot und Unterstand, Geschäftspolitiker und Hamster, die Frau, die sich opfert, und die Frau, die sich putzend die Segnungen des Krieges genießt, dann sehen wir das ganze Leben. Den Hintergrund der Ereignisse wird die lebendige Sage hinreichend liefern. Sei das eine Utopie; das eine läßt sich nicht bestreiten, daß die Wissenschaft außerstande ist, dieses Meer der Taten und Leiden auszuschöpfen. Aber gerade weil ich die Unzulänglichkeit des eigenen Handwerks erkenne, getröste ich mich der Hoffnung:

Schöpft des Dichters reine Hand,
Wasser wird sich ballen.

Frankreichs Führer im geistigen Revanchekrieg.

Von Hermann Diels.

I. Émile Boutroux.

Gleichzeitig mit den militärischen Kämpfen des Weltkrieges, die in unerhörter Heftigkeit zu Land und zu Wasser, auf, über und unter der Erde sich abspielen, tobt auch noch darüber, wie einst in der Hunnenschlacht, ein Kampf der Geister, in dem die Feinde, beiderseitig unterstützt vom Chorus der Neutralen, sich gegenseitig zu vernichten suchen. Wie der Haß der Bevölkerung in Frankreich die abschreckendsten Formen angenommen hat, ist auch die französische Intelligenz, die in dem *Institut de France* ihre offizielle Vertretung findet, in einen erbitterten Kampf gegen die deutsche Wissenschaft eingetreten. Schon im Oktober 1914 haben die in jenem Institute vereinigten fünf Akademien eine öffentliche feierliche Sitzung abgehalten, bei der jede einen Sprecher stellte, der mit irgendeinem Fachvortrage unerhörte Anschuldigungen und Schmähungen Deutschlands und seiner Wissenschaft verband. Der Präsident dieser *Séance publique* war ein Elsässer, Paul Appell. Er gab in der Eröffnungsrede einem Gedanken Ausdruck, der wie ein roter Faden durch alle späteren Reden und Abhandlungen der französischen Akademiker sich durchzieht. „Der ein-

gestandene Traum Deutschlands ist es", so sagt er, „aus diesem Land einen wie ein Panzerschiff organisierten Mittelpunkt der Welt zu schaffen, wo alles mit Sorgfalt, Regelmäßigkeit und Methode unter der Herrschaft einer mächtigen, mitleidlosen Regierung von Berlin aus angeordnet wird. Die übrigen Völker der alten und neuen Welt dürfen als gelehrige Vasallen dieser Macht sich einer ehr- und würdelosen Prosperität erfreuen." Dieser wahnsinnige Gedanke, Deutschland wolle eine alle menschliche Kultur beherrschende und knechtende Weltorganisation schaffen, der in allen jenen akademischen Kundgebungen mit dem grotesk mißverstandenen Lied „Deutschland, Deutschland über alles" begründet wird, ist das Gegenstück zu der unaufhörlich wiederholten Behauptung, Deutschland erstrebe die politische Hegemonie der Welt und habe seit langem nur darum gerüstet, um über die wehrlosen Nachbarstaaten herzufallen. Selbst ein sonst so bescheidener Gelehrter, wie Maurice Croiset, beklagte sich in einer Ansprache, die er in der öffentlichen Sitzung der *Académie des Inscriptions* 1916 hielt, „über unsere *science orgueilleuse,* die unlängst noch den Anspruch erhoben habe, allen anderen ihre Schablone aufzuzwängen. Dagegen sei es nötig, mutig die gesunden Traditionen der französischen Wissenschaft zur Geltung zu bringen, die durchsichtiger und bescheidener und darum auch weniger dem Irrtum ausgesetzt sei als die überrheinische". Ähnlich sagt Arthur Chuquet, Professor der germanischen Sprachen an demselben Collège de France, dessen jetziger Rektor *(administrateur)* M. Croiset ist: „Die Deutschen, die alle Tyranneien anwandten, glaubten Berlin zum Athen des 20. Jahrhunderts machen zu können und behaupteten, die erste Literatur der Welt zu besitzen."

Diese Angst vor der deutschen Hegemonie auf wissenschaftlichem Gebiete hat in der Tat ihre guten Gründe. Nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ haben die deutschen Gelehrten in neuester Zeit auf den meisten Gebieten mehr geleistet als die anderen Kulturvölker, wie ich in einem akademischen Vortrage[1]) objektiv aus den Mitgliederwahlen der fremden Akademien (auch der französischen) und den Ergebnissen der Nobelpreise nachgewiesen habe. Fast überall auf der Erde haben deutsche Methoden und deutsche Lehrbücher Eingang gefunden, und von allen Seiten strömten junge Ausländer zu unseren Universitäten, um hier an der ergiebigsten Quelle ihren Wissensdurst zu stillen und in ihrer Heimat deutsche Wissenschaft zu verbreiten. Daß eine solche geistige Suprematie auf ehrgeizige Nachbarnationen drückend wirken muß, liegt auf der flachen Hand. Es wiederholt sich hier die alte Erfahrung, die der Hellene sinnreich in der Sage von Herakles verkörpert, der seinen Lehrer Linos erschlägt. So erhoben sich schon vor dem Kriege diesseits wie jenseits des Ozeans rebellische Stimmen, welche die Bevormundung Deutschlands in wissenschaftlichen Dingen zum Teil in frecher Weise ablehnten. Man kann sich denken, wie es nun jetzt nach Ausbruch des Krieges aus dem akademischen Lager der Alliierten uns entgegenschallt.

Es widerstrebt mir, auf alle die niedrigen und dummen, teilweise geradezu hirnverbrannten Angriffe einzugehen, mit denen deutsche Gelehrte einzeln und die deutsche Wissenschaft im allgemeinen bedacht worden sind.[2]) Aber es wird

1) Öffentliche Sitzung vom 27. Jan. 1916 (Sitz.-Ber. 1916, S. 93ff.).

2) Was hier alles möglich ist, zeigt ein Artikel des Professors der Finanzwissenschaft, Mitgliedes des Instituts, Raphael Georges

nicht unnütz sein, einige der ernsteren und ruhigeren Ausführungen genauer zu betrachten, mit denen namentlich französische Gelehrte gegen uns zu Felde gezogen sind. Es wird sich zeigen, daß sich hier und da ein Körnchen Wahrheit zeigt, das zu beherzigen selbst im Kriege vorteilhaft ist *(fas est et ab hoste doceri)*, daß aber im ganzen ein Tiefstand der Auffassung und eine Mißachtung der tatsächlichen Verhältnisse hervortritt, durch die jene Akademiker wider Willen sich und ihrer durch den Haß verblendeten Nation ein Armutszeugnis ausstellen.

Es ist begreiflich, daß Leute, die von jeher chauvinistisch gesinnt waren, jetzt den Mund besonders voll nehmen. So der Physiker Pierre Duhem, *de l'Institut*, Professor in Bordeaux, der unter dem Titel *La Science allemande* (Paris 1915) 143 Seiten gegen die deutsche Wissenschaft donnert und ihr schließlich zugesteht, daß ihr ordnungsliebender geometrischer Geist (das sei ihr Kennzeichen) nur dann sich nützlich erweisen könne, wenn er seine höhere Leitung von der Wissenschaft erhalte, *„qui est, dans le monde, la principale dépositaire du bon sens, de la science française: Scientia germanica ancilla scientiae gallicae!"* Ähnlich, nur noch oberflächlicher und gehässiger, ist die Broschüre des Mathematikers der Pariser Akademie, Émile Picard, der in seiner *Histoire des Sciences et les prétentions de la Science allemande* (2. Aufl., Paris 1916) alle Völker auffordert, sich gegen ein Volk zu erheben, das im Dünkel seiner Göttlichkeit zum Herrn der ganzen Welt sich aufwerfen will.

Ich will heute auf diese Schriften nicht näher eingehen, indem ich mir ihre Würdigung und ihre Widerlegung vorbehalte. Aber ich führe sie hier besonders an als Proben des wahnsinnigen Deutschenhasses, der gerade in jenen akademischen Kreisen zum guten Ton zu gehören scheint. Hat doch einer ihrer Rufer im Streit, Antoine Thomas, der Romanist, in einer öffentlichen Sitzung der *Académie des Inscriptions* (5. Januar 1917) pathetisch ausgerufen: „Die gräßlichen Verbrechen unserer Gegner erregen solche Fluten von Haß, daß Gegenwart und Zukunft nicht ausreichend scheinen, sie zu fassen. Sie müssen vielmehr über die Jahrhunderte hinaus auf alles zurückfluten, was je von ihnen seinen Ausgang nahm." Jean Richepin (*de l'Académie française*), der schwungvolle Lyriker, tobt jetzt so: „Wenn es möglich ist, daß noch irgendwo in der französischen Seele eine letzte Blume des Mitleids für jene Bestien blüht, so muß sie wie eine Giftblume ausgerissen und in Asche und Dünger verwandelt werden, und an derselben schmutzigen Stelle muß eine Blume emporsprießen, die wir nicht kannten, eine Blume, die wir künftig zu hegen und pflegen haben, die heilige Blume des Hasses." Und Léon Daudet (der Sohn) sagt kurz und bündig: „Die Kultur erfordert, daß der Franzose, der Engländer, der Russe und der Belgier das deutsche Schwein in diesem Augenblick, in dem sie es gepackt halten, ohne Gnade auf der Schlachtbank ausbluten lassen. Erst dann kann man aufatmen!"

So ist es nicht zu verwundern, daß dieser Haß auch Männer ergriffen hat, die uns bisher als Freunde der deutschen

---

Lévy im *Petit Journal*, worin er die hohen Absätze der Damenschuhe auf eine teuflische Erfindung der deutschen, in Paris vor 1914 massenweise angesiedelten Schuster zurückführt, die als gelehrige Schüler der deutschen Medizinwissenschaft dadurch die Sterilität der französischen Frauen hätten bewirken wollen! Sehr belehrend ist die übelduftende Anthologie, die Joachim Kühn unter dem Titel: Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung, Jena 1917, zusammenstellt.

Wissenschaft erschienen waren. So Émile Boutroux, der durch längeren Aufenthalt in Deutschland als Zuhörer von Eduard Zeller und Aloys Riehl sich eine intimere Kenntnis von deutscher Art und Geistesverfassung aneignen konnte und durch Übersetzung von Zellers Geschichte der griechischen Philosophie, Herausgeber von Leibnizens Monadologie und durch zahlreiche Aufsätze über deutsche Philosophie sein Interesse an den Errungenschaften des deutschen Geistes auf seinem Spezialgebiete bekundete. Er war einer der eifrigsten Förderer der gemeinsam von der Berliner und zwei der Pariser Akademien geplanten und vorbereiteten großen Leibnizausgabe und ein Hauptvertreter der Richtung der französischen Akademien, die ein Zusammenarbeiten mit den Deutschen befürwortete. In dieser Eigenschaft war er auch öfter nach Berlin gekommen, und alle, die ihn kennen lernten, hatten den Eindruck eines ungewöhnlich liebenswürdigen, kenntnisreichen und für deutsches Wesen besonders eingenommenen Gelehrten, der diese Vorliebe für unsere deutschen Philosophen auch seinen Schülern an der Sorbonne mitzuteilen verstand. So regte er am Anfange dieses Jahrhunderts (es war die Zeit, wo freundschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich sich hoffnungsvoll durch das Band der internationalen Assoziation der Akademien anzuknüpfen begannen) einen begabten jungen Philosophen Xaver Léon, der jetzt als Präsident der *Société française de Philosophie* und als Herausgeber der *Revue de Métaphysique* einen geachteten Namen in Frankreich besitzt, dazu an, die Philosophie Fichtes darzustellen. Diese umfängliche Arbeit erhielt den Preis der Akademie *des Sciences morales*, und Boutroux selbst gab in einem ausführlichen, sehr anerkennenden Gutachten seinen Segen. Léon sieht in Fichte den ersten unter den modernen Philosophen, der die Moral „humanisiert“ [3]) und der in gewissen wesentlichen Zügen den modernen Sozialismus vorgebildet habe.

Es ist nicht ohne Interesse zu hören, wie dieser treue Schüler sich über Boutroux' Einfluß als Lehrer ausspricht (S. III a. a. O.): „Als ich nach dem Verlassen des Gymnasiums als einfacher Student an der Sorbonne, verloren in der Menge der Zuhörer, die Kurse des hervorragenden Meisters besuchte und seine schönen und eindrucksvollen Vorlesungen hörte, in denen er mit seiner Wissenschaftlichkeit eine so vollendete Kunst des Vortrags verband, da unterlag ich dem Zauber seiner männlichen und eindringlichen Rede, dem Zauber auch seines Lächelns, das bei ihm wie eine geistige Ausstrahlung erscheint. Wenn ich ihn hörte, war es mir wie vielen anderen, als ob ich dieser sinnlichen Welt entrückt und unter seiner Inspiration und Geisterbeschwörung in das Himmelreich der reinen Ideen versetzt würde. Ich verließ dann den Hörsaal, erfüllt von einer herrlichen Begeisterung für diese Ideen, ganz voll von ehrfurchtsvoller Bewunderung für einen solchen Lehrer. Unter der Leitung dieses unvergleichlichen Führers widmete ich mich leidenschaftlich den großen Systemen der modernen Philosophie, Bacon, Descartes, Kant und Fichte.“

Wer Gelegenheit hatte, Boutroux als späteren Leiter der *Fondation Thiers* in seiner Tätigkeit als Berater der jüngeren Gelehrtenwelt Frankreichs tätig zu sehen und die sympathische Art seines Wesens und Sprechens auf sich wirken ließ, wird die Begeisterung des jungen Adepten begreifen.

Diesen sympathischen Eindruck erhielten auch weitere Kreise Deutschlands,

3) *La philosophie de Fichte* S. 477 ff.

als er im Mai 1914 unter anderen Städten auch Berlin wieder besuchte, wo er in der Universität vor einem akademischen Publikum einen Vortrag hielt: *La Pensée allemande et la Pensée française*[4]), der in objektiver Weise den Unterschied der geistigen Struktur zu fassen suchte, der Franzosen und Deutsche scheidet.

Er verwirft darin die jenseits der Vogesen verbreitete Auffassung, als ob im Laufe des letzten Jahrhunderts der Deutsche plötzlich vom Idealismus zu einem praktischen Materialismus übergesprungen sei. Vielmehr zeige sich das Genie des Deutschen vor allem in der Erfassung des Alls *(il est orienté vers l'idée du Tout)*. Das Wesen des Alls sei der Geist. Damit er wirken und sich verwirklichen könne, müsse er sich in sein scheinbares Gegenteil, den Stoff, verwandeln. So gebe es keinen Widerspruch zwischen dem idealistischen und realistischen Deutschland. Dies bewiesen alle großen philosophischen Systeme von Leibniz bis Hegel, ja bis zur Gegenwart. Selbst Kant fordere durchaus die Realität der materiellen Welt im Gegensatze zum logischen Idealismus von Wolff, zum empirischen Idealismus von Berkeley und nicht minder zum radikalen Empirismus von David Hume. So vereinige auch die deutsche Poesie, Malerei und Musik alle möglichen Formen der Realität vom naiven Volkslied bis zu der reichen Ausgestaltung aller Ausdrucksmittel bei Richard Wagner. Die Tonwelt Beethovens, Schuberts, Schumanns wisse das Unbewußte mit dem Bewußten zu verbinden und dadurch die Brücke zu schlagen vom einzelnen Menschen zum All und der Gottheit.

In der Auffassung der Geschichte herrsche bei den Deutschen Schillers Urteil vor: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht." Ihr Verdikt bestimme, was als gut und recht im politischen und sozialen Leben zu gelten habe.

Im Leben des Deutschen gelte das Kollektivdasein als die normale Form der Existenz. Der Spruch des Rathauses in Freiburg i. Br.:

Es wirke jeder Geist und jede Hand
Belebend, fördernd für des Ganzen Wohl

sei der treue Ausdruck der deutschen Seele. Da es aber für den einzelnen unmöglich sei, das Ganze zu erfassen, so habe sich eine weise Arbeitsteilung und Spezialisation in Deutschland entwickelt. Unser bestes Ich aber sei das, was sich mit dem Ich der Gemeinschaft, ja des Universums verbinde. In der Religion finde der Deutsche die wirksamste Realisation dieser Verbindung.

Soweit Herr Boutroux im Mai 1914. Es ist nicht zu leugnen, daß ein Zug deutschen Wesens darin getroffen ist, der freilich politisch erst spät und erst nach der Entwickelung eines deutschen Gesamtbewußtseins sich deutlicher ausgeprägt hat. Schiller, der große Prophet der deutschen Einheit und Einigkeit, hat ja nicht umsonst die Mahnung erschallen lassen:

Immer strebe zum Ganzen, und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an!

Aber diese zentripetale Bewegung hat sich doch erst nach dem Zusammenbruch des Reichs von Anfang des vorigen Jahrhunderts an bewußter und energischer des deutschen Volkes bemächtigt. Fichtes Reden an die deutsche Nation 1808 haben sie mächtig entflammt. Der Kampf gegen Frankreich 1870 und die Gründung des Deutschen Reiches haben diesen Einheitsbestrebungen nach jahrhundertlangem, schwerem Ringen zum Siege verholfen.[5])

4) Gedruckt in der Lausanner *Revue Politique internationale* 1914, Heft 9, 10 (September, Oktober), S. 193—218.

5) S. Meinecke, Germanischer und romanischer Geist. Berl. Akad. Sitz.-Ber.

Aber jeder, der die deutsche und französische Geschichte der Neuzeit vergleicht, weiß, wo sich das Streben nach einem zentralisierten Staatsleben *(l'idée du Tout)* zuerst mit unwiderstehlicher Gewalt durchgesetzt und wo im Gegensatz dazu der territoriale Partikularismus geherrscht hat, bis die bitterste Not den Deutschen wider seine Anlage zur Aufgabe seiner Sonderbestrebungen gezwungen hat. Es ist daher gewiß unrichtig, dieses moderndeutsche Streben nach Zentralisation, nach energischerer Zusammenfassung des einzelnen unter die Staatsidee als die Dominante des deutschen Genies zu betrachten.

Eher ließe sich gerade hierin das Wesentliche des französischen Geistes erblicken, dem Paris seit lange nicht bloß den Mittelpunkt Frankreichs, sondern der Welt bedeutet. Hat doch Rousseaus *Contrat social*, in dem man die Hauptquelle für die republikanische Staatsauffassung der Franzosen erblickt, die Enteignung der Rechte des Individuums zugunsten des Staates auf die Spitze getrieben *(l'aliénation totale de chaque associé avec tous ses droits à toute la communauté)*, und die Menschenrechte, welche die französische Revolution dem Individuum gewährleistete, sind nicht dem Genie des französischen Volkes, sondern dem Unabhängigkeitssinn der transatlantischen Neuenglandstaaten und im letzten Grunde dem religiösen Freiheitssinn des germanischen Christenmenschen entsprungen.[6])

Wir sind also keineswegs geneigt, etwa zur Revanche einen so vieldeutigen und vagen Begriff wie die Idee des Ganzen *(l'idée du Tout)* als die Dominante des französischen Geistes bezeichnen zu wollen. Gott bewahre uns überhaupt vor dieser vorschnellen Systemsucht, die wie ein unausrottbares Erbe der alten Pariser Scholastik noch heute jedem gebildeten Franzosen anzuhaften scheint! Selbst der häufig vorgebrachte Gegensatz der künstlerischen und wissenschaftlichen Geistesanlage, der etwas mehr Wahrheit enthält als die Boutrouxsche Formel, bleibt gegenüber der Mannigfaltigkeit des wirklichen Daseins ein toter Schematismus. Was wäre die Wissenschaft ohne die künstlerische Phantasie? Was die Kunst ohne den ordnenden Verstand? Es kann sich ja bei den hervorragenden Vertretern der Wissenschaft immer nur um Grade handeln. Wir Deutsche haben vielleicht im ganzen einige Phantasten weniger und einige Pedanten mehr, aber für die wirklichen Genies versagen solche nationalen Gebundenheiten, soweit man sie überhaupt anerkennen mag, völlig.

Was ist denn nun nach Herrn Boutroux selbst die Leitidee der französischen Kultur? Es ist die Humanität. Sie zeigt sich in der Abkehr von supranaturalistischen Träumereien und der Beschränkung auf den Menschen und seinen gesunden Menschenverstand *(le bon sens)*, den Descartes und Pascal nicht minder wie die großen Klassiker der Poesie, Ronsard, Malherbe, Boileau, Racine, zum Ausdruck gebracht haben. Sie bewahre den Franzosen vor der *barbarie savante*, indem sie seine Erziehung durch Vernunft, Geschmack und Gewissen zu dem Ideal des *honnête*

1916, S. 115. Max Scheler, Die Ursachen des Deutschenhasses, Leipzig 1917, S. 37. „Der deutsche Nationalismus — so stark er schließlich gewesen ist, ist nicht aus dem Zentrum deutschen Wesens und Geistes hervorgegangen, sondern als von außen erzwungene Schutzwehr gegen den französischen Nationalismus und Imperialismus der napoleonischen Zeit."

6) G. Jellinek, Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte. 2. Aufl. Leipzig 1904 (Staats- u. völkerr. Abhandl. I 3), S. 46.

homme führe. Seinen sprachlichen Ausdruck finde dieser Geist der *humanité* in dem klassischen Französisch, wie es die gebildete Gesellschaft allmählich entwickelt und unter dem Einfluß der Elite der Nation (das ist die *Académie française*, deren Mitglied seit 1914 Herr Boutroux ist) in dem *Dictionnaire de l'Académie* festgelegt habe und stets weiter vervollkommne.

Dadurch sei die französische Sprache ein geistiges Werkzeug von vollkommener Präzision, Klarheit und Einheitlichkeit geworden. Die vollständige Durchdringung von Form und Inhalt sei das Streben des französischen Stils und des französischen Lebens. Man strebe dort stets danach, aus seinem Reden, Schreiben, Handeln und Leben ein Kunstwerk zu machen.

In dieser Charakteristik des Franzosen und der französischen Sprache steckt gewiß viel Wahrheit. Die Herrschaft der Raison, die ja die Helden der großen Revolution als Göttin gefeiert, die z. B. damals das wissenschaftlich ungenau bestimmte und praktisch unbequeme Metermaß aufgebracht und die gleichmacherische Idee der Egalité in die Welt gesetzt hat, wird als etwas echt Französisches anerkannt werden. Wir werden ihnen auch fürder diese Selbstbeschränkung auf den Rationalismus und den gesunden Menschenverstand nicht mißgönnen. Aber der Philosoph Boutroux hätte doch etwas tiefer graben sollen, wenn er hier die Verschiedenheit der beiden Nationen an ihrer Wurzel fassen wollte. Denn da das Auge des Intellekts (der *Raison*) nur einen Ausschnitt der Wirklichkeit umfassen kann, wie das leibliche Auge nur einen Teil des Spektrums faßt, so ist es dem Deutschen in seiner ehrlichen, gründlichen, die ganze Wahrheit umfassenden Geistesanlage nicht möglich, sich nur bei dem Rationellen zu beruhigen. Er weiß, daß das Irrationelle, das er nicht sieht, aber fühlt und ahnt, eine bedeutende Rolle im Weltgeschehen und im Welterfassen spielt. Schon Meister Eckhart hat dies gewußt. „Es ist eine Kraft in der Seele, die hat Gott mit der Seele Wesen geschaffen; die heißt das Gemüt." Von diesem Gemüte des Deutschen hat der Romane keine Ahnung. Er hat nicht einmal ein Wort dafür. Denn alles, was nicht Vernunft ist, sieht er als Unnatur an, während wir gerade in der Ausschließlichkeit der Herrschaft der *Raison* eine Art Unnatur erblicken.[7]) Mit dem Ernste, der vom deutschen Wesen nicht zu trennen ist, dringen wir aus den hellen Regionen des Bewußten und Verstandesmäßigen gern in die dunkeln Räume des Über- und Unterbewußtseins vor. Der Deutsche muß wie Faust zu den Müttern hinab, mit Angelus Silesius zu Gott hinaufsteigen und mit ihm eins werden. Ein unmittelbares Verhältnis des einzelnen zur Gottheit ist jedem ernsteren Deutschen ein Herzensbedürfnis, und dies ist die innerste Triebfeder der deutschen Reformation. Darum ist Luther der Typus eines deutschen Gemütes, dem es erst recht wohl ist, wenn es die Flügel seiner Seele in die Weite und die Unendlichkeit recken kann. Jede künstliche Beschränkung auf den engen Bezirk des raisonablen Verstandes würde uns Deutschen wie ein Stückwerk, ja wie eine Fälschung vorkommen.

Aber wie sieht es nun eigentlich mit der vielberufenen Menschlichkeit aus, die Herr Boutroux und viele seiner Landsleute als die Zentralidee ihrer Nation nicht ohne Selbstgefälligkeit preisen?

Wie die Rhetoren des niedergehenden attischen Reiches sich nicht genug tun können, die Philanthropie des atheni-

7) S. H. Scholz, Das Wesen des deutschen Geistes, Berlin 1917, S. 54.

schen Demos im Gegensatze zur Brutalität Spartas und Thebens zu feiern, ohne der unmenschlichen Greueltaten zu gedenken, an denen es in der Geschichte Athens wahrlich nicht fehlt, so ist das A und O der französischen Lobredner die *humanité* ihrer noblen Nation. *Homo sum, humani nil a me alienum puto* ist ihr Wahlspruch. Aber wie sieht es damit in Wirklichkeit aus? Gibt es etwa in der deutschen Geschichte solche Greuel wie die Bartholomäusnacht oder Ludwigs XIV. Dragonaden? Wie haben die Guillotine und die Noyaden der Jakobiner, wie die Schreckensherrschaft der Kommunarden im Jahre 1871 gegen die eigenen Landsleute gewütet! Was hat endlich in diesem Kriege die schmachvolle Mißhandlung der deutschen Kriegsgefangenen und Verwundeten durch die französischen Offiziere und Soldaten, vor allem aber durch Männer und Frauen der Bevölkerung, mit dem Begriffe der Humanität zu tun? Jedesmal, wenn die Masse in Frankreich durch irgendeine religiöse oder politische Idee bis zur Siedehitze entflammt ist, kommt die Bestie in abschreckendster Gestalt zum Vorschein.[8]) Was unser Dichter von den Frauen der Revolution sagt:

Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Spott,

das haben unsere Krieger, die in französische Gefangenschaft gerieten, oft genug am eigenen Leibe erfahren. Diese Ausbrüche wildester Grausamkeit sind so oft amtlich und durch Berichte vertrauenerweckender Augenzeugen festgestellt worden, daß es dafür keiner weiteren Beweise bedarf. Wir verzichten gern darauf, den Greuelbüchern der Akademiker Lavisse, Bédier, Chuquet, Benoist und anderer unsere Gegenrechnung aufzumachen. Es ist nur wichtig, festzustellen, daß dieser unheimliche Zug zur Grausamkeit sich von den Anfängen der französischen Geschichte bis heute verfolgen läßt.[9]) Aber man braucht ja nur die inhumane Art zu betrachten, mit der die französischen Akademien und ihre Akademiker gegen einzelne unserer hervorragenden Gelehrten und gegen die ganze deutsche Wissenschaft vorgegangen sind, um zu wissen, daß ihre gerühmte Humanität nur ein Firniß ist, der in der Siedehitze des Hasses und des patriotischen Übereifers sich völlig verflüchtigt. Nun, wir gönnen den Franzosen von Herzen beides, den unduldsamen, gewissenbedrückenden Fanatismus ihrer religiösen, politischen und ästhetischen Gleichmacherei wie den Kultus ihres *bon sens*, der ihnen so oft verwehrt, in die Höhen und Tiefen des menschlichen und göttlichen Wesens vorzudringen und die wirklichen Realitäten unserer Welt zu erkennen.

So wenig wir als Deutsche daher uns mit den Ausführungen des Herrn Boutroux einverstanden erklären konnten, so fehlte doch der Rede mit Ausnahme einer Anspielung auf die *barbarie savante*, die etwas malitiös klang, jede aggressive Note und das liebenswürdige Lächeln des Redners, der milde und eher leidende als angreifende Ausdruck seines Dulderantlitzes verscheuchte jeden Argwohn. Ja, mit dem Schlusse seiner Rede konnte man sich sogar einverstanden erklären, man solle die beiden grundverschiedenen Weltanschauungen für sich bestehen lassen und nicht versuchen, aus beiden Kulturen eine kraftlose Zwittergeburt zu erzeugen. Dies hindere aber nicht, sich gegenseitig genauer kennen

8) Man wird an Taines Wort über die Greuel der Revolution erinnert: *„on va voir des brutes devenues folles travailler en grand et longtemps sous la conduite de sots devenus fous."*

9) J. Keller, Französische Menschlichkeit. Weimar 1916.

zu lernen und zu würdigen, wie dies auch der französische Philosoph selbst durch sein ausgedehntes Studium der deutschen Philosophie und durch seine Einführung der Zellerschen Geschichte der griechischen Philosophie in die französische Literatur beabsichtigt zu haben schien.

* * *

Nun kam der Krieg von 1914 und mit ihm die Schrecken der Invasion. Dies hat den Franzosen offenbar den Geist verwirrt und das Gleichgewicht der Seele von Grund aus zerstört. Man bemerkt mit Grausen, daß dies Volk nicht bloß eine *Raison*, sondern auch eine vulkanische Leidenschaft in seinem Herzen trägt, die kochend vor Haß und Erbitterung überschäumt und den armen Verstand völlig zum Schweigen bringt. Wie sollte da ein Mitglied der *Académie française* noch länger als Freund der Deutschen und ihrer Wissenschaft gelten dürfen! So setzte sich Herr Boutroux sofort hin und schrieb in die *Revue des Deux Mondes* (15. Oktober 1914) einen fulminanten Artikel gegen die deutsche Barbarei.

„Was hat sich", beginnt er, „aus diesem Volke der Idealisten herausgebildet! Nachdem die Pflicht nur um der Pflicht willen als höchstes Moralprinzip gepredigt, nachdem man die Herrschaft des Geistes und der unbedingten Moral errichtet, behauptet man offiziell, ein Vertrag, den man selbst unterschrieben, sei ein Fetzen Papier, man behauptet, die Gesetze des Rechts und der Moral hätten keine Geltung mehr, wenn sie uns unbequem würden und wir die Übermacht hätten. Nachdem man uns eine Musik hat hören lassen, die Kunst und Poesie zu einer Art Religion erhöht, nachdem man die Universitäten als Tempel der Wissenschaft und intellektuellen Freiheit gegründet hat, bombardiert man Löwen, Mecheln und die Kathedrale von Reims! Nachdem man den Anspruch erhoben hat, Vertreter der höchsten Kultur zu sein, faßt man die Knechtung der Welt ins Auge und entfesselt rohe Gewalttat, Niedertracht und Barbarei. Da rühmen sie sich, die höchste Form der menschlichen Natur zu realisieren und enthüllen sich nun als die Nachkommen der Hunnen und Vandalen. Alle Ausländer stimmen darin überein: Die Nation, die Löwens Universität und die Kathedrale von Reims in Asche gelegt, hat sich entehrt."

Man begreift, wie ein mildgesinnter Professor im Angesicht der Greuel des Krieges, für den er natürlich Deutschland verantwortlich macht, in Erregung gerät. Das Verfahren, das die Alliierten mit Griechenland und andern neutralen Staaten eingeschlagen haben, wird ihm inzwischen gezeigt haben, was mit dem armen Belgien geschehen wäre, hätte es beabsichtigt und gewagt, seine Neutralität wirklich ernstlich nach beiden Seiten zu schützen. Und das Bombardement der Kathedrale von St. Quentin durch französische Kanonen, die Niedermetzelung von Tausenden unschuldiger belgischer Einwohner bei den jetzigen Kämpfen in Flandern wird den Akademiker belehrt haben, daß die grausamen Notwendigkeiten des Krieges unter Umständen selbst der eigenen Städte und und Denkmäler, ja der eigenen Landeskinder nicht schonen. Oder glaubt er wirklich, daß die Deutschen aus Mutwillen Löwen zerstört und die Kathedrale von Reims beschossen haben?

„Aber freilich," so heißt es jetzt, „die Deutschen sind trotz aller Wissenschaft Barbaren. Man betrachte nur den deutschen Gelehrten! Welch Mißverhältnis zwischen seiner Gelehrsamkeit und seiner Erziehung! Wie gemein ist sein Geschmack, sein Gefühl, seine Sprache, welche Brutalität des Beneh-

mens zeigt sich bei diesem Menschen, dessen Autorität in seinem Fache unantastbar feststeht!" Das sagt Herr Boutroux, der u. a. Männer wie Eduard Zeller näher kennen zu lernen das Glück hatte, ohne Einschränkung vom deutschen Professor, seinem Kollegen!

„Verpflanzt man diesen Gelehrten," fährt er fort, „von seinem Katheder auf den Kriegsschauplatz, wo die Kraft allein herrschen darf, wo die niedrigsten Instinkte sich frei entfalten dürfen, da darf es nicht wundernehmen, daß er sich dort ähnlich wie ein Wilder benimmt. So urteilt man nicht mit Unrecht allgemein. Und diese Roheit ist nicht etwa die Explosion seiner Natur, die trotz der Wissenschaft roh und gewalttätig geblieben ist, nein, das geschieht auf Befehl. Es ist eine berechnete, systematische Brutalität!" So Herr Boutroux über unser Verhalten im Kriege. Wer aber unsere Offiziere und Soldaten über die notwendigen Härten des Kriegshandwerks reden hört, weiß, daß, von bedauerlichen Ausnahmen abgesehen, jede unnötige Härte oder gar Grausamkeit dem deutschen Gemüte verhaßt ist. Man braucht ja nur die Haltung unserer Bevölkerung gegenüber den gefangenen Feinden zu beobachten. Man hört oft von Verhätschelung und ungehörig guter Behandlung der fremden Krieger, die bei unseren Bauern sich nützlich machen: von Fällen von Mißhandlung oder Beleidigung, wie das in Frankreich die Regel ist, hat man hier nichts gesehen oder gehört, wohl aber, daß unsere Soldaten mit der armen, hungernden Zivilbevölkerung unserer Feinde im Osten und Westen ihr Brot geteilt, ihre Kinder verwartet, ihr Vieh gerettet haben.

„Aber," fährt Boutroux fort, „dieser Vandalismus stammt nicht von heute und gestern. Er ist im Wesen der Deutschen verankert und ihre Philosophen haben ihn wissenschaftlich zu begründen versucht. Dem Deutschen ist, wie Fichte lehrt, der Begriff des Deutschtums identisch mit dem des Guten. Das Ausland als der Inbegriff des Schlechten steht ihm gegenüber und muß daher vernichtet werden. Es ist wahr, daß Fichte die Deutschen, um die Feigheit und Niedergeschlagenheit des geknechteten Volkes zu heben, an der Hand der Geschichte zu dem hohen Ideale erheben und erziehen will, das ihm vorschwebt. Dieses Ideal der zukünftigen Menschheit kann nach ihm nur durch Deutschland, das wiedererstandene Deutschland, allmählich erreicht werden. „Kennen wir denn", so schließt er seine Reden an die deutsche Nation, „ein anderes Volk, von welchem die gleichen Erwartungen sich fassen ließen? . . . Es ist daher kein Ausweg: wenn ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung."

Aber Fichten wie allen anderen großen Erziehern der Deutschen liegt es ferne, nun mit diesem Glauben an das eigene Volk und seine Mission an eine gewaltsame Eroberung und Knechtung der Welt zu denken, wie zu Fichtes Zeiten Napoleon sie versucht und die Entente sie in größerem Maßstabe jetzt als die Kulturträgerin der demokratischen Freiheit allen Völkern zugedacht hat, die noch in den Banden des „Despotismus" schmachten.

Die fixe Idee aber, die Boutroux wie alle Franzosen und ihre Bundesgenossen der Welt aufschwatzen möchten, ist, daß die Deutschen sich als das auserlesene Herrenvolk fühlen, das bestimmt sei, über die anderen Nationen sein eisernes Joch zu werfen und die deutsche Wissenschaft und ihre Methoden allen anderen Gelehrten aufzudrängen. Das kindische Mißverständnis unseres Nationalliedes „Deutschland, Deutschland über alles" kehrt selbst bei Boutroux wieder zum

Beweise, daß auch er nicht die französische Apperzeption loswerden kann.

„Die lateinische Rasse," fährt er fort, „setzt die Zivilisation in die Hebung der Sittlichkeit. Nach deutschen Begriffen bedarf es dagegen vor allem der Macht. Die Wissenschaft stellt uns die Kräfte der Natur zur Verfügung und vervielfältigt dadurch unsere Kraft ins Unendliche. So muß die Wissenschaft nach deutschen Begriffen als wichtigster Machtfaktor an die erste Stelle rücken."

„Aber Deutschland behauptet, es sei der Hort des Friedens. Gewiß, alle Kräfte, die es anhäuft, haben lediglich den Zweck, den Frieden, den deutschen Frieden, den Menschen aufzuerlegen. Darum rüstet es so gewaltig, und die anderen Völker haben nur das Recht, sich soweit zu rüsten, als es Deutschland erlaubt."

Es ist für Kenner der Verhältnisse unnötig, gegen diese Umdrehung der Wahrheit Protest einzulegen. Jede der feindlichen Großmächte hat in dem letzten Menschenalter um ein Vielfaches mehr für Rüstung ausgegeben als Deutschland, und England war es, das uns vorschreiben wollte, wieviel Schiffe wir jährlich bauen dürften. Wir waren gesättigt, und kein Verständiger dachte in Deutschland an kriegerische Welteroberungen. Die lateinische Friedensidee, die in dem Wort *pacare* sich ebenso wie in Napoleons *l'empire c'est la paix* gleißnerisch verhüllt, ist deutschem Denken völlig fremd. Der wirkliche Kern dieses Krieges ist außer dem britischen Imperialismus, dessen Wahlspruch die römische Devise ist: *Parcere subiectis et debellare superbos,* vor allem die Revancheidee des französischen Volkes.

Boutroux selbst hat bei seiner feierlichen Aufnahme in die *Académie française* am 22. Januar 1914 durch einen merkwürdigen Zufall die Gedächtnisrede auf seinen Vorgänger, den Reorganisator der französischen Artillerie, General Langlois, zu halten gehabt. Er hat sich seiner schwierigen Aufgabe so gut entledigt, daß man eher einen alten, schlachtenfrohen Strategen, als einen friedlichen Philosophieprofessor zu hören glaubt. Er führt als Trumpf seiner Rede und als Ergebnis der Reorganisation des Generals, die sich namentlich auch auf die Sicherung der Ostgrenze erstreckte, dessen Worte an: „Der Tag, an dem das Heer dem Rufe ,Das Vaterland ist in Gefahr' gehorchen muß, wird es sich ruhig, stolz, seiner Stärke bewußt und seiner selbst sicher erheben und dreist rufen können: ,Ich bin bereit.'" Und hieran schließt Boutroux selbst die Worte: „Die französische Nation hat wie einst Herakles zwei Wege vor sich: das bequeme Leben, die Befriedigung unserer Bedürfnisse durch die immer weiter entwickelte Wissenschaft, endlich den Verzicht darauf, eine Rolle in der Welt zu spielen. Oder aber: den Willen zur Existenz, die Liebe zum Vaterland und infolgedessen den Kampf, ohne den es keinen Fortschritt gibt; endlich, wenn das Vaterland nach Erschöpfung aller Verständigungsmittel seine Kinder zur Aufopferung aufruft, den Entschluß, kurzen Prozeß zu machen mit allen Sophismen des Egoismus und der Angst und einfach zu rufen: Hier bin ich! Welchen der beiden Wege müssen wir gehen? Das Leben, das Werk, die Persönlichkeit des Generals Langlois sagt es unserem Herzen. So werden wir denn nicht zögern." Solche Worte vor dem *tout Paris* gesprochen, das sich bei solchen Gelegenheiten unter der Kuppel des *Institut de France* zu sammeln und frenetischen Beifall zu spenden pflegt, sind auch historische Dokumente, die zeigen, wie es in Wahrheit zu Beginn des Schicksalsjahres 1914 in Frankreich aussah. Wer so die Fanfare bläst, wie der Lobredner des Gene-

rals Langlois, konnte doch nicht im Zweifel sein, was in Frankreich vorgehe. Aber freilich, als er im Mai desselben Jahres in Berlin erschien, blies er die Chamade und tat sehr verwundert, als ich ihm das eben erschienene, von dem Akademiker Jullian eingeleitete Schandbuch von Professor R. Cruchet in Bordeaux[10]) entgegenhielt, in dem der Feldzug gegen die deutsche Wissenschaft schon ganz mit der frechen Unwissenheit und boshaften Unanständigkeit eröffnet wurde, den nach Ausbruch des Krieges dann berühmtere Akademiker in demselben Geiste fortsetzten.

Wir wissen also, wo der Keim dieses Krieges entstanden ist. Aber, überraschend genug, dies gesteht Boutroux uns ironisch zu: „Deutschland sucht allerdings nicht den Krieg. Im Gegenteil, es sucht ihn sogar unmöglich zu machen. Aber wie? Durch seinen Terror! Ein Volk, das sich den Deutschen nicht blindlings unterordnet, beweist nach ihrer Vorstellung dadurch seine Minderwertigkeit und seine Verschuldung. Also muß es bestraft werden!“ Nun malt er in dieser Psychose des Verfolgungwahns die Schrecken des ausgebrochenen Krieges aus. Durch ihn wird unsere barbarische Seele natürlich auf die allerunterste Stufe primitiver Völker hinabgedrückt. Die reine Gewalttätigkeit herrscht brutal. Das Losungswort heißt: *Pecca fortiter!* Gefühl, Mitleid, Menschlichkeit verschwindet. Je gewalttätiger der Deutsche ist, um so menschlicher, da er so die Dauer des Kriegszustandes abzukürzen hofft. Der Krieg kennt keine Gesetze, Verträge, Anstand, gegenseitiges Vertrauen, Ehrgefühl, Edelmut. Darüber ist das Gottesvolk erhaben. Jederzeit hält es sich für befugt, das Recht der Neutralen zu mißachten, wenn es sein Interesse erheischt. Es übt Lüge, Treulosigkeit, Verrat. Es weiß nichtige oder erfundene Vorwände vorzubringen, um die haarsträubendsten Untaten zu begehen: Beschießung offener Städte, Niedermetzelung von harmlosen Greisen, Weibern und Kindern, barbarische Todesstrafen, Diebstahl und Mord, bestialische Behandlung der Frauen, methodische Zerstörung von Kunstdenkmälern, die durch ihr Alter, durch ihre geschichtliche Bedeutung, durch die Bewunderung der ganzen Welt für unverletzlich gelten mußten.

So vereinigt dieses Volk Gottes das Maximum der Wissenschaft mit dem Maximum der Barbarei: *la barbarie multipliée par la science!* Dies ist das letzte Wort des Germanismus. Wissentlich und systematisch setzt Deutschland unserer hellenischen, christlichen, humanen Zivilisation die Zerstörungswut der Hunnen entgegen. Heute ist jeder Schleier zerrissen. Die deutsche Kultur ist wirklich eine gelehrte Barbarei *(barbarie savante)*.

Ehedem galt Deutschland für eine große Nation. Er erinnert an Leibniz, der eine Harmonie freier und autonomer Staaten anstrebte, und vergißt dabei, wie sich Leibniz bemüht hat, die unersättliche Ländergier Frankreichs zu bekämpfen und von Deutschland abzulenken, er erinnert an die Völkerrepublik Kants, der aber doch trotz seiner Gedanken über den ewigen Frieden noch den Anfang des napoleonischen Imperialismus erleben mußte; er erinnert an den Anfang des Jahres 1869, wo er angeblich selbst in Heidelberg nur von dem Krieg reden hörte, den Preußen damals an Frankreich habe erklären wollen![11]) Preußen habe dann 1870 den Er-

10) *Les Universités allemandes au XXe siècle.* Paris 1914. Hier taucht bereits die fixe Idee auf: *Au fond, c'est notre mise définitive en esclavage qu'ils rêvent et qu'ils préparent sans cesse ni trève, dans le silence de leurs consciences* (S. 412).

11) Leider hat Herr Boutroux 45 Jahre lang seit 1869 nie das Bedürfnis gefühlt, festzustellen, was wohl in Wirklichkeit da-

folg für sich gehabt und seinen Einfluß infolge davon auf ganz Deutschland ausgedehnt. Er schließt mit den Worten: „Das von der Welt geachtete und bewunderte Deutschland, das Deutschland Leibnizens, scheint wirklich tot. Wird es wohl auferstehen?"

Die Antwort auf diese Frage gibt der zweite Brief, den Boutroux in der *Revue des Deux Mondes* 1916 (a. 86 t. 33, S. 241) veröffentlicht. Er wiederholt mit einigen geschichtlichen Erläuterungen seine paar dürftigen Gedanken über den deutschen Geist und dessen Bestreben, die anderen Völker zu knechten.

„Dies Streben nach Weltherrschaft wird ewig im Deutschen fortdauern, auch wenn es zeitweise latent, unsichtbar, verheimlicht zurücktreten sollte. Was nützt gegenüber einem Volke, das sich kein Gewissen daraus macht, mit allen Mitteln zum Nutzen Deutschlands die anderen Völker zu hintergehen, ein Friedensvertrag? Was gelten ihm eingegangene Verpflichtungen?"

„Darum," so schließt die dritte Wiederholung des redseligen alten Herrn, die er an demselben Orte 1917 (a. 87 t. 89, S. 524ff.) zum besten gibt, „wir können und wir müssen siegen. Aber damit ist es nicht getan. Deutsche wird es auch nach dem Kriege noch geben. Leider! Kein Fetzen Papier wird die Grenzen des Rechts gegen die Angreifer Serbiens (!), die Verletzer der belgischen Neutralität, die Mörder der Zivilbevölkerung, die Hersteller der Sklaverei, die Organisatoren des Tauchbootkrieges, der die ganze Welt verräterischerweise anfällt, zurückhalten. Der Deutsche ist ausdauernd, gewandt fremde Sprachen zu sprechen und fremde Völker zu umschmeicheln. Deutschland wird sich nie für definitiv besiegt erklären. Durch Prüfung, durch Leiden, durch Niedergang, durch Sünde, so lehrt die deutsche Theologie, gewinnt die Seele das Heil. Das Böse ist das Mittel zum Guten, die Niederlage ist das Vorspiel zum Sieg. So ist, wie sie sagen, aus Jena Sedan entsprossen, so das neue

---

mals die ihm so lebendig in der Erinnerung gebliebene kriegerisch erregte Stimmung der Heidelberger Studentenschaft gegen Frankreich veranlaßt hat. Es war Napoleons Versuch, mit Österreich und Italien einen Dreibund gegen Preußen zu schließen, über dessen Charakter die Kölnische Zeitung am 5. Februar eine aufsehenerregende, nicht durchweg richtige, aber auf richtiger Fährte gehende Enthüllung brachte. Sie hoffte so das beste Mittel zu bieten, um „Pläne, die für den Frieden der Welt bedrohlich sind, im Keime zu ersticken. . . . Ein Krieg, wenn er uns ohne unsere Schuld aufgenötigt wird, würde von ganz Deutschland mit Entschlossenheit und Begeisterung aufgenommen werden. Aber wenn ein solcher Krieg mit Ehren abgewandt werden kann, so ist es die Pflicht unserer Staatsmänner und unserer Presse, alles zu einem so löblichen Zwecke aufzubieten."

Wie fern Bismarck damals „von jedem Wunsch nach Krieg" mit Frankreich war, beweist eine von Sybel (Begründung Bd. 7 S. 92) mitgeteilte briefliche Äußerung. Treitschke aber, dessen Vorlesungen nach Boutroux' Erinnerung *n'étaient autre chose que des harangues enflammées contre les Français, des excitations à la haine et à la guerre,* gibt von seiner wirklichen Stimmung damals ebenso authentisches Zeugnis in einem Briefe an seine Frau (27. März 1869, Briefe Bd. 3 S. 242) mit der Mahnung an seine Schwiegermutter, sie sollte doch „auf das niederträchtige Geschwätz dieser gemeinen Kölnerin nicht viel geben. Möglich ist in solchen Zeiten alles; aber was bis jetzt von Kriegsgefahren verlautet ist Börsenschwindel und Großmanns-Lügensucht unseres teueren Beust." Und wie er über einen Krieg gegen Frankreich noch im August 1866 dachte, trotz seiner Empörung über Napoleons „schamlose" Entschädigungsansprüche, sagt er in einem Briefe an Baumgarten (a. a. O. S. 47): „Gewiß würden wir siegen — aber welch ein Wahnsinn wäre ein solcher Kampf; mehr als die Opfer fürchte ich die Entfremdung zwischen den Nachbarn auf ein Menschenalter hinaus. Gebe der Himmel, daß uns das erspart bleibt." M. C.

Reich aus dem Jammer des Westfälischen Friedens. Alle Schichten der Bevölkerung sind jetzt noch im Ziele ganz einig. *L'impérialisme marxiste n'est pas moins pangermaniste que l'impérialisme gouvernemental.*

Aber diese deutschen Paradoxien können ja wohl nicht ewig leben. Das Monströse, wie es dieses Volk im Kriege überall zeigt, kann nicht fortdauern. Mißgeburten *(monstres)* sind nach den Naturgesetzen dem Untergang geweiht. Die fortschreitende Demokratie, die Liebe zur Freiheit wird mit ihrer unwiderstehlichen Ansteckungskraft auch das deutsche Hirn einmal ergreifen. Selbst in Deutschland werden sich künftig vielleicht Anhänger unserer Freiheit wie ehedem finden. So ist, scheint es, nicht alle Hoffnung a priori aufzugeben, daß wir in Deutschland eines Tages wieder eine Nation neben den anderen werden entstehen sehen, die nicht allein daseinsberechtigt zu sein glaubt und die anderen Völker leben läßt. Wenn dieser Tag erschienen, dann könnten die Nationen wieder aufatmen und sich mit normalen und beschränkten Mitteln der Verteidigung begnügen.

Aber in Wahrheit, dann wäre Deutschland nicht mehr Deutschland. Dies Land, das sich in den Kopf gesetzt hat, immer deutscher zu werden und einen Körper zu bilden, in dem sich seine ganze Seele wiederfinden könnte, würde buchstäblich seine Seele gewechselt haben. Bis sich dieses Wunder vollzieht, haben wir Franzosen eine doppelte Pflicht: „Wache zu halten nicht bloß an der Grenze, sondern auch in unserem Inneren, und weise, einig und stark in der Freiheit zu bleiben."

Die letzten Worte des französischen Philosophen können wir uns ohne weiteres aneignen. Wie die Katastrophe des Weltkriegs auch ausfallen wird, durch seine und seiner Kollegen Wirken ist die Kluft, die zwischen dem intellektuellen Frankreich samt Bundesgenossen und Deutschlands entsprechenden Kreisen sich aufgetan hat, so ungeheuer geworden, daß in absehbarer Zeit das alte Verhältnis nicht wieder aufgenommen werden kann. Auch wir werden nunmehr auch auf geistigem Gebiete eine Wacht am Rhein aufstellen und weise, einig und stark in unserer Freiheit bleiben müssen. Stolz auf unsere Helden und unser Volk, das einer ganzen Welt physisch und geistig siegreichen Widerstand leisten konnte und sicher unserer Nationalität, die das Höllenfeuer dieses Krieges noch fester geschmiedet, werden wir dem Ausland ohne Herausforderung, aber auch ohne anbiederndes Entgegenkommen gegenübertreten. Denn wir haben jetzt unsere Nachbarn, auch die besten unter ihnen, als schwache Menschen kennen gelernt, die der Massensuggestion wehrlos gegenüberstehen. Mit Herrn Boutroux, bei dem die Milch der Deutschfreundlichkeit sich während des Krieges in gärend Drachengift verwandelt hat, sind wir fertig; mit einigen anderen Unsterblichen, die durch unerhörte und nichtige Anschuldigungen unsere deutsche Wissenschaft und einzelne ihrer Vertreter zu vernichten suchten, werden wir noch abrechnen. Die gewaltige Kraft, die bisher deutscher Geist auf die Belehrung und kulturelle Hebung des Auslandes in uneigennütziger Weise verschwendet hat, muß nun vor allem uns selbst zugute kommen. Wir müssen unsere Leistungen in der kommenden schweren Zeit noch steigern, alles undeutsche W e s e n (aber nicht gleichgültige Äußerlichkeiten, wozu viele sich anschicken) abtun und den deutschen Idealismus mit deutschem Realismus weiterpflegen. So soll aus den blutgedüngten Saaten ein neues Deutschland erstehen, das, wenn dereinst der

große Entscheidungskampf zwischen asiatischer und europäischer Kultur zum Austrag kommt, auch den Völkern, die uns jetzt vernichten wollten, ein erstrebenswerter Bundesgenosse zur Wahrung der abendländischen Güter, aber kein entmenschter Barbar wie jetzt erscheinen wird.

George Meredith.

Von Philipp Aronstein.[1])

II.

Merediths Prosadichtungen beginnen mit der merkwürdigen phantastischen Erzählung Wie Shagpat (etwa = Struwwelpeter) geschoren wurde (1856). Es ist ein Märchen im Stile von „Tausendundeine Nacht", voller Abenteuer, Wunder und Zaubereien, gleichzeitig aber eine sinnreiche Allegorie, die zeigen soll, wie großtuerischer Humbug und Täuschung durch das „Schwert der Tat" in der Hand eines tapferen, durch mit Humor ertragene Prügel und Irrtümer und Gefahren geläuterten Helden in ihrer Nichtigkeit und Blöße entlarvt werden. Setzen wir an Stelle des „Schwertes der Tat" das „Schwert des gesunden Menschenverstandes", als welches Meredith den komischen Geist bezeichnet, so haben wir hier schon das ethische Grundmotiv seiner Produktion, den Kampf gegen Humbug, Selbstsucht, Täuschung und verhüllte Barbarei mit Hilfe des komischen Geistes. Das amüsante und geistvolle Büchlein blieb zuerst gänzlich unbeachtet, wenn auch George Eliot es in einer Besprechung ein Werk von Genie nannte. Seitdem hat man darin eine poetische Darstellung von Merediths Programm gesehen, sicherlich eine unbeabsichtigte, und ein schottischer Geistlicher hat zwei Bücher darüber geschrieben, in denen er sich abmüht, die Handlung und die Personen im einzelnen allegorisch zu erklären und zu deuten. — Es folgt darauf die Geschichte Farina, eine Legende von Cöln (1857), eine mittelalterlich verbrämte Geschichte von Kämpfen, Zaubereien, Liebe, Zechgelagen, Prahlerei und Paukerei, die die Entstehung des Kölnischen Wassers sehr unhistorisch zum Gegenstande hat, interessant als Reminiszenz des Dichters aus seiner Neuwieder Zeit, aber unbedeutend und fast wie eine Parodie wirkend, als welche sie auch — wohl mit Unrecht — aufgefaßt worden ist.

Dann beginnt im Jahre 1859, einem der wichtigsten Jahre der englischen Literatur, das das Erscheinen von Darwins Ursprung der Arten, Dickens' Erzählung von zwei Städten, Thackerays Die Virginier, Tennysons Königsidyllen und George Eliots Adam Bede sah, Meredith die Reihe seiner großen Romane mit Richard Feverels Feuerprobe. Es folgen im Laufe von 36 Jahren, bis 1895, 13 andere Romane und drei feine Novellen; ein Romanfragment Kelte und Sachse ist ein Jahr nach des Verfassers Tode, im Jahre 1910, veröffentlicht worden, gehört aber auch wohl noch den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts an.

Merediths Romane sind keine Tendenz- oder Thesenromane im engeren Sinne. „Ich habe niemals einen Roman begonnen, um die Theorie zu verfolgen, die er entwickelt. Die herrschende Idee in meinem Geiste nahm die Charaktere

1) siehe Heft 3.

und die Geschichte unterwegs auf", sagt er in einem seiner Briefe. Es sind Bilder aus dem Leben, aber der Bau der Handlung und die Auswahl der Charaktere werden doch jedesmal durch einen Richtung gebenden Gedanken bestimmt. Hiernach läßt sich die Produktion Merediths in vier Gruppen teilen, die allerdings nur zum Teil eine zeitliche Folge bilden.

Vier Romane, darunter die beiden ersten: Rich. Feverels Feuerprobe (1859) und Evan Harrington (1861), und zwei aus den 70er Jahren: Die Abenteuer Harry Richmonds (1871) und Beauchamps Laufbahn (1875), kann man als Bildungsromane bezeichnen. Ihr Gegenstand ist das Werden, die psychologische Entwicklung eines jungen Mannes von Geist und Charakter unter besonderen Umständen. Der erste, Richard Feverels Feuerprobe, ist ein Erziehungsroman im engeren Sinne. Der Baron Sir Austin Feverel, ein unermeßlich reicher und hochgebildeter Mann, ist durch eine harte Lebenserfahrung, die Untreue seiner Frau und seines besten Freundes, verbittert worden und hat sich auf sein Schloß zurückgezogen, wo er als Mittelpunkt einer kleinen Welt von abhängigen bewundernden Verwandten und Dienern lebt und seinen melancholischen Gedanken nachhängt, von denen er einen Extrakt als Aphorismensammlung unter dem Titel „die Pilgertasche" veröffentlicht hat. Er will seinen einzigen hochbegabten Sohn und Erben Richard den Gefahren und Versuchungen des Lebens entziehen, die Vorsehung für ihn spielen. Aber die Natur macht einen Strich durch sein sorgfältig ausgeklügeltes Erziehungssystem. Während er für den jungen Mann, der in „das magnetische Alter" getreten ist, eine würdige Genossin unter den Töchtern des Landes sucht, kommt für den Magneten die Anziehung ganz plötzlich. Der Ferdinand, von dem alles Weibliche ängstlich ferngehalten worden ist, findet seine Miranda in der lieblichen Nichte eines benachbarten Farmers. Die Schilderung dieser Liebesszenen gehört zu den viel bewunderten Perlen der englischen Literatur. Man trennt die beiden, aber sie finden sich in London wieder und heiraten heimlich. Der väterliche Philosoph und selbstherrliche „wissenschaftliche Humanist" ist tief gekränkt in seiner Eitelkeit und seinem Glauben an seinen Sohn, der ihn getäuscht hat, und hält sich grollend fern. Indessen suchen dienstwillige Verwandte und Freunde das liebende Paar zu trennen. Richard wird in die Gesellschaft der gefährlichsten der Halbweltdamen gebracht und fällt ihren Künsten zum Opfer. Dann packt ihn wilde Reue, und er verläßt England; Lucy, seine junge Frau, schlägt alle Verführungskünste, denen man auch sie ausgesetzt hat, durch die Kraft ihrer reinen Natur spielend ab und wartet geduldig. Sie wird schließlich von dem Baron als Tochter aufgenommen, aber auf Richard wartet man vergebens. Er streift ruhelos in Deutschland umher. Dort erhält er die Nachricht, daß er Vater geworden ist, und nun eilt er beglückt und reuevoll in die Arme der Gattin. Aber unterwegs hört er von den Anschlägen auf ihre Ehre und züchtigt den Beleidiger. Er muß sich aus ihren Armen reißen und wird in einem Duell verwundet. Er genest, aber Lucy, die zarte Frauenblüte, stirbt an den Folgen der furchtbaren Aufregungen. Richards Lebenskraft ist gebrochen. Er wird, dank dem System, nie werden, was er versprach. „Wenn unendliche Liebe vollkommene Weisheit wäre, so könnte ein menschliches Wesen fast die Vorsehung für ein anderes darstellen. Ach! so göttlich auch die Liebe ist, so kann sie doch

nicht mehr tun als das Haus erleuchten, das sie bewohnt, muß seine Gestalt annehmen, oft gar seine Enge noch verstärken, kann die alten lebenslangen Bewohner oben und unten wohl vergeistigen, doch nicht vertreiben." Soll man deshalb die Jugend nach der beliebten Theorie austoben lassen, sie ein Schlammbad im Laster nehmen lassen, um sie für das Leben zu wappnen? Das noch weniger! Denn die Folgen hiervon sind, wie Meredith zeigt, Konvenienzehen und eine entartete Rasse. Im übrigen läßt der Dichter den Leser selbst seine Schlüsse ziehen aus dem, was er vorführt. Das Amt der Kunst ist nicht, moralische Lehren zu geben, sondern die edlen Regungen zu erwecken, die die Menschen das gesellschaftlich Rechte wünschen lassen. Und das Material hierzu bietet der Roman durch eine glänzende Galerie wirklich gesehener und interessanter Gestalten.

Diese „Geschichte von Vater und Sohn", wie der Nebentitel des Romans lautet, ist eine Tragikomödie. Leid und Tod stehen am Ende, aber die Hauptperson, der Baron, ist im Grunde eine komische Gestalt, allerdings von jener der Tragödie sich nähernden Charakterkomik Molières; daneben enthält der Roman noch Komik jeder Art von der feinsten Ironie bis zur derbsten Posse. Eine reine Komödie, über der diesmal sichtlich der Geist Molières schwebt, des Molière der Précieuses Ridicules und des Bourgeois Gentilhomme, ist der nächste Roman Evan Harrington. Wie der Nebentitel „Er möchte ein Gentleman sein" schon zeigt, bildet hier die scharfe soziale Scheidung der englischen Gesellschaft, der Adels- oder Geburtsstolz auf der einen Seite und als sein Gegenstück der Snobismus, die gemeine Bewunderung von Rang und Geld, den Hintergrund. Der Held, ein kluger, ehrlicher, tapferer Junge, ein Schneiderssohn mit der Erziehung und den Ansichten eines Gentleman, wird durch Pflicht und Liebe hin und her gezogen und erringt am Ende ein adliges Fräulein als Braut. Eine Fülle von Charakteren, adelsstolze Protzen, amüsante und lächerliche Snobs, „Humoristen" und Sonderlinge im alten englischen Sinne von Lawrence Sterne bis zu Dickens, tüchtige verständige Bürger und als feinste Blüte der Weiblichkeit die charaktervolle und ganz unkonventionelle Braut des Helden, beleben ein farbenprächtiges Bild von Bürgerhaus und Adelssitz, Stadt und Land, Spielen und Festen in der freien Natur. Ein glänzender Charakter ist besonders die Schneiderstochter und portugiesische Gräfin de Saldar, eine geniale Vertreterin des Snobismus voll Witz, Energie, Geistesgegenwart und Intrige, sentimental, boshaft und schlau, am Ende leider — denn wir haben sie fast liebgewonnen — durch die Überspannung ihrer eigenen Künste Schiffbruch leidend.

Die Abenteuer Harry Richmonds sind wie „Richard Feverels Feuerprobe" eine Geschichte von Vater und Sohn, wie „Evan Harrington" die Charakterentwicklung eines jungen Mannes von Geist und Charakter unter besonderen Umständen. Die Zahl der Charaktere ist hier sehr groß — man hat 169 gezählt —, die Handlung reich und mannigfaltig, weshalb der Roman beim englischen Publikum einen großen Erfolg hatte, aber sie ist sehr lose gebaut und trägt in ihrer Formlosigkeit und oft ermüdenden Breite die Spuren des seit Dickens beliebten Erscheinens in Lieferungen in Zeitschriften. Das soziale System Englands mit seinen scharfen Scheidungen bildet auch hier den Hintergrund. Die Hauptperson ist eigentlich der Vater des Helden, der Sohn einer Schauspielerin und eines hohen Herrn.

eines Prinzen, wie angedeutet wird, halb Phantast, halb Schwindler, gutmütig, aber von moralischen Hemmungen gänzlich frei, bald in Verschwendung, bald in Elend lebend, eine problematische, tragisch-komische Gestalt, die Lachen und Rührung, Spott und Mitleid hervorruft. Die Szene in Deutschland am Hofe des Fürsten von Eppenwelzen-Sarkeld, wo der Vater als maître de plaisir lebt, der Sohn studiert, sich duelliert und die Liebe der reizenden Prinzessin Ottilie gewinnt, muten uns etwas altfränkisch an, geben aber dem Dichter auch Gelegenheiten, seinen Landsleuten durch den Mund eines deutschen Professors, der an der materiellen, auf Erwerb und Genuß gerichteten Lebensauffassung der Engländer und ihrer verantwortungslosen, geld- und adelsstolzen Aristokratie scharfe Kritik übt, derbe und tiefe Wahrheiten zu sagen.

Das sozial-politische Interesse, das hier nur gelegentlich hervortritt, bildet den Gegenstand des nächsten Werkes Merediths, des Romans Beauchamps Laufbahn (1875). Der Held, Nevil Beauchamp, ist ein Sproß der höchsten Aristokratie, ein tapferer Seeoffizier und glühender Patriot und ein ideal denkender Kämpfer für das Volk, das er liebt, aber zugleich von leicht entzündlichem Temperament. Die Politik und die Liebe zerren ihn hin und her in Kämpfen, aus denen er, wenn auch nicht als Sieger, doch gereift und gefestigt hervorgeht. Zwei Frauen besonders, eine französische und eine englische Aristokratin, beide die Blüte der höchsten Kultur ihres Volkes und in ihrem Wesen fein und kunstvoll kontrastiert, zerren an seinem Herzen, und er findet schließlich als Lebensgefährtin eine dritte, die über sie hinausweist auf die selbständige und gerade deshalb der größten Hingebung und Aufopferung fähige Frau der Zukunft. Daß der Dichter schließlich seinen Helden durch einen Zufallstod, bei der Rettung eines ertrinkenden Knaben, umkommen läßt, ist mit Recht getadelt worden; um nicht in den Fehler der Schönfärberei und Sentimentalität zu verfallen, wird der Dichter unkünstlerisch. Der Roman gibt ein lebendiges Bild der politischen Kräfte und Tendenzen, die das öffentliche Leben in England um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bestimmten, des starren aristokratischen Standesvorurteils, des Materialismus und Mammondienstes des wohlhhabenden Bürgertums, der ersten politischen Regungen des rohen und vernachlässigten Volkes, der Verderbtheit des Parteiwesens und der Presse und des Schwankens der öffentlichen Meinung zwischen trägstolzer Selbstzufriedenheit und kleinmütiger Angst. Carlyle ist hierbei Merediths Lehrmeister gewesen. Der Wert des Romans beruht aber nicht auf diesen politischen Ideen, sondern auf den Charakteren, dem Kreise von typischen und doch individuell belebten Männern und Frauen, in deren Mittelpunkt der Held steht.

Zwischen die beiden ersten und die beiden letzten Romane dieser Gruppe fallen drei andere, die man unter dem gemeinsamen Titel „der Kampf gegen die Sentimentalität und das neue Frauenideal" zusammenfassen kann. Es sind dies die Romane Sandra Belloni, ursprünglich „Emilia in England" (1864), Rhoda Fleming (1865) und Vittoria, ursprünglich „Emilia in Italien" (1866).

Die Sentimentalität ist ein modernes Laster, eine Kulturkrankheit des 19. Jahrhunderts, die allgemein ist, aber in England einen besonders günstigen Nährboden gefunden hat. Dieser Boden ist ererbter Reichtum, Besitz ohne Ver-

antwortung, der die Genußsucht verfeinert und erhöht und die Selbstsucht steigert. Diesem verfeinerten Genießen und diesem kräftigen Egoismus leistet die Sentimentalität den doppelten Dienst raffinierter Befriedigung und einer bequemen und kleidsamen Maske. Indem der Sentimentale sich in seinen Gefühlen spiegelt, mit ihnen prunkt, glaubt er sich der Notwendigkeit überhoben, sie irgendwie in Handlungen umzusetzen, den egoistischen Trieben seiner Natur Gewalt anzutun. Er hält sich schon auf Grund seiner Gefühle für besser als andere, und dieser angenehme Selbstbetrug ertötet das wahre natürliche Gefühl. Der Sentimentale ist unter dem Deckmantel des Edelmuts, der Hingebung, der Großmut nicht selten treulos, gehässig, nachtragend und empfindlich. Die Selbstbespiegelung lähmt aber auch die Energie des Handelns. Der Sentimentale wird sich gewöhnen, jede Lage gefühlsmäßig auszuschöpfen, statt aus ihr die praktischen Konsequenzen zu ziehen; er ist im Unglück ohne Energie, kostet die Wollust eines eingebildeten Martyriums aus, freut sich der Selbsterniedrigung bis zur Selbstvernichtung. Meredith hat dies Laster, das ihm in tiefster Seele verhaßt war, bis in seine geheimsten Schlupfwinkel und in seinen mannigfachen Erscheinungsweisen mit feinster psychologischer Analyse verfolgt, am vollständigsten in dem Roman Sandra Belloni.

Da ist es besonders verkörpert in den Gestalten der drei hübschen und gescheiten Töchter des reichen City-Kaufmanns Mr. Pole, die auf ihrem aristokratischen Landsitze „die schönen Geifühle und feinen Abstufungen" pflegen und ehrgeizig danach streben, mit Hilfe der schönen Künste über ihren Stand und Ursprung in eine höhere soziale Sphäre zu kommen. Verbindet sich bei ihnen die Sentimentalität, das Schwelgen in schönen Gefühlen für Kunst, Jugend, Mondschein, Blumen mit sozialem Strebertum, so ist ihr Bruder, der Kavallerieoffizier Wilfred eine Studie der Sentimentalität in der Liebe. Wir erfahren, wie verderblich hier das Spielen mit den Gefühlen ist, sowohl für den Sentimentalen selbst als auch für den Gegenstand seiner Gefühle. Eine andere Studie die eines Organisten von vornehmer Herkunft, der eine der Töchter Poles liebt, zeigt die Sentimentalität von der tragischen Seite, wie sie einen empfindsamen Menschen durch die Irrlichter des Stolzes, der unterdrückten Leidenschaft und der sich selbst bespiegelnden Empfindung in den Sumpf der Verzweiflung führt, in dem er durch Selbstmord endigt. Endlich hat Meredith auch noch zwei Sentimentale anderer Art hier geschildert, schöne Seelen, die sich von wirklich selbstlosen, edlen Gefühlen der Hingebung an einen großen oder doch würdigen Gegenstand leiten lassen, aber sie sind etwas blutleer und schattenhaft ausgefallen. Offenbar fällt es dem Dichter schwer, sich in solche edle Gefühlsmenschen hineinzudenken. Das Herz — er legt das in seinen Gedichten mehrfach dar — ist ein blinder Führer, seine Regungen tragen nur taube Früchte.[1]) Um so lebendiger und kraftvoller ist die Darstellung der eigentlichen Heldin des Romans, der Sängerin Emilia Alessandra Belloni. Sie ist die erste in einer Reihe großer Frauenheldinnen, die Meredith geschaffen hat. Ihre einfache und leidenschaftlich große Natur steht im Gegensatze zu der Künstelei und Sentimentalität der Kaufmannstochter, ihre Kunst ist der Ausdruck ihrer Seele, ihrer Persönlichkeit, ihre Liebe ist nicht sentimentale Liebelei, sondern „edle Kraft in Glut"

1) Ah, what a fruitless breeder is the heart! (Ode an den komischen Geist.)

Der Roman Sandra Belloni enthält nur den ersten Teil ihrer Laufbahn, gewissermaßen ihre Lehrjahre. Eine Fortsetzung dazu bildet der Roman Vittoria, ursprünglich Emilia in Italien — die Heldin ist nämlich dieselbe Person unter anderem Namen. Meredith hat hier die weitere Geschichte seiner Heldin kunstvoll verwoben mit der Darstellung des italienischen Freiheitskampfes von 1847—1849, „der ersten und größten Begeisterung seiner Jugend", wie er sagt. Er entrollt vor uns ein lebendiges und farbenprächtiges Bild der Empörung der Italiener gegen die österreichische Herrschaft, wobei zwar seine Sympathien, wie die seines Freundes Swinburne, des Dichters des Sanges von Italien, ganz auf seiten der Italiener sind, er aber auch ihren Gegnern Gerechtigkeit widerfahren zu lassen bemüht ist. Eine Fülle von Charakteren, man hat 109 gezählt, feine Aristokraten und rauhe Soldaten, edle Dichter und fanatische Volksmänner, Offiziere, Beamte, patriotische Frauen und käufliche Hetären, Spione und Intriganten ziehen an uns vorüber, und die Darstellung gipfelt in prachtvollen Szenen auf den Alpen, im Theater in Mailand, auf den Straßen und auf dem Schlachtfelde, wechselnden Bildern von Verschwörung und Kampf, Liebe und Freundschaft, Not und Tod. Aber diese ganze vielgestaltige Handlung bildet doch nur den Hintergrund und das Mittel für die Entwicklung des Charakters der Heldin, die als Patriotin, Künstlerin und liebende Frau durch starkes Erleben und aus tiefem Leid emporwächst, ein wahrhaft großer und reiner Mensch. Mit ihr hat Meredith den Typus der höheren Frau, der Frau als Vollmensch, in die Literatur oder doch in den engsten Roman eingeführt. Auch der Prozeß gegen die Sentimentalität, vertreten durch den früheren Liebhaber der Vittoria, Wilfred Pole, geht weiter, aber er bildet nur ein Nebenmotiv in dem Roman. Derselbe ist ein großartiger Versuch des Dichters, an Stelle der satirischen Darstellung des Krankhaften in Handlung und Empfindung, „der Entwicklung von Spinngeweben in einem schmutzigen Winkel", wie er selbst sagt, das Studium des Menschen in seinen großen Zügen zu setzen. Wir dürfen wohl bedauern, daß dieser Versuch sein einziger geblieben ist.

Zwischen den beiden Teilen des Doppelromans steht seitlich der einzige Roman aus bäuerlichem Milieu, den Meredith verfaßt hat, Rhoda Fleming (1865). Vielleicht hat ihn das Beispiel George Eliots, die damals auf der Höhe ihres Ruhmes stand, veranlaßt, sich auch auf diesem Gebiete zu versuchen. Mit ihrem Adam Bede zeigt der Roman stofflich eine gewisse Ähnlichkeit. Hier wie dort ist die Verführung eines jungen Mädchens das Thema. Dahlia Fleming, die älteste Tochter eines Bauern, leidet Schiffbruch, weil sie angekränkelt ist von der Sentimentalität der höheren Gesellschaft, in die sie hineinstrebt. Diese Gesellschaft in ihrer Genußsucht und Selbstsucht, ihren unklaren Gefühlen und lebhaften Begierden wird denen gegenübergestellt, die den Zusammenhang mit der mütterlichen Erde noch bewahrt haben. Oben steht in der Reihe dieser naturwüchsigen gesunden Gestalten die derbe, jungfräuliche Rhoda Fleming, tief fühlend, aber ohne jede Sentimentalität, ja sittenstreng bis zur Härte gegen sich und andere; unten, dem Vieh nahe, das er versorgt, der Knecht Master Gammon, zur Farm gehörend wie der Baum, der darauf gewachsen ist, unerschütterlich in der Ruhe, mit der er alle Abende seine bestimmte Anzahl Klöße hinunterschlingt, aber auch von rührender Gutmütigkeit — er schickt Dahlia,

als er hört, daß es ihr in London schlecht gehe, in einer Kiste seine ersparten Groschen, den Ertrag eines Lebens saurer Arbeit. Der Roman ist spannend und übersichtlich im Bau und deshalb wirkungsvoller als manche bedeutenderen Werke Merediths. Der Dichter ist nie wieder zu diesem Milieu zurückgekehrt, da es ihm nicht genügend Gelegenheit bot, seine Kunst feiner psychologischer Charakterzeichnung zu üben.

In dem Gesamtwerke großer Dichter ist oft ein Werk, das eine besondere Stellung einnimmt, weil der Dichter darin seine Anschauung über den Sinn des Daseins und die richtige Lebensführung dargelegt, das Problem des Lebens selbst behandelt hat. Shakespeares „Hamlet", Molières „Misanthrope", Goethes „Faust" stehen in einem intimeren Verhältnisse zu ihren Urhebern als die anderen Werke dieser Dichter; sie sind persönlicher und doch zugleich allgemeiner, umfassender in dem Interesse, das sie erwecken. Dasselbe gilt von Merediths Roman Der Egoist (1879), den er selbst für sein bestes Buch hielt und der auch von der englischen Kritik im allgemeinen für sein Meisterstück gehalten wird. Sicherlich ist er sein am meisten charakteristisches Buch, zeigt seine Kunst nach Inhalt und Form am vollendetsten. Ebendaselbst hat er auch die Fehler seiner Vorzüge am meisten und wird von solchen, die sich in seine Art nicht hineinfinden können, als „albern", „über die Maßen langweilig" und mit ähnlichen Bezeichnungen abgelehnt.

Meredith leitet den Roman, den er „eine erzählende Komödie" nennt, mit tiefsinnigen, geistvollen, aber etwas schwerflüssigen Betrachtungen über das Wesen und den Wert des Komischen ein. Es ist dies ein Gegenstand, über den er kurz vorher (1877) einen Essay Über die Komödie und den Nutzen des komischen Geistes veröffentlicht hatte und den er auch poetisch behandelt hat. Der Roman soll gewissermaßen die praktische Anwendung seiner Theorie des komischen Geistes sein.[1])

Molière hat bei dem Roman wieder Pate gestanden, und zwar der Molière des Misanthrope. Wie diese Komödie enthält er nur wenig Handlung, die sich auch zwischen einer verhältnismäßig geringen Anzahl von Charakteren, 15 im ganzen, von denen 6 als Hauptpersonen betrachtet werden können, abspielt. Im Grunde handelt es sich auch hier nur um die Auflösung einer Verlobung. Was an Handlung da ist, ist allerdings zum Unterschiede von den meisten übrigen Romanen Merediths geschlossen und einheitlich nach Motivierung und Verknüpfung, aber das äußere Geschehen tritt zurück gegenüber dem inneren Drama und den Betrachtungen, die der Dichter, von dem Vorrechte des Romanschriftstellers, zu seinen Lesern zu sprechen und seine Erzählung zu kommentieren, reichlich Gebrauch machend, daran knüpft. Nicht bloß die Motive will uns Meredith geben, sondern den fließenden Lebenszusammenhang des Bewußtseins, den unmittelbar erlebten Lebensstrom, der die Voraussetzungen bietet für die Äußerungen, die über die Schwelle des Bewußtseins hinaustreten, „was von Menschen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht".

Auf den Charakteren liegt deshalb der Hauptnachdruck und besonders auf dem Hauptcharakter, dem Egoisten Sir Willoughby Patterne. Dieser ist das „Muster" (pattern!) eines englischen

1) Vgl. dazu Bernard Fehr, Jean Paul Richter und der „Essay on Comedy", Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Literatur, N. F. XXVII S. 85 ff.

Großgrundbesitzers, sehr reich — er hat £ 50 000 jährl. Einkommen — vornehm, mit allen Vorzügen des Körpers ausgestattet, ein Kavalier von den feinsten Formen, ein vollkommener Tänzer, von untadeligem Sitze zu Pferde, tüchtig in der Verwaltung seiner Güter, sittlich unantastbar, auch eine großzügige Wohltätigkeit übend und in der Wissenschaft wie ein grand seigneur dilettierend — kurz ein Mann comme il faut, ein Sonnenkönig in seinem Kreise, der ihn auch als solchen bewundert und umschmeichelt. Wie ist es nur möglich, daß dieser Mann sich zweimal hintereinander verlobt und daß jedesmal die Braut die Verlobung abbricht, so daß er schließlich noch froh ist, bei einem mittellosen ältlichen und verwelkten Mädchen, das ihn früher verehrt hat, Erhörung zu finden, obgleich sie ihm auf den Kopf zusagt, daß sie ihn nicht mehr liebe und nur um ihres Vaters willen und aus Gründen der Versorgung heirate? Die Liebe hat eben seinen wahren Charakter enthüllt, unter dem Scheine höchster Kultur den Pferdefuß des ursprünglichen Egoismus des Urmannes, unter der glänzenden und täuschenden Maske des vollendeten Weltmannes den Teufel des Selbst gezeigt. Denn die Liebe, d. h. die ganze Skala der Gefühle von der sinnlichen Leidenschaft bis zu dem konventionellen Bestreben, eine Familie zu gründen und für eine kräftige Nachkommenschaft die Gewähr zu schaffen, ist einerseits eine höchst egoistische Triebfeder, die auf Erhöhung und Erweiterung des Selbst gerichtet ist, der Karneval des Egoismus, wie Meredith sagt, andererseits erfordert sie die Hingabe an oder doch die Rücksichtnahme auf ein anderes Wesen. Und Sir Willoughby zeigt sich in seiner Werbung als vollkommener Egoist und stößt dadurch seine zweite Braut — das erste Verhältnis ist nur ein Vorspiel — ab. Diese Braut, Clara Middleton, hat alle Vorzüge, die sie zu einer Lady Patterne geeignet machen würden; sie ist schön und gesund, witzig und klug, lebhaft und heiter, dabei reich und aus bester Familie, aber sie entspricht nicht dem männlichen Frauenideal der vollen Hingebung an und unbedingten Unterwerfung unter den Mann; sie ist nicht zufrieden damit, eine Schmarotzerpflanze und ein Gefäß zu sein, „dem Manne zu Ehren zu Asche, Weihrauch und Duft zu verfliegen", durch die Liebe verwandelt, buchstäblich der Mann zu werden, den sie heiratet. Sie ist eine selbständige Persönlichkeit und hat das Bedürfnis, ihr Leben nach eigenen Gesetzen zu leben. Und so empfindet sie eine instinktive Abneigung gegen die Tyrannei ihres Liebhabers, und es kommt zum Konflikt. In diesem Konflikte zeigt der Egoist seinen wahren Charakter. In seinem Stolze und seiner Eitelkeit getroffen, wird er boshaft, rachsüchtig, hinterlistig, verstrickt sich, um den Schein um jeden Preis zu wahren und das Urteil der Welt, auf die er herabzusehen vorgibt, für sich zu haben, in ein Netz von Intrigen, Täuschung und Heuchelei, in dem er schließlich selbst gefangen wird. Und so bietet er am Ende das Schauspiel, das Meredith „das komische Drama des Selbstmordes" nennt. Man könnte ihm, meint er, als Grabschrift setzen: „Aus übergroßer Liebe zum Selbst tötete er sich selbst."

Der Roman, der noch einige andere interessante Charaktere enthält — ich nenne nur den Vetter und Sekretär Sir Willoughbys, Vernon Whitford, den Meredith nach dem Urbilde seines Freundes Leslie Stephen, des englischen Kritikers, Philosophen und Herausgebers des Dictionary of National Biography, geformt hat —, ist ein Meisterstück

der psychologischen Methode Merediths. Der Prozeß, den er dem Egoismus macht, ist so glänzend und so überzeugend durchgeführt wie Molières Prozeß gegen die Heuchelei oder den Geiz. Er verlangt allerdings eine Vertiefung in die Kunst und die Ideen des Dichters, die wenige einem Roman zu widmen bereit sind, und es ist auch nicht zu leugnen, daß die psychologische Methode, sobald sie, wie nicht selten bei Meredith, an unbedeutenden Dingen geübt wird, gekünstelt erscheint und ermüdet. Populär kann diese Komödie des Egoismus niemals werden, aber sie ist ein organisch einheitliches Kunstwerk von klassischer Einfachheit und Klarheit, die reife Frucht einer feinen, sich ihrer Ziele und Mittel klar bewußten Kunst, die an die höchste unbewußte Kunst heranreicht, wenn sie sie auch nicht erreicht.

Der „Egoist" bezeichnet gewissermaßen den Indifferenzpunkt der Kunst Merediths, in dem das Reale der Außenwelt, der Stoff, und die moralische und künstlerische Individualität des Dichters zu einer Einheit verschmelzen, ohne daß einerseits der Stoff überwiegt und an und für sich Interesse erregen will, oder andrerseits die Phantasie des Dichters sich im leeren Raume bewegt, den Zusammenhang mit dem festen Boden der Realität verliert. Die letzten 5 vollendeten Romane Merediths haben einen anderen Charakter. Die Engländer haben seit der kurzen und so herrlichen Blütezeit der Literatur in der Renaissance die Kunst in den Dienst des Lebens gezwungen, denn sie sind ein praktisches Volk, und auch ihre erlesensten Geister haben sich diesem praktischen Zuge fügen müssen. Meredith hat nun zwar niemals mit seinen Romanen in der Art des Tendenzromans, der „novel with a purpose", ähnlich wie Dickens und später Mrs. Humphry Ward, Walter Besant, H. G. Wells und viele andere, direkte praktische Ziele verfolgt, verrottete Einrichtungen angegriffen, Schäden aufgedeckt, religiöse oder soziale Probleme aufgerollt. Aber er ist doch soweit dem Zuge seiner Zeit und seines Volkes gefolgt, daß er in der letzten Periode seines Schaffens seine Kritik besonders einer Seite des Lebens zugewandt hat, nämlich der Ehe. Hier will er an die Stelle veralteter Anschauungen neue setzen, allgemein gültige Werte umwerten, ein Reformator sein nicht der Dinge selbst, der Gebräuche und Einrichtungen, sondern der Ideen, aus denen sie herstammen. Wir sahen schon, wie er in Sandra-Vittoria und Clara Middleton ein neues Frauenideal aufgestellt hat. Er war ein Anhänger der Befreiung der Frau im weitesten Umfange, ihrer sozialen Unabhängigkeit, ihrer politischen Gleichstellung mit dem Manne, der gemeinsamen Erziehung der Knaben und Mädchen; seine Briefe legen hiervon reichlich Zeugnis ab. Die späteren Romane gehen über die große Aufstellung eines neuen Frauenideals hinaus. Sie enthalten als gemeinsames Grundmotiv den Kampf gegen die konventionelle Auffassung der Ehe, zeigen Meredith als sozialen Reformator. „Um die Befreiung der Frau" könnte man dieses letzte Hauptkapitel seiner Kunst benennen.

Eine Art Auftakt zu dieser Romanreihe ist der kurze Roman „Die tragischen Komödianten" (1880—81), der die Geschichte der Leidenschaft Ferdinand Lassalles zu Helene von Dönniges mit ihrem tragischen Ausgange behandelt. Der Dichter, der sich genau an die Tatsachen gehalten hat, ringt mit dem Problem des Lebens Lassalles und seines tragischen Todes, will ihm sein Geheimnis entreißen. Nach ihm ging Las-

salle unter, weil er die Frau, die er liebte, nicht nach den Gesetzen seiner eigenen wilden Kraftnatur, sondern nach denen der Konvention gewinnen wollte, auf die korrekte und herkömmliche Weise. So wird er, der titanische Revolutionär, zum „tragischen Komödianten, zum großartigen Prätendenten und Selbstbetrüger". Die Konvention siegt über die Natur, und der Kraftmensch fällt, wie die Ironie es will, einem unerfahrenen Schwächling zum Opfer. Es ist hier dem Dichter vielleicht gelungen, uns die Gestalt Lassalles menschlich näherzubringen; die Heldin bleibt aber doch auch in seiner Darstellung eine schwache gewöhnliche Person, die wenig Interesse erweckt. Die freiwillige Unfreiheit gegenüber dem Stoffe, in die sich der Dichter begeben hat, hat ihn allzusehr eingeengt und den künstlerischen Wert des Romans beeinträchtigt.

Die Heldin des Romans Diana vom Kreuzwege (1884) ist ebenfalls nach einem lebenden Modell gestaltet: ihr Urbild ist Mrs. Caroline Norton, eine Enkelin Sheridans und gefeierte Schönheit, Dichterin und Romanschriftstellerin, um 1836 in einen Ehescheidungsprozeß verwickelt, in dem der Premierminister Lord Melbourne beschuldigt wurde, zu ihr in intimen Beziehungen gestanden zu haben. Der Prozeß ging zu ihren Gunsten aus, aber später erregte sie noch einmal einen Skandal, da man ihr vorwarf, ein wichtiges Staatsgeheimnis an die Times verkauft zu haben. Meredith hat alle diese Umstände in seinem Roman verwertet. Derselbe steht und fällt mit dem Charakter der Heldin, der Diana Merion, „vom Kreuzwege" genannt nach ihrem Hause, aber auch symbolisch, um anzudeuten, daß sie mehrfach in ihrem Leben an entscheidenden Wendungen steht. Sie ist der Typus der neuen irrenden, aber entwicklungsfähigen Frau der Zukunft im Kampf mit der Konvention. Sie ist schön und geistreich. Ihre Rede schillert von Epigrammen, die namentlich das Verhältnis des Mannes zur Frau blitzartig beleuchten. „Die Männer", so lautet eines derselben, „sind um die Serailspitze herumgefahren, haben aber das türkische Kap noch nicht umschifft." Aber sie ist eine leidenschaftliche Keltin — der Dichter betont dies Moment der Rasse besonders — und handelt rasch unter der Eingebung des Augenblicks. Deshalb begeht sie Torheiten, heiratet einen ungeliebten Mann, um den Nachstellungen der Männer sich zu entziehen und entzweit sich dann mit ihm, ist nahe daran, mit einem anderen, einem jungen Staatsmann, den sie liebt, zu entfliehen, und verkauft unter dem Drucke der Verhältnisse ein kostbares Geheimnis, das dieser ihr anvertraut hat, einem Zeitungsherausgeber. Die letzte Handlung ist unentschuldbar und unerklärlich bei ihrem Charakter, offenbar ein unverdautes Stück des Stoffes, das der Dichter geglaubt hat mit herübernehmen zu müssen. Aber am Ende treibt ihr Lebensschiff doch nach Sturm und Schiffbruch in den glücklichen Hafen der Ehe mit einem tüchtigen Manne, der sie von Anfang an geliebt und treu zu ihr gehalten hat.

Die übrigen Frauencharaktere dienen ihr nur als Folie, ihre Freundin Emma Dunstane, eine kranke, an einen unwürdigen Mann gekettete kluge Dulderin, ihre Rivalin um die Hand des jungen Staatsmannes, Constanze Asper, eine schöne und kalte Pharisäerin, die in Wasserfarben malt und für den Katholizismus schwärmt, sentimental und doch im Grunde sinnlich — „sentimentale Leute spielen Harmonien auf den Saiten der Sinnlichkeit", sagt Diana —, ferner die unkeuschen Geschlechtswesen

und endlich die, die alles unter dem Winkel des Geschlechtlichen sehen und die Menschen zu durchschauen glauben, weil sie gar zu oft recht behalten. Die Männer treten in diesem Frauenromane etwas zurück. Im Vordergrunde steht der Mann, der sie liebt, ein ehrgeiziger, glänzender junger Staatsmann, der aber im Grunde ein kalter Egoist ist und sie daher verläßt, sobald er an ihr irre wird, und „die gute Partie" wählt. Des Dichters Sympathien sind hier wie immer bei dem tüchtigen verständigen Manne des tätigen Lebens, dem Hasser aller Phrasen und Sentimentalitäten, dem Diana schließlich die Hand reicht, weil sie gelernt hat, sich nicht mehr „ein übermenschliches Ideal auszudenken, zu dem ein sehr mäßiges hölzernes Modell passen muß", sondern einen wahren Mann und echten Ritter zu erkennen.

Diana vom Kreuzwege hatte großen Erfolg. Als daher Meredith erst 6 Jaher später mit einem anderen Roman an die Öffentlichkeit trat, war alles sehr gespannt; derselbe erschien gleichzeitig in einer englischen, amerikanischen und australischen Zeitschrift. Aber dieser Roman, Einer von unseren Herrschern (1890—91) war eine Enttäuschung; das Publikum lehnte ihn ab und — man muß sagen — mit Recht. Denn obwohl er einige ausgezeichnete Charaktere enthält und reich ist an scharfsinnigen und geistvollen Betrachtungen über Menschen und Dinge, so ist er doch für den allgemeinen Leser ungenießbar. Der Dichter läßt hier seiner Neigung zum Zerlegen und Vernünfteln allzusehr die Zügel schießen und erhöht die Schwierigkeit des Verständnisses noch durch seine Freude am Fremdartigen und Fernliegenden in der Auswahl der Worte. Der literarische Feinschmecker kann dies gepfefferte Gericht in kleinen Mengen genießen, für die Menge bleibt es „Kaviar". Der Gegenstand des Romans ist ein Konflikt mit der ehelichen Moral. Der Held, ein Sieger im Kampf des Lebens, reich, energisch, optimistisch, und die sanfte Frau, die er gegen die Sitte an sich gefesselt hat — er schleppt die Kette einer törichten Jugendheirat mit einer älteren Witwe —, gehen tragisch zugrunde. Beide leiden für ihr Vergehen gegen Gesetz und Sitte. Aber gegen die Natur haben sie nicht gesündigt, und so wird ihre Tochter, ein edles, tapferes Mädchen, die Gattin eines tüchtigen Mannes. Die Tragödie des Kampfes mit der Konvention endet mit dem Ausblick in eine bessere Zukunft von höherer Menschlichkeit.

In seinem nächsten Roman, Lord Ormont und seine Aminta (1894), hat Meredith dasselbe Problem noch einmal behandelt, aber diesmal geht er einen Schritt weiter und läßt die Natur gegenüber dem Buchstaben des Gesetzes recht behalten, nicht nur in den Kindern derer, die sich vergangen haben, sondern auch in den Sündern selbst; seine Ansichten über die moralische Bindung einer frühen, törichten Ehe habe sich nach der Seite einer freieren Auffassung entwickelt.[1]) Seine Lösung des Konfliktes ist vom Standpunkte der herrschenden Moral unmoralisch. Im Stile hat Meredith sich hier gemäßigt, und auch die Handlung ist einfach und übersichtlich, spielt zwischen wenigen interessanten und gut gezeichneten Charakteren und gipfelt in mehreren schönen und packenden Szenen.

Auch der letzte vollendete Roman Merediths, Die verblüffende Heirat (1895), hat eine unglückliche Ehe zum

1) Ähnlich spricht sich Meredith in einem Briefe an eine Freundin vom 19. 4. 1902 aus: By and by the world will smile on women who cut their way out of a bad early marriage, or it will correct the present rough marriage system. No young woman knows what she gives her hand to etc.

Gegenstande. Ein junger Krösus, den die Welt umschmeichelt und verdirbt, verspielt und vertut den Schatz eines edlen Frauenherzens, den er in einem glücklichen Augenblick gefunden hat, und bleibt am Ende reuig und gebrochen zurück, in einem Kloster den „Frieden" suchend, den er zu schwach ist, sich im Kampfe des Lebens zu erkämpfen. Die Frau ist die Heldin des Romans, ein poetische und zugleich realistische Gestalt, die duftigste und schönste in der Reihe jener edlen Frauen, die mit Sandra beginnt. Und wie das ewige und nach den Zeiten seine Form wechselnde Problem der geschlechtlichen Vereinigung behandelt dieser Roman, wie der „Egoist", auch noch einmal das der Selbstsucht in den Formen der feinsten Zivilisation. Der Protagonist Graf Fleetwood ist ein Geistesverwandter Sir Willoughby Patternes, ähnlich und doch ganz verschieden, Egoist und Romantiker, brutal und von feinstem Empfinden, eine sehr komplizierte Gestalt und ein Meisterstück praktischer Psychologie. So manche historische Persönlichkeit aus der Schar der Großen und Mächtigen, die uns ein Rätsel erscheint, wird durch ihn erklärt. Die Handlung zeigt in diesem letzten großen Werke Merediths eine Fülle fesselnder Szenen und lebendiger Charaktere. Der Roman gehört zu den Gipfelpunkten der eigenartigen Kunst seines Schöpfers.

Das interessante Romanfragment Kelte und Sachse (gedr. 1910) behandelt eine Frage, die Meredith sehr am Herzen lag: die Bedeutung des keltischen Elements im englischen Volkstum. Er selbst legte Wert darauf, keltischen, d. h. wallisisch-irischen Ursprungs zu sein. Einige seiner sympathischsten Charaktere sind Iren oder Walliser, und er schreibt deren größere Innerlichkeit, idealistischere Geistesrichtung und regeres Gefühl diesem Umstande zu. Meredith nimmt in gewisser Weise teil an der Bewegung, die man als „keltische Renaissance" bezeichnet, und die in der heutigen Literatur durch Schriftsteller wie Yeats, Synge und George Moore vertreten ist. Vielleicht ist der Roman veranlaßt worden durch Merediths lebhaften Anteil an der irischen Homerule-Bewegung, die eine große Rolle darin spielt. Im wesentlichen scheint der Roman eine Gegenüberstellung angelsächsisch-germanischer und irisch-wallisisch-keltischer Art zum Gegenstande zu haben. Die Motive der Handlung sind, wie bei allen solchen politischen Romanen, der Konflikt von Politik und Liebe. Sie ist übrigens in dem immerhin schon 300 Seiten umfassenden Fragmente bedenklich mit Episoden und allgemeinen Betrachtungen überladen. Doch haben diese Episoden zum Teil hohen Eigenwert, besonders diejenige, in welcher Meredith der symbolischen Verkörperung des Engländertums, der durch 200jährige Tradition geheiligten Gestalt des John Bull, in geistvoller Weise den Prozeß macht.[1]) Auch im Stile zeigt das Fragment den Meister auf der Höhe seiner Kunst, aber es scheint, als ob seine Schaffenskraft versagt hätte und er mitten im Werk, das wohl am Ende der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts verfaßt ist, stecken geblieben wäre. Hat er doch im letzten Jahrzehnt seines Lebens, abgesehen von ein paar Gelegenheitsgedichten, überhaupt nichts mehr geschrieben!

1) Vgl. hierüber in dieser Zeitschrift, Sept. 1917: Ernst Dick, George Meredith als Kritiker englischer Zustände.

(Schluß folgt.)

Märchen im Alten Testament?

Von Hermann Gunkel.

I.

Es ist kaum ein Jahrhundert her, daß die Märchen eigentlich erst für die Wissenschaft entdeckt worden sind. Damals haben die Vertreter der romantischen Schule, allen voran die ehrwürdigen Brüder Grimm, in den deutschen Volksmärchen edelste Schätze deutschen Volkstums erkannt und sie zu einem würdigen Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung erhoben. So hat eine Märchenforschung begonnen, die einen heutzutage fast unübersehbar reichen Stoff zusammengebracht und sich um seine Deutung und Anordnung mannigfach bemüht hat. Zwei grundlegende Auffassungen aber sind es im wesentlichen, die dabei zutage getreten sind. Die ältere, die noch von den Brüdern Grimm selbst vertreten worden ist und, durch ihr großes Ansehen unterstützt, viele Jahrzehnte hindurch gegolten hat, ist diese, daß das Märchen unter den volkstümlichen Erzählungen die späteste Stufe darstellt. Einst, so war man überzeugt, hätte eine Urzeit von den Göttern „Mythen" gesungen; dann seien diese verklungen, aber die „Sagen", die von Helden handelten, seien an die Stelle getreten; schließlich aber hätten nur noch die Ungebildeten, Frauen und Kinder die uralten Schätze treulich bewahrt, und so sei das „Märchen" entstanden. Dieser Auffassung zufolge bemühte man sich damals, aus den erhaltenen Märchen oder Sagen die vormaligen Mythen wiederherzustellen, die man dann, nach der zu jener Zeit herrschenden Theorie, als Beschreibungen von Naturvorgängen zu erklären versuchte. Bekannt ist vor allem, wie man damals das Märchen von Dornröschen in der Rosenhecke zusammen mit der Sage von Brunhild in der Waberlohe auf einen angeblichen altgermanischen Mythus von dem Sonnengotte zurückführte, der im Frühling die Erde aus dem Winterschlaf erlöste. Solche Theorie vom Ursprung des Märchens ist noch immer nicht ganz überwunden. Und noch in den letzten Jahrzehnten haben wir eine „panbabylonistische" Schule erlebt, die, von einem angeblichen mythologischen System ausgehend, auch Märchen mit erklären zu können vorgab. — Inzwischen freilich waren mit unermüdlicher Ausdauer Erzählungen dieser Art auf der ganzen Welt gesammelt worden, auch diejenigen von Völkern niedriger und niedrigster Stufe waren ans Licht getreten, und eine neue Deutung der Märchen, zuerst von „Folkloristen" geäußert, bemächtigte sich der Gelehrten: das Märchen stellt nicht das letzte Erzeugnis der Volksdichtung dar, sondern vielmehr das erste; in unserm Volksmärchen lebt etwas von der Erzählungsweise urältester Vorzeit nach. Den Beweis für diese Auffassung des Märchens findet man zunächst darin daß es im ganzen den Erzählungen der Naturvölker ähnlich ist, ja, oft überraschend gleicht, vor allem aber in der unbestreitbar richtigen Beobachtung, daß noch im Märchen der Gegenwart allerlei Glaube fortlebt, der einst die primitive Menschheit beherrscht hat. Als Beispiel sei nur etwa die Erzählung von dem Kobold „Rumpelstilzchen" angeführt, der bei Nennung seines Namens Kraft und Leben verliert, ein Märchen, in dem man vor einiger Zeit eine uralte und bei urwüchsigen Völkern noch jetzt fortlebende Vorstellung entdeckt hat:

der Name ist eine Art Doppelgänger der Person, die ihn führt; wer ihn kennt, hat Macht über den Träger, auch wenn das ein Dämon oder ein Gott ist. Oder man denke an Andersens aus dem Volksmunde geschöpfte Geschichte vom „Reisekameraden", der in Wirklichkeit ein wiederkehrender Toter ist, und der dem Jüngling zu Liebe, den er begleitet, ein Mädchen von einem Geiste befreit. Auf beide Märchen werden wir noch im folgenden zurückkommen.

Galt aber diese allgemeine Theorie vom Alter des Märchens als angenommen, so ist begreiflich, daß man sich daran machte, auch die Literaturen der alten Völker darauf durchzusehen, ob sie Spuren des Märchens zeigen. Diese Arbeit ist bisher noch kaum über die ersten Anfänge herübergekommen, hat aber doch bereits zu Ergebnissen geführt, die sich schon nicht mehr übersehen lassen. Am deutlichsten haben unter den alten Kulturvölkern die Ägypter die Märchen gepflegt, unter ihnen das „Brüdermärchen", bisher das älteste Märchen der Welt, und die von Herodot wiedergegebene lustige Erzählung vom „Schatzhaus des Rampsinit". Die Hellenen haben auf der Höhe ihrer Entwicklung die Märchen verachtet und sie nicht der Aufzeichnung und Sammlung gewürdigt; aber die schöne Erzählung von Amor und Psyche ist doch durchgeschlüpft, und gegenwärtige Forscher beginnen gerade, die altgriechischen Sagen nach Märchenstoffen zu durchsuchen; soeben hat Kretschmer die Behauptung gewagt, Herakles sei in seiner ursprünglichsten Gestalt nichts anderes als eine Märchenfigur, dem deutschen wohlbekannten „Starken Hans" zu vergleichen. Ebenso hat Greßmann babylonische Mythen, die man einst nach dem alten Rezept als Vorgänge in der Welt der Gestirne gedeutet hatte, von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet und in dem Gilgamesch-Epos Märchenmotive entdeckt. So kostete es nur noch einen Schritt, um auch im alten Israel nach Märchen zu suchen. Der Leser wird es also verstehen, wenn wir in diesem Aufsatz die Frage aufwerfen, ob es auch im Alten Testament Reste von Märchen gibt.

Nun ist die alttestamentliche Forschung freilich nicht so einfach auf dieses Problem geführt worden, wie es nach der obigen Darstellung scheinen könnte. Diesen neuen Betrachtungen stand zunächst eine gewisse einseitige Richtung des gegenwärtigen Betriebes alttestamentlicher Wissenschaft entgegen, die sich in die literarkritischen Probleme seit langer Zeit so sehr verbissen hat, daß ihr für alles, was zur Geschichte des Stoffes der Texte gehört, der Sinn zu fehlen scheint. Dazu kommen die beklagenswerten Schranken, die sich noch immer mitten in den sogenannten „Universitates literarum" zwischen den Sonderwissenschaften erheben. Zwar haben auch die Folkloristen nicht übersehen, daß gewisse Erzählungen des Alten Testamentes Märchenstoffen verwandt sind, und etwa auf die Geschichten von Simsons Kraft im Haar, von Moses Aussetzung, vom salomonischen Urteil oder auf die Tobia-Legende und ihre Zugehörigkeit zu dem schon erwähnten Märchentypus vom „Dankbaren Toten" hingewiesen. Aber das blieben einzelne Ansätze, und die alttestamentlichen Forscher haben lange Zeit hindurch von der immer schöner aufblühenden Märchenforschung überhaupt kaum etwas erfahren. Zwar hat die „panbabylonistische" Schule, der man jedenfalls das eine Verdienst, daß sie über die Grenzen der Einzelwissenschaften hinüberzublicken sich bemühte, nicht streitig machen kann, unter dem gewal-

tigen Schwall von Einzelheiten, die sie über uns ausschüttete, gelegentlich auch Märchenstoffe mit erfaßt; aber der Geist, in dem das geschah, konnte die besonnene Forschung nur abschrecken, nicht befruchten, und ein starker Gegenschlag, der sie vollständig, auch ihre wertvollen Anregungen mit inbegriffen, aus dem wissenschaftlichen Betrieb auszurotten scheint, ist die nicht unverdiente Folge gewesen. Eine fruchtbarere Annäherung der alttestamentlichen und der Märchenforschung begann langsam, als diese einige kurze Zusammenfassungen ihrer Ergebnisse hervorbrachte — genannt seien die Büchlein von v. d. Leyen, Thimme, Aarne und Spieß — und in Wundts „Völkerpsychologie" Band II eine weithin schallende Stimme fand, und als aus der alttestamentlichen Wissenschaft einige kühne Neuerer hervorgingen, die, der Vorherrschaft der Literarkritik absagend, nach tieferen Betrachtungen sich umsahen und sich gern in die Schule der Märchenforscher begaben.

Vielleicht mag es mir erlaubt sein, an dieser Stelle auch von meinen persönlichen Erfahrungen zu sprechen. Ich bin bei meiner ersten Arbeit an der Genesis von der damals, soweit ich wußte, allgemein herrschenden Grundanschauung ausgegangen, daß die Sage als solche auf den älteren Mythus zurückgehe, dem geschichtliche Erinnerungen beigemischt seien. Da mir es nun ganz unzweifelhaft erschien und noch erscheint, daß die Erzählungen der Genesis Sagen sind, so hielt ich es für meine Pflicht, das Mythische, d.h. Göttergeschichtliche, und das eigentlich Historische in diesen Sagen zu sondern. Die verschiedenen Auflagen meines Kommentars zur Genesis zeigen, wie ich um dies Problem in mehrfach wiederholten Ansätzen gerungen habe. Dabei ist mir das angeblich Mythische wider meinen Willen unter den Händen immer mehr zusammengeschmolzen. Und mein gegenwärtig letztes Ergebnis, das mich selbst überrascht hat, ist dieses, daß sich erkennbare Reste von Göttermythen in den Vätersagen der Genesis überhaupt nicht vorfinden. Anders steht es mit dem geschichtlichen Stoffe der Genesis. Denn es bleibt eine unumstößliche Wahrheit, daß gewisse Stücke der Erzählungen die Spiegelbilder geschichtlicher Vorgänge sind; einige Beispiele dafür sollen im folgenden genannt werden. Aber auch von diesem Gesichtspunkte aus vermag man nur einen gewissen, nicht allzu großen Teil des Gesamtstoffes zu durchdringen. So habe ich, im ganzen im Einverständnis mit Eduard Meyer, in der zweiten und dritten Auflage meiner Genesis versucht, das Historische und das Erdichtete innerhalb der Sagen selbst zu scheiden, und dabei mit steigender Deutlichkeit gefunden, daß gerade die älteren und ältesten Bestandteile in ihnen nicht geschichtliche Erinnerungen darstellen. So blieb in den Vätersagen nach Abzug des Geschichtlichen, nachträglich Hinzugefügten, ein Haupt- und Urbestandteil zurück, der zunächst völlig unerklärlich blieb, und den ich in Ermangelung eines besseren Ausdrucks „novellistisch" nannte, was aber nur einen „Erzählungsstoff unbekannter Herkunft" bedeuten sollte. Ferner habe ich seit vielen Jahren, ganz unabhängig von dieser Frage und zunächst ohne jede weitere Absicht, allerlei Parallelen zur Genesis gesammelt und bin dabei auf einen umfangreichen Stoff von Märchen gestoßen, einen Stoff, der bei einer künftigen Neubearbeitung des Kommentars noch beträchtlich vermehrt werden soll: so ließ sich bei der Verfluchung der Schlange am Ende der Paradiesesge-

schichte nicht übersehen, daß solche „ätiologische" Erzählungen zur Erklärung von auffallenden Eigenschaften der Tiere in den Märchen der Naturvölker außerordentlich häufig sind, oder bei der Joseph-Geschichte, daß gerade diese viele Märchenzüge enthält. Auch in den anderen erzählenden Büchern und sonst im Alten Testament hatten inzwischen alttestamentliche Forscher, zuerst vereinzelt, dann allmählich planmäßiger vorgehend, Verwandtschaft mit Märchen entdeckt; im Jahre 1906 hatte ich eine Zusammenstellung des Stoffes versucht; besonders hatte Greßmann, seinerseits durch Wundt angeregt, die Bedeutung dieser Forschung klar erkannt und immer wieder darauf hingewiesen. Und Greßmann ist es auch gewesen, der dann in einem für die Geschichte unserer Wissenschaft bahnbrechenden Aufsatze [1]) jenen unerklärten, von mir „novellistisch" genannten Bestandteil der Vätersagen als Märchenstoff bezeichnet hat. Ich muß noch hinzufügen, daß ich inzwischen auch für andere alttestamentliche Erzählungen, die auch ich früher, der allgemeinen Anschauung folgend, als Nachklänge von Mythen gedeutet hatte, an dieser Erklärungsart irre geworden und jetzt der Meinung bin, sie seien viel einfacher als weitergebildete Märchen aufzufassen. Daß Simsons Kraft seltsamerweise in seinem Haar sitzen soll, ist nicht als eine phantasievolle Ausdeutung der Sonnenstrahlen, sondern aus einem auch sonst aus Märchen wohlbekannten primitiven Glauben zu verstehen; Jona, vom großen Fisch verschlungen und wieder ausgespien, ist nicht ein Abbild des Sonnengottes, sondern dieser Erzählung liegt nichts anderes als ein altes „Glücksmärchen" zugrunde; und auch die Legende von Esther und Mardochai hat mit einem Mythus nichts zu tun: Mardochai ist zwar nach Marduk benannt, hat aber sonst nichts mit ihm gemein.

Durch alle diese Arbeit ist das uns zur Verfügung stehende Material nunmehr so angeschwollen, daß die Zeit gekommen zu sein scheint, ein Gesamtbild zu zeichnen. Ich habe das soeben (1917) in dem „Religionsgeschichtlichen Volksbuch": „Das Märchen im Alten Testament" getan, einem Büchlein, auf das ich an dieser Stelle für alles Weitere verweise. Nun verkenne ich zwar keinen Augenblick, wie vieles auch jetzt noch unerledigt zurückbleibt. Aber auch solche Zusammenfassungen des gegenwärtigen Standes sind für die weitere wissenschaftliche Forschung von Zeit zu Zeit nicht ganz ohne Nutzen, sofern man sie nur nicht mißversteht und dasjenige als endgültiges Ergebnis ansieht, was nach seiner ganzen Art nur ein Vorläufiges und Persönliches darstellen kann, so viel Nachdenken und Sammelfleiß es freilich bereits auch gekostet hat.

II.

Ehe wir aber zu den Einzelergebnissen heruntersteigen, empfiehlt es sich, die Methode der Untersuchung zu entwickeln.

Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob im Alten Testament überhaupt kein Märchenstoff zu finden wäre; denn wirklich ist hier ein völlig rein erhaltenes Märchen nicht vorhanden. Der Grund dieser Erscheinung ist nicht schwer zu entdecken. Der monotheistische Zug der biblischen Religion hat diese Erzählungen mit der Fülle der untergeordneten religiösen Vorstellungen, die sie mit sich führten, nicht ertragen. Zugleich ist der Ernst derjenigen Männer, welche die Bibel gesammelt ha-

1) Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft Jahrgang XXX (1910) S. 9ff.

ben, von solchen Dichtungen, die zuallererst auf bloße Unterhaltung ausgehen, weit entfernt. Wenn aber die Bibel auch nicht geradezu Märchen enthält, so ist es doch eine andere Frage, ob nicht das alte Israel sie sich dennoch erzählt hat, und ob sie nicht auch innerhalb der heiligen Schriften, wenn auch nur in allerlei Abwandlungen, hervortreten. So ist es doch auch bei anderen Kulturvölkern zu beobachten, daß die Märchen als solche zwar in das Schrifttum kaum Aufnahme finden, daß sie aber trotzdem in den Tiefen des Volkstums weiter bestehen, und auch auf seine hohe Literatur immer wieder einwirken. Diese primitiven Erzählungen werden etwa auf geschichtliche oder für geschichtlich geltende Personen übertragen und steigen so als historische „Sagen" ans Tageslicht empor; oder sie finden in den „Legenden", mit frommen Gedanken erfüllt, eine Auferstehung. Oder die Redner und Dichter bedienen sich ihrer, bewußt oder unbewußt, um ihre Ideen eindrücklich auszusprechen oder in ein köstliches Gewand zu kleiden. In die Weissagungen, wie sie etwa umlaufen mögen, schleichen sich die Träume dieser phantastischen Gebilde ein. Diese, oft so fesselnden, erhabenen oder rührenden, zarten oder freilich auch manchmal rohen Erdichtungen der Vorzeit hatten sich in den Herzen der Menschen so eingenistet, daß man sie auch mit Feuer und Schwert nicht hätte ausrotten können! So wird es die Aufgabe der alttestamentlichen Wissenschaft sein, aus den mancherlei Abwandelungen, in denen sie auftreten, die ursprünglichen Märchenstoffe, soweit es möglich ist, wiederherzustellen, wobei sich uns an dieser Stelle, an der es sich nur um eine kurze Übersicht handeln kann, die natürliche Anordnung ergibt, daß wir mit verhältnismäßig gut erhaltenen, ganzen Märchen-Erzählungen einsetzen und mit leisen und leisesten Anspielungen an Einzelmotive schließen.

Diese Arbeit aber wird unterstützt, ja, eigentlich erst ermöglicht durch eine seltsame Eigenschaft der Märchen, nämlich ihr eigentümliche Internationalität. Es ist eine Beobachtung, die sich den Forschern gleich bei der Entstehung der Märchenwissenschaft aufgedrängt hat und die wir heutzutage an unzähligen und manchmal den sonderbarsten Beispielen belegen können, daß die Märchen mehreren und oft sehr vielen Völkern gemeinsam zu sein pflegen. So schien eine Weile die Vermutung nahezuliegen, diese Erzählungen seien von einem einzigen Volke aus über die ganze Welt ergangen; als solches ist vor einigen Jahrzehnten das indische bezeichnet worden. Das war nun freilich ein Irrtum, wenn es auch bestehen bleibt, daß die reich entwickelte Märchendichtung Indiens einen gewaltigen Einfluß bis in weiteste Ferne hinein entfaltet hat. Wenn die „panbabylonistische" Schule derartige Aufstellungen in ihrer Weise für Babylonien erneuert hat, so war die eigentliche Märchenforschung inzwischen bereits so weit vorgeschritten, daß sie diese totgeborene Vermutung ihrerseits kaum mehr beachtet hat. Vielmehr sind eine ganze Fülle von Ausgangspunkten der Märchenwanderungen anzunehmen. Aber das Schauspiel dieser Verbreitung wird unter dieser Voraussetzung nur um so merkwürdiger! Diese Erzählungen gehen über Länder und Meere, sie überspringen die Grenzen der Rassen, der Kulturen, der Religionen. Man braucht nur einen Blick in die von Bolte und Polívka gesammelten „Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm" zu tun, um sich davon zu überzeugen. Der Grund sol-

cher eigentümlichen Ausbreitungskraft des Märchens liegt nahe genug: die Völker oder Völkerschichten auf niederer Kulturstufe haben, wie man weiß, bei allen äußeren Verschiedenheiten oft die seltsamste Ähnlichkeit in ihrem Denken und Empfinden; Erzählungen dieser Art treffen also überall dieselben oder verwandte geistige Bedingungen, werden allenthalben verstanden und begierig aufgenommen — da doch das Bedürfnis nach Unterhaltung, nach Verkürzung der Langenweile überall die Menschen bestimmt — und können so leicht von Volk zu Volk übergehen. So gibt es von Anfang an, wo Völker in erreichbarer Ferne nebeneinander wohnen, gemeinsame Märchenschätze. Es ist von vornherein wahrscheinlich, daß auch das Volk Israel an solchem Gemeingut teilgenommen hat. Dabei werden wir natürlich auch mit der Möglichkeit zu rechnen haben, daß solche Erdichtungen unabhängig voneinander an verschiedenen Orten entstanden sind. Im ganzen werden wir dabei den Grundsatz befolgen dürfen, daß wir um so vorsichtiger in unserem Urteile über die Entlehnung werden, je weniger umfangreich und eigentümlich das Gemeinsame ist: wo wir also ganze Märchenerzählungen, die viele Motive und diese in besonderer Verknüpfung und Ausbildung oder auch ein ganz besonders eigentümliches Hauptmotiv enthalten, bei mehreren Völkern beobachten, dürfen wir auf Gemeinsamkeit der Überlieferung schließen; wo sich aber die Ähnlichkeit nur auf Einzelmotive bezieht, erscheint größte Zurückhaltung im Urteil am Platze.

Schließlich ist noch darauf hinzuweisen, daß diese Wanderungen des Märchens zunächst in mündlicher Überlieferung geschehen sind, wie denn diese primitive Erzählungsart überhaupt aus einem schriftlosen Zeitalter stammt und in Volksschichten, die sich des geschriebenen Buchstabens noch nicht zu bedienen pflegen, auch späterhin ihren eigentlichen Sitz hat. Auch dies ein Grund, weshalb es einer gewissen Richtung der Philologie schwer werden wird, sich auf die Märchenforschung einzulassen. Diese Philologie pflegt die Gedanken und Stoffe als so alt anzusetzen, als sie zufällig in der erhaltenen Literatur bezeugt sind, und erklärt jede Abweichung von dieser Regel für „unmethodisch"; die Märchenforschung aber rechnet ganz anders als jene mit den eingeborenen Gesetzen des menschlichen Geistes; sie weiß es z. B., daß mündliche Überlieferung die Stoffe Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch festhalten kann; sie hält es für möglich, daß das aus viel späterer Zeit literarisch Bezeugte das geistesgeschichtlich bei weitem Ältere sei; sie nimmt also keinen Anstoß daran, etwa aus einem Märchen der Gegenwart eine hellenische Sage oder einen alttestamentlichen Stoff zu erklären. Kein Wunder, daß ihr von jener Art Philologie her eine nicht geringe Abneigung begegnet.

III.

Wir geben nun zunächst einige im Alten Testament verhältnismäßig gut erhaltene Märchen, für die sich Gegenstücke bei anderen Völkern finden.

Man erinnert sich der Erzählung von Salomos Urteil. Zu dem Könige kommen zwei Frauen, die sich um ein und dasselbe Kind streiten; bis zum vorhergehenden Tage hatte jede von ihnen eines besessen, in der Nacht aber ist eines davon aus Versehen erstickt worden; jetzt aber behauptet jede von ihnen, daß das lebendige Kind das ihrige sei. Ein Rechtsfall, der zunächst völlig unauflöslich erscheint: Aussage steht

gegen Aussage, und ein Zeuge, der ein Wort zur Sache zu sagen vermöchte, ist nicht vorhanden. Ebenso geistreich wie diese Fragestellung ist nun die Entscheidung ausgedacht, die der weise Richter findet. Zuerst scheint er den Streit zwar gerecht, aber grausam schlichten zu wollen: er gebietet, das strittige Kind mit dem Schwerte durchzuhauen und jedem der Weiber eine Hälfte zu geben: so erhält jede dasselbe! Aber nun erst kommt seine verborgene Absicht an den Tag: die eine der Frauen ist mit diesem Spruche zufrieden, die andere aber will lieber auf das Kind verzichten als seine Tötung zugeben. Und damit ist die Wahrheit offenbar geworden: die erste ist die falsche, die zweite die wahre Mutter! — Derselbe Erzählungsstoff ist, wie vor kurzem mehrfach gezeigt worden ist, auch im fernen Osten, besonders in Indien, in allerlei Abwandelungen verbreitet. Gewöhnlich heißt es dabei, daß der Richter den Frauen befiehlt, das Kind an sich zu reißen, worauf die wahre Mutter freiwillig verzichtet und das Kind losläßt, während die falsche erbarmungslos an seinen zarten Gliedern zieht, und beide an diesem Handeln erkannt werden. Aber auch die biblische Gestalt der Geschichte, wonach das Kind zerhauen und verteilt werden soll, ist dort bezeugt. Da nun ein so geistreich ausgedachtes Motiv unmöglich zweimal an verschiedenen Orten erfunden sein kann, ist es unzweifelhaft, daß es sich hier um ein „Wandermärchen" handelt. Daß aber Indien für das Ursprungsland der Erzählung zu halten ist, geht aus folgendem hervor. Der israelitische Erzähler hat die Geschichte, um jeden männlichen Zeugen auszuschalten, auf zwei Dirnen, die im selben Hause zusammenwohnen, übertragen, aber dabei übersehen, daß eine Dirne keinen Grund hat, ein nicht ihr selber gehöriges Kind zu begehren und sich mit der Pflicht, es aufzuziehen, zu beschweren. Dagegen handelt es sich in einigen indischen Fassungen um die beiden hinterlassenen Ehefrauen desselben Mannes, die um das Kind streiten, weil mit diesem zugleich der Besitz des Hauses gegeben ist: die kinderlose Witwe hat am Erbe ihres Mannes keinen Anteil. Wer diese beiden Abwandelungen miteinander vergleicht, wird nicht zweifeln, daß die indische der hebräischen bei weitem vorzuziehen, also auch für die ursprünglichere zu halten ist. Wir haben hier also ein gutes Beispiel für ein Märchen, daß aus Indien nach Israel gekommen ist, und dies aus verhältnismäßig sehr alter Zeit. Im Alten Testament aber ist das Märchen deshalb erhalten, weil es auf den König Salomo übertragen worden ist.

Sodann die Tobia-Legende. Ein frommer Jude, namens Tobia, bewährt seine Gerechtigkeit dadurch, daß er Leichen von Volksgenossen, die unbestattet umherliegen, ehrlich begräbt. Sein Lohn dafür ist, daß sein Sohn, der sich, um alte Schulden seines Vaters einzufordern, auf eine weite Reise begeben muß, als Begleiter einen Engel Gottes erhält, der ein reiches, bisher von einem Dämon geliebtes Mädchen von diesem befreit und ihm als Braut verschafft. Der deutliche Grundgedanke dieser Erzählung ist dieser, daß der Engel von Gott gesandt worden ist, um den Gerechten für die Frömmigkeit, mit der er die Leichen bestattet hat, zu belohnen. Nun gibt es ein Märchen, das in vielen Formen bei den Völkern Europas und Westasiens weithin verbreitet ist und in der Märchenforschung den Namen des „Dankbaren Toten" führt, das eine ähnliche Geschichte erzählt. Einige dieser Abwandelungen, die der biblischen Erzählung be-

sonders nahe stehen, berichten, daß ein Mann einstmals mit Einsatz einer hohen Summe eine Leiche von der Mißhandlung, die ihr zuteil werden sollte, loskaufte, später aber mit Hilfe eben jenes Toten, der ihm erschien und sich ihm als Diener anbot, ein reiches Mädchen, das von einem Dämon begehrt ward und dadurch schon mehrere Männer verloren hatte, von diesem erlöste und zum Weibe gewann; zum Schluß hat sich ihm dann der Tote als solcher offenbart. Die beiden Erzählungen stimmen nicht nur im Grundaufriß, sondern auch in vielen Nebenzügen überein: dahin gehört, daß auch einige der heidnischen Rezensionen davon wissen, daß der Held der Erzählung jung und unerfahren ist, daß er das Gewerbe eines Kaufmannes betreibt, daß der Geist ihn auf einer Reise begleitet, daß der blinde Vater des Mannes durch Zauberkunst geheilt wird, und daß der Geist zum Schluß die Hälfte des eingebrachten Vermögens als Lohn erhalten soll: ein Zug, der sich gleichfalls bei Tobia wiederholt. Also wiederum ein sehr eindrucksvolles Beispiel eines „Wandermärchens" in der Bibel: der Stoff muß vom Morgenlande ins Abendland gewandert sein und ist hier im Volksmunde noch immer nicht erloschen. Wie alt er ist, zeigt eben diese apokryphe Erzählung; daß er den Juden ihrerseits von den Persern zugekommen ist, beweist der persische Name des Dämons Asmodaios = persisch Aêshmâdaêva. Nun ist es bedeutsam, zu beobachten, daß die apokryphe Legende und die ihr verwandten fremden Märchen in einem Hauptpunkt voneinander abweichen: während es nämlich in beiden die Leichenbestattung ist, mit der die Erzählung beginnt, ist es in den Märchen der Tote selber, in der Legende aber ein Engel Gottes, der dem Helden erscheint und hilft. Hierin aber enthalten die Märchen sicherlich das Ursprüngliche. Denn der das Ganze beherrschende Gedanke, daß die fromme Tat der Leichenbestattung ihren Lohn findet, tritt viel deutlicher hervor, wenn es der Tote selber ist, der als Geist seinem Bestatter zu Hilfe kommt, als wenn ihm ein Engel vom Himmel gesandt wird. Und auch die Art der Belohnung spricht dafür, daß hier ursprünglich der Tote selber aufgetreten ist, denn diese besteht in der Entzauberung eines Mädchens, die Toten aber verstehen sich auf Zauberei. Auch der Grund der jüdischen Umbildung ist klar: es ist der Monotheismus des Judentums, der die Vorstellung nicht vertrug, daß ein Toter geholfen habe. Hilfe kommt allein von dem lebendigen Gott, der seinen Engel sendet, wo er lohnen will. So läßt sich also an dieser Geschichte zeigen, wie das Judentum ein heidnisches Märchen übernommen und umgeprägt hat. Für unseren Kampf gegen gewisse „philologische" Einseitigkeiten aber, den wir im vorhergehenden geschildert haben, ist es von Bedeutung, daß die Erscheinung des Toten, die das Judentum in jenem Apokryphon entfernt hat, in den heidnischen Formen der Geschichte zumeist fortdauert und auch in Andersens „Reisekameraden" wiederkehrt: dieser Zug, der also schon vor zwei Jahrtausenden in der einen der Abwandelungen verschwunden ist, besteht in anderen noch in der Gegenwart! Hier läßt sich also das Recht einer Methode erkennen, welche die antiken Geschichten aus Märchen der Gegenwart erklärt.

Ein anderes „Wandermärchen", dessen Stoff, auch in der Form der Sage, in vielen Abwandelungen weithin verbreitet ist, erzählt von einem Eheweibe, das, durch die frische Jugend eines Jünglings gereizt, diesen zu verführen sucht; aber jener, der mit ihr im sel-

ben Haus wohnt und mit ihrem Eheherrn durch irgend welche persönliche Bande verbunden ist — sei es, daß es sein erwachsener, aus anderer Ehe entsprossener Sohn, sei es, daß es sein jüngerer Bruder oder sein vertrauter Diener ist — weigert sich, den Ehebruch zu begehen. Da verkehrt sich die Liebe des Weibes in wütenden Haß: sie dreht, zugleich um der drohenden Anklage wider sie zu begegnen, den Spieß um und beschuldigt den jungen Mann bei ihrem Gemahl, die schändlichste Gewalttat gegen sie versucht zu haben und bringt jenen damit in große Gefahr. Das ist das Grundmotiv des Abenteuers Josephs mit der Ägypterin. Erzählungen dieser Art sind, wiederum in mancherlei Formen, über die halbe Welt verbreitet; die griechische Sage erzählt ähnliches u. a. von Hippolytos und Phaidra, der Gattin des Theseus. Besonders nahe sind der israelitischen einige indische und persische Sagen verwandt, wonach die verlogene Frau als Beweis der versuchten Verführung ihr von ihr selber zu diesem Zwecke zerrissenes Kleid vorweist.

Dazu die Sage von Jephthas Opfer. Der israelitische Held hat, in den ungewissen Kampf ausziehend, seinem Gotte gelobt, im Falle seiner glücklichen Heimkehr dasjenige als Ganzopfer darzubringen, was ihm zuerst aus der Türe seines Hauses entgegenkommen würde. Nun aber fügte es sich so, daß dieses Los seine Tochter traf, sein einziges Kind, die ihm „mit Pauken und im Reigentanz", das Siegeslied singend, entgegentrat. Das tapfere Mädchen hat seinem Geschicke stillgehalten, und der Vater hat an ihr das versprochene Opfer vollzogen. — Auch das ein Motiv, das in vielen Märchen und Sagen abgewandelt wird. Solche Erzählungen kommen noch unter den Märchen der Gegenwart außerordentlich häufig vor, sind aber auch schon für das Altertum bei den Griechen bezeugt. Besonders nahe verwandt ist die griechische Sage von Maiandros, dem, nachdem er ein solches Gelübde gesprochen hat, bei seiner Heimkehr sein Sohn, den Sieg feiernd, entgegentritt. Daß gerade die griechische und hebräische Überlieferung in diesem Stoff übereinstimmen, wird man nicht durch die Annahme erklären dürfen, daß diese beiden einander besonders nahe stehen oder unmittelbare Beziehungen zueinander haben, sondern besser daraus, daß beide Völker an dem großen Märchenschatze des Morgen- und Abendlandes teilnehmen, der uns gerade an diesen beiden Punkten erhalten ist, während uns die Zwischenglieder verloren gegangen sind.

Wir erwähnen ferner die Erzählung von Moses Aussetzung, für die wir, wie bekannt, im Babylonischen ein sehr ähnliches Gegenstück besitzen: König Sargon ist von seiner Mutter in einem Kästchen aus Rohr, dessen Tür mit Erdpech verschlossen war, auf dem Euphrat ausgesetzt, dann aber von einem Gärtner gefunden und auferzogen worden. Solche Aussetzungserzählungen sind auch sonst, schon im Märchen, sehr häufig und dann auf berühmte Helden der Geschichte übertragen worden, da die Phantasie der alten Völker durch den Gedanken gereizt wurde, der große Held, von dem so Gewaltiges kommen sollte, sei einst als schwaches Kind in Lebensgefahr gewesen; dann wäre all das Große, das durch ihn geschehen sollte, niemals eingetreten!

Mehrfach hat man in letzter Zeit die Frage behandelt, wie die Legende des Propheten Jona, der von einem großen Fisch verschlungen wird, drei Tage und drei Nächte in seinem Leibe weilt

und schließlich lebend an das Land ausgespien wird, zu erklären sei. Hans Schmidt, der vor einigen Jahren die verwandten Erzählungen zusammengestellt hat, hat bei der Deutung des Stoffes noch die alte mythologische Theorie befolgt: der Held der Erzählung sei ursprünglich der Sonnengott, der am Abend in den Meeresdrachen einzugehen scheine und am Morgen unversehrt wiederkehre. Aber das Motiv kommt so oft ohne jede Beziehung auf das Meer vor — man denke nur an das deutsche „Rotkäppchen", das der Jäger samt seiner Großmutter aus dem Leibe des bösen Wolfes ausschneidet —, daß wir notwendigerweise eine bei weitem einfachere und allgemeinere Erklärung suchen müssen, und diese ist für den Märchenkenner nicht schwer zu finden. Daß jemand von einem wilden Tiere mit Haut und Haar gefressen wird, so daß nichts von ihm übrig bleibt, ist im Altertum nicht ungewöhnlich. Daß aber einer, der so verschwunden ist, gesund und heil zurückkehrt, ist ein „Wunschmotiv", mit dem das Märchen spielt: „wie schön wäre es, wenn das geschähe! In der Jona-Legende ist dies Märchenmotiv nun so ausgestaltet, daß der Prophet vorher ins Meer geworfen worden ist, also durch den Fisch, der ihn verschlingt, in wunderbarer Weise gerettet und dann ans feste Land gebracht wird. Auch das ein nicht seltenes Motiv, das in einer seiner Formen aus der griechischen Arion-Sage bekannt ist: einem Liebling des Schicksals, der durch Schiffbruch oder durch die Mitfahrenden ins Wasser gestürzt worden ist, kommt gerade im entscheidenden Augenblick, da es sich für ihn um Leben oder Tod handelt, ein Meertier zu Hilfe. Auch dies Märchen ist in Israel auf den Namen einer geschichtlichen Person übertragen worden; es ist hier, freilich erst in sehr später Zeit, zu einer kindlich-rührenden Darstellung von Gottes allbarmherziger Güte, die selbst einem Ninive verzeiht, ausgesponnen.

Auch die Erzählung von **Simson**, dessen ungeheure Körperkraft an seine Haare gebunden ist, ist lange Zeit hindurch mythologisch erklärt worden, ja, hat damals als der gesichertste Fall einer solchen Deutung gegolten. Simsons Haare, so pflegte man zu sagen, sind die Sonnenstrahlen: vergehen diese, so ist es mit der Kraft des Gestirnes vorbei, wachsen sie wieder, so ersteht sie aufs neue. Und diese Auffassung der Geschichte schien durch den Namen Simson selber, der „Sonnenmann" bedeutet, bestätigt zu werden. Inzwischen aber hat die Folkloristik eine andere Deutung gefunden, die der früheren bei weitem überlegen ist. Es ist in den Märchen gar kein so seltener Fall, daß die Kraft, das Leben, die Sieghaftigkeit eines Menschen mit irgendeinem Gegenstande, sei es in seinem Körper, sei es außerhalb desselben, unauflöslich verknüpft ist: gelingt es dem Feinde, diesen Gegenstand in seine Gewalt zu bekommen oder dem Helden zu entreißen, so sind auch jene dahin. Es ist offenbar ein uralter Glaube, der in solchen Erzählungen zu Tage tritt. Das Märchen setzt dann weiter voraus, daß das Wissen um diesen wunderbaren Zusammenhang für jeden anderen ein tiefes Geheimnis und nur dem Menschen selber bekannt ist: würde er verstehen, es zu wahren, so würde er für jeden Angriff unerreichbar bleiben. Trotzdem ist er zu Falle gekommen, denn er hat es dem Weibe, an dem sein Herz hing, seiner Mutter, Schwester oder Geliebten, arglos offenbart, und die Tückische hat es, ihm zum Verderben, seinem Feinde weiter verraten. Das ist nun auch der allgemeine Aufriß der Simson-Delila-

Geschichte: das listige Mädchen, Simsons Geliebte, Tochter seiner Todfeinde, der Philister, versteht es, ihm das Geheimnis seiner Kraft zu entlocken und hat es dann diesen kundgetan und so den gewaltigen Helden zu einem „gewöhnlichen Menschen" gemacht. Auch diesem für uns so seltsamen Motiv, daß Simsons Kraft gerade in seinem Haare steckt, begegnen wir wieder in Märchen und Sagen aus alter und neuer Zeit. So heißt es von dem altgriechischen Pterelaos, daß er ein goldenes Haar besaß, das ihm Sieg und Leben gewährte; aber als er sich einmal im Kampfe gegen Amphitryon befand, gewann seine Tochter Komaitho diesen lieb und zog ihrem Vater jenes Haar verräterisch aus, so daß er das Leben verlor. Daß in diesen Erzählungen Leben und Haar zusammenhängen, ist gleichfalls aus einem Glauben der Naturvölker zu erklären. Gegen solche Deutung der Erzählung aber spricht auch der Name „Simson" nicht, der vielmehr einfach als „theophorer Name" aufzufassen ist: fromme oder liebreiche Eltern haben ihre Kinder nach dem „Sonnengott" oder noch einfacher nach der „Sonne" benannt, ohne daß sonst ein Zusammenhang zwischen diesem und dem Kinde bestünde.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Ernst Steinmann, Die Zerstörung der Königsgräber in Paris. Mit 38 Abbildungen auf 16 Tafeln. Verlag von Klinkhardt & Biermann in Leipzig. M. 3.—

Diese Studie, gegründet auf dieselbe weit umfassende und sorgfältige Benutzung der einschlägigen Literatur, wie sie den Lesern der Internationalen Monatsschrift aus des Verfassers Abhandlung über „die Plünderung Roms durch Bonaparte" (März- und Aprilheft 1917) sicher noch wohl erinnerlich ist, bietet an Inhalt mehr, als ihr Titel sagt. Nicht nur die Zerstörung der Königsdenkmäler nach dem 10. August 1792, vor allen andern der bewunderten und berühmten Reiterstatuen Heinrichs IV., Ludwigs XIII, Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. in Paris wird geschildert, auch ihre Entstehungsgeschichte wird uns gegeben. Und andrerseits werden wir nicht nur über den Untergang solcher monumentalen Kunstwerke zum Teil höchsten Wertes unterrichtet, die Darstellung verbreitet sich auch über die Vernichtung aller „auf das Königtum und auf den Fanatismus" bezüglichen Bildnisse und Denkmäler, jene methodische Zerstörung auch in den Kirchen Frankreichs, die ein neuerer französischer Kunstforscher den „legalen Vandalismus" der ersten Revolutionsepoche genannt hat.

In der Tat, welches Schauspiel, dieses vandalische Wüten eines von Sinnen gekommenen Volkes in den Eingeweiden des eigenen Leibes! In Briefen an Jenny Dacquin und an die Gräfin Montijo, die Mutter der Kaiserin Eugénie, schildert Mérimée die Bestialitäten der Insurgenten, die er als Nationalgardist in den Junitagen 1848 in Paris erlebt hat, so unter den Gefangenen einen Menschen, *qui avait les deux bras rouges de sang pour avoir fendu le ventre à un blessé et s'être lavé les mains dans la plaie.* Und er kommentiert seinen Bericht: *Au milieu de la douleur que j'éprouve, je sens par-dessus tout la bêtise de cette nation. Elle est sans égale. Je ne sais s'il sera jamais possible de la détourner de la barbarie sauvage où elle a tant de propension à se vautrer.* Wie solche Raserei gegen die eigenen Volksgenossen begreiflich macht, was wir jetzt von französischen Untaten gegen wehrlose Gefangene des Feindes erfahren, so ist auch jener Massenkunstmord der ersten Revolutionsjahre nur ein auf höherem Gebiet sich ergehendes Wirken derselben *barbarie sauvage.*

Auf die wertvolle Beigabe der 16 Abbildungstafeln zu Steinmanns Abhandlung sei noch besonders hingewiesen. **M. C.**

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 5 MÄRZ/APRIL 1918

Deutschland und die klassische Tragödie der Franzosen.

Von Hanns Heiss.

I.

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Tragödin Rachel eine Gastspielreise durch Deutschland unternahm, ergriff Hermann Hettner die Gelegenheit, um eine Lanze für die klassische Tragödie der Franzosen zu brechen. Er sprach den Wunsch aus, sie möchte von neuem Einfluß auf die Schaffenden gewinnen, die Nachahmung Shakespeares eindämmen und das deutsche Drama in die Bahnen lenken, die Goethes Iphigenie eröffnet hatte und auf denen ihm Hebbel weiterzuschreiten schien. Vor allem aber lag ihm am Herzen, zu einer sachlicheren Würdigung anzuregen. Er hob hervor, wie gedankenlos es ist, immer dieselben, aus Lessings Tagen stammenden Einwände nachzuschwätzen, als wären es unumstößliche Wahrheiten, die man nicht erst zu prüfen braucht. „Es handelt sich nur darum (schrieb er), statt das Wesen dieser Tragödie fortwährend zu bekämpfen, es endlich einmal auch unbefangen zu erkennen und zu genießen.“[1])

Hettners Aufsatz war die Antwort auf einen Brief Gottfried Kellers. Keller hatte die Rachel in Berlin gesehen, und war ebenso begeistert von ihr und den Stükken, in denen sie auftrat, wie verärgert von dem unwissenden „Salbadern“ der Literaten rings um ihn. „Seit Lessing glaubt jeder Lump in Germania über Corneille und Racine schlechte Witze machen zu dürfen“, schimpfte er mit einer Grobheit, die den Nagel auf den Kopf trifft.[2]) Inzwischen sind siebzig Jahre vergangen, Deutschland kann das 150jährige Jubiläum der Hamburgischen Dramaturgie feiern, ohne daß sich an unserem Verhältnis zur französischen Tragödie das geringste geändert hätte. Die Stimme Hettners ist verhallt wie die Stimme von manchen anderen Deutschen, die sich ähnlich geäußert haben (und es waren nicht die unverständigsten). Die französischen Tragiker sind heute für uns so tot, wie sie 1850 waren, Corneille, Racine, Voltaire, Crébillon, alle Klassizisten ohne Unterschied. Wer sich an sie erinnert, den packt ein Grauen und dem steigen sofort die Schlagwörter auf, die zum eisernen Vorrat jedes gebildeten Deutschen gehören. Ihr Werk ist ledern, steif, leblos, süßliche oder geschwollene Schönrednerei, ein hohler Mummenschanz, etwas, was nur einem verknöcherten Pedanten wie Gottsched behagen konnte, eine unnatürlich eingeschnürte Mumie, der man schon höchste Artigkeit erweist, wenn man sie „ehrwürdig“ nennt.[3]) Das Urteil ist

1) Zur altfranzösischen Tragödie (1850) in: Kleine Schriften (Braunschweig 1884) S. 397 ff.

2) Ermatinger, Gottfr. Kellers Leben, Briefe und Tagebücher (Stuttgart 1916) Bd. II 239 ff.

3) „Einer ehrwürdigen, unnatürlich eingeschnürten Mumie gleich.“ So Erich Schmidt in: Lessing. 2. Aufl. (Berlin 1899) I 601.

unwiderruflich gefällt, die französische Tragödie ein für allemal aus der Zahl der Dichtungen gestrichen, die für uns europäische Geltung haben.

Wir rühmen uns in Deutschland gern, wie liberal und universal wir sind, wie gastfrei wir ausländische Dichter willkommen heißen und wie keine ausländische Kunst uns fremd bleibt. Aber was kennen und anerkennen wir denn aus der Glanzzeit der französischen Literatur im 17. Jahrhundert? Nichts als Lafontaine, den wir in der Schulstube dulden, und Molière, der noch gelesen und gespielt wird und den wir maßlos überschätzen, indem wir ihn als den größten oder sogar den einzigen großen Dichter Frankreichs bewundern — sonst niemand, weder Corneille noch Racine. Wir lehnen also den Klassizismus glatt ab in dem, was nach französischem wie deutschem Empfinden seinen entschiedensten Ausdruck bedeutet, sein Drama, eine der eigenartigsten Schöpfungen französischen Wesens und französischer Kultur. Ob wir uns dadurch nicht Kunstwerte entschlüpfen lassen, um die es vielleicht schade ist, diese Frage soll vorläufig nicht erörtert werden. Sicher ist, daß wir uns die Möglichkeit einengen, französische Literatur überhaupt zu verstehen. Man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, für jeden, der sich mit französischer Literatur beschäftigen will, ist die Auseinandersetzung mit dem Klassizismus und mit der Tragödie die brennendste Aufgabe. Die Romantik hat zwar in Frankreich den Klassizismus überwunden, aber mehr äußerlich als innerlich, insofern sie die Zwingburg seiner ästhetischen Dogmen zerstörte. Sein Geist wurzelt viel zu stark und zu fein verästelt im französischen Wesen selber, als daß sie ihn hätte ausrotten können. Er hat die Umwälzungen des 19. Jahrhunderts überdauert, so lebendig und wirksam nicht bloß bei denen, die noch an klassische Überlieferungen anknüpfen, daß der Deutsche, der Nichtfranzose, auch moderne französische Dichter von Hugo und Flaubert bis zu den Jüngsten, bis zu einem Gide, Péguy oder Claudel nie in ihrem Tiefsten erfassen wird, wenn er sich nicht das Verständnis des Klassizismus erarbeitet hat und in Corneille, Racine und Boileau, auch in Boileau und nicht zuletzt in ihn, gedrungen ist.

Wem das übertrieben vorkommt, den braucht man nur daran zu erinnern, welcher Streit um den Klassizismus in Frankreich am Ende des 19. Jahrhunderts entflammt ist und wie sogar Zusammenhänge mit dem Weltkrieg sichtbar werden. Das bezeichnende Ereignis der Zeit vor dem Kriege ist in Frankreich das Anschwellen der nationalistischen Bewegung. Dies Anschwellen kann man, wenn man von eigentlich politischen Äußerungen absieht, besonders deutlich an zwei Symptomen ablesen. Das eine ist der wachsende Widerstand gegen die Germanisierung der Wissenschaft, der Sorbonne. Das andere ist die Abrechnung mit der Romantik, das Kesseltreiben gegen den romantischen Geist in jeder Form, das vor rund zehn Jahren heftig einsetzte, als Lemaître seine Vorträge über J.-J. Rousseau hielt und Lasserre seine Dissertation: Le romantisme français veröffentlichte, die weit weniger eine historische Untersuchung ist als eine Spekulation über den Wert oder Nichtwert der Romantik und eine zornige Anklagerede, der seitdem eine Flut von Anklagereden und Schimpfschriften gefolgt ist.

Das große Verbrechen, das man der Romantik vorwirft, ist, daß sie ein fremdes Gewächs sei, unfranzösisch. Sie bedeutet in den Augen derer, die sie angreifen, eine Entgleisung, ein gewaltsa-

mes Abbiegen aus der nationalen Bahn. Die romantische Literatur ist nichts als die künstlerische Ausprägung des Geistes der Zuchtlosigkeit und Eigenbrötelei, der sich religiös-moralisch in Freidenkertum und Unsittlichkeit, staatlich in revolutionärer, vaterlandsloser Gesinnung äußert. All das sind unfranzösische Züge, Entartungszeichen, die Folge des fremden Giftstoffes, den man im 18. Jahrhundert dem französischen Körper eingespritzt hat und der aus seinem Blut entfernt werden muß, wenn Frankreich nicht zugrunde gehen soll. Als Rettung wird die Rückkehr zu den echt französischen Traditionen des Mittelalters und des 17. Jahrhunderts gepredigt. Der unfranzösischen Dreiheit: Atheismus = revolutionäre Demokratie = Romantismus wird die französische Dreiheit: Katholizismus = Monarchismus = Klassizismus entgegengestellt. Nieder mit den Irrlehren der Revolution, mit Ketzern und Klosterstürmern, zurück zu Ludwig XIV. und Bossuet! Das ist die Losung, und sie wird im selben Augenblick ausgegeben, von denselben Männern und besagt ungefähr dasselbe wie die andere Losung: Nieder mit der Romantik, mit allem, was näher oder ferner zu ihr gehört, zurück zu Corneille, Racine und Boileau!

Wir brauchen nicht so weit zu gehen wie die Nationalisten der französischen Kritik und zu sagen: der Klassizismus stellt das Französischste vom Französischen dar, ist die einzig echte Schöpfung französischer Rasse. Aber das ist sicher, daß er französischen Geist reiner, ungetrübter spiegelt als die Literatur des 19. Jahrhunderts, die manche Beeinflussungen von germanischer und angelsächsischer Seite erfahren hat. Und das ist mehr als wahrscheinlich, daß die Eigenschaften, die die klassische Dichtung kennzeichnen (der ausgeprägte Sinn für Ordnung, Klarheit, Maß, die Betonung des Verstandesmäßigen und die Unterwerfung unter die Autorität der Vernunft) wesenhaft französisch sein müssen, da sie sich in keiner anderen Literatur in solcher Steigerung vereinigt finden.

Nun türmen sich aber vor dem Klassizismus bekanntlich Schwierigkeiten auf, über die so allgemein geklagt wird, die als so unübersteigbar geschildert werden, daß, wer nicht über sie gestrauchelt wäre, sich als schlechter Deutscher vorkommen müßte. Vorhanden sind sie zweifellos, und die Kritik Lessings und Schlegels würde nie so ungeheure Folgen nach sich gezogen haben, wenn sie nicht in vielem ausgesprochen hätten, was die Mehrzahl der Deutschen instinktiv fühlt. Aber tauchen solche Schwierigkeiten nicht vor jeder ausländischen, in einer anderen Zeit und Gesellschaft geborenen Literatur auf? Die französische Tragödie als zu fern, zu wesensfremd abzulehnen, das konnte nur so lange gelten, als es sich darum handelte, ihre Herrschaft zu zertrümmern, die deutsche Bühne von ihrem Einfluß zu befreien; das kann nur für die Schaffenden gelten, nicht für die, welche lesen wollen, um zu genießen oder sich mit fremdem Geist vertraut zu machen. Denn eine fremde Literatur in dem zu schätzen, worin sie der nationalen verwandt ist und sich daher leicht aneignen läßt, ist kein Kunststück. Und wer eine fremde Literatur ernsthaft erobern will, um sich zu bereichern, der muß sie gerade in dem schätzen lernen, was sie mit der seinen nicht teilt, was das Besondere, Einzige an ihr ist und daher notwendig dem Ausländer widerstrebt. Ganz zu schweigen davon, daß wir uns keine Schmeichelei sagen, wenn wir unsere Ablehnung so erklären. Wenn wir wirklich aus der französischen Literatur nur ausgesucht

hätten, was uns innerlich verwandt und assimilierbar ist, wenn wir deshalb einen Racine verworfen, deshalb einen Béranger und gewisse andere Franzosen erkürt hätten, die bei uns eifrig gelesen werden und denen unsere Anthologien den breitesten Raum gönnen — dann wäre es klüger, unsere Wahl und ihre Gründe nicht an die große Glocke zu hängen.

Aber das Schlimmste sind gar nicht die Schwierigkeiten, sondern einfach die Vorurteile, in denen wir befangen sind, seitdem Lessing die Kluft, die ohnehin vorhanden war, noch vertiefte und beinahe unüberbrückbar machte. So notwendig seine Tat war, so unselig ist es, daß sie uns die französische Tragödie, wie es scheint, für immer verekelt hat. Seine Kritik war aktuelle, aus Tagesnöten entstandene Kampfkritik, die ihren Sinn verlor, sobald ihr Ziel erreicht war, und die in dem Augenblick hätte begraben werden sollen, wo die französische Tragödie als Vorbild, das klassische Stilprinzip als Norm begraben wurde. Statt dessen wirkt sie heute noch weiter mit aller Verblendung, allen Irrtümern, Schiefheiten und Böswilligkeiten, die ihr anhaften wie jeder Kampfkritik, wirkt weiter, obwohl der Tragödienstil längst auch in Frankreich nichts Lebendiges mehr ist. Wir meinen, Wunder wie unendlich wir über den Rationalismus und Dogmatismus hinausgekommen seien, in dem Lessing als Sohn seiner Zeit bis an die Achseln steckte. Zwischen ihm und uns liegt so viel, die deutsche Klassik, die Romantik, der Naturalismus, ein riesiges Stück Entwicklung, in dem sich vier oder fünf ästhetische Geschmacksmoden abgelöst haben und das unsere historische Auffassung, die Methoden der Kritik und Literaturgeschichte vielfältig erneuert hat. Trotzdem tragen wir heute noch die Scheuklappen, die Lessing sich vorband und wohl vorbinden mußte. Trotzdem schwören wir heute noch auf seine Verdammung der französischen Tragödie, wie er auf die Worte des Aristoteles schwur, gläubig wie auf Axiome.

Wird das je anders werden? Die Antwort ist heikel, Prophezeien ein Unding. Aber es sieht nicht danach aus. Dies hier soll beileibe keine Rettung sein, sondern nur ein kleiner Versuch, in die gröbsten Mißverständnisse der deutschen Kritik hineinzuleuchten.

II.

Im Schicksal der französischen Tragödie ist das Schicksal des ganzen Klassizismus in Deutschland inbegriffen. Die Frage nach dem Verhältnis zum Klassizismus spitzt sich zu auf die Frage nach dem Verhältnis zur Tragödie. Einmal weil sie seine repräsentativste Leistung ist, das reinste Erzeugnis seines Geistes. Dann aber, weil die Herrschaft des Klassizismus auf keinem Gebiet so unduldsam und despotisch waltete als auf dem dramatischen. Als sich bei den Franzosen Widerstand gegen den Klassizismus regte, mußten sie auch zunächst gegen die Tragödie anrennen. Für Deutschland half noch ein anderer Grund, den Kampf um den Klassizismus in einen Kampf um die Tragödie münden zu lassen. Nirgends nahm sich die deutsche Literatur neben der französischen bescheidener aus, nirgends sprang ihre Armseligkeit beschämender in die Augen. Wieviel Arbeit hier noch verrichtet werden mußte, und daß kein Mittel besser war, als sich in fremde Schule zu geben, war allen bewußt, denen um Lessing wie denen um Gottsched. Alle beseelte dieselbe Absicht, eine selbständige nationaldeutsche Literatur zu schaffen; Gottsched wollte wie Lessing den Aus-

ländern nur ihre Fertigkeiten abgucken, um es dann aus eigener Kraft zu wagen. Bloß über den Weg waren die Meinungen gespalten.

In der Vorrede, mit der Gottsched 1732 den Druck seines Trauerspiels Der sterbende Cato einleitete[4]), erzählt er, wie das Lesen Boileaus in ihm den Wunsch erweckte, die dramatische Dichtung näher kennen zu lernen. Er hatte aber keine Gelegenheit, Aufführungen zu sehen, bis er 1724 nach Leipzig kam, wo zur Messe die privilegierten Dresdenischen Hofkomödianten erschienen. Er versäumte fast keinen ihrer Abende. Aber was er sah, behagte ihm wenig; es waren lauter pöbelhafte Fratzen und Zoten, schwülstige und mit Harlekinslustbarkeiten untermengte Haupt- und Staatsaktionen. Ein einziges Stück fand er gut, Corneilles Cid, der leider nur in Prosa übertragen war. Er biederte sich mit dem Prinzipal der Truppe an, wies ihn auf Trauerspiele, auf Stücke in Versen, versprach sogar ihm selber eins zu schreiben, freilich ohne auf Gegenliebe zu stoßen. Sein Interesse an der Bühne veranlasste ihn, sich um die Regeln zu kümmern; es mußte doch welche geben; denn wie soll man ohne Regeln dichten, noch dazu ein weitläufiges Theaterstück? Vergebens durchstöberte er deutsche Poetiken, bis ihm die Poetik des Aristoteles, zum Glück in der verbreiteten Übersetzung von Dacier, in die Hände fiel. Bei Dacier erhielt er Unterricht, so viel er nur begehren mochte. Er geriet auf die Theoretiker, auf d'Aubignac, Heinsius und andere; er griff zu Corneille, Racine, Voltaire, zu ihren Werken und besonders andächtig zu ihren Vorreden und Abhandlungen. Kurz, er fraß sich durch eine Mauer von Schmökern ins Schlaraffenland der Gesetzmäßigkeit — mit welcher Wonne, das fühlt man aus seinem Bericht heraus.

Die Bemühungen, die deutsche Literatur aus ihrer Versumpfung zu reißen, aus dem Wirrwarr von Zuchtlosigkeit, Geschmacklosigkeit und Ratlosigkeit, in dem sie steckte, hatten gerade ein Jahrhundert vor Gottsched begonnen. Die Vormachtstellung Frankreichs, der Glanz der Regierung Ludwigs XIV., hatten dem französischen Einfluß kulturell, sprachlich, literarisch damals schon das Übergewicht verschafft. Nacheinander waren die französische Renaissancedichtung, die Dichtung der vorklassischen Jahrzehnte und dann die Klassiker Vorbild geworden. 1650 war von Grefflinger der Cid übertragen worden, also das Stück, das die Geburt der französischen Tragödie bedeutet. Andere Tragödien von Corneille waren gefolgt, sein Bruder Thomas war übersetzt worden, daneben Rotrou, Pradon. Ganz am Ende des 17. Jahrhunderts war Racine mit seiner letzten Tragödie Athalie herübergekommen.[5])

Aber die fleißige Übersetzertätigkeit hatte zunächst noch keine rechten Früchte gebracht. Vielfach handelte es sich um gelehrte Arbeiten. Eine Heimstätte fanden die französischen Tragödien vor Gottsched nur an Höfen, wie am braunschweigischen, wo sie schon

4) Etwas anders erzählt er die Anfänge seiner Bekanntschaft im Vorwort zur 1. Ausgabe der Critischen Dichtkunst (1730). Wie emsig er alle nur irgendwie erreichbaren Theoretiker studiert hat, davon gibt eine erbauliche Vorstellung die lange Liste im Vorwort zur 2. Ausgabe (1737).

5) Überblicke geben Aug. Ehrhard, Les comédies de Molière en Allemagne (Paris 1888), Virg. Rossel, Histoire des relations litt. entre la France et l'Allemagne (Paris 1897) H. Uehlin, Geschichte der Racine-Übersetzungen in der vorklass. deutschen Literatur (Heidelberger Diss. 1903).

vor 1700 gespielt wurden. Die enge Berührung mit der eigentlichen Bühne fehlte. Was zum Beispiel der berühmte Velten mit seinen Dresdner Hofkomödianten spielte, waren vor allem Komödien, besonders von Molière, der ja von Anfang an alle Franzosen an Beliebtheit in Deutschland weit überflügelte. Für die Volksbühne und ihre Bedürfnisse war die französische Tragödie zu hoch. Wie sie hätte aussehen müssen, um dort zu gefallen, davon kann man sich ungefähr einen Begriff machen nach der Verballhornung, in der 1669 von einer „studierenden Gesellschaft" in Leipzig Corneilles christliche Märtyrertragödie Polyeucte gegeben wurde.

Der Übersetzer, Magister Kormart, ein vielseitiger Mann, geschäftig als Jurist und Literat, hat die Tragödie zum gemeinsten Zirkusmelodram erniedrigt, das im Rahmen eines verbindenden Textes unter Musikbegleitung und mit Entfaltung eines roh opernhaften Zaubers möglichst viel Greuel häuft.[6]) Was französischem Stil gemäß hinter den Kulissen geschieht, wird dem Zuschauer vor Augen geführt. Marterungen wechseln mit Geistererscheinungen ab. Einmal zeigt der Hintergrund das Höllenfeuer, wo Geister auf und ab fliehen. Geleitet von schwarzen, brennende Fackeln tragenden Geistern tritt das Gespenst des Polyeucte auf „mit seinem abgehauenen Kopffe in d' Hand und entblösten blutigen Störtzel.... wobei man recht sich siehet den blutigen Hals regen". Außer Polyeucte, der enthauptet wird, und Néarque, der verbrannt wird, werden andere gesteinigt, gespießt, auf Kreuzen im Feuer geröstet. Es ist ein Massenschlachten, und Corneille gleicht in dieser Maskerade aufs Haar den unfreiwilligen Parodien von Titus Andronicus, Hamlet oder Romeo und Julia, in denen die englischen Wanderschmieren Shakespeare dem Kontinent vorstellten.[7]) Die zwei konträren Bahnen, die das französische und das Shakespearesche Theater laufen, schneiden sich einmal auf deutschem Boden. Der deutschen Menge zulieb wird das eine wie das andere bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Nur daß die Verzerrung Corneilles noch willkürlicher und sinnwidriger ist, da Shakespeare das Unflätig-Possenhafte und Gruselig-Moritatenhafte, nach dem der deutsche Geschmack verlangte, wenigstens in Ansätzen schon im Original bot.

Erst Gottsched brachte einen entschiedenen Fortschritt. Er organisierte die Vermittlertätigkeit. Indem er selbst übersetzte und andere zum Übersetzen anregte, schuf er ein Repertoire von tragischen Stücken. Die Übersetzungen, die jetzt entstanden, waren treuer und pietätvoller. Sie gewannen vor allem auch praktische Bedeutung für die Bühne. Gottscheds erster Anknüpfungsversuch war vergeblich gewesen, sein zweiter war glücklicher. In der Neuberin und ihrer Truppe fand er, was er brauchte, Schauspieler, die Verständnis für seine Absichten hatten, die keine Opfer scheuten, um die Tragödie französischen Stils einzubürgern und das Publikum an eine Kunst ohne Spuk, Blutströme, Clownspäße zu gewöhnen. Zu energisch sogar! Auf dem Spielplan, mit dem sie durch Deutschland reisten, war zwischen Corneille und Voltaire auch Racine, und daß sie von ihm ein so schwer zugäng-

6) Vgl. W. Johannes, Christ. Kormart als Übersetzer franz. und holl. Dramen (Berliner Diss. 1892), sowie die ausführliche und vernichtende Inhaltsgabe von Gottsched in den Beyträgen zur Critischen Historie usw. VI 385 ff.

7) Vgl. W. Creizenach, Die Schauspiele der englischen Komödianten, Kürschners Nationalliteratur Bd. XXIII.

liches Stück aufnahmen wie Bérénice, diese zarteste und stillste Tragödie, die sich nicht einmal auf der französischen Bühne hat behaupten können — das macht ihrem Idealismus mehr Ehre als ihrem diplomatischen Geschick. Zwischen dem Corneille Kormarts und dem Racine der Bérénice klafft ein Abgrund, über den kein kühner Sprung möglich gewesen wäre, auch wenn die Zeit, wo Gottsched und die Neuberin zusammen Triumphe feierten, weniger kurz gedauert hätte.

Das Ende ihrer Beziehungen ist bekannt. Die Neubersche Truppe zerstreute sich. Über Gottsched ballten sich, immer dichter und schwärzer, die Wetterwolken, aus denen 1759 der zerschmetternde Blitz fuhr. „Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek, wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen großen Teil ihrer ersten Verbesserungen dem Herrn Professor Gottsched zu verdanken habe. Ich bin dieser Niemand; ich leugne es geradezu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen... Er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern als der Schöpfer eines ganz neuen sein. Und was für eines neuen? Eines französierenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französierende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sei oder nicht. Er hätte aus unseren alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer als der Franzosen einschlagen.. Wenn man die Meisterstücke des Shakespeare mit einigen bescheidenen Veränderungen unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von besseren Folgen gewesen sein, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat." So schrieb Lessing am 16. Februar 1759 im XVII. der Briefe die neueste Literatur betreffend. Der Krieg bis aufs Messer war in vollem Gange.

Mit den Plänkeleien war schon eine geraume Weile vor Lessing begonnen worden. Der Streit zwischen Leipzig und den Schweizern ist ein Abschnitt davon, und in diesem Streit taucht bereits der Schatten dessen auf, der Gottsched erdrücken wird, der Engländer Saspar, wie Bodmer ihn nennt. Rasch schwillt der Schatten zu unheimlicher Größe an. Die Julius-Cäsar-Übersetzung des Herrn von Borck (1741) entfesselt eine Polemik, in deren Verlauf sich immer mehr abzeichnet, wie Shakespeare (nach den Worten Gundolfs) nicht einen einzelnen Autor bedeutet, den man begrüßen oder ablehnen kann, sondern „das Feldgeschrei für verschiedene ästhetische Parteien der deutschen Literatur".[8]) Gottsched ahnt die drohende Gefahr. Er läßt sein schwerstes Schimpfgeschütz krachen[9]): „Die Unordnung und Unwahrscheinlichkeit ... die sind auch bei Schackespear so handgreiflich und ekelhaft, daß wohl niemand, der nur je etwas Vernünftiges gelesen hat, daran ein Belieben tragen wird. Sein Julius Cäsar, der noch dazu von den meisten für sein bestes Stück gehalten wird, hat so viel Niederträchtiges an sich, daß ihn kein Mensch ohne Ekel lesen kann." Umsonst! Die Bannflüche verhallen im Wind. Es wird einsamer um Gottsched. Der begabteste seiner Schüler, Johann Elias Schlegel, ist innerlich von ihm abgefallen und erkühnt sich, in seiner eigenen Zeitschrift von Shakespeare

8) Shakespeare und der deutsche Geist. 2. durchges. Aufl. (Berlin 1914) S. 112.

9) 1741 und 1742. Beytr. zur crit. Historie VII 516, VIII 143 f.

ohne Verachtung zu reden.[10]) Je krampfhafter Gottsched sich anstrengt, seine erschütterte Macht zu stützen, desto mehr wankt sie. Und mit ihr gerät die dramatische Form in Verruf, deren Nachahmung und Verbreitung seine Lebensarbeit gegolten hatte. Das Odium, das sich an seinen Namen heftet, verdunkelt auch sie. Wahrscheinlich hat nichts so sehr ihren Sturz beschleunigt als die hartnäkkige, verbohrte Treue, mit der Gottsched für sie focht.

In den paar Jahren von den ersten Literaturbriefen (1759) bis zum ersten Stück der Hamburgischen Dramaturgie (1767) vollzieht sich der entscheidende Umschwung. In den paar Jahren wird die Herrschaft des französischen Klassizismus zertrümmert. Durch eine Menge von Röhren dringt zur selben Zeit der Einfluß des Shakespeareschen Dramas ein. Shakespeare! „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen, und wie ich mit dem ersten Stück fertig war, stand ich wie ein Blindgeborner, dem eine Wunderhand das Gesicht in einem Augenblicke schenkt. Ich erkannte, ich fühlte aufs lebhafteste meine Existenz um eine Unendlichkeit erweitert... Ich zweifelte keinen Augenblick, dem regelmäßigen Theater zu entsagen. Es schien mir die Einheit des Ortes so kerkermäßig ängstlich, die Einheiten der Handlung und der Zeit lästige Fesseln unsrer Einbildungskraft; ich sprang in die freie Luft und fühlte erst, daß ich Hände und Füße hatte. Und jetzo, da ich sehe, wie viel Unrecht mir die Herrn der Regel in ihrem Loch angetan haben, wieviel freie Seelen noch drinnen sich krümmen, so wäre mir mein Herz geborsten, wenn ich ihnen nicht Fehde angekündigt hätte und nicht täglich suchte, ihre Türme zusammenzuschlagen." Wie Goethe es hier schildert[11]), so berauschend hatte alle das Gefühl überwältigt, aus einem Käfig erlöst zu sein. Die Antwort auf die Frage: Was sollen wir wählen, Shakespeare oder die Franzosen? war schon gefallen, als Lessing sie der deutschen Welt vorlegte. Die Hamburgische Dramaturgie ist nur die feierliche Bekräftigung der Wahl, ihre nachträgliche Begründung und Rechtfertigung.

Die französische Tragödie ist für Deutschland tot, und niemand wird sie mehr erwecken. Im besten Fall entsteht eine Annäherung an sie. So wenn Goethe seine Iphigenie in die letzte Gestalt umgießt und den Tasso vollendet. Oder als sich in Weimar die Entwicklung zu einem idealen Theaterstil anbahnte, der die strenge Würde des Iambendramas zur Geltung bringen sollte; als im Zusammenhang damit, immer in Auflehnung gegen deutschen Hang zu Formlosigkeit und Verwilderung, Goethe und Schiller (Goethe mit mehr Sympathie als Schiller) wieder zu den französischen Tragikern griffen, ihre Gedanken darüber und über die Zukunft des deutschen Schauspiels austauschten und ihnen aus der Beschäftigung damit die Übersetzungen von Voltaires Mahomet und Tancrède, von Racines Phèdre erwuchsen. Nachdem 1800 zum Geburtstag der Herzogin der Goethesche Mahomet aufgeführt worden war, schrieb Schiller die Strophen nieder: An Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte. Und dieses seltsam unschlüssige Gedicht, das die Franzosen empfiehlt und doch nicht empfiehlt, verrät in seiner Halbheit und Gewundenheit fast ebenso sichtbar wie der offene Widerwille seiner Briefe, wie wenig man sich die Wei-

10) Vergleichung Shakespears und Andreas Gryphs. Beyträge VII 540 ff.

11) Zu Shakespeares Namenstag (1771).

marer Bestrebungen zu einem Versuch der Wiederbelebung des überwundenen Tragödienstils aufbauschen darf. Böttiger, der nach der Vorstellung trocken erklärte[12]), daß die „französische Stelzentragödie nie bei uns greifen würde", hat recht behalten.

Daher ist auch alle Kritik, die nach Lessing am Klassizismus geübt wurde, praktisch unerheblich. Nur eine Ausnahme muß man verzeichnen. 1807 erschien in Paris eine kleine Abhandlung: Comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide. Sie erregte starkes Aufsehen. Das Thema war in Frankreich oft erörtert worden, immer mit dem Ergebnis, Racine habe Fehler getilgt und durch höchste Schönheiten ersetzt. Hier lautete aber das Ergebnis: die französische Tragödie steht unendlich tief unter der griechischen. Der Verfasser war A. W. von Schlegel. Kurz darauf, nach dem Abschluß seiner Shakespeare-Übertragung, holte er mit den Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur (1809) zu einem zweiten Angriff aus, auf breiterer Basis, nicht bloß gegen Racine, sondern auch gegen Corneille und Voltaire, und nicht bloß gegen die Tragiker, sondern (für Deutschland beinahe unerhört) auch gegen Molière. Den Deutschen konnte Schlegels Kritik kaum mehr Überraschungen bieten, obwohl sie besonders feindselig war. Sie bedeutete für uns weniger die Vernichtung der französischen Tragödie, die ja längst vernichtet war, als die Eroberung von etwas Neuem, die Eroberung des spanischen Theaters, und den Kampf um den Besitz Shakespeares mit neuen Mitteln. Wichtig wurde sie erst durch den ungeheuren Widerhall, den sie in Frankreich hatte. Zusammen mit anderen gleichgestimmten Kritiken ausländischen und französischen Ursprungs half sie die Tragödie auch in Frankreich vernichten, bereitete auch dort den Sieg einer neuen dramatischen, von Shakespeare beeinflußten Form vor. Man kann es so ausdrücken: mit Schlegel verfolgt die deutsche Kritik den französischen Klassizismus bis in die eigene Heimat, um ihm in seinem letzten Schlupfwinkel den Gnadenstoß zu geben.

12) Goethe-Jahrbuch X 148.

III.

Vielerlei wirkt in der deutschen Kritik zusammen, auch Kunstfremdes. Sie ist schon ihrem Urprung nach zwiespältig, eine ästhetische Bewegung gegen ein Kunstideal, daneben eine patriotische Bewegung gegen Franzosenherrschaft und Ausländerschwärmerei im allgemeinen. Die ästhetische Bewegung selbst ist aber auch alles eher als einheitlich. Sie fließt nicht überall aus derselben Auffassung, schlägt nicht überall die gleiche Richtung ein. Nicht alle, die die französische Tragödie tadeln, tadeln dasselbe an ihr; nicht alle, die Shakespeare in den Himmel heben, verhimmeln dasselbe an ihm. Es spielt so mannigfaltiges herein, die Auseinandersetzung über die französische Tragödie ist verquickt mit den verschiedenen Fragen, die das 18. Jahrhundert beschäftigen. Es gibt auch mehrere Phasen hintereinander, da die Kritik allmählich erwächst. In ihrem Mittelpunkt steht die Kritik Lessings. Aber auch sie wandelt sich, ist am Ende nicht mehr, was sie am Anfang war.

Vor Lessing zählt nur einer, der aber voll: Johann Elias Schlegel. Seine Kritik reicht zwar an Tragweite nicht annähernd an die Lessings heran. Aber er hat so ziemlich alles schon gedacht, was Lessing sagen wird. Er steckt noch in Gottschedischer Kunstanschauung, und so ist auch seine Achtung vor Shakespeare noch rationalistisch be-

gründet. Aber immerhin entdeckt er schon, was in der Folge als die kostbarste Eigenschaft des Shakespeare-Dramas gelten wird, die Kunst der Menschengestaltung. Und wenn er den Engländer unter die rauhen alten Poeten reiht[12a]), „wo mehr ein selbstwachsender Geist als Regeln herrschen", so umreißt er damit schon die später so beliebte Formel für den Gegensatz zwischen Shakespeare und den Franzosen: hier Gesetzmäßigkeit, dort Urkraft und Genie.

Dabei hat Schlegel eins vor Lessing voraus: die Unbefangenheit. Sie stumpft seine Kritik natürlich ab und macht sie für den damaligen Zweck, die Zerstörung der Franzosenherrschaft, weniger geeignet als die Lessings. Aber sie macht sie anständiger, ehrlicher und verleiht ihr (historisch, nicht aktuell betrachtet) eine gewisse Überlegenheit. Auch Schlegel neigt dazu, die Schwächen der Franzosen zu übertreiben. Aber sein Blick ist nicht durch Franzosenhaß und persönliche Gehässigkeiten gegen Voltaire getrübt. Er gehört zu den seltenen Deutschen, die Racines Größe gefühlt haben. Im ganzen Lessing findet man nicht den Ansatz zu einer so ernsten, von dogmatischem Kunstrichtertum freien Würdigung wie in den Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters, wo Schlegel den Unterschied zwischen dem französischen und dem deutschen Theater völkerpsychologisch aus den Sitten und der Gemütsbeschaffenheit der zwei Nationen zu begreifen versucht.[12b])

Gerade durch sein Interesse für Shakespeare und die unverhohlene Sympathie, die er bei allen Zweifeln für ihn hegt, hat Schlegel die deutsche Kritik in Fluß gebracht. In der Entwicklung, die zur Absage an den französischen Klassizismus führt, ist zwar die Entdeckung Shakespeares nur eine von mehreren wirkenden Ursachen, aber die nächste und die andauerndste, die unmittelbar antreibt und unaufhaltsam vorwärtsdrängt. An der Shakespeare-Begeisterung entzündet sich der Wunsch, im Namen der Freiheit das Regelgebäude wie eine Bastille zu erstürmen. An der Vertrautheit mit ihm schärft sich die Kritik. Aus Shakespeare holt man täglich neue Gründe, die französische Tragödie zu verachten, neue Waffen, sie zu befehden. Je vertrauter man mit ihm wird, desto schärfer und zielbewußter kritisiert man sie. Fünf Stadien erkennt Gundolf[13]) im Verhalten zu Shakespeare: Gegner, Entschuldiger, Verteidiger, Panegyriker und Schwärmer. In der Umkehrung zeichnen sich ähnliche Stadien im Verhalten zur französischen Tragödie ab. Am Anfang wie am Ende, von Gottsched bis zum Sturm und Drang, steht derselbe blinde Fanatismus, der an die eine dramatische Form als an die Offenbarung der einzig echten Kunst glaubt und in der anderen nichts als elende Sudelei sehen will. Vertauscht sind nur die Namen. Am Anfange galt Shakespeare als der Sudler und die Tragödie als die Offenbarung; am Ende ist Shakespeare die Offenbarung und die Sudler sind die Franzosen. Zum erstenmal bei Elias Schlegel, energischer bei Lessing, noch energischer um Lessing herum und nach ihm, z. B. bei Gerstenberg und bei Herder[14]), gipfelt die ganze Kritik in einer

12a) J. E. Schlegels ästh. und dramaturg. Schriften herausgeg. von J. v. Antoniewicz (Deutsche Lit.-Denkm. des 18. u. 19. Jahrh. 1887) S. 95.

12b) Bei Antoniewicz S. 194f.

13) A. a. O. S. 320.

14) Gerstenberg, Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur hgg. von Weilen (Deutsche Lit.-Denkm. d. 18. und 19. Jahrh. 1888f.) Brief XIV f. Vgl. auch Vermischte Schriften, Altona 1816, III 251 ff. — Herders Shakespeare-Aufsatz in: Sämtl. Werke hgg. von B. Suphan Bd. V (Berlin 1891) S. 208 ff.

Parallele zwischen den Franzosen und Shakespeare, die sie antithetisch wie Schwarz und Weiß, Negativ und Positiv einander entgegenstellt.

Auf der einen Seite läuft der Weg so: Shakespeare wird bewundert trotz seiner Verstöße gegen die Regeln (er beweist, wie unhaltbar die französische Lehre ist, daß man nicht ohne oder gar gegen die Regeln gefallen könne), dann wird er bewundert wegen seiner plötzlich entdeckten Regelmäßigkeit (er hat die richtige Regelmäßigkeit, die Franzosen haben eine falsche), und endlich wird er bewundert wegen seiner Regellosigkeit, wegen seiner Verwirrung und Unordnung, die die Verwirrung und Unordnung des Lebens selber ist. Auf der anderen Seite läuft der Weg so: zunächst kritisiert man Einzelheiten des Systems, dann immer mehr und immer wichtigere, zunächst arbeitet man noch mit rationalistischen Mitteln und lehnt sich gegen den Regelzwang nur auf, insofern er am empfindlichsten drückt, um dann jeden Zwang als etwas Sinnloses und Schädliches zu verpönen, nicht bloß den übermäßigen Zwang (z. B. die Einheiten von Ort und Zeit) oder den auf schiefen Voraussetzungen (z. B. auf irriger Auslegung des Aristoteles) beruhenden Zwang. Das Schlußergebnis ist: die französische Tragödie wird verworfen, und zwar sowohl als Tragödie (Form) wie als Kunstwerk überhaupt (Gehalt), sowohl wegen ihrer Abhängigkeit von der Kunstanschauung des Klassizismus, deren rationalistischer Dogmatismus den Künstler verkrüppelt, wie wegen ihrer Abhängigkeit von der Gesellschaft des 17. Jahrhunderts, die den Dichter in die erstickende Enge ihres Salonhorizontes einsperrt und höchstens Geschmack, aber nimmer Genie erzeugen kann.

Die Hamburgische Dramaturgie und die Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur bedeuten nicht bloß die folgenschwerste, sondern auch die ansehnlichste Leistung der deutschen Kritik. Wer die deutsche Kritik bei der Arbeit beobachten will, um zu sehen, worauf sie ihre Behauptungen stützt, wie sie sie ausspinnt und zu Ende denkt, kann sich auf Lessing und A. W. von Schlegel beschränken.

Zwischen den beiden fallen eine Reihe wichtiger Unterschiede auf. Einige sind durch den zeitlichen Abstand bedingt. In den rund vierzig Jahren, die zwischen ihnen liegen, hat die deutsche Literatur sich verändert. Das Ideal Lessings ist ein anderes als das Schlegels, ebenso sein Verhältnis zu Shakespeare und zum spanischen Theater, vor allem auch sein Verhältnis zu Aristoteles und den Regeln überhaupt, seine Ansichten über ihre Bedeutung für den schaffenden Künstler, das Genie.

Schlegel verfährt systematischer und ist vollständiger. Er nimmt nacheinander alle Merkmale des französischen Stils vor; er zergliedert auch (freilich sehr hastig) Corneille, Racine und Voltaire in ihren Hauptwerken. Die Dramaturgie dagegen konnte schon durch ihre Entstehungsweise nichts Systematisches werden. Sie will nur, wie Lessing selbst sagt, fermenta cognitionis ausstreuen, den Leser anregen, sie ist eine Plauderei mit vielen Abschweifungen, die kreuz und quer durch die französische und die dramatische Literatur im allgemeinen führen. So erklärt sich der Mangel an Ordnung und Durchsichtigkeit, den nicht bloß die Anlage im ganzen, sondern häufig auch der Bau eines einzelnen Kapitels aufweist. So auch die seltsame Auswahl der Stücke, die der Spielplan lieferte. Und so erklärt sich ferner, daß im Lauf der Diskussion, die ein Jahr lang dauerte, Lessings Standpunkt sich be-

trächtlich verschoben hat; das Mißtrauen und die Abneigung, die er zuerst empfindet (im Grund einfach die instinktive Abneigung, wie viele Deutsche sie gegen alles Französische empfinden) vertiefen sich und erhalten ihre Rechtfertigung, je mehr Lessing sich in das Studium des Aristoteles versenkt.

Damit hängt zusammen, daß auch Lessings Absicht, wenigstens am Anfang, eine andere ist. Schlegel schickt voraus, daß es ihm um Prüfung des Systems zu tun ist. Er will untersuchen, ob das System etwas tauge; die meisterliche Handhabung räumt er den Franzosen ein. Lessing aber will zweierlei. Ursprünglich will er nur prüfen, ob sie die Regeln richtig beobachten, und ermittelt (auf den Spuren von Elias Schlegel[15]), auf den er sich beruft), daß sie sich nur äußerlich, linkisch oder unehrlich damit abfinden, statt sich ihnen zu unterwerfen; das ist gerade das Gegenteil von Schlegels Absicht und Urteil. Und erst nach und nach gelangt er dazu, die Regeln selbst auf ihre Begründung und Haltbarkeit zu prüfen, um endlich zu ermitteln, daß sie Aristoteles und daher das Wesen der Tragödie überhaupt falsch verstanden haben.

In der Praxis treffen aber Lessing und Schlegel immer wieder zusammen. Wie Lessing dazu gelangt, die Berechtigung der Regeln selbst zu prüfen, so tadelt Schlegel auch vielfach die Art, sie zu beobachten. Ihr Ausgangspunkt ist verschieden. Aber beide verfolgen ein ähnliches Ziel und arbeiten mit ähnlichen Mitteln. Gemeinsam ist ihnen vor allem die feindselige Voreingenommenheit, die so viel Kurzsichtiges und Unsachliches, Kleinlich-Nörglerisches und Unerquickliches in ihre Auseinandersetzung bringt. Sie wollen nicht verstehen, sie wollen abschlachten. Am ehesten läßt sich diese Haltung bei Lessing und in seiner Zeit begreifen. Wer sich eine Aufgabe stellt wie er, ein nationales Drama auf den Trümmern einer Fremdherrschaft aufbauen will, der darf nicht vornehm und ritterlich streiten, der muß wild in Stücke schlagen mit dem großen Zorn, der blind macht. Vor solcher Tat wäre nichts lächerlicher als nachträglich mit Bedenken und gar mit moralischen zu kommen.

Anders lag die Sache schon bei Schlegel. Er brauchte nichts mehr zu vernichten. In der Comparaison hatte er noch Polemik versucht und zwar ein Musterbeispiel von Kritik gegeben, wie sie nicht sein soll, eine hämische und dabei liederlich hingeworfene Zerpflückung, die mit ihrem arroganten Ton nicht weniger auf die Nerven fällt als das Geschwätz irgendeines Laharpe, für den die französische Literatur den unerreichbaren Gipfel menschlicher Kunstleistung bedeutet. In den Vorlesungen erklärt aber Schlegel selbst eine weitere Polemik nach Lessings Art für überflüssig.[16]) Seine Darstellung soll nicht polemisch sein, sondern geschichtlich, nur ein Kapitel in seiner allgemeinen Geschichte der dramatischen Literatur. Man erwartet also, daß er die Tragödie mit dem Geist wahrer Kritik betrachten würde, über den er in seiner Einleitung so prächtige Worte gesprochen hat — als ein „echter Kenner".

Nur schade, daß dieser Geist ihn so rasch im Stich läßt. Sein Urteil über die Dramaturgie klingt recht zurückhaltend. Aber seine eigene Kritik bietet, von Bemerkungen über einzelne Stücke abgesehen, nichts Neues, nicht einen Gedanken, den nicht schon Lessing oder jemand anderes, Herder z. B., ge-

15) 44. Stück.

16) Werke VI 56 f.

äußert hätte. Und sie ist weder gründlicher noch sachlicher, unbefangener als die Lessings. Die französische Tragödie wirkt auf den Kenner Schlegel genau wie auf Lessing, unwiderstehlich aufreizend, das rote Tuch. Es erblicken und wutschnaubend, mit gesenkten Hörnern drauflosrasen ist eins.

IV.

Lessings Kritik der französischen Tragödie hat seinerzeit ihren Zweck erfüllt, und das ist gut. Sie wirkt heute noch nach, ihre Urteile gelten heute noch, mindestens dem Kern nach, gebildeten und gelehrten Deutschen für richtig.[17]) Und das ist weniger gut. Denn sie ist eine Verkettung von Mißverständnissen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Grundlage zu prüfen, auf der sie ruht. Es ist unnötig, alle Fragen wieder aufzurollen, ihre Irrtümer und Schiefheiten im einzelnen zu widerlegen. Man braucht sich weder auf den Kampf um die Einheiten von Ort und Zeit einzulassen, auf die pedantische Haarspalterei, die so unfruchtbar ist, weil auch mit dem spitzfindigsten rationalistischen Scharfsinn nichts gegen oder für die Einheiten bewiesen werden kann. Noch auf die Auslegung der Aristotelischen Begriffe Furcht und Mitleid, auf Lessings Umdeutung der Katharsis, die ihre Wichtigkeit hat, aber für eine Kritik des Tragödienstils fast belanglos ist. Man darf sich sogar den billigen Spott über die Aristoteles-Gläubigkeit Lessings schenken, den Schlegel im Bewußtsein seiner Überlegenheit nicht ganz zu unterdrücken vermag. Gewiß liegt ein besonderer Witz darin, daß er in der Poetik ungefähr ebenso fromm wie die Franzosen eine Bibel verehrt, ein Werk unfehlbar wie die Elemente des Euklid [18]), und daß er genau wie der Haufe der Kommentatoren des 17. und 18. Jahrhunderts an den Buchstaben eines verstümmelt und verderbt, mit offenbaren Widersprüchen und Sinnlosigkeiten überlieferten Textes herumtüftelt. Aber niemand entrinnt der Zeit, die ihn geboren hat, und schließlich stellt in diesem talmudistisch-kniffligen Theologengezänk Lessing keine komischere Figur dar als die Franzosen, die er mit ihren eigenen Waffen auf den Kopf schlägt.

Aber — und das ist die Frage, die eine Betrachtung lohnt — worauf stützt er sich denn, um sie in der Dramaturgie zu vernichten? Er verwertet theoretische Äußerungen, so d'Aubignacs Lehrbuch, anderes wie Daciers Kommentar zur Poetik-Übersetzung, Voltaire, vor allem den Kommentar zu Corneille, die drei Abhandlungen Corneilles über die Tragödie. Daneben Tragödien selbst, und zwar (abgesehen von ein paar unwichtigen, die auch nur beiläufig gestreift sind und von ein paar beiläufigen Randglossen über andere) zwei Tragödien von Corneille: Polyeucte und Rodogune, drei von Voltaire: Semiramis, Zaïre und Mérope. Das scheint ihm zu genügen; sonst hätte er sich nicht versagt (wie er ja sonst gerne tut), den Stoff, den ihm der Spielplan bot, durch Abschweifungen zu ergänzen. Also nur Corneille und Voltaire und von denen ganze fünf Tragödien. Dabei benützt er sie nicht einmal alle, um seine Einwendungen gegen das System zu erhärten. Die Kritik des Systems baut sich so gut wie ganz auf Mérope auf.

17) Sogar E. Schmidt versteigt sich zu der Behauptung I 601: „Was Lessing gegen das französische Trauerspiel im allgemeinen und im einzelnen vorbringt, kann fast nirgends widerlegt, aber häufig ergänzt und gemildert werden."

18) Dramaturgie 101, 2., 3. und 4. Stück.

Was aber Lessings Kritik von vornherein auf einen verhängnisvollen Grundfehler stellt, das ist 1. daß er die klassische Tragödie als etwas Geschlossenes ansieht, ohne innere Entwicklung, 2. daß er es deshalb nicht der Mühe wert findet, Racine anders als mit einigen Seitenhieben zu behandeln. Er nimmt Corneille, Racine und Voltaire als drei gleich bedeutsame Verkörperungen desselben Ideals. Schlegel scheint die Unterschiede eher zu erkennen[19], vor allem den Unterschied, der Voltaire von seinen Vorgängern trennt. Auch er gleitet flüchtig darüber hinweg. Nur zieht das bei ihm wegen der anderen Fragestellung keine so schwerwiegenden Folgen nach sich wie bei Lessing.

Zwischen Corneille, Racine und Voltaire bestehen Wertunterschiede und Zeitunterschiede, individuelle Unterschiede und besonders Unterschiede im Verhältnis zum klassischen Ideal. Corneille bedeutet die Anfänge der Tragödie. Zur Zeit, wo er beginnt, ist der Stil erst im Werden. Über die wichtigsten Punkte wird noch gestritten, über die Einheiten, die Reinheit der Stimmung (Mischung von Komisch und Tragisch), den Zweck der Tragödie. Corneille findet kein ausgebildetes System vor. Sein Cid gibt die früheste Gelegenheit, die Regeln, über die man sich noch gar nicht einig ist, als kanonische Maßstäbe zu verwenden. Erst die Kritik, über die Corneille auf Schritt und Tritt stolpert und die sich rasch immer autoritativer gebärdet, wird ihm zum Anlaß, sich mit Aristoteles und seinen Kommentaren vertraut zu machen, in deren Namen man an ihm herumnörgelt. So erwächst der Klassizismus mit ihm und wächst ihm über den Kopf. Er hilft selbst die Ketten schmieden, die das viele, was an ihm noch ungefüg, unbändig, unklassizistisch ist, fortwährend zu sprengen droht. Er, der aus einer älteren Generation stammt, vermag sich im klassischen Geschmack nicht zurecht zu finden. Für ihn ist das System ein unnatürlicher Zwang, den er nur ertragen kann, indem er fortwährend feilscht. Und wenn er sich theoretisch äußert, seine Stücke prüft, sich mit Aristoteles auseinandersetzt, so tut er es, um sein Verfahren der Schliche und heimlichen Freiheiten nachträglich zu rechtfertigen, um an Aristoteles zu deuteln, bis er so sagt, wie Corneille es braucht.

Voltaire dagegen bedeutet die Zersetzung. Mit ihm ist das französische Drama bereits im Begriff, der klassischen Formel wieder zu entwachsen. Sie genügt nicht mehr für die Bedürfnisse der neuen Zeit, in der sich die Umwälzung des Kunstgeschmacks vorbereitet. Voltaire behält das System bei, aber er experimentiert damit, wenn auch oberflächlich. Bei Corneille ist der Geist, aus dem der historische Stil geboren wurde, noch nicht völlig ausgereift. Bei Voltaire ist er schon beinahe zerstört. Der eine schreibt noch vorklassisches Theater, der andere schon nachklassisches. Dem einen, Corneille, gelingt noch nicht ganz, was den entscheidenden Wesenszug des Klassizismus und die Voraussetzung des klassischen Stils ausmacht: die Vereinfachung und Verinnerlichung der Handlung, die Vergeistigung alles Stofflichen, die Ablenkung von den äußeren Geschehnissen auf den seelischen Menschen und auf den allein. Dem anderen, Voltaire, gelingt das nicht mehr, weil sein Jahrhundert mit ihm wiederum Gegenständlichkeit, Buntheit, ein bewegtes Auf und Ab verlangt, Beschäftigung für die Augen, Nervenkitzel, heftigste Erschütterungen und Spannungen. Corneille und Vol-

19) Werke VI 6 ff und 70 ff.

taire arbeiten beide (und sie müssen es wohl ihrer zeitlichen Bedingtheit wie ihrem Temperament nach) mit der naiven Freude an Handlung um ihrer selbst willen, mit Verwicklungen und Überraschungen, mit Theaterhaftem im üblen Sinn des Wortes. Stil und Gehalt sind bei ihnen Dinge, die sich nicht decken.

Lessing ist von Voltaire geradezu hypnotisiert. Er überschätzt ihn als Dichter maßlos, so wegwerfend er auch häufig über ihn urteilt. Er ahnt nicht, daß der Dramatiker Voltaire nur ein Bühnenschriftsteller vierter Ordnung ist, interessant nur durch die aufklärerischen Hintergedanken seiner Werke. Diese Überschätzung läßt sich begreifen bei dem ungeheuren Ansehen, das Voltaire in Europa genoß. Aber sie verleitet Lessing dazu, den Streit auf die Frage zuzuspitzen, auf die es eine ernste Antwort überhaupt nicht gibt: wer steht höher, Voltaire oder Shakespeare?

Auf Racine geht Lessing gar nicht ein, auf kein Stück, auf keine Vorrede. Wo er ihn nennt, geschieht es nebenbei, in einem hochfahrenden, höhnischen Ton, der den Verdacht nahelegt, er kennt ihn nicht genauer, verachtet ihn aber gefühlsmäßig als den korrekten Hofmann und Hofpoeten. Durch die Zufälle des Spielplans blieb ihm versagt, eine Tragödie Racines zu zergliedern. Michael Bernays verweist darauf[20]) und scheint es zu bedauern. Ich weiß nicht, ob Lessing sich durch einen Racineabend hätte bekehren lassen. Seine Voreingenommenheit war zu eingewurzelt, die Hemmungen waren zu stark in ihm. Er hätte wohl, wie A. W. Schlegel, sich an das Oberflächlichste geklammert, an das was Hoftracht ist, Etikette, Galanterie und der berüchtigte Kanzleistil der Liebe. Er hätte nach wie vor geglaubt, Racines Ruhm beruhe allein auf der Schönheit seiner Sprache und seines Verses. Und Schönheit der Sprache und des Verses (oder was der Rationalist darunter verstanden hätte: pomphafte, aufgeblasene Rhetorik), das sind ja Eigenschaften, die Lessing mit seinem Ideal einer beinahe impressionistisch geschmeidigen Dialogsprache durchaus geringschätzt, die er im 51. Literaturbrief und in der Dramaturgie[21]) ausdrücklich ablehnt, beide Male sogar mit einem Tadel für Racine.

Trotzdem bleibt es schlimm, daß er ihm ausweicht. Wenn jemand ein Buch zur Vernichtung des naturalistischen Romans der Franzosen schreiben wollte, ohne sich um Zola zu kümmern oder ein Buch gegen das naturalistische Drama, ohne Strindberg und G. Hauptmann zu untersuchen, würden wir ihm Leichtfertigkeit vorwerfen. Und diese Lücken wären bei weitem nicht so empfindlich wie die Lücke, die bei Lessing klafft. Denn der Naturalismus hat kein geschlossenes einheitliches System von verpflichtenden Gesetzen, so daß mancherlei Naturalismen möglich sind und jeder dasselbe Recht hat, sich auszuleben. Der Klassizismus aber hatte ein geschlossenes System, das alleinseligmachend zu sein behauptete. In einem einzigen Dichter fand dieses System seine Erfüllung. Und gerade diesen einen Dichter läßt Lessing liegen. Hier ist sein Grundirrtum. Man muß, wenn man seine Kritik auf ihren historischen Wert beurteilen will, immer und immer wieder auf Racine kommen. Nicht deshalb weil Lessing die dichterische Bedeutung Racines verkannt hat (das steht auf einem

20) In seinem ebenso verworrenen wie reichen Aufsatz über den französischen und den deutschen Mahomet, Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte I (Stuttgart 1895) S. 228f.

21) 49. Stück.

anderen Blatt), sondern weil er Racine, ob er ihn liebte oder nicht, behandeln mußte, um die Fragen zu lösen, die er selbst als die wichtigsten bezeichnet. Deshalb weil sich durch die ganze Dramaturgie hindurch an den entscheidenden Stellen immer und immer wieder der Name Racine aufdrängt, die Erinnerung an sein Werk, vor dem Lessings Argumentierung wie ein Kartenhaus zusammenbricht.

Die Einwendungen, die Lessing gegen die französische Tragödie erhebt, treffen für die Tragödie Voltaires meistens zu, für die Corneilles häufig, für die Racines so gut wie nie. Als Racine an seine ersten Versuche ging, fand er (anders als Corneille) den klassischen Tragödienstil schon fertig ausgebaut vor. Die strenge dramatische Form hatte sich endgültig als die einzig mögliche eingebürgert, es hatte sich bereits ein bestimmtes Theaterhandwerk gebildet, dessen mechanische Regeln und Gebräuche Racine wie jeder beginnende Dramatiker von damals aus d'Aubignacs Pratique lernen mußte. Er hätte sich nicht mehr auflehnen können, auch wenn er gewollt hätte. Aber es fügte sich, daß das Gesetz, das ihm von außen her vorgeschrieben wurde, gar kein lästiges Joch für ihn bedeutete. Die fremde Form ist zugleich so durchaus seine eigene, als wäre sie ihm und nur für ihn von innen heraus, aus seiner intimsten Notwendigkeit, erwachsen. Bei ihm stellt sich dasselbe wunderbare natürliche Gleichgewicht zwischen Stil und Gehalt, Technik und Wesen ein wie außerhalb der Regeln bei Shakespeare. Das Schönheitsideal, das dem klassischen Stil vorschwebt, verwirklicht er allein vollkommen.

Am Eingang des 46. Stücks sagt Lessing: „Ein anderes ist, sich mit den Regeln abfinden; ein anderes sie wirklich beobachten. Jenes tun die Franzosen; dieses scheinen nur die Alten verstanden zu haben. Die Einheit der Handlung war das erste dramatische Gesetz der Alten; die Einheit der Zeit und die Einheit des Ortes waren gleichsam nur Folgen aus jener. . . . Dieser Einschränkung [auf ein und denselben Platz und ein und denselben Tag] unterwarfen sie sich denn auch bona fide; aber mit einer Biegsamkeit, mit einem Verstande, daß sie, unter neun Malen siebenmal weit mehr dabei gewonnen als verloren. Denn sie ließen sich diesen Zwang einen Anlaß sein, die Handlung selbst so zu simplificieren, alles Überflüssige so sorgfältig von ihr abzusondern, daß sie, auf ihre wesentlichsten Bestandteile gebracht, nichts als ein Ideal von dieser Handlung ward, welches sich gerade in derjenigen Form am glücklichsten ausbildete, die den wenigsten Zusatz von Umständen der Zeit und des Ortes verlangte."

Das trifft Wort für Wort und buchstäblich auf Racine zu, während das was Lessing über die zu reichen und verwickelten Handlungen der Franzosen hinzufügt, geradezu sinnlos ist, wenn man Racine nicht ausnimmt. Racine, dem feinsten Griechenkenner unter den französischen Dichtern des 17. Jahrhunderts, war die „griechische Simplizität" nicht weniger das höchste Ideal wie dem Deutschen Lessing. Um sich davon zu überzeugen, hätte Lessing nur in Racine zu blättern brauchen, hätte nur in den Vorreden zu Britannicus und Bérénice nachzulesen brauchen, wie Racine sich gegen die zeitgenössischen Kritiken verteidigt, die bei ihm die „Vielheit der Dinge" und die „Vielfältigkeit der Ereignisse" vermissen, wie entzückt er von der „wunderbaren Einfachheit" der Alten spricht, wie scharf er, mit deutlichen Seitenblicken auf Corneille, betont, daß die Erfindungsgabe des Dichters sich darin bewähren muß, aus

nichts etwas zu machen („à faire quelque chose de rien"). Die Worte, mit denen Racine seine eigene Auffassung von der Tragödie umschreibt[22]: „Eine einfache Handlung, mit wenig Stoff beladen, so wie eine Handlung sein soll, die sich an einem einzigen Tage abspielt, und die schrittweise ihrem Ende zustrebend, nur von den Interessen, Gefühlen und Leidenschaften der Personen getragen ist" — diese Worte hätte Lessing begeistert unterschrieben, wenn er sie anderswo als bei einem Erbfeind angetroffen hätte. Und sie hätten ihm vielleicht — vielleicht! — Lust machen können, sich das Werk näher anzugucken, nicht bloß darüber hinzufliegen, im voraus entschlossen, es zum Gerümpel zu werfen, sondern tiefer bis zum Kern vorzudringen.

(Schluß folgt.)

22) Erste Vorrede zu Britannicus.

George Meredith.

Von Philipp Aronstein.[1])

III.

Nachdem wir so einen kurzen Überblick über die Romanproduktion Merediths gegeben haben, bleibt uns noch die Aufgabe, seine Kunst nach ihrer Eigenart in Handlung, Charakteren und Stil zu charakterisieren und ihre Bedeutung sowie ihre Stellung innerhalb der Literatur seines Volkes zu bestimmen.

Meredith ist der Erbe einer großen und reichen Romanliteratur und hat deren Einfluß von Henry Fielding an, dem eigentlichen Begründer des Wirklichkeitsromans, über Scott, Dickens und Thackeray bis zu seiner Vorgängerin George Eliot in reichem Maße erfahren. Aber als starke, sittliche Persönlichkeit und selbstbewußter Künstler hat er versucht, dem Roman eine neue, vielfach im Gegensatze zu der herrschenden Produktion stehende Richtung zu geben, ihm das Gepräge seines Geistes aufgedrückt. Der Roman ist in England unmäßig in die Breite gegangen. Er hat sich auf dem Wege des mächtigen Instituts der „circulating library", der Leihbibliothek, in den Dienst des Unterhaltungs- und Sensationsbedürfnisses des satten Bürgertums gestellt und begnügt sich damit, seine träge Phantasie durch die Darstellung des Wohlbekannten leicht anzuregen oder durch die Vorführung des Geheimnisvollen und Wunderbaren angenehm zu kitzeln. Hierbei kann natürlich wahre Kunst nicht bestehen. Ein unwahrer Idealismus, der aus Rücksicht auf das, was die gefürchtete Mrs. Grundy, die Verkörperung des Philistertums, sagen wird, wesentliche Tatsachen des Lebens, besonders das Geschlechtliche, verschweigt oder verhüllt und alles in Rosenfarbe malt, fälscht das Leben, oder ein platter Realismus des Alltags streift nur die Oberfläche desselben, so sehr er auch behauptet, die natürliche, ungeschminkte Wahrheit zu geben. Meredith gibt der Romankunst ein höheres ethisches Ziel. Indem der Roman die Wirklichkeit getreu darstellt, aber zugleich ideale Ziele verfolgt, soll er die natürliche Geschichte des Menschen darlegen und erläutern und durch Kenntnis der Menschen und der Gesetze des Lebens zu höherer Zivilisation führen. Dazu muß er sich aber mit der Philosophie vermählen. „Wenn wir nicht

1) siehe Heft 4.

bald die Philosophie in den Roman hineinbringen," heißt es in Diana, „ist diese Kunst trotz der glänzenden Schar ihrer Bekenner zum Untergang verdammt." Und diese Vermählung von Dichtung und Philosophie ist der leitende Gedanke der Produktion Merediths. Seine Kunst knüpft hier an Thackeray und noch mehr an George Eliot an, die er aber beide an Tiefe und Originalität des philosophischen Denkens übertrifft. Andererseits ist es ihm aber viel weniger als diesen Schriftstellern gelungen, die Vermählung von Dichtung und Philosophie zu einer wirklich glücklichen und harmonischen zu gestalten, den Gedankengang völlig in der Darstellung der Handlung und der Personen aufgehen zu lassen.

Das zeigt sich zunächst in dem Bau der Handlung. Seinen Handlungen fehlt Einheitlichkeit und Geschlossenheit. Mit wenigen Ausnahmen, etwa dem Roman Vittoria und dem Egoisten, sind die Handlungen seiner Romane lose und nachlässig gebaut und lassen einen festen Plan vermissen. Manchmal läßt sich deutlich verfolgen, wie der Dichter, bei dem im Laufe der Arbeit eine andere als die ursprüngliche Idee die Oberhand gewann, seinen Plan nachträglich umgestaltet hat. In dieser Beziehung bedeutet Merediths Kunst nicht wie die Hardys einen Fortschritt gegenüber der losen Technik von Dickens und Thackeray, die sich aus dem Erscheinen in Lieferungen erklärt. Die äußere Handlung tritt bei Meredith zurück. Wahrhaft wirklich ist für ihn nur das Geistige. „Nur das Geistige allein ist lebendig; das Konkrete ist in Wahrheit das Schattenhafte", schreibt er einmal an einen Freund. Der Roman wird daher psychologisch. Henry Fielding hatte in Tom Jones (T. Ed. I, 60) gesagt: „Es ist unser Amt, Tatsachen zu erzählen, und wir überlassen die Ursachen Personen von viel höherem Genie." Meredith ist nicht so bescheiden und er hat gewiß recht. Weil der Roman sich nicht wie das Drama und das zunächst doch zur Rezitation bestimmte Epos an das Gehör wendet, sondern durch die Lektüre an den inneren Sinn, so ist er besonders geeignet, uns in das innerste Seelenleben seiner Charaktere einzuführen und gibt auch dem Dichter viel größere Freiheit, dies zu erläutern und Betrachtungen daran zu knüpfen. Von dieser Freiheit macht Meredith einen übermäßigen Gebrauch, indem er den Gang der Handlung oft unterbricht, um selbst oder durch eine außerhalb der Handlung stehende halbsymbolische Gestalt, den „Philosophen", die „Frau Schwatzbase", einen Kommentar zu seiner Erzählung zu geben; die Handlung selbst aber faßt er so auf, daß er auf das innere Geschehen den Hauptnachdruck legt und das äußere darüber vernachlässigt. Wie im französischen klassischen Drama, spielen sich die wichtigsten Geschehnisse gewissermaßen hinter den Kulissen ab. Wir sind nicht in der Schlacht selbst, sondern immer nur im Hauptquartier, wo die Feldzugspläne ausgearbeitet werden, die Meldungen zusammenlaufen, das Klappern des Telegraphen und die Klingel des Fernsprechers unaufhörlich ertönt, aber der Schlachtlärm kaum hereinschallt. In Beauchamps Laufbahn begleiten wir den Helden weder in den Krimkrieg, noch sind wir Zeugen des Wahlkampfes, in Diana vom Kreuzwege wird die Haupthandlung, der Ehescheidungsprozeß, in wenigen Zeilen abgetan, die Personen, die das äußere Geschick der Heldin am meisten beeinflussen, ihr Gatte und ihr alter Freund, der Premierminister, der mit ihr in den Prozeß verwickelt ist, erscheinen kaum auf der Bühne, das bloß Tatsäch-

liche wird nur dargestellt in seiner Spiegelung im Geiste und den Leidenschaften der handelnden Personen, gesprächsweise oder in Briefen, ein Mittel, das Meredith besonders liebt und mit großer Virtuosität handhabt. Dagegen wird der innere Gemütszustand der Charaktere um so gründlicher und oft in ermüdender Breite dargestellt, nach allen Seiten betrachtet und bewertet. Hieraus ergibt sich oft eine große Unklarheit und Undurchsichtigkeit der Handlung; man hat Mühe, den Faden oder den sich kreuzenden, verwickelten und verzwickten Fäden der Handlung zu folgen. An großen Szenen fehlt es nicht. In fast jedem der Romane sind solche dramatische Höhepunkte, spannende Situationen voll Kraft und Feuer, die dem Leser wie etwas Geschautes im Gedächtnis haften. Die Liebesszene in Richard Feverels Feuerprobe, die Aufführung im Opernhause in Mailand und das Duell im Alpenpasse in Vittoria, der Cricket-Wettkampf und das Picknick in Evan Harrington, die Liebesepisode auf dem Adriatischen Meere in Beauchamps Laufbahn, die Denkmalsenthüllung und das Studentenduell in Harry Richmonds Abenteuern, Diana auf dem Ball zu Dublin, verlassen am Herde ihres väterlichen Hauses, am Totenbette ihres älteren Freundes wachend, bei der Operation ihrer Freundin in Diana vom Kreuzwege, in der Verblüffenden Heirat die Alpenwanderung der beiden Geschwister, der Spielsaal zu Baden-Baden, die Heldin, sich in dem wallisischen Bergmannsdorfe einem tollen Hunde entgegenstellend, ihre Reise in Begleitung der wallisischen Kavaliere — das sind einige der schönsten Szenen. „Meine Methode", sagt Meredith in einem Briefe, „ist, meine Leser auf ein entscheidendes Auftreten der Charaktere vorzubereiten und dann die Szene auf der Höhe ihrer Leidenschaft und ihrer geistigen Kraft unter dem Drucke einer feurigen Situation zu geben." Dies ist Meredith glänzend gelungen, dagegen nicht die Vorbereitung auf diese Brennpunkte der Handlung. Der Weg, den der Dichter uns führt, bietet hier und da wunderbare Fernblicke in freier luftiger Höhe, aber zwischen diesen ist die Straße holperig und steinig. Meredith ist kein Erzähler. Er kann sich nicht ruhig gehen lassen; die Lust zu fabulieren fehlt ihm. Deshalb hat er auch teilweise Jahre verstreichen lassen, ehe er nach Vollendung eines Romans einen neuen in Angriff nahm und jedesmal mit großen Schwierigkeiten bei der Ausführung gerungen. Aber der Roman ist schließlich doch in erster Linie eine erzählende Kunstform, und hier klafft bei Meredith eine Lücke zwischen Plan und Ausführung.

Nicht auf der Handlung liegt der Nachdruck bei Meredith, sondern auf den Charakteren. Sein Ziel ist, „die Ereignisse in ihrer Folgerichtigkeit dem Verstande so darzulegen wie einen logischen Beweis, und zwar durch eine Offenbarung des Charakters". Der Dichter muß im Kopfe wie im Herzen seiner Menschen stecken. Woher nimmt nun Meredith seine Charaktere? Die Hauptpersonen gehören alle mit der einzigen bedeutenden Ausnahme des Bauernromans „Rhoda Fleming" der englischen Aristokratie oder dem mit ihr verbundenen und ihr nacheifernden reichen Großbürgertum an. Meredith hat sein Milieu nicht aus irgendwelcher Neigung oder Abneigung gewählt oder aus Gründen persönlicher Lebenserfahrung, wie das bei Dickens, Thackeray und George Eliot der Fall ist — er war kleinbürgerlicher Herkunft, „ein Mann von keiner Geburt", wie er einmal sagt —, sondern

wir dürfen wohl annehmen, aus demselben Grunde, aus dem die französische Tragödie unter Fürsten und hohen Herren spielt, weil diese Klasse frei ist von den mancherlei Beschränkungen in Beruf und Lebensweise, die die Menschen sonst in der Betätigung ihrer Leidenschaften und Neigungen einengen und bestimmen. Gerade der englische Grundadel mit seinem gesetzlich festgelegten Reichtum, in den der Besitzer hineingeboren wird wie ein Fürst auf seinen Thron, seiner Unabhängigkeit nach unten wie nach oben, seiner Freiheit von Pflichten und Schranken, dem Hofe von Abhängigen und seine Gunst Suchenden, der ihn umschmeichelt und umgibt, und dem weiteren Kreise von sozialen Strebern aus dem Bürgerstande, der sich an ihn herandrängt und ihm nacheifert, ist außerordentlich geeignet, den menschlichen Charakter sich frei und schrankenlos entfalten zu lassen. So gibt gerade dieses Milieu dem Dichter Gelegenheit, einesteils die Klippen und Untiefen bloßzulegen, an denen die Leidenschaften tragisch scheitern, andererseits die komischen Widersprüche zu offenbaren, die zwischen Wollen und Können, zwischen Sein und Schein, Anspruch und Wirklichkeit klaffen. Damit aber die Charaktere über das Leben wirklichen Aufschluß geben können, dürfen sie weder unwahre romantische Puppen sein, Byronische Helden, die der Dichter durch szenische Effekte und Kontraste künstlich beleuchtet und mit denen er nach der Willkür der Geschichte umspringt, noch bloße Alltagsmenschen, negative Typen, die nur deshalb Typen sind, weil ihnen alles Individuelle fehlt, oder gar unter dem Durchschnitt stehende Tölpel und Narren. Von solchen können wir nichts lernen, so sehr auch die einen die stumpfe Phantasie angenehm anregen, die anderen uns durch das Gefühl unserer Überlegenheit erfreuen. Merediths Helden sind, wie er selbst einmal sagt, ungewöhnlich und doch wirklich, interessante Gestalten, die es sich lohnt kennen zu lernen. Es sind zwar Typen, aber nicht in dem negativen Sinne des Fehlens jeder Eigenart, sondern zugleich Individuen, lebendige, in ihrer Art einzige Schöpfungen, an denen wir fast menschlichen Anteil nehmen wie an den Charakteren Shakespeares.

Von Männern haben wir eine reiche Galerie bedeutender oder doch irgendwie fesselnder Charakterköpfe. Da sind junge Leute voll Feuer, Geist und Leidenschaft, bei denen die Handlung auf den Impuls folgt, „wie der Pfeil von gespannter Sehne fliegt", solche, die durch Kampf und Leiden ihren Weg zur Reife finden und endlich sentimentale Schwächlinge, die zwischen Pflicht und Neigung richtungslos hin und her schwanken und ihr und anderer Glück vernichten. Da sind stolze Aristokraten und fest im Boden wurzelnde Landjunker und Bauern und daneben problematische Gestalten ohne feste Wurzeln, deren Leben in Widersprüchen und Extremen verläuft. Da haben wir lebensfreudige, tatkräftige Optimisten, die aber vergessen, daß man jede Schuld im Leben bezahlen muß, und als ihren Gegensatz Pessimisten, bissige Satiriker und kalte Zyniker voll Geist und Witz, ferner Sonderlinge aller Art, wie sie der englische Individualismus von jeher in so reichem Maße hervorgebracht hat. Die Politik liefert alle Schattierungen von dem starren Verteidiger des Bestehenden bis zum revolutionären Idealisten oder Verschwörer, das gesellschaftliche Leben liefert heitere Genießer, leichtsinnige Spieler und Schmarotzer, Militär und Geistlichkeit, die Großkaufmannschaft und Großindustrie, Parlament und Regierung, Literatur und Wissenschaft sind durch charakteristi-

sche Gestalten vertreten. Besonders aber ragen unter den männlichen Charakteren die Spitzen der Gesellschaft hervor, die mehr als fürstlich reichen Adligen, denen zum Fürsten nur die Verantwortung der Beruf, die nützliche Beschäftigung fehlt. Meredith ist der erste, der diese Leute in ihrer Ausnahmestellung ohne Karikatur ihrem Wesen nach dargestellt hat. Seine grands seigneurs, die Austin Feverel, die Willoughby Patterne, Graf Fleetwood sind weder Dummköpfe noch verderbte Genußmenschen. Sie sind über Mittelmaß begabt, hochgebildet, nicht ohne Sinn für das höhere Leben und jeder in seiner Art ein Original. Aber sie sind alle Tyrannen für ihre Umgebung, wohlwollende, philosophisch drapierte wie Sir Austin, klug berechnende wie Sir Willoughby oder romantisch launenhafte, zwischen den edelsten Regungen und gemeiner Bosheit schwankende wie Graf Fleetwood. Ein maßloser Stolz und eine Hypertrophie des Egoismus sind die Folge ihrer Ausnahmestellung und der Grund ihrer Schwäche. Meredith hat gerade sie in ihrem verderblichen Einfluß auf die englische Nation zu einem besonderen Studium gemacht. Er folgt darin Tackeray steigt aber tiefer wie dieser, der nur die Tatsache der Lord-Verehrung, der „Lordolatrie“ darstellt und verspottet, zu den Gründen herab. Ein solcher britischer Aristokrat wird auch bei ihm zum Typus des Egoisten, ja des wilden Urmannes in den Formen der feinsten äußeren Zivilisation, den wir alle mit uns schleppen, in den Worten Goethes des Gemeinen, „das uns alle bändigt“. Sind diese Charaktere die Meisterstücke Merediths, Figuren, über die man Bücher schreiben könnte wie über Hamlet — über Sir Willoughby, nach meiner Ansicht nicht den besten unter ihnen, gibt es schon eine kleine Literatur — und die lebendige Individualitäten und doch von allgemeiner Wahrheit sind wie Harpagon, Alceste und Tartuffe, so sind die Lieblingsgestalten Merediths, wie die Shakespeares, die einfachen, gesunden, mannhaften Naturen, die die Phrase hassen, fest auf dem Boden der Wirklichkeit stehen und Treue üben, Männer wie Shakespeares Horatio, Kent und Banquo. Meredith hat uns einige prächtige Exemplare dieses Mannesideals gezeichnet.

Meredith ist aber vor allem der Dichter der Frauen. Seine Darstellung der Frau ist einzig in der neueren englischen Literatur. Man hat seine schönsten Frauengestalten, die Heldinnen seiner Romane — denn in den reifsten ist, wie wir schon sahen, nicht der Mann der Held, sondern die Frau, oft mit denen Shakespeares verglichen, mit den Rosalinde, Hermione, Imogen, Desdemona. Was seine Sandra-Vittoria, Clara Middleton, Diana, Aminta, Nesta Vittoria, Carinthia diesen Renaissancefrauen wesensverwandt erscheinen läßt, ist die volle Einheit von Körper und Geist, das feste Wurzeln ihres Wesens in der Natur selbst, dem dann als Blüte, sinnlich und geistig zugleich, elementar und deshalb über und jenseits aller Konvention stehend, die Liebe entspringt. Aber sie sind gleichsam die jüngeren Schwestern der Shakespeareschen Frauen, Kinder einer anderen Zeit und einer anderen, allerdings sich erst entwickelnden Kultur. Sie sind nicht zufrieden damit, bloß Geliebte, Gattin, Mutter zu sein, für den Mann sich hinzugeben, nur für ihn zu leben; sie wollen selbst Persönlichkeiten sein und sind es. Meredith berührt sich hier mit dem großen norwegischen Dramatiker. Aber während Ibsens Nora, Hedda Gabler, Frau vom Meere doch etwas den Eindruck geistvoll verkörperter Thesen machen, pulsieren seine Frauengestalten von ech-

tem kraftvollem Leben, sind herrliche leidende und handelnde und dadurch wachsende Menschen. Die seelenvolle und natürliche Hoheit atmende Vittoria, die liebliche schelmische Clara Middleton, die kluge, geistvolle und feurig-leidenschaftliche Diana, die poetische, den Duft einer Alpenblume ausstrahlende Carinthia — das sind, um nur die hervorragendsten zu nennen, Menschen, die man sich freut kennen gelernt zu haben und die man nie mehr vergißt. Sie sind Frauen mit kraftvollen Sinnen, aber nicht ausschließlich oder in erster Linie Geschlechtswesen, so wenig wie der tüchtige Mann es ist. Nur weil dieser und die Gesellschaft, die von ihm ihre Gesetze empfängt, sie so sieht und behandelt, geraten sie in Konflikte, müssen den Kampf der Geschlechter durchkämpfen. Diese Frauen, Vollnaturen, die fest in der Wirklichkeit, der „Mutter Erde" wurzeln und sich doch zu herrlicher Blüte entfalten, sind der Sinn und der Gegenstand der Romane, in denen sie spielen. Ihre Darstellung soll zur Befreiung der Frau helfen durch die Erziehung des Mannes und dadurch zur Hebung unserer Zivilisation, deren Prüfstein, wie Meredith sagt, die Stellung der Frau ist. Die anderen Frauengestalten dienen meist diesen Heldinnen als Folie oder Kontrastfiguren. Da sind die „verschleierten jungfräulichen Puppen", kalte dekorative Statuen zum Schmuck der herrschaftlichen Wohnungen, „weibliche Pharisäer", vom Manne geschaffen und als sein Ideal verehrt, die Sentimentalen und die Snobs, die mit dem Leben und den Gefühlen spielen und dabei klug und kalt berechnen, die bloßen Geschlechtswesen, unkeusch im Leben oder doch im Denken, die alles auf das Geschlechtliche zurückführen und so verstehen. Auch die hingebende, sich aufopfernde Frau stellt Meredith dar, aber bezeichnenderweise nicht in ihrem natürlichen Kreise, dem der Familie, als Mutter und Gattin, sondern als Freundin einer Heldin, und zwar sind es kranke, leidende Frauen, denen das Geschick ein volles Eigenleben versagt hat. Lätitia Dale im Egoisten, die geneigt ist, ihre volle Hingebung einem Manne zu widmen, kommt durch bittere Erfahrungen zu anderen Ansichten über den Mann, den sie schließlich doch heiratet, aber nicht aus Liebe, sondern aus kalten Vernunftgründen. Nur Lucy, die Geliebte und Frau Richard Feverels, ist eine Vertreterin des alten Typus, der zufrieden ist, die zweite Flöte zu spielen in „dem unsterblichen Duett der Liebe" und sonst keinen Willen und Charakter hat, aber sie ist auch der erste große Frauencharakter Merediths. Auch andere Frauentypen hat Meredith mit Glück gezeichnet. Solche sind u. a. die ältere aristokratische Weltdame mit ihrem behaglichen Selbstbewußtsein, unabhängigem Urteil und ihrer Freiheit von konventionellen Rücksichten, die genuß- und putzsüchtige Gesellschaftsdame, die tüchtige oder naive Frau aus dem Volke und die fanatische, die sich einer Sache oder einem Gefühle ganz hingibt und darüber alles andere vergißt. Seine Frauengalerie ist besonders reich an lebendigen Gestalten, weil ihm die Sache der Frauen so besonders am Herzen lag.

Auf der Charakteristik beruht Merediths Bedeutung als Romanschriftsteller. Er hat die psychologischen Grundlagen des vielgestaltigen Lebens namentlich der höheren Klassen in England meisterhaft dargelegt und die merkwürdigen Bildungen, die die allgemeine menschliche Natur in dem Inselande unter der Gunst besonderer Umstände und auf Grund des nationalen Individualismus hervorgebracht hat, uns verständlich gemacht. Seine Gestalten stehen auf dem

Boden der Wirkichkeit. Es ist bezeichnend, daß er sie vielfach nach wirklichen Urbildern geformt hat — mehrere davon sind uns bekannt. Aber er steigt von den äußeren Erscheinungsformen hinunter bis in die Tiefen des Bewußtseins, zerlegt die geheimsten Regungen der Seele als Psychologe und beurteilt sie als Philosoph. Er ist nicht Satiriker wie Thackeray und, soweit die oberen Klassen in Betracht kommen, auch Dickens, sondern Humanist und klärt uns deshalb viel besser über die Widersprüche des englischen Lebens auf. So manche Erscheinungen desselben, so manche tiefe Kluft zwischen Handeln und Bekenntnis, Sein und Schein glauben wir durch die bequeme Annahme der bewußten Heuchelei des Cant, erklären zu können, aber diese Erklärung ist oberflächlich und meist unzureichend. Die bewußte Heuchelei, die absichtliche Lüge spielt im nationalen Leben eine viel geringere Rolle als die mannigfachen Arten der Selbsttäuschung, deren Stärke gerade in ihrer subjektiven Aufrichtigkeit liegt. In diese Tiefen des halbbewußten und unbewußten Seelenlebens, die sich dem gewöhnlichen Blick auf mannigfache Weise verschleiern, leuchtet Merediths Kunst hinein. Und indem sie so das englische Leben kennzeichnet, führt sie über das Nationale hinaus zum allgemein Menschlichen. Die besten seiner Charaktere, Sir Willoughby Patterne, Graf Fleetwood, Nevil Beauchamp, Vittoria, Diana, Carinthia u. a. sind zugleich Individuen, aus ihrem ganz besonderen Milieu erklärt und verständlich, einzig in ihrer Art, und doch Typen, ewig wahre Verkörperungen der allgemeinen menschlichen Natur und deshalb auch allgemein interessant und lehrreich.

Merediths Stil ist das, was am meisten der Verbreitung seiner Schriften im Wege gestanden und die schärfste Kritik hervorgerufen hat. Dunkelheit und Schwerfälligkeit, affektierte und preziöse Ausdrucksweise — das sind die Fehler, die man ihm vorwirft. Man tadelt und parodiert seine Vorliebe für seltsame ausländische Wörter, seine grammatische Unkorrektheit — in einer Karikatur des Punch wird er als Büffel dargestellt, der in dem grammatischen Porzellanladen alles kurz und klein schlägt —, seine oft bis zur Unverständlichkeit gehende Kürze, seine Geschraubtheit und seinen Mangel an Einfachheit. Ein Kritiker führt einige interessante Beispiele aus dem stilistisch sicher am meisten anstößigen Romane Einer von unseren Herrschern an. Da heißt es nicht „Victor küßte seine Frau", sondern „er brachte ihr die nie unterlassene Huldigung des Liebhabers dar", nicht, daß Mr. Fenellan einen besonders feinen Wein trank, sondern „er zerdrückte einen köstlichen Schluck des Weines, der den Kanal des Wohlgeschmacks entlang schäumte"; Skepsey fühlt nicht die Dicke und Härte des Armes des Fleischers, sondern „er bringt der Muskel die nationale Huldigung dar": von Victors herzlicher Begrüßung einer Dame heißt es: „Victors Festbeleuchtung war in Brand, als er sie erblickte, Kerzen auf dem Fenstergesims, Lampen drinnen" usf. Ist das nun wirklich bloße Affektation, Schriftstellereitelkeit, die Sucht, distinguiert oder tief zu erscheinen, ein in der Literatur nicht seltenes Stilmotiv? Wenn wir uns diese Beispiele näher ansehen, so finden wir, daß die gewählten Ausdrücke zwar an nackten Tatsachen nicht mehr enthalten als die einfachen Feststellungen, daß sie aber doch diesen Tatsachen etwas sehr Wichtiges und Wertvolles hinzufügen, nämlich einerseits die lebendige Anschaulichkeit und den damit ver-

bundenen stärkeren Gefühlston, andernteils die Darstellung ihrer Bedeutung, ihres inneren und deshalb eigentlichen Seins. Die bloß zufällige prosaische Wirklichkeit wird hierdurch in höherem Sinne wahr, innerlich notwendig, allgemein, poetisch. Ein paar ausführlichere Beispiele mögen Merediths Stil, seine Art der Darstellung des Tatsächlichen noch erläutern. In Diana (Kap. XVI) ist von einer Kirchenglocke in einem italienischen Alpendorfe die Rede, die die Stunden doppelt schlägt, weil sie neben der Ortszeit aus religiösen Gründen auch die römische Zeit angibt und die dadurch die Nachtruhe einer Gesellschaft reisender Engländer stört. Das könnte einfach trocken berichtet werden, es könnte auch witzig und dramatisch geschildert werden, wie es etwa Dickens tun würde, es könnte endlich burlesk dargestellt werden in der Art von Jerome K. Jerome. Meredith beschreibt und schildert es in seiner psychologischen Wirkung. Da zeigt sich die Glocke, bei Tage ein lustiger Kamerad, bei Nacht als Dämon, der die Schläfer schlägt und peinigt. Und die Versuche dieser, den Schlaf zu erkämpfen, ihre Qualen, ihre Einbildungen in der schwarzen Schlaflosigkeit, die die Quelle so vieler grotesken Phantasien und endlos scheinender Leiden ist, werden lebendig, wie aus eigener Erfahrung vergegenwärtigt. Oder man lese die Darstellung des Glücksspiels in Baden-Baden in der Verblüffenden Heirat (I, 9). Wir erhalten keine äußerliche Darstellung des Treibens dort und ebensowenig eine moralisch-satirische Kritik der Spieler. Meredith versenkt sich in die Empfindungen und Gefühle, den Charakter der Spielenden, zerlegt sie als Denker, als Philosoph, um das Wesen der Spielleidenschaft zu erfassen. Da heißt es z. B.: „An die weiter liegenden Bedingungen des Spiels, den Preis, der für einen Sieg gezahlt wird, dachten sie kaum: denn sie waren fieberhafte Verehrer der phantastischen Göttin, die die Gegenwart heißt, einer Göttin, die über die Vergangenheit herrscht, aber erst in der Zukunft recht erkannt werden kann; deren Hauch wirklicher Existenz aus der embryoartigen Idee der Vereinigung dieser beiden Perioden besteht. Dennoch ist sie eine Göttin, die den Begierden manchmal wohltut; und wenn diese beständig sind, so bleiben sie ihr ergeben; und da nichts in uns bereitwilliger an Dauer glaubt als die Begierde, die sich doch selbst zu zerstören eilt, so erkennt man leicht den Vernunftgrund der allgemeinsten Religion auf Erden." Es ist dann von dem Preise die Rede, der für einen Sieg gezahlt wird. Und am Schlusse heißt es: „Der Glaube an Säen und Erwerben ist fort und ebenso die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu erkennen; die schwarze Göttin mit den goldenen Fransen (Fortuna) fesselt die Menschen um so fester an sich, je mehr sie ihre Verehrung mit Püffen und Hohn belohnt. Ihr Gedanke ist bei jeder Erfahrung, Fortuna zu besänftigen." Das ist natürlich nicht leicht zu verdauen, aber, wie Meredith an einen kritischen Verehrer schreibt, „Gedanken sind eben zähe Kost". Allerdings wird die Zähigkeit bei ihm nicht selten zur Unverdaulichkeit, indem die Metaphern sich gleichsam auf die Füße treten und sich verwirren und verwickeln. Jedenfalls sucht er immer in den Kern der Dinge einzudringen, die er darstellt; er sieht sie und denkt sie. Nicht die Dinge selbst will er darstellen, sondern ihre Idee, ihr inneres Wesen, und dadurch wird seine Darstellung selbst anregend, ruft Ideen hervor. Daher auch seine Vorliebe für Aphorismen und Sentenzen und seine Fähigkeit, solche zu bilden. Er kann seinen Reichtum daran gar nicht

los werden, indem er ihn an seine Charaktere verteilt.

Manche Dichter haben hierfür einen eigenen Räsonneur als ihr Sprachrohr. Meredith hat ein Buch, aus dem zitiert wird, „die Pilgertasche" (Richard Feverel), „das Buch des Egoismus" (der Egoist), ,,die Maximen für Männer" (Verblüffende Heirat). Er hat diesen Kunstgriff wohl Carlyle abgesehen, der seine paradoxesten Gedanken dem „Professor Sauerteig" in den Mund legt. Hat doch überhaupt Carlyles Stil auf den seinigen Einfluß gehabt. Es ist leicht, aus Merediths Werken eine Blütenlese von witzigen Aussprüchen, geistvollen Auseinandersetzungen und glänzenden Schilderungen zusammenzustellen, wie das ja mehrfach auch schon geschehen ist. Manche von seinen Sentenzen sind schon fast zu geflügelten Worten geworden. „Maxime", sagt er, „sind Kalkeier, die den Denker zum Sitzen verlocken" (Richard Feverel). Einige von diesen zum Denken anregenden Aussprüchen sind: „Das Weib ist das letzte, was der Mann zivilisieren wird" (Richard Feverel); „Besitz ohne Verpflichtung gegenüber dem besessenen Gegenstande kommt der Glückseligkeit nahe" (Der Egoist); „Der Charakter junger Leute ist wie flüssiges Feuer auf Inseln von Triebsand" (ds.); „Es gibt nichts, was der Körper erleidet, aus dem die Seele nicht Nutzen ziehen kann" (Diana); „Das materielle Gut kehrt seine Wohltaten um, je näher wir sie greifen. Das ganze Leben ist eine Lehre, die wir nur im Geiste lebendig genießen" (ds.); „Man trifft dann und wann Männer, die das Weib in sich haben, ohne doch weibisch zu sein; diese sind die Auslese der Männer. Und die besten Frauen sind die, die nicht einen Hauch ihrer Weiblichkeit verlieren und doch männliche Stärke zeigen — den Verstand des Mannes, das Herz des Weibes" (Tragische Komödianten). „Die Kompensation für Ungerechtigkeit ist, daß wir in jener dunklen Feuerprobe die Würdigsten um uns scharen" (Rich. Feverel); „Wir sind Söhne des Gestern, nicht des Morgen. Die Vergangenheit ist unsere sterbliche Mutter, und sie ist nicht tot. Unsere Zukunft spiegelt sie immer in der Seele wider. Und niemals ist es der neue Mensch von heute, der sein Geschick ergreift, es sei gut oder böse. Wir werden dazu getrieben durch die hundert begrabenen Tage, lebendige Geister. Und wenn du nicht die Gewohnheit hast, dir bei ihnen Rat zu holen, so bist du bloß ein Werkzeug in ihrer Hand" (Harry Richmond); „Keine Nation war je beliebt, solange sie lebendig war" (ds.), ein Spruch, der uns jetzt trösten mag; „Sentimentale Leute sind solche, die genießen wollen, ohne die ungeheure Schuld für eine Tat auf sich zu nehmen" (Richard Feverel); „Sentimentale Leute spielen Harmonien auf den Saiten der Sinnlichkeit" (Diana); „Blicke nur zurück, um einen Fehler in deinem Verhalten für den nächsten Versuch zu verbessern" („Maxime für Männer" in der Verblüffenden Heirat); „Die Gewohnheit der Defensive lähmt den Willen" (ds.); „Mein Feind kann meinem Gesichte Schaden tun; er schlägt mich nur, wenn er meiner Stimmung schadet" (ds.); „Hege kein Bedauern; es entmannt das Herz, das wir für morgen brauchen" (ds.).

Andererseits fehlt es Meredith an Maß und Form. Wo der Gegenstand nicht bedeutend genug ist für die psychologische Vertiefung, da erscheint sein Stil affektiert und geschraubt. Wenn, um auszudrücken, daß jemand entschieden den Kopf schüttelt, gesagt wird: „Sie setzte das Glockenwerk des Kopfes in Bewegung, um die äußerste Verneinung ertönen zu lassen" (Einer von unseren

Herrschern, S. 17), so ist das eine nutzlose Umschreibung einer einfachen Tatsache. Ähnliche Stilblüten sind nicht selten bei Meredith und sind ihm mit Recht von der Kritik vorgeworfen worden. Es gibt Gespräche bei Meredith, die zu lesen ein geistiger Genuß der feinsten Art ist, aber es finden sich auch andere, die so absichtlich geistreich und scharf pointiert sind, daß sie ermüden und am Ende langweilen. Meredith hat alle Eigenschaften eines großen Stilisten, eine unbeschränkte Herrschaft über die Sprache, die Fähigkeit, die Dinge zu sehen und auschaulich darzustellen, sie in ihrer Bedeutung, ihren Beziehungen, ihrer Symbolik zu erfassen, aber es fehlt ihm das Gefühl für die Form. Und deshalb gilt von ihm, was er selbst einmal über seinen Stil sagt: „Ich habe keinen Stil, obgleich ich weiß, daß meine Arbeit eigenartig ist. Ich experimentiere zu sehr im Ausdruck, als daß ich ein gutes Vorbild für andere sein könnte."

IV.

„Ich weiß, daß mein Werk fehlerhaft ist," schreibt Meredith an einen amerikanischen Verehrer (15. 11. 1886), „und doch kann ich im allgemeinen sagen, daß ich mein Bestes getan habe, um es wertvoll zu machen." Diese Fehler, seine Unfähigkeit, eine Geschichte ruhig zu erzählen, der Mangel an Einheitlichkeit und Geschlossenheit im Bau seiner Romane, die Rauheit und Härte des Stils liegen auf der Hand und sind von der Kritik genügend und über Gebühr hervorgehoben worden. Man muß zugeben, daß was die Form angeht, Merediths Werk keinen Fortschritt in der englischen Romankunst bezeichnet. Vielmehr wird er hierin von seinem Zeitgenossen Hardy, dessen Romane wirkliche künstlerische Organismen sind, weit übertroffen. Um so bedeutender aber sind seine Romane durch ihren Gehalt. Meredith ist in viel höherem Grade als irgendeiner seiner Zeitgenossen ein Seelenleser und Schöpfer lebendiger Gestalten. Er ist die bedeutendste Persönlichkeit, die sich in dieser Epoche in England der Literatur gewidmet hat, ein Mann, der auf dem originellen Grunde einer selbsterkämpften Weltanschauung beruht und von dort aus Wertvolles und Tiefes zu sagen hat über das Leben, das wir alle leben und das nur wenigen bekannt ist. So erscheint er namentlich auch in seinen im Jahre 1912 veröffentlichten Briefen, die in der Breite und dem tiefen Ernst der Lebensauffassung und der scharfsinnigen und unabhängigen Kritik von Büchern und Menschen wahrhaft Goetheschen Geist zeigen. Wie die Charaktere seiner Romane wurzelt er fest in dem Boden, dem er entsprossen ist, aber darüber hinaus dringt er über insulare Beschränktheit und nationales Vorurteil zum allgemein Menschlichen vor. Hierzu mag nicht am wenigsten beigetragen haben, daß er dank seiner Erziehung mehr als irgendein anderer englischer Schriftsteller, abgesehen von Carlyle und Matthew Arnold, den befreienden Einfluß deutschen Geistes, namentlich den Goethes, erfahren hat, wie er ja auch selbst dankbar anerkennt. Gerade die Vermählung von Kunst und Philosophie, die er erstrebt hat, sein lebendiger Idealismus, sein starker Glaube, daß das Geistige allein das Wirkliche und Bleibende ist, machen ihn uns Deutschen sympathisch und verwandt. Wenn nach Beendigung des furchtbaren Völkerringens der geistige Austausch der Nationen wieder beginnt, dann wird Meredith aus der Fülle laut angepriesener Tagesgrößen, die eine ernster gestimmte Zeit verworfen hat, hervorragen und uns ein Dolmetscher fremden Geistes und fremder Kunst sein.

Wie wurden für die altägyptische Geschichte die zeitlich festen Punkte gewonnen?

Von Ludwig Borchardt.

Die altägyptische Geschichte in ihrem ganzen Umfange zeitlich festzulegen, ist mit den für solche Forschungen sonst üblichen Mitteln nicht möglich gewesen. Sie an gleichzeitigen, zeitlich bereits festgelegten Ereignissen bei anderen Völkern des Altertums zu messen, ist wegen des hohen Alters der Kultur im Niltal nur für die letzte Zeit angängig. Für die davor liegende, noch sehr große Zeitspanne ist die durch griechische Schriftsteller erhaltene Überlieferung recht schlecht, auch fehlt jede Möglichkeit, sie nachzuprüfen. Die ägyptischen Denkmäler haben uns bisher zwar eine Anzahl von Königslisten geliefert, aber diese enthalten nur ausgewählte Königsnamen, kommen also für Zeitbestimmungen nicht in Betracht. Auch der berühmte Königspapyrus von Turin, der heute leider nur sehr zerstückelt erhalten ist, würde, wenn er vollständig wäre, nur die zeitliche Ordnung eines, wenn auch beträchtlichen Stückes der ägyptischen Geschichte gegeben haben. Er bietet aber in sich keine Möglichkeit, dieses Stück, wenn es uns selbst ganz erhalten wäre, nun als Ganzes zeitlich festzulegen. Die Überlieferung versagt also hier. Dafür bietet sich aber ein anderes, in seiner Bedeutung schon früh erkanntes Mittel in der altägyptischen Jahresrechnung.

Das seit den ältesten geschichtlichen Zeiten in Ägypten dauernd gebräuchliche Jahr hatte 365 Tage, es ist also gegen das julianische Kalenderjahr einen Vierteltag zu kurz, auch gegen die natürlichen Jahre — tropisches Sonnen- und Sternjahr — bleibt es um annähernd ebensoviel zurück. Die natürlichen Erscheinungen im Jahre, also bestimmte Sonnenstellungen und Sternaufgänge, auch damit annähernd zusammenfallende Jahresereignisse, wie etwa die Nilüberschwemmung, müssen sich also allmählich durch das zu kurze ägyptische Jahr verschoben haben. Kennt man das Maß dieser Verschiebung für irgendeinen Zeitpunkt der ägyptischen Geschichte, so muß sich daraus die Lage dieses Zeitpunktes in unserer Zeitrechnung ermitteln lassen, vorausgesetzt, daß irgendein Ausgangspunkt bekannt ist, für den ein für alle Mal die Lage des ägyptischen Jahres zu einem unserer Jahre fest gegeben ist. Dieser Ausgangspunkt ist vorhanden. Man kann aus den nach dem ägyptischen Kalender angegebenen Beobachtungsdaten des Ptolemäus errechnen, wie in seiner Zeit das julianische zum ägyptischen Kalenderjahr stand. Das Ergebnis dieser Rechnung wird durch eine, wenn auch nicht völlig einwandfrei überlieferte, Stelle des Censorinus bestätigt. Der ägyptische Neujahrstag fiel nach diesen Angaben in den vier Jahren 140 bis 143 n. Chr. auf den 19. Juli julianisch. Nun teilt Censorinus im Anschluß an die erwähnte Stelle noch eine für unsere Betrachtung sehr wichtige Tatsache mit, indem er sagt, daß an dem von ihm genannten Julidatum, das damals eben mit dem ägyptischen Neujahr zusammenfiel, in Ägypten der Frühaufgang des Hundssterns gewöhnlich eintritt. Dies gibt die Handhabe, das ägyptische Kalenderjahr mit einem natürlichen Jahre in feste Verbindung zu bringen, nämlich mit dem Hundssternjahre, das jedesmal dann beginnt, wenn

der Hundsstern mit der Sonne aufgeht. Dieser Frühaufgang war für die alten Ägypter aus Gründen, die hier zu erörtern nicht erforderlich ist, ein besonders wichtiges Ereignis im Jahre, das sie häufig erwähnen und gelegentlich auch mit Angabe des Kalenderdatums verzeichnen. Im Hinblick auf diese gelegentlich vorkommenden wichtigen Hundssterndaten ist es also zweckmäßig, auch die Lage des ägyptischen Kalenderjahres gegen das Hundssternjahr festzulegen. Dies läßt sich leicht machen und ergibt, daß in den Jahren 139 bis 142 n. Chr. der Hundssternfrühaufgang auf den Neujahrstag des ägyptischen Kalenderjahres fiel. Diesen Zusammenfall der beiden Jahresanfänge feierten auch alexandrinische Münzen des Kaisers Antoninus Pius aus den Jahren 139 und 142 n. Chr. — Nebenbei sei bemerkt, daß die Verschiebung der beiden genannten Jahrvierte 140 bis 143 und 139 bis 142 n. Chr. um ein Jahr gegeneinander durch die Lage des Schaltjahres in der julianischen Zeitrechnung bedingt ist.

Der zuerst erwähnte Zusammenfall des ägyptischen Kalenderjahres mit dem julianischen Jahre in der Zeit 140 bis 143 n. Chr. hat für die ägyptische Geschichte natürlich keine Bedeutung, um so wichtiger ist der Zusammenfall mit dem Hundssternjahre in den Jahren 139 bis 142 n. Chr. Die von hier aus zu rechnende Verschiebung zwischen Hundssternjahr und ägyptischem Kalenderjahr beträgt nun fast regelmäßig alle vier Jahre einen Tag, nur einige Male im Verlauf der ganzen ägyptischen Geschichte tritt sie schon nach drei Jahren ein. Der Unterschied zwischen den beiden Jahren ist eben, wie oben bereits erwähnt, nicht genau ein Vierteltag, sonst wäre die Verschiebung ja ganz regelmäßig vierjährig, wie sie es gegen das julianische Kalenderjahr ist. In etwa 1460 Jahren schiebt sich also der Hundssternfrühaufgang durch das ganze ägyptische Kalenderjahr.

Nun sind aber die altägyptischen Aufzeichnungen, aus denen das Maß dieser Verschiebung für irgendeinen nach ägyptischer Art durch Königsjahre oder sonst datierten Zeitpunkt abzulesen wäre, recht selten. Man war also gezwungen, auch andere Angaben heranzuziehen, aus denen sich weniger genaue Ergebnisse erhalten ließen, nämlich solche über Ereignisse, die nicht an einen bestimmten Tag des natürlichen Jahres gebunden waren, sondern nur an gewisse mehr oder weniger eng begrenzte Jahresabschnitte. Hierhin gehören Angaben über die Zeit der Nilüberschwemmung, über Erntezeiten gewisser Nutzpflanzen usw. Da der Eintritt dieser Ereignisse nicht allein vom Sonnenlauf, sondern auch von anderen Einflüssen, Eintreten von Regen am oberen Nil, Einsetzen oder Fehlen von Wind und ähnlichem abhängig ist, so mögen solche Angaben zum Unterschied von den andern, die rein „astronomisch" sind, „atmosphärische" genannt werden. Aus diesen, nur an gewisse z. T. nicht sehr eng begrenzte Jahresabschnitte gebundenen „atmosphärischen" Daten werden sich nicht wie aus den „astronomischen" genaue Ergebnisse erzielen lassen, sondern nur weniger genaue, zwischen Grenzwerten liegende. Man mußte sich aber, wo bessere Daten fehlten, mit diesen begnügen.

Schon sehr früh wurde ein astronomisches Datum zur Zeitbestimmung der 18. Dynastie benutzt. Es war eine Angabe, nach der unter Thutmosis III. ein Hundssternfrühaufgang auf den 28. des 11. Monats des ägyptischen Kalenderjahres gefallen war. Leider ist das Regierungsjahr dieses 54 Jahre herrschenden Königs dabei nicht erhalten. Es mußte also, wenn man auch das gemeinte Jahr

astronomisch auf das Jahrviert von 1470 bis 1467 v. Chr. festlegen kann, doch eine Unsicherheit bleiben, die für diese in der ägyptischen Geschichte noch nicht sehr weit zurückliegende Zeit zu groß ist, nämlich etwa 100 Jahre. Versuche, diese Ungenauigkeit, durch Heranziehung überlieferter Angaben über Mondfeste auszugleichen, schränkten diese Unsicherheit kaum ein, da vorläufig noch über das Wesen dieser Monddaten nicht genug bekannt ist, auch ihre regelmäßige Wiederkehr in größeren Abständen die richtige Ermittlung erschwert.

Das nach diesem bekannt gewordene Hundssterndatum ist das in dem 1866 gefundenen Priesterbeschluß von Kanopus enthaltene. Hier war das Jahr der Abfassung sicher, es war das 9. König Ptolemäus' III. Euergetes = 238 v. Chr. Es mußte sich also aus diesem Datum, wenn auch keine neue Zeitbestimmung, so doch eine Bestätigung oder Widerlegung der Theorie dieser Zeitbestimmung ergeben. Nach der Inschrift wäre der Hundsstern im genannten Jahre am 1. des 10. Monats des ägyptischen Kalenderjahres mit der Sonne aufgegangen. Die astronomische Rechnung bestätigt dies. Also ist unsere Theorie richtig. Eine neue Zeitbestimmung für die Geschichtsforschung ergab aber der Kanopusstein nicht.

Das nächste verwendbare Hundssterndatum befindet sich in einer Kalendernotiz auf der Rückseite des Papyrus Ebers. Ende der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts war dieser zwar schon bekannt, aber erst 1885 gelang die Lesung des darin enthaltenen Königsnamens, und damit erst wurde die Notiz für eine Zeitbestimmung verwendbar. Am 9. Tage des 11. Monats im 9. Jahre des Königs Amenophis I. aus der 18. Dynastie ist danach der Hundsstern mit der Sonne aufgegangen. Nach astronomischer Berechnung hat dies in dem Jahrviert 1546 bis 1543 v. Chr. stattgefunden — daß es auch rund 1460 Jahre vorher und nachher eingetreten ist, braucht aus geschichtlichen Gründen nicht berücksichtigt zu werden. Damit war also ein fester Zeitpunkt für den Anfang des sog. neuen Reiches der ägyptischen Geschichte gewonnen.

Vor dem neuen Reiche liegt die dunkle Zeit der asiatischen Fremdherrschaft der Hyksos, deren Länge abzuschätzen inschriftliche Überlieferung nicht ermöglicht. Da kam wieder ein Hundssterndatum aus der Zeit vor den Hyksos zu Hilfe, das sich 1899 auf einem bei Illahun am Eingange des Faijum ausgegrabenen Papyrus fand. Danach war am 16. des 8. Monats im 7. Jahre Königs Sesostris III. aus der 12. Dynastie der Hundsstern mit der Sonne aufgegangen. Der Königsname ist hierbei allerdings nur aus Handschriftvergleichung mit anderen Stücken des gleichen Fundes erschlossen, aber es würde zeitlich nicht viel ausmachen, wenn man hier für Sesostris III. seinen Vorgänger oder Nachfolger, die nur noch in Frage kämen, einzusetzen hätte. Das Jahrviert, in das dieser Hundssternfrühaufgang fiel, ist nach astronomischer Rechnung das von 1878 bis 1875 v. Chr. Damit war also die Zeit der 12. Dynastie festgelegt und als davon abhängig die Länge der Hyksoszeit sowie der Anfang des sog. mittleren Reiches der ägyptischen Geschichte. Eine sehr willkommene Nachprüfung dieses Ergebnisses wurde durch ein „atmosphärisches" Datum aus dieser Zeit ermöglicht, eine mit Datumangabe versehene Notiz über eine Flachsernte in Mittelägypten, die Ende des 4. Monats des ägyptischen Kalenderjahres stattgefunden hat. Da heute der Flachs dort Anfang April gregorianisch geerntet wird, d. h. für die Zeit der

12. Dynastie in der zweiten Hälfte April julianisch, so hatte man nur die Jahre als Grenzwerte zu ermitteln, zwischen denen das Ende des 4. Monats des ägyptischen Kalenderjahres in die zweite Hälfte des Monats April nach dem julianischen Kalender fiel. Das Ergebnis dieser Ermittlung bestätigte die aus dem Hundssterndatum von Illahun gefundene Ansetzung des mittleren Reiches.

Für das alte Reich aber, das vom mittleren wieder durch eine dunkle Zeitspanne getrennt ist, mußte man sich trotzdem mit Schätzungen begnügen, da die Urkunde, auf Grund deren man eine zeitliche Festlegung des alten Reiches erhoffen konnte, gerade an den entscheidenden Stellen noch nicht recht klar war. Es ist dies das Annalenbruchstück, das nach seinem Aufbewahrungsorte unter dem Namen „Palermostein" bekannt ist. Das Stück ist ein Rest einer großen Platte; darauf sind in Reihen in einzelnen Feldern von Jahr zu Jahr die Hauptereignisse verzeichnet, nach denen in ältester Zeit die Jahre benannt wurden. Auf der Vorderseite sind Stücke aus den ersten, auf der Rückseite solche aus der fünften Dynastie erhalten. Bei jedem Jahr ist, vermutlich weil sie für die Steuern wichtig war, auch die Höhe der Nilüberschwemmung verzeichnet. In den Jahren, die durch einen Regierungswechsel in zwei Teile zerfallen, steht die Nilhöhe immer nur in dem einen Teil. Die beiden Teile sind außerdem durch Monats- und Tagesangaben in ihrer zeitlichen Länge genau angegeben. So ist also auch ersichtlich, in welchem Teile des Jahres die Nilüberschwemmung eintrat. Hier wäre also eine Reihe brauchbarer „atmosphärischer" Daten gegeben, wenn man nur wüßte, welche Art von Jahren hier gemeint ist. Wenn es nicht die bekannten ägyptischen Kalenderjahre wären, so wäre die Theorie der regelmäßigen Verschiebung derselben gegen unsere natürlichen Jahre nicht anwendbar. Die Möglichkeit, daß hier, wenigstens stellenweise, nicht Kalenderjahre, sondern Regierungsjahre gemeint seien, war immerhin vorhanden. Nun läßt sich aber glücklicherweise diese Möglichkeit widerlegen. In Frage kommen zwei Stellen; die Lesung der einen, teilweise abgebrochenen, kann durch leicht vorzunehmende, sicher richtige Ergänzung, die der anderen, nur etwas abgeriebenen, durch genaues Zusehen festgestellt werden. Es ergeben sich dann an beiden Stellen für die nach Monaten und Tagen angegebenen Längen der beiden auf die zwei in diesem Jahre zusammenstoßenden Regierungen fallenden Jahresteile zusammen je 365 Tage, also ein ägyptisches Kalenderjahr. Danach ist es sicher, daß mit jedem Jahresfeld auf der Annalenplatte je ein ägyptisches Kalenderjahr gemeint ist. Man kann also nun die Nilflutangaben aus den Jahren der Regierungswechsel genau im Kalenderjahre festlegen. So fiel z. B. im Jahre des Regierungsantritts der Königs Nefer-ir-ke-re der 5. Dynastie die Nilflut in die letzten zwei Monate und sieben Tage eines ägyptischen Kalenderjahres. Nun läßt sich aus einer längeren Reihe von Beobachtungen aus neuerer Zeit sagen, wann gewöhnlich die höchste Nilflut einzutreten pflegt. Nach unserem gregorianischen Kalender tritt danach ein früher hoher Nil schon am 25. August, ein zeitlich normaler zwischen dem 18. September und 7. Oktober und ein später bis zum 27. Oktober ein — am Nilmesser von Roda bei Kairo, der nicht weit von dem alten Hauptnilmesser gelegen haben dürfte. Es ist also festzustellen, in welcher Zeit die oben erwähnten letzten zwei Monate und

sieben Tage des ägyptischen Kalenderjahres ganz oder teilweise in die Jahreszeit fallen, die zwischen diesen eben genannten Daten liegt. Um die Rechnung zu erleichtern, wird man die gregorianischen Daten der neuzeitlichen Nilfluten in die den verschiedenen in Frage kommenden vorchristlichen Jahrhunderten entsprechenden julianischen Daten umwandeln, aber solche Einzelheiten wollen wir hier übergehen. Wie oben ausgeführt, ergeben sich aus einem „atmosphärischen" Datum stets nur Grenzwerte. Im vorliegenden Falle erhält man bei Annahme dieser zeitlich normalen Flut die inneren Grenzwerte 3460 und 3120 v. Chr., nimmt man aber eine besonders frühe oder besonders späte Flut an, so sind es die äußeren Grenzwerte rund 3550 und 3020 v. Chr.

Damit haben wir aber ein Ergebnis für die 5. Dynastie bekommen, das um rund 300 Jahre und mehr früher liegt als das, was man zuletzt für die Zeit dieser Dynastie geschätzt hatte. Man ist danach gezwungen, zwischen dem alten und mittleren Reich eine Lücke anzunehmen, die nach dem heutigen Stande der Denkmälerkenntnis mit geschichtlichen Tatsachen nicht gefüllt werden kann. Nun läßt sich aber zeigen, daß diese Lücke, wenn wir eine Zeit politischen Zerfalles so bezeichnen wollen, wirklich vorhanden und als solche auch den alten Ägyptern bereits bekannt war. Aus dem Turiner Königspapyrus, der sonst die Könige mit Namen und Regierungsdauer aufführt, ist nämlich an der Stelle zwischen dem alten und mittleren Reiche, d. h. zwischen der 6. und 10. Dynastie, ausnahmsweise nur eine Zählung von Königen gegeben. 38 Könige sind nicht genannt, sondern nur gezählt. Hierfür kann man sich verschiedene Erklärungen zurechtmachen. Es können an sich zu unbedeutende Könige oder, was wahrscheinlicher ist, nur einige aus vielen Kleinkönigen und Gaufürsten ausgewählte Könige mit diesen 38 Ungenannten gemeint sein. Wie das auch sein mag, klar ist, daß schon die Ägypter vor dem neuen Reiche, vor dem das Turiner Königsbuch abgefaßt worden ist, die Lücke zwischen dem alten und mittleren Reiche in diesem Geschichtswerk angemerkt haben.

Nun kann man aber noch weiter gehen und von den oben erhaltenen Grenzwerten für die 5. Dynastie zurückrechnend versuchen, die Zeit des Anfangs der ägyptischen Geschichte, d. h. den Zeitpunkt zu errechnen, von dem ab ganz Ägypten dauernd ein geeintes Königreich war. Hierzu kann wieder der Palermostein dienen, aus dem man wenigstens die Dauer der beiden ersten Dynastien ermitteln kann. Die oben erwähnten Jahresbezeichnungen des Palermobruchstücks stehen nämlich in einzelnen gleichmäßigen Feldern in verschiedenen übereinander liegenden Reihen. Wüßte man, wie lang die ganze Platte ursprünglich gewesen ist, so könnte man ohne weiteres an diesen Feldern auszählen, wieviele Jahre die in vier übereinanderstehenden Reihen der Vorderseite verzeichnete 1. und 2. Dynastie zusammen gehabt haben. Es handelt sich also nur darum, die Länge der Platte zu ermitteln, und hierzu bietet sie selbst die Handhabe. Jede ihrer Reihen ist nämlich, wie oben schon angedeutet, in rechteckige Jahresfelder geteilt, die in jeder Reihe unter sich gleich breit, in den verschiedenen Reihen aber untereinander verschieden breit sind. Trägt man in jeder Reihe nach rechts und links über die abgebrochenen Ränder der Platte hinaus Felder von der für jede Reihe gegebenen Breite an, so muß man, da die Platte rechteckig war, sowohl rechts wie links an Stellen kom-

men, an denen die Grenzlinien der angetragenen Felder in allen Reihen genau übereinander liegen. Diese beiden Stellen sind der rechte und der linke Rand der Platte. So hat man die Größe der ganzen Annalenplatte und kann die Jahresfelder darauf einfach auszählen. Natürlich setzen sich dieser Wiederherstellungsarbeit bei der zeichnerischen oder rechnerischen Ausführung Schwierigkeiten entgegen, die Teilung der Felder auf dem Bruchstück zeigt kleine Ungenauigkeiten, beim Messen macht man kleine Fehler, beim Antragen nach rechts und links auch, aber alle diese Ungenauigkeiten sind nicht derartig, daß sie das Ergebnis beeinträchtigten. Und dies Ergebnis ist merkwürdig genug: auf der zu ihrer vollen Länge hergestellten Platte sind für die 1. und 2. Dynastie zusammen 544 Jahresfelder zu zählen — 250 für die 1. und 294 für die 2. Dynastie.

Diese Zahlen werden bestätigt durch ein anderes neuerdings in Kairo aufgetauchtes Bruchstück einer zweiten Abschrift dieser Annalen, das nach derselben Methode ergänzt für die 1. und 2. Dynastie zusammen auch 544 Jahre ergibt, allerdings 248 für die 1. und 296 für die 2. Dynastie, also mit einer leicht erklärbaren Verschiebung von zwei Jahren aus der 1. in die 2. Dynastie.

Das sind nun fast genau die aus Manetho überlieferten Zahlen für diese Dynastien — 253 Jahre für die 1. und 302 Jahre für die 2. Dynastie — Zahlen, die bisher so häufig als zu groß angezweifelt worden sind. Für die kleinen Unterschiede zwischen diesen manethonischen Angaben und denen der Annalenplatte läßt sich auch eine ganz verständliche Erklärung finden, aber das soll hier nicht weiter ausgeführt werden. Hier ist nur wichtig hervorzuheben, daß, da die manethonischen Zahlen für die beiden ersten Dynastien sich als ziemlich richtig erwiesen haben, dies wohl für die beiden nächsten auch der Fall sein wird, die man auch oft beide als zu groß angesehen hatte. Man kann also von der oben gewonnenen Zeit der 5. Dynastie zurückrechnend die Grenzwerte für den Anfang der ägyptischen Geschichte ermitteln, indem man für die Zeit der 1. und 2. Dynastie die aus den Annalenplatten sich ergebenden Zahlen einsetzt und für die 3. und 4., ohne die Gefahr eines zu großen Fehlers, die manethonischen. So erhält man für den Beginn der 1. Dynastie die äußeren Grenzwerte 4600 bis 4070 v. Chr. und die inneren Grenzwerte 4510 bis 4170 v. Chr.

Zu einem in diese Grenzwerte hineinpassenden Ergebnis kommt man auch auf einem anderen Wege, nämlich wenn man mit den manethonischen Zahlen von der durch das oben erwähnte Hundssterndatum von Illahun festgelegten Zeit des mittleren Reiches zurückrechnet.

So wäre also auch der Anfang der ägyptischen Geschichte annähernd zeitlich festgelegt. Ein glücklicher Zufall hat es aber gefügt, daß wir diese Festlegung noch genauer durchführen können. Auf dem Palermobruchstück sind nämlich zwei merkwürdige Feste verzeichnet, Feste, die sonst noch nirgends nachzuweisen waren und die etwa „Feste der Zeitordnung" bedeuten. Sie sind sogar gezählt. Es kommt „das erste Mal des Festes der Zeitordnung" und „das zweite Mal des Festes der Zeitordnung" vor. Das Auffallendste dabei ist, daß, wie man auf dem wiederhergestellten Annalensteine auszählen kann, das zweite Mal 120 Jahre nach dem ersten liegt. Allerdings ist nicht nachweisbar, daß dem ersten Male etwa ein zweites Mal unter demselben Könige, unter dem es verzeichnet ist, nicht gefolgt sei, oder daß nicht dem erhaltenen zweiten Male ein von dem erhaltenen ersten Male verschiedenes, anderes erstes Mal entspro-

chen haben könnte, aber der 120jährige Zeitabstand beider Male ist doch für jeden, der mit altägyptischem Kalenderwesen nur einigermaßen vertraut ist, so auffallend, daß ihm sofort der Gedanke kommen muß: hier handelt es sich um eine einmonatige Verschiebung des ägyptischen Kalenderjahres gegen das Hundssternjahr. Nach je 120 Jahren verschiebt sich nämlich der Hundssternfrühaufgang im ägyptischen Kalender um einen Monat. Die ägyptischen Monate haben nämlich je 30 Tage und der Hundssternfrühaufgang verschiebt sich, wie eingangs ausgeführt wurde, alle 4 Jahre um einen Tag. Demnach müßte das „erste Mal des Festes der Zeitordnung" gefeiert worden sein, als der Hundssternfrühaufgang sich um einen Monat verschoben hatte, d. h. 120 Jahre nach Einführung des ägyptischen Kalenders.

Wann dessen Einführung stattfand, läßt sich aber ermitteln. Damals fiel der erste Tag des ägyptischen Kalenderjahres mit dem Tage des Hundssternfrühaufganges zusammen, was nach astronomischer Berechnung im Jahre 4236 v. Chr. der Fall war. Bei dieser Berechnung ist ein Fehler von 2 Jahren möglich, aber eine so geringe Unsicherheit spielt hier keine Rolle. Danach muß also das „erste Mal des Festes der Zeitordnung", an dem der Hundssternfrühaufgang auf den 1. Tag des 2. Monats fiel, 120 Jahre später, d. h. im Jahre 4116 v. Chr. eingetreten sein. Von diesem festen Punkte aus können wir auf der wiederhergestellten Annalenplatte auszählend bis zum Anfange der 1. Dynastie zurückrechnen und erhalten so das Jahr 4186 v. Chr. als erstes Jahr des Königs Menes, des Reichseinigers, mit dem die alten Ägypter ihre Geschichte begannen.

Dieses Datum fällt zwischen die oben für denselben Zeitpunkt ermittelten Grenzwerte, trotzdem diese auf ganz anderen Wegen und von ganz anderen Angaben aus errechnet worden waren. Man kann also das Datum als gesichert ansehen. Somit sind über die ganze ägyptische Geschichte in Abständen verteilt zeitlich festliegende Punkte gewonnen.

Das jetzt gewonnene Datum für den Anfang der ägyptischen Geschichte ist gegen den zuletzt angenommenen Ansatz wesentlich hinaufgerückt, von der Mitte des 4. in den Anfang des 5. Jahrtausends. Die Gründe für die alte, zu niedrige Schätzung liegen darin, daß die oben erwähnte Lücke zwischen mittlerem und altem Reich für kurz gehalten wurde, und daß die jetzt erwiesenen langen Dauern der ersten Dynastien nicht für möglich angesehen wurden. Wir kommen jetzt mit der Begründung des einheitlichen ägyptischen Reiches bis fast an die Zeit der Einführung des ägyptischen Kalenders, worin man mit Recht die erste große, in ihren Folgen später weit über das Land hinausgreifende Kulturtat der Ägypter gesehen hat. Bisher mußte man annehmen, daß diese Kalendereinführung weit in der vorgeschichtlichen Zeit Ägyptens lag.

Die neue frühe Ansetzung des Anfangs der ägyptischen Geschichte könnte den Schein erwecken, als sei das Volk des Niltals allen anderen Kulturvölkern des nahen Ostens um Jahrhunderte, vielleicht sogar um mehr als ein Jahrtausend voraus gewesen. Das ist aber nicht der Fall, denn gerade in allerletzter Zeit haben neue Funde von Königs- und Dynastielisten es ermöglicht, auch die älteste babylonische Geschichte zeitlich besser zu bestimmen, und zwar kommt man dabei für deren Anfänge auf das Ende des 4. Jahrtausends v. Chr. Wir werden uns also daran gewöhnen müssen, die Bildung der großen Staaten im nahen Osten beträchtlich älter anzusetzen, als es bislang geschehen war.

Märchen im Alten Testament?

Von Hermann Gunkel.[1])

IV.

In fließendem Übergange zu den bisher behandelten „Wandermärchen", zu denen wir mehr oder weniger deutliche Gegenstücke in den Märchen und Sagen anderer Völker besitzen, steht eine andere Gruppe von biblischen Geschichten, zu denen zwar genaue Parallelen nicht vorhanden sind, die sich aber doch durch ihre Hauptmotive als vormalige Märchen verraten.

Es gibt einen weitverbreiteten Erzählungstypus, der von der Aufnahme wandernder Götter bei den Menschenkindern berichtet. In menschlicher Gestalt — so hören wir hier — ziehen Gottwesen auf Erden umher; niemand sieht ihnen an, wer sie in Wirklichkeit sind: man hält sie etwa für solche, die auf den guten Willen der Leute angewiesen sind. Aber ebendabei haben sie die beste Gelegenheit, Tugend und Bosheit der Menschen am eigenen Leibe zu erfahren: der eine nimmt sie gastfreundlich auf, der andere weist sie hartherzig von seiner Türe. Am Schlusse der Geschichte aber pflegen sie sich dann zu offenbaren, den gütigen Gastgeber zu belohnen und den Unfreundlichen oder Frevler zu bestrafen. Dies Motiv wird ursprünglich von niederen göttlichen Wesen erfunden worden sein, die zwar in einigen Stücken die Menschen überragen und ihnen daher, was sie an ihnen Gutes oder Böses getan haben, vergelten können, denen aber doch in Zeiten der eigenen Not — etwa in stürmischer, kalter Nacht — ihre Hilfe wertvoll ist. Demnach stammen derartige Erzählungen eigentlich aus dem Märchen, das ja — wie man weiß — mit besonderer Vorliebe von solchen Gottwesen geringerer Art erzählt und die großen Gestalten der späteren „Götter" noch nicht kennt. Auf höherer Stufe der Religion ist das Motiv auf die Götter übertragen worden und in dieser Gestalt außerordentlich häufig. Homer muß sehr viele solcher Geschichten gekannt haben. Auch uns sind Erzählungen dieser Art noch überliefert: man denke nur an die Sagen von Philemon und Baucis und von Zeus' Aufnahme bei Lycaon. Im Alten Testament wird eine hierhergehörige Geschichte von Abraham berichtet, der unter der Eiche von Hebron drei unbekannte Männer, für jene Zeit großartig, mit zartem Kalbfleisch und reichlichem Brote bewirtete und darauf von ihnen als Lohn für die so bewiesene edle Gesinnung die Weissagung eines Sohnes empfing. Unter den sonst bekannten Beispielen dieses Typus ist dieser Erzählung die griechische von der Geburt des Orion am nächsten verwandt, der gleichfalls seinem Vater von drei wandernden Göttern als Gastgeschenk hinterlassen worden ist.

Mit der Abraham-Hebron-Geschichte hat die israelitische Überlieferung die Lot-Sodom-Sage verbunden, in richtigem Empfinden dafür, daß beide ihrem Grundstoff nach sich nahestehen. Auch diese wird ja von dem Motive der wandernden Gottwesen und ihrem Ergehen bei den Menschen beherrscht: Lot bewirtet sie wie Abraham auf das freundlichste und tritt heldenhaft für sie ein, aber — und hier geht diese Erzählung ihre eigenen Wege — die schändli-

1) siehe Heft 4.

chen Bewohner der Stadt wollen an den vermeintlich Schutzlosen ein furchtbares Verbrechen, die Knabenschändung, begehen. Die Gottheit aber hat die Macht, dem Frevler zu vergelten: die Stätte wird noch in selbiger Nacht durch himmlisches Feuer zerstört, der fromme Lot indes samt den Seinigen unter göttlichem Schutze gerettet. Auch Geschichten der letzteren Art, in denen Laster und Tugend, Strafe und Lohn einander scharf entgegentreten, sind weit verbreitet; ein Beispiel ist die soeben genannte griechische Erzählung von Philemon und Baucis. Der Schluß der hebräischen Erzählung, der die furchtbare Verwüstung einer ehemals blühenden Stadt berichtet, ist „ätiologischer" Art und haftet an einer dem Erzähler sowie dem Hörer bekannten schaurigen Stätte, deren Entstehung er erklären will. Auch solche Märchen und Sagen, die von der auffallenden Gestalt eines Ortes ausgehen und sie als Denkmal der göttlichen Rache über eine einst dort begangene Freveltat verstehen, sind vielen Völkern vertraut. Bemerkenswert ist, daß gerade für diese beiden Erzählungen, die zu den ältesten unter den Vätersagen gehören, die Entstehung aus dem Märchen gezeigt werden kann. Die allgemeine Behauptung vom Alter des Märchens überhaupt erhält so eine neue Bestätigung.

Dasselbe gilt für die offenbar uralte Sage vom Kampfe Jakobs mit dem Gotte zu Penuel. An der Furt des Jabbok wird der Urvater in nächtlicher Einsamkeit plötzlich von einem Unbekannten überfallen. Beide ringen miteinander, Leib gegen Leib auf Leben und Tod, und dieser furchtbare Kampf geht die ganze Nacht hindurch unentschieden hin und her. Endlich schlägt der eine den andern auf die Hüftpfanne; der Erzähler scheint zu meinen, daß es der Mensch gewesen ist, der sich dieses Ringerkniffes bedient und den Gott dadurch zu weiterer Gegenwehr unfähig macht. Nach einer anderen, gegenwärtig eingearbeiteten Form der Geschichte ist es Jakob, der sich beim Ringen die Hüfte ausgesetzt hat, aber trotz der starken Schmerzen, die eine solche Verletzung mit sich bringt, tapfer festhält. Nun aber verlegt sich der Angreifer aufs Bitten: Laß mich los! Die Morgenröte steht schon am Himmel! Er kann das Licht des Tages nicht ertragen. Daran erkennt Jakob, daß er ein übermenschliches Wesen vor sich hat; und geistesgegenwärtig, wie er ist, verlangt er von ihm ein wirkungskräftiges Wort, wie es nur aus göttlichem Munde hervorgehen kann: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn. So gezwungen hat der Geist über ihn ein solches Wort gesprochen: der bis dahin Jakob hieß, soll nunmehr den Namen „Israel", Gottesstreiter, d. h. Streiter wider Gott, erhalten: wer selbst den Gott bezwungen, wird für jeden andern Gegner fortan unüberwindlich sein. Auch die andere Gestalt der Geschichte hat von einem derartigen Segenswort geredet, scheint aber seinen Inhalt nicht mitgeteilt zu haben; seinen eigenen Namen aber hat der Geist trotz Jakobs Frage nicht genannt. Damit aber ist er dann verschwunden, kurz ehe die Sonne aufging: wahrlich, es war die höchste Zeit gewesen! Zum Schluß folgt noch in der ersten Erzählungsform ein „ätiologisches" Motiv: die Israeliten pflegen den Hüftnerv nicht zu essen, weil der Gott darauf getroffen worden ist; in der zweiten wird noch hinzugefügt, daß Jakob den Ort um dieses Abenteuers willen, bei dem er den Gott von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte, „Penuel", d. h. Gottes Angesicht, nannte, und daß er auf der Hüfte hinkte.

Auch für die Motive dieser Geschichte besitzen wir in Märchen und Sagen eine

Fülle von Gegenstücken. Das beherrschende Motiv, der Kampf eines Menschen mit Dämonen, Ungeheuern, Gespenstern, Vampyren, die ihn überfallen und mit ihm ringen, ist jedem Märchenforscher wohlbekannt und wird neuerdings, wohl mit Recht, aus den Erfahrungen des Alptraums erklärt. Am Schlusse des Streites schließen dann etwa die beiden Kämpfenden Brüderschaft, oder der überwundene Dämon wird von seinem Sieger nicht eher losgelassen, bis er ihm irgend etwas Übermenschliches, etwa ein geheimes Wissen, hier ein Segenswort, hinterlassen hat: so hat z. B. Midas den Silenos gefangen und ihm sein Wissen entlockt. Auch das andere Motiv der Jakob-Erzählung, daß der Geist zur Nachtzeit auftritt und bei Aufgang der Sonne verschwinden muß, gehört dem Märchen an und ist gleichfalls aus dem Traumleben zu verstehen: wenn das Licht der Sonne den Schläfer trifft oder der erste Hahnenkrah ihn weckt, verläßt ihn der Traum und dessen Geister verlieren ihre Macht. Zum Märchen gehört es auch, daß der Dämon sich weigert, seinen Namen zu nennen und daß er nach der ersten Gestalt der Geschichte Jakob als „Segen" einen neuen Namen verleiht; hier liegt der alte, von uns schon erwähnte Glaube an die Bedeutung des Namens zugrunde: der Dämon würde mit seinem Namen seine Macht verlieren, der neue Name aber verleiht Jakob neue geheime Kraft. So ist also die ganze Erzählung von primitiven Motiven durchzogen und sicherlich ursprünglich ein Märchen gewesen; und auch die „ätiologischen" Züge am Schluß weichen vom Märchenstil nicht ab. — Zudem ist noch an der gegenwärtigen Gestalt der Geschichte zu erkennen, daß sie ursprünglich nicht von Jahve und Jakob gehandelt hat: Jahves Name wird vielmehr in der Erzählung ausdrücklich vermieden, der erscheinende „Gott" muß einst ein Wesen viel geringerer Art gewesen sein, was zu dem hebräischen Gebrauch des Wortes „Gott" (Elohim) durchaus paßt, und der Jakob der übrigen Sagen, der sich vor Esau und Laban fürchtet, hat mit dem unerschrockenen „Gottesbezwinger" keine Gemeinschaft. Die Geschichte muß also einst von einem andern Helden und einem andern „Gotte" berichtet haben. Wir haben hier also ein Musterbeispiel dafür, wie ein uraltes Märchen von Israel aufgenommen und seinem Volkstum leise angepaßt worden ist.

Ebenso ist eine andere, noch altertümlichere Geschichte zu beurteilen, die so wild und roh ist, daß man sie gern, wenn es möglich wäre, ganz überschlagen möchte. Es ist die Sage von **Jahves Überfall über Mose im Nachtlager.**[2]) Schon die alten Abschreiber haben dieser Erzählung gegenüber starke Bedenken empfunden; erst vor kurzer Zeit ist uns das älteste Verständnis der Geschichte dargelegt worden.

Auch in ihr gehört das Grundmotiv, wonach ein übermenschliches Wesen das Menschenweib für sich selber begehrt und ihm insbesondere in dessen Hochzeitsnacht nachstellt, dem Märchen an; wir finden denselben Glauben in der Legende von Tobia, wie in so manchen anderen Märchen, und noch in der Gegenwart wirkt die Furcht vor den Dämonen gerade in solcher Nacht in der Sitte des „Polterabends" fort. Merkwürdig, daß man eine so urwüchsige Geschichte wie diese auf den Gott Israels übertragen hat! Aber dieses Israel, in seinem leidenschaftlichen Bestreben, nur den einen Gott zu verehren, hat alle Er-

2) II. Mose 4, 24—26.

zählungen, die von anderen Göttern handelten, entweder ausgerottet oder verstümmelt, oder es hat sie seinem Jahve zugeschrieben und dabei auch so Seltsames mit verschlungen.

V.

Wir kommen nun zu einer neuen Gruppe, den **Familiengeschichten der Vätersagen**, die in der israelitischen Überlieferung aber auf die Ahnherren von Stämmen und Völkern bezogen und so mit allerlei Anspielungen auf Völkergeschichtliches versehen worden sind.

Da ist zunächst die Erzählung von **Rubens Ehebruch**.[3]) Hier braucht man nur die Namen: Israel, Ruben und Bilha zu entfernen, um auf eine Familiengeschichte zu geraten, die wir uns etwa folgendermaßen ausmalen können: der alte Vater hat sich ein junges Weib genommen, aber dieses findet größeres Wohlgefallen an der glühenden Umarmung des ältesten, schon erwachsenen Sohnes als an den kalten Liebkosungen des Greises; als aber der Vater von der Befleckung seines Bettes durch den eigenen Sohn erfuhr, hat er ihn mit schwerem Fluch belegt. Es ist ein ähnlicher Erzählungsstoff wie derjenige, den Homer von Phoinix, einem Begleiter des Achilleus, voraussetzt.[4])

Ein besonders deutliches Beispiel der Mischung einer solchen Erzählung aus dem Familienleben mit Völkergeschichtlichem ist die **Tamar-Sage**[5]). Zu Anfang und am Schlusse spiegelt diese Sage die Geschichte des Stammes Juda wieder. Der Ahnherr Juda hat ein kanaanäisches Weib genommen, d. h. der Stamm Juda ist eine nahe Beziehung zu den Kanaanäern eingegangen; aus dieser Ehe sind mehrere Söhne entsprossen, aber frühe verstorben, d. h. die älteren Geschlechter dieses Stammes, israelitisch-kanaanäisches Halbblut, sind schon in alter Zeit verschollen. Am Schluß der Sage werden dem Juda zwei neue Söhne geboren; das sind die auch sonst bekannten, späteren judäischen Geschlechter. Mitten in diese, nur wenig verschleierte Stammesgeschichte ist aber eine Erzählung, offenbar ganz anderer Art und Herkunft eingesetzt, die von einer Witwe Tamar (nach dem Zusammenhange des Ganzen: Judas Schwiegertochter) handelt, die, nachdem sie ihre beiden ersten Männer (Judas Söhne) verloren hat, nun in ihres Vaters Haus schimpflich zurückgeschickt wird, die aber trotzdem ihr eheliches Recht, das ihr aus der Familie ihres Gatten zusteht, mit weiblicher List und zugleich mit rücksichtslos-leidenschaftlicher Hinwegsetzung über alle Sitte von ihrem Schwiegervater selbst sich zu verschaffen weiß. Jedenfalls kann dieser Teil der ganzen Erzählung auf Völkergeschichtliches in keiner Weise umgedeutet werden. Es ist aber bemerkenswert, daß sein Hauptmotiv in der Ruth-Novelle in verfeinerter Gestalt wiederkehrt. Ferner hat es eine Verwandtschaft mit gewissen Märchen, in denen eine Witwe von ihrem verstorbenen Gemahl durch Zauber ein rechtmäßiges Kind erhält. Darf man auch die israelitische Erzählung auf solche Märchen zurückführen und annehmen, Israel habe das Abergläubische ausgelassen und an seine Stelle die menschliche Einrichtung der Verwandtenehe gesetzt?

Ganz ähnlich in der Mischung des Völkergeschichtlichen und einer Familienerzählung ist die **Dina-Sage**[6]). Dem ersteren sind auch hier die Namen der handelnden Männer entnommen:

3) I. Mose 35, 21 f. 49, 3 f.
4) Ilias IX 447 ff. 5) I. Mose 38.
6) I. Mose 34.

Simeon und Levi, die israelitischen Bruderstämme, Sichem, die Hauptstadt Mittelkanaans, dazu die Erinnerung an ein Ereignis aus der alten Zeit: den Überfall jener Stämme auf die kanaanäische Stadt. Aber dazu ist nun eine Erzählung aus anderer Überlieferung gekommen: zwei Brüder (Simeon und Levi) rächen den Raub ihrer Schwester Dina, ganz ähnlich wie die Dioskuren ihre geraubte Schwester Helena zurückholen.

Am Schlusse der Jakob-Laban-Geschichte wird in der einen Gestalt der Erzählung an einen Grenzvertrag der Völker Israel und Aram angespielt, aber im übrigen sind die beiden Männer Privatpersonen und nichts anderes. Hier ist also das Politische ganz lose einer Familiengeschichte hinzugefügt worden. Jakob und Laban sind Schwiegersohn und Schwiegervater, die, wie es denn so vorkommen mag, um das Mein und Dein miteinander streiten; zuerst behält der Ältere und Gewitzigtere die Oberhand, dann aber hat auch der jüngere gelernt und haut den alten Betrüger nun erst recht übers Ohr; und zuletzt schließen beide einen Vertrag, einen richtigen Familienvertrag, wobei Jakob alles mit seiner List Erworbene behalten darf. Daß beide als Hirten vorgestellt werden und daß sie an Volkstum verschieden sind: Jakob ein Israelit, Laban ein Aramäer, muß sich aus den allgemeinen Verhältnissen erklären, aus denen die Geschichte stammt: es ist so, wie wenn etwa in einer modernen Novelle ein deutscher und ein jüdischer Kaufmann miteinander streiten würden.

Welcher Art sind nun alle diese Familienerzählungen? Das erfahren wir, wenn wir die ausführlichste und schönste Sage derselben Gattung hinzunehmen; das ist die von den Späteren besonders reich ausgestattete Joseph-Novelle. Ganz geringfügig ist hier das Stammesgeschichtliche; es beschränkt sich im wesentlichen auf die Namen der Handelnden, die zwölf Stämme Israels, die hier als die zwölf Söhne Jakobs auftreten; daneben hie und da einige, aber für das Ganze kaum in Betracht kommende Andeutungen auf die alte Geschichte dieser Stämme. Die Erzählung aber, die nach Abzug dieses Stoffes übrig bleibt, enthält eine Fülle von Motiven, die uns sonst aus den Märchen bekannt sind. Da hören wir, wie wir schon oben angedeutet haben, von der Mißgunst der älteren Brüder gegen den jüngsten: dieser hat ehrgeizige Träume gehabt oder wird vom Vater als Nesthäkchen durch ein schönes Kleid ausgezeichnet; so wollen sie ihn heimlich davonschaffen und bringen ihn wirklich in das Elend der ägyptischen Sklaverei. Nun folgen Motive des „Glücksmärchens“: nach allerlei Wechselfällen steigt er durch seine übermenschliche Klugheit zum Herrn über Ägypten empor. Das gewöhnliche Märchen würde seinen jungen Helden dabei zum Könige gemacht haben, hierin aber hat die hebräische Erzählung der Wirklichkeit nachgegeben und sich für ihn mit der Stellung eines Ersten nach dem Pharao begnügt. Nun führt die Geschichte die anderen Brüder und schließlich selbst den alten Vater gleichfalls nach Ägypten, und es kommt zu einer „Wiedererkennung“, wie sie das Märchen so häufig berichtet. Schließlich wird der Jüngste in schwerer Hungersnot zum Retter der Seinigen: auch das ein beliebter Märchenzug. Zu den mancherlei weiteren Motiven, die in diese ganze Komposition eingestellt sind, gehört auch der in vielen Märchen und Sagen abgewandelte Zug, den die eine Form der Joseph-Sage enthält, daß das letzte Schicksal des Helden bereits von Anfang an durch ein

Orakel, hier durch vorbedeutende Träume, verkündet worden ist; die Menschen, die dieser Wendung widerstreben, versuchen, die Weissagung zu vereiteln; aber gerade dadurch geht sie in Erfüllung. Auch die Geschichte von der ehebrecherischen Ägypterin, deren Märchenart wir schon erkannt haben, ist als Zwischenstück in das Gesamtbild mit eingefügt worden.

Von hier aus aber fällt nun ein helles Licht auf die übrigen, im Stoff mit der Joseph-Sage nahe verwandten Familienerzählungen der Genesis; auch diese sind also für ursprüngliche Märchen zu halten, die erst nachträglich durch allerlei Zusätze auf die Ahnherren Israels übertragen worden sind.

Dasselbe Urteil gilt für die Jakob-Esau-Geschichten. Daß diese beiden Brüder nicht von Anfang an die Völker Israel und Edom bedeutet haben, wie bereits oben festgestellt worden ist, folgt schon aus der Verschiedenheit der Namen. Auch leuchten unter der oberflächlichen völkergeschichtlichen Übermalung ganz andere Farben hindurch. Wer sind Jakob und Esau aber ursprünglich? Es sind Hirt und Jäger, die sich um den Vorrang streiten. Der Jäger ist von Natur der Erstgeborene, aber der Hirt versteht es, ihm diesen Vorzug der Geburt durch seine größere Klugheit zu entreißen: Jakob hat Esau die Erstgeburt für ein Linsengericht abgekauft, oder er hat ihm den „Segen" des alten Vater Isaak durch Betrug entrissen. Es ist also ein kulturgeschichtlicher Vorgang, der hier wiedergegeben wird: das Zurücktreten des unkultivierten Jägers vor dem kultivierteren Hirten; und die Erzählungen sind zu denjenigen Märchen zu stellen, die auch unter uns noch erzählt werden, in denen die Vertreter verschiedener Stände auftreten und miteinander wetteifern.

VI.

Wiederum eine andere Gruppe von Erzählungen. Es sind nicht geradezu „Märchen", aber sie kommen doch von ihnen her und bezeugen damit mittelbar, daß es dergleichen zur Zeit ihrer Erdichtung gegeben hat. Wir meinen die Fabeln und Parabeln, die ihrer Art nach Lehren oder Anwendungen mit Märchenstoffen verbinden und die, wie die im Alten Testament erhaltenen zahlreichen Spuren beweisen, in Israel einst sehr beliebt gewesen sein müssen. Da wird etwa erzählt, wie der armselige Dornstrauch so hoffärtig ist, daß er sich nicht scheut, für seinen Sohn um die Tochter der vornehmen Libanon-Zeder zu werben, aber zur Strafe dafür von dem Wilde des Gebirges zertreten wird.[7]) Oder wie die Bäume einen König über sich salben wollen und, da alle edlen und nutzbringenden Gewächse die Wahl verschmähen, schließlich auf den ganz unnützen und bösartigen Stechdorn verfallen, der sein Königtum mit frecher Forderung und furchtbarer Drohung antritt.[8]) Weiter hören wir von einem Rechtsstreit, den ein Mann gegen seinen undankbaren Weinberg gewinnt[9]); von dem Zank der Glieder des menschlichen Körpers miteinander, wobei jedes die Ehre vor den anderen begehrt[10]); auch vom Hader der Axt und der Säge mit dem Arme, der sie handhabt[11]), und von der Verachtung, die der unvernünftige Ton gegen den eigenen Töpfer ausspricht[12]) usw. Alle diese Erzählungen, so mannigfaltig und andersartig auch die Gedanken sind, die ihnen eingebildet sind, benutzen Märchenmotive: die Belebung der Naturwesen, der Körperteile, selbst der menschlichen Werkzeuge

7) II. Könige 14, 9.
8) Richter 9, 8—15. 9) Jesaia 5.
10) I. Korinther 12, 14—26.
11) Jesaia 10, 15. 12) Jesaia 29, 16.

entstammt dem primitiven Denken und ist im Märchen heimisch.

VII.

Mit alle diesem aber haben wir nur einen kleinen Teil der Stellen bezeichnet, an denen das Märchen im Alten Testament hervortritt. Denn nun kommen noch die wahrhaft unzähligen Fälle hinzu, in denen zwar nicht ganze Märchenerzählungen, aber doch **Einzelmotive, die ursprünglich zum Märchen gehören, in einer Umgebung anderer Art** hervortreten.

Die meisten der bisher von uns besprochenen Märchenerzählungen finden sich in den geschichtlichen Büchern des Alten Testaments; so sind auch die Einzelmotive besonders an dieser Stelle zu suchen. Da schreit etwa das Blut des gemordeten Abel zu Gott um Rache empor: auch das beruht auf primitivem Glauben und ist ein echtes Märchenmotiv. — Oder Gott läßt, als er das Weib aus dem Leibe des Mannes erschaffen will, über diesen einen wunderbaren Schlaf fallen: man erinnert sich sofort, wie oft solcher Zauberschlaf im Märchen vorkommt, und denkt etwa an den Schlaf Brunhildens oder Kaiser Rotbarts im Kyffhäuser. — Lots Weib wird zur Salzsäule versteinert: solche Märchen von Versteinerungen gibt es auf der ganzen Erde, überall da, wo ein seltsam gestalteter Felsen einem Menschen ähnlich sieht. — Aarons längst dürrer Stab treibt Blüten: wer erinnert sich dabei nicht an Tannhäusers Stecken? — Der primitive Mensch empfindet die Tiere sich selbst verwandter als der gegenwärtige. Besonders nahe steht dem Märchenhelden sein Reittier, der Gefährte aller seiner Erlebnisse; das Märchen nimmt es als ganz natürlich hin, daß es gelegentlich den Mund auftut und dann vielleicht klügere Gedanken äußert, als sie der Mensch selber hegt, ja, übermenschliche Dinge erkennt, die diesem bisher verschlossen waren: die primitive Welt hat den Tieren solches geheimes Wissen zugetraut. So hat das Roß Xanthus dem Achilleus die Nähe seines Todestages verkündet, und Bileams Eselin schaut den Engel, der ihren Herrn mit gezücktem Schwerte bedroht, eher als dieser, obwohl er ein Gottesmann ist, und verteidigt sich verständig, als dieser sie töricht schlägt: wir besitzen auffallende Gegenstücke zu dieser Erzählung in einem mittelasiatischen und einem bosnischen Märchen. —

Ein beliebtes, in unendlich vielen Abwandlungen wiederholtes Motiv der Märchen ist das von der „magischen Flucht", wobei sich der Flüchtling durch Zauberkünste zu retten sucht. So besitzen wir eine Erzählung der Wadschagga vom Kilimandscharo: eine Frau, von einem Rimu (einer Art Werwolf) verfolgt, kommt an einen Fluß und scheint nun verloren zu sein; aber sie zerteilt das Wasser durch einen Zauberspruch und gelangt glücklich hinüber. Als nun auch der Rimu am Ufer anlangt, fragt er das Weib, wie sie durch das Wasser gekommen sei, und sie teilt ihm den Spruch mit, so daß er wirklich bis in die Mitte des Flußbettes gehen kann. Aber, durch sie überlistet, spricht er nun das Wort aus, das man erst sagen darf, wenn man ganz hindurch ist: „Wasser, komm wieder zusammen"; so geschieht es, und der dumme Werwolf ertrinkt. Welchem Leser wird dabei nicht die Sage vom Durchzug Israels durch das Schilfmeer einfallen? Besondere Ähnlichkeit mit dem mitgeteilten Märchen weist diejenige Gestalt dieser Erzählung auf, die der „Priesterkodex" enthält. Dem Volke Israel stellt sich bei seiner Flucht vor dem viel geschwinderen ägyptischen Heere das Schilfmeer ent-

gegen; jede Hoffnung scheint ausgeschlossen. In dieser äußersten Gefahr spaltet Mose mit seinem Zauberstabe das Wasser, und Israel zieht hindurch. Aber nun dringen auch die Ägypter nach, und die Gefahr wiederholt sich. Da greift Mose mit seiner Wunderkraft noch einmal ein; die Fluten, in deren Mitte die feindlichen Wagen angekommen sind, strömen über ihnen zusammen, und Israel, das bereits das jenseitige Ufer erreicht hat, ist endgültig gerettet.

VIII.

In allen diesen Fällen haben die Märchenzüge wenigstens die Form der Erzählung bewahrt; viel schwieriger ist es, sie zu erkennen, wo sie diese aufgegeben und ganz andere aufgenommen haben.

So finden wir sie zuweilen bei alttestamentlichen Dichtern als schönsten Schmuck ihrer Rede. Im Märchen verbirgt sich der Held, wenn er verfolgt wird, auf seiner „magischen Flucht" etwa in plötzlich einbrechender Finsternis. Einen solchen Zug von wundervoll altertümlichem Klange nimmt der Psalmist[13]) auf, um Gottes Allgegenwart vor Augen zu stellen:

Spräch' ich, eitel Finsternis soll mich 'decken'[14])
und Nacht mich rings 'umschließen',
so wäre auch Finsternis nicht finster für dich,
und Nacht leuchtete wie der Tag 'II'.

Oder der fromme Dichter erinnert an Erzählungen von weiten Reisen zum hohen Himmel oder in die tiefe Unterwelt[15]):

Stiege ich zum Himmel, so bist du da!
machte ich die Hölle zum Bett, du bist auch hier!

Solche Fahrten werden dem Märchenhelden häufig auferlegt, um ein besonders köstliches Gut zu holen: der babylonische Etana fährt zum Himmel empor, um „das Kraut des Gebärens" zu suchen, und Gilgamesch geht über das weite Meer, weil dort „das Kraut des Lebens" wächst, wie noch der Prinz im deutschen Märchen nach „dem Wasser des Lebens" auszieht. An solche Märchen spielt der Gesetzgeber[16]) an, indem er ausführt, daß Gottes Gebot nicht im Himmel ist, daß man sprechen müßte: wer steigt uns dahin empor und holt es uns herab? auch nicht jenseits des Meeres, daß man sprechen müßte: wer fährt uns über das Meer und holt es uns herüber? Nein, die Offenbarung liegt nicht in weiter Märchenferne, sondern sie ist dem Volke nahegebracht, und keine Entschuldigung hat es, wenn es ihm nicht nachkommt!

So kehren solche Motive selbst bei den Propheten, deren Geist auf so ganz andere Dinge gerichtet war, wieder. In ihren Parabeln und Allegorien verwenden sie eindrucksvolle Märchenstoffe. Jesaia hat, um das Gericht über die Undankbarkeit klarzumachen, die schon erwähnte märchenhafte Erzählung vom Rechtsstreit eines Mannes gegen seinen Weinberg aufgenommen[17]). Wenn Amos seinem Volke darlegen will[18]), daß Jahves Tag nicht Licht, sondern Finsternis, eine Kette von Unglücksfällen und schließlich das völlige Verderben sei, erinnert er an das Märchen von jenem Unglücksmenschen, der dem Löwen, dazu noch dem Bären glücklich entging, dann aber, im sicheren Hause angekommen, von der Schlange gebissen ward. Hesekiel benutzt gelegentlich die romantische Geschichte von einem ausgesetzten Mäd-

13) Psalm 139, 11f.

14) Die Häkchen bedeuten Textänderungen; die lateinischen, in Häkchen eingeschlossenen Zahlen, geben die Zahl der ausgelassenen Worte an.

15) Psalm 139, 8.

16) V. Mose 30, 11—14.

17) Jesaia 5.

18) Amos 5, 18—20.

chen, das kraft eines ausgesprochenen Zauberwortes mitten in der Wildnis wie die Blumen des Feldes aufwächst, dann aber von dem vorüberkommenden Könige gefunden, köstlich bekleidet und zur Königin erhoben wird[19]): ein Märchenanfang, zu dem wir sehr viele Gegenstücke kennen.

Selbst bei der *Ausmalung der Zukunft* werden die leuchtenden Farben des Märchens gelegentlich mit verwendet. Man erinnert sich der Beschreibung der Märchenschlösser: da sind „die Wände von Silber, die Fenster darin von Diamanten, das Dach eitel Gold, das Tor aber und die übrigen Türen sind ausgelegt mit den herrlichsten Juwelen, daß es nur so strotzt". Als eine solche von Edelsteinen schimmernde Märchenstadt beschreibt der Prophet[20]) das zukünftige Jerusalem:

Du Elende, Verstürmte, Ungetröstete,
fürwahr, ich selber lege
mit 'Malachit' 'deine Grundfesten'
und 'deine Grundlagen' mit Saphiren;
ich mache Rubinen zu deinen Zinnen
und deine Tore zu Karfunkelsteinen,
und all deine Einfriedigung zu Edelsteinen.

Eine besondere Wirkungskraft hat in dem Zaubermärchen vieler Völker der Hauch aus dem Munde des Zauberers: durch solches Anblasen kann der wunderbare Mann töten oder schlagen. In der prophetischen Weissagung wird dieser Zug dem künftigen Könige als dem Träger des Jahve-Geistes beigelegt[21]):

Er schlägt 'den Frevler' durch den Stab seines Mundes,
und durch seiner Lippen Hauch tötet er den Gottlosen,

d. h. ein Hauch seiner Lippen genügt, so windet sich der Frevler schon unter unsichtbaren Schlägen, oder er stürzt gar entseelt zu Boden.

Manchmal sind wir imstande, dieselben Märchenstoffe *in verschiedenen Gattungen* zu beobachten. Es muß im Morgenlande ein poetisches Märchen gegeben haben, das vom Frieden der Tierwelt berichtete, der einst in der Urzeit geherrscht habe. Der nüchterne Verfasser des „Priesterkodex" hat nach seiner gelehrten Art ein Speisegebot daraus gezogen, das Gott sogleich nach der Schöpfung den Tieren auferlegt habe: er hat ihnen nur das Grün des Krautes zu essen erlaubt.[22]) Der Prophet[23]) hat das schöne Bild besser bewahrt:

Dann gastet der Wolf bei dem Lamme,
der Pardel lagert neben dem Böckchen. —
Der Säugling spielt an der Otter Loch;
und zur Höhle der Natter
steckt der Entwöhnte die Hand.
Sie tun nichts Böses und Schlimmes
auf meinem ganzen heiligen Berge;
denn voll ist das Land von Jahves Erkenntnis,
wie Wasser das Meer bedecken.

Man bemerke zugleich, wie hier die Schilderungen der Urzeit in der Endzeit wiederkehren; ein Vorgang, der bei den Propheten sehr oft zu beobachten ist: in grauer Vergangenheit und ferner Zukunft findet die fromme Phantasie die Stellen, da sie sich ergehen darf; kein Wunder, daß sie beides mit denselben Farben ausgemalt hat.

So begegnen auch die Vorstellungen vom Paradiese, gleichfalls ursprünglich einem Märchenmotive, aufs neue in der Prophetie. Da beschreibt der schwungvolle Deuterojesaia[24]), wie in der dürren, nackten Steppe, wenn Israel auf seinem Zuge in die Heimat hindurch muß, wunderbare Wasser hervorbrechen und herrliche Bäume aufsprießen werden; so wandelt sich die Wüste unter Jahves Gnadenhand zum Paradiese: dieses ist, wie man sich erinnert, ein herrlicher Baumgarten an wundervollen Wassern gewesen. In der spätesten Zeit sind dann die uralten und das Herz bezaubernden

19) Hesekiel 16.
20) Jesaia 54, 11 [illegible].
21) Jesaia 11, 4.
22) I. Mose 1, 30.
23) Jesaia 11, 6 ff.
24) Jesaia 41, 18—20.

Märchenbilder wieder aufgelebt und zum Symbol der höchsten Religion geworden: in immer neuen Wendungen beschreiben die Apokalyptiker, die letzten Nachfahren der Propheten, wie die verklärten Frommen einst die Früchte des Lebensbaumes brechen und von den Strömen des Lebenswassers trinken dürfen. Und noch im Evangelium des Johannes sagt Christus: „Ich bin das Brot des Lebens"; auch solches Brot, das dem Essenden die Unsterblichkeit gewährt, wird im eigentlichen Sinne im Märchen genossen!

Wir haben in diesem Aufsatze nur wenige Einzelheiten aus einer reichen Fülle herausgreifen können. Nur angedeutet haben wir, wie Israel mit diesen Stoffen gerungen und dabei einige von ihnen umgestaltet und sie gezwungen hat, zu Symbolen seiner höheren Religion zu werden. Wir hoffen, die alttestamentliche Wissenschaft werde, wenn auch vielleicht nicht sofort, so doch späterhin die mancherlei neuen Fragen, die das Märchen uns stellt, in den Kreis ihrer Forschung ziehen. Besonders erfreulich aber würde es uns sein, wenn sich auch die Märchenforscher um diese Bemühungen kümmern und uns aus dem Schatze ihres Wissens beschenken würden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Die Analphabetie bei Letten und Litauern.

Auf den Zählkarten von 800 litauischen und 896 lettischen Kriegsgefangnen, die ich kürzlich einzusehen Gelegenheit hatte, war außer den Fragen nach Namen, Muttersprache, Alter, Heimatsort, Konfession u. a. auch die gestellt, ob der betreffende Mann lesen und schreiben könne. Die Beantwortung war unter der Verantwortlichkeit der vorgesetzten preußischen Offiziere erfolgt, und die Fälle, in welchen sie unterblieben war oder Zweifeln Raum gab, waren verhältnismäßig selten. Sie betrugen nur 32 bei Litauern, 37 bei Letten, und die Karten boten somit nach Zahl und Zuverlässigkeit einen brauchbaren Anhalt für eine allgemeine Schätzung der litauischen und lettischen Volksbildung. Sie ergaben: es konnten von

800 — 32 (s. oben) = 768 Litauern 447 lesen und schreiben, 109 nur lesen, 212 weder lesen noch schreiben

896 — 37 (s. oben) = 859 Letten 802 lesen und schreiben, 24 nur lesen, 33 weder lesen noch schreiben.

Prozentuell ausgerechnet konnten hiernach also

	lesen und schreiben	nur lesen	weder lesen noch schreiben
Litauer	58,20	14,20	27,60
Letten	93,36	2,79	3,84

und insofern sich in diesen Durchschnittssätzen ein erheblicher Abstand der Litauer von den Letten ausspricht, erschien mir ihre allgemeine ungefähre Gültigkeit durchaus wahrscheinlich, obgleich 800 nur 0,04 v. H. der für die Zeit vor dem Kriege auf etwa zwei Millionen — freilich reichlich — veranschlagten russisch-litauischen Volksmenge betragen (vgl. Gaigalat, Litauen S. 26 f.) und der Ziffer 896 rund 1069800 als Gesamtzahl der lettischen Bevölkerung nur Kur- und Livlands gegenübersteht (Ballod, Zeitschrift des preuß. statist. Landesamts XXV S. 8).

Indessen eine so unscharfe Lösung einer unter den heutigen Verhältnissen höchst bedeutungsvollen, in dem eben erschienenen Buche „Das Land Ober Ost" freilich kaum gestreiften Frage konnte mir doch nicht genügen, und dies um so weniger, als, wie ich leider zu spät sah, die obige Berechnung zu summarisch gemacht ist. Außerstande, sie durch eigene Erkundigungen zu berichtigen und wesentlich zu ergänzen, griff ich daher zu der einzigen hier in Betracht kommenden gedruckten Quelle, nämlich den Ergebnissen der russischen Volkszählung von 1897[1]), und bin an ihrer Hand, soweit sie erheblichen Gewinn in Aussicht stellten und mir zugänglich waren — das Heft über Livland konnte ich nicht benutzen — meinem Thema nachgegangen. Was ich dabei gefunden habe, werde ich unten mitteilen, und

1) Veröffentlicht unter dem Titel „Pervaja vseobščaja perepisi naselenija rossijskoj imperii, 1897 g".

man wird sehen, daß es in einem inneren Einklang steht, der einen Widerspruch nahezu ausschließt, und Gesichtspunkte enthüllt, die sehr zu beachten sind. Vorher muß ich aber auf die aus den Zählkarten gewonnenen Zahlen zurückgreifen, und hier bemerke ich zunächst, daß die Männer, über welche die Karten Aufschluß geben, aus verschiedenen Gouvernements bzw. Kreisen und nicht durchweg aus geschlossenem Sprachgebiete, sondern zu einem, freilich nur ganz kleinen Teil aus der sprachlichen Diaspora stammen, jedoch weder hierauf noch auf konfessionelle Verschiedenheiten von mir Rücksicht genommen ist. Diese Punkte sind indessen von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Hinsichtlich der Konfession wird sich dies unten zeigen, und was die Gouvernements und Kreise betrifft, so verweise ich auf Werbelis, Russisch-Litauen S. 84 und Krzyżanowski und Kumaniecki, Statystyka Polski S. 260. An letztgenannter Stelle ist gemäß der erwähnten Volkszählung von 1897 berechnet, daß von 1000 Einwohnern lesen können in den mehr oder weniger von Litauern eingenommenen Gouvernements

	durchschnittlich	männliche Personen	weibliche Personen
Kowno	419	418	411
Wilna	288	348	230
Grodno	292	384	196
Suwalki	374	417	332

und Werbelis sagt (gleichfalls nach der russischen Statistik von 1897): „Im Gouvernement Minsk gab es des Lesens und Schreibens Kundige 25,44 v. H. der männlichen und 10,13 v. H. der weiblichen Personen; die Städte ausgeschlossen 22,07 v. H. Männer und 7,14 v. H. Weiber; im Gouvernement Wilna dagegen 34,8 v. H. männliche und 22,9 v. H. weibliche Personen; wenn die Städte ausgenommen werden 29,3 v. H. männliche und 17,6 v. H. weibliche Personen." Zugleich hebt er hervor, daß „schon damals (1897) im Gouvernement Wilna die weißrussischen Kreise Wileika und Disna weit hinter dem litauischen Kreise Traken standen. In dem letzten finden wir 23,4 v. H. aller Einwohner, die zu lesen und schreiben verstanden, im Kreis Wileika dagegen nur 18,6 v. H. und im Kreise Disna sogar nur 17,7 v. H.", und ebensolche, wenn auch nicht ebenso große Unterschiede sind auch sonst ermittelt (s. u.). Demgemäß und da in heterogener und heterodoxer Umgebung aufgewachsene Leute für die Beurteilung der Durchschnittsbildung ihrer Nationalität überhaupt außer Ansatz bleiben müssen, ist aber hinsichtlich der Zählkarten folgendes wohl zu beachten: von den 33 lettischen Analphabeten stammen 17 aus dem zum Gouvernement Witepsk gehörigen, im allgemeinen katholischen polnischen Livland, zwei aus dem Gouvernement Kowno, zwei aus Minussinsk und einer ist zwar aus dem kurländischen Hasenpoth, aber Katholik; von den 24 des Schreibens unkundigen Letten stammen sieben aus polnisch Livland, zwei aus dem Gouvernement Kowno und zwei, die als Geburtsort Illuxt bzw. Riga angegeben haben, sind katholisch. Folglich wird es um die Volksbildung der geschlossenen, im wesentlichen lutherisch erzogenen lettischen Bevölkerung Kurlands (93,6 v. H. Protestanten) und Livlands noch besser stehen, als es nach den oben ermittelten Prozentsätzen (93,36 : 2,79 bzw. 3,84) den Anschein hat. — Außerdem ist zu beachten, daß bei meinen Zahlen zwischen Land- und Stadtkindern nicht unterschieden ist. Die Unterlagen dafür waren mir nicht zahlreich und sicher genug, und viel würde in unserem Falle bei einer solchen Scheidung auch nicht herausgekommen sein, weil in den Ostseeprovinzen seit 1875 Schulzwang bestand, das russisch-litauische Volksschulwesen[2]) aber vor dem Revolutionsjahre 1905 in den Städten gar nicht viel besser gewesen sein kann als auf dem Lande. Nur bei Zusammenrechnung der in höheren und niederen Schulen Unterrichteten wird es damals dort mehr litauische „Gebildete", d. h. des Lesens und Schreibens Kundige, oder, um den russischen Ausdruck zu brauchen: *Gramotniki* gegeben haben als hier. Heute mag das freilich anders sein, wie sich denn das Unterrichtswesen überhaupt im russischen Litauen neuerdings gehoben hat. Bei dem Bildungsdrang, den ich dort schon vor beinahe vierzig Jahren bemerkt habe, finde ich Werbelis' Angabe (S. 84), daß es im Gouvernement Kowno „jetzt, nach 10 Jahren national-kultureller Arbeit, Aufgeklärte mindestens 80 v. H. gibt", durchaus glaubhaft. Selbstverständlich kann

2) Hierüber s. Wronka, Kurland und Litauen S. 120; Gaigalat a. a. O. S. 57, 73; Das Land Ober Ost S. 373. Sehr anschaulich erzählt davon der bekannte Dr. Basanavicz, selbst ehemaliger litauischer Volksschüler, in seiner Selbstbiographie (Lietuviszkieji Rasztai ir Rasztininkai, Tilsit 1890, S. 172 f.).

sich diese Steigerung in der Hauptsache aber lediglich bei Kindern bemerklich machen.

Ich wende mich nun zu den Ergebnissen der erwähnten Volkszählung für die Gouvernements A) Kowno (erschienen 1903), B) Suwalki (erschienen 1904), C) Kurland (erschienen 1905). Was Litauen angeht, ist bei ihnen zu berücksichtigen, daß die Bevölkerung des Gouvernements Kowno vorwiegend aus Litauern besteht (1897 : 1019774 gegen insgesamt 1544564 Einwohner), diejenige des Gouvernements Suwalki aber — von Grodno und Wilna ganz zu schweigen — nur etwa zur Hälfte litauisch ist (1897 : 304602 gegen insgesamt 582913), und daß es 1897 dort weit mehr Litauer gab als in den Gouvernements Suwalki, Grodno und Wilna zusammen (s. die einschlagenden Tabellen bei Werbelis, sowie Gaigalat a. O. S. 25 f. und A. Rimka, Lietuviu tautos klausimas Europos karēs metu, New York 1915, S. 71 f.).

A.

„Was die Bildung betrifft", heißt es S. VIII, „so ist das Gouvernement Kowno den Gubernien Zentralrußlands bedeutend voraus; mehr als die Hälfte der Bevölkerung ist geschult. Die Gebildeten verteilen sich in Prozenten nach Kreisen ohne Städte: Kowno 45,44; Wilkomir 51,87; Nowo-Alexandrowsk 52,84; Ponewiesh 64,01; Rossieny 53,37; Schaulen 51,71." Der Durchschnitt beträgt in den Kreisen 54,06 %, in den Städten 56,87. — Aus den Angaben über den hier nicht berücksichtigten Kreis Telsch ergibt sich, daß in ihm 44,13 % lesen und schreiben konnten.

Was ferner Zahl und Bekenntnis der gebildeten Litauer und Letten anlagt, so gab es nach S. 84 f.:

röm.-kathol. Litauer (Männer und Weiber)	998896,	darunter gebildete	408214 = 40,86 %
„ „ litauische Männer . . . 479098		„ „	188947 = 39,43 %
„ „ „ Weiber . . . 519798		„ „	219267 = 42,18 %
reformierte Litauer (Männer und Weiber)	10011,[3]	„ „	5572 = 55,65 %
„ litauische Männer 4910		„ „	2831 = 57,65 %
„ „ Weiber 5101		„ „	2741 = 53,73 %
lutherische Litauer (Männer und Weiber)	10155,	„ „	5185 = 51,00 %
„ litauische Männer 4865		„ „	2460 = 50,61 %
„ „ Weiber 5290		„ „	2725 = 51,51 %
röm.-kathol. Letten (Männer und Weiber)	6902,	„ „	3558 = 51,54 %
„ „ lettische Männer 3329		„ „	1851 = 55,60 %
„ „ „ Weiber 3573		„ „	1707 = 47,77 %
reformierte Letten (Männer und Weiber)	286,	„ „	159 = 55,59 %
„ lettische Männer 159		„ „	96 = 60,37 %
„ „ Weiber 127		„ „	63 = 49,60 %
lutherische Letten (Männer und Weiber)	27579,	„ „	17188 = 62,31 %
„ lettische Männer . . . 13297		„ „	8518 = 64,05 %
„ „ Weiber . . . 14282		„ „	8670 = 60,70 %

Griechisch-katholische Letten, jüdische und mohammedanische Litauer und Letten kommen in diesem Gouvernement zahlenmäßig nicht in Betracht. Von 439 griechisch-katholischen Litauern (Männer und Weiber) konnten nur 88 = 20,04 % lesen und schreiben (von 247 Weibern nur 19!), dagegen von 374 lettischen Baptisten 218 = 58,28 %.

Um auch die russische (groß-, klein- und weißrussische) Bevölkerung zu berücksichtigen, so gab es 44658 griechisch-katholische und 33647 römisch-katholische Männer und Weiber. Unter jenen waren 25301 = 56,65 %, unter diesen 12920 = 38,39 % Gramotniki. Beachtenswert ist, daß von dem am meisten in die Augen fallenden Teil der russischen Einwohner, nämlich 28209 großrussischen griechisch-katholischen Männern 17895 = 63,43 % „gebildet" waren. Da diesen Männern nur 10181 Weiber gegenüberstehen (darunter gebildete 4501 = 44,2 %), wird man in ihnen meist Soldaten zu sehen haben, die ihre verhältnismäßig hohe Bildung militärischem Unterricht verdankten.

B.

Im Gouvernement Suwalki kommen Letten und Reformierte zahlenmäßig nicht in Be-

3) Auf Grund eigener Erfahrungen halte ich diese Zahl für zu klein. In „Das Land Ober Ost" S. 365 heißt es denn auch: „In den Kreisen um Birshi herum haben sich von 20000 reformierten Litauern etwa 3000 erhalten."

tracht. Die des Lesens und Schreibens kundige, zehn und mehr Jahre alte männliche und weibliche Bevölkerung betrug in den Städten 65,95 % männliche, 52,13 % weibliche, in den Kreisen (ohne Städte) 52,31 % männliche, 41,59 % weibliche (S. XII).

Es gab dort (S. 66 f.):

röm.-kathol. Litauer (Männer und Weiber)	300998,	darunter gebildete	100358 = 33,34 %
„ „ litauische Männer . . . 143341		„ „	52236 = 36,43 %
„ „ „ Weiber . . . 157657		„ „	48122 = 30,05 %
lutherische Litauer (Männer und Weiber)	3488,	„ „	1415 = 40,56 %
„ litauische Männer 1729		„ „	692 = 40,00 %
„ „ Weiber 1759		„ „	723 = 41,78 %

C.

„Die Lese- und Schreibfähigkeit ist unter der Bevölkerung Kurlands wie auch in den beiden anderen baltischen Gubernien in hohem Grade entwickelt. Nach der Volkszählung von 1897 waren in der ganzen Bevölkerung von 674034 beiderlei Geschlechts 477603 oder 70,9 % gebildete Menschen. Männlichen Geschlechts wurden 232365 (71,22 %), weiblichen 245238 (70,51 %) Gebildete gezählt" (S. XII).

Im besondern gab es (S. 82 f.):

röm.-kathol. Litauer (Männer und Weiber)	16378,[4])	darunter gebildete	6754 = 41,23 %
„ „ litauische Männer 8814		„ „	3940 = 44,70 %
„ „ „ Weiber 7564		„ „	2814 = 37,20 %
lutherische Litauer (Männer und Weiber)	1251,	„ „	951 = 76,00 %
„ litauische Männer 591		„ „	452 = 76,47 %
„ „ Weiber 660		„ „	499 = 75,60 %
griech.-kath. Litauer (Männer und Weiber)	314,	„ „	239 = 76,11 %
röm.-kathol. Letten (Männer und Weiber)	26784,	„ „	15706 = 58,63 %
„ „ lettische Männer 13036		„ „	7491 = 57,46 %
„ „ „ Weiber 13748		„ „	8215 = 59,75 %
lutherische Letten (Männer und Weiber)	468070,	„ „	358802 = 76,65 %
„ lettische Männer 221291		„ „	169759 = 76,71 %
„ „ Weiber 246779		„ „	189043 = 76,60 %
reformierte Letten (Männer uud Weiber)	126,	„ „	91 = 72,22 %
griech.-kath. Letten (Männer und Weiber)	4858,	„ „	3357 = 69,10 %
„ „ lettische Männer 2583		„ „	1725 = 66,78 %
„ „ „ Weiber 2275		„ „	1632 = 71,78 %
lettische Baptisten (Männer und Weiber)	5490,	„ „	4283 = 78,01 %
„ „ Männer 2433		„ „	1903 = 78,21 %
„ „ Weiber 3057		„ „	2380 = 77,85 %

Die russische (groß-, klein- und weißrussische) Nationalität war a. a. vertreten durch a) 18810 griechisch-katholische, b) 10190 römisch-katholische, c) 402 lutherische Personen beiderlei Geschlechts. Davon waren gebildet a) 10268 (= 54,58 %), b) 3256 (= 31,85 %), c) 341 (= 84,82 %). Von 19470 römisch-katholischen Polen konnten 11013 (= 56,56 %) lesen und schreiben. —

Den niedrigsten Prozentsatz[5]) innerhalb der obigen Reihen zeigen die griechisch-katholischen Litauer in K (20,04), und ihnen schließen sich hinsichtlich des Bildungsgrades an die römisch-katholischen litauischen Einwohner von S (W 30,05, M 36,43) und die gleichfalls römisch-katholischen und litauischen W von Ku (37,20) und M von K (39,43) Die höchsten Pr, welche die römisch-katholischen Litauer erreichen, sind 42,18 (W,K) und 44,7 (M,Ku) — den höchsten also in Kurland.[6])

4) Von den wenigen reformierten Litauern (38) und litauischen Baptisten (58) sehe ich ab.

5) Im folgenden ist Pr = Prozentsatz, K = Kowno, S = Suwalki, Ku = Kurland, M = Männer, W = Weiber.

6) Nach Wronka a. a. O. S. 122 f. „sollen nach Stichproben bei den amerikanischen Einwanderern unter den Litauern nur 50 % Analphabeten gewesen sein — für Polen wurde die Zahl auf 85 % angegeben". Sollten diese Litauer etwa aus Kurland gekommen sein? — Die Angabe von 50 % Analphabeten in Litauen in „Das Land Ober Ost" S. 373 scheint mir auf die obige Stelle zurückzugehen.

Anders und besser verhält es sich dagegen um die lutherischen und reformierten Litauer. In S stehen den römisch-katholischen W und M mit 30,05 bzw. 36,43 die lutherischen mit 41,78 bzw. 40 gegenüber und in K sind die Pr der litauischen Lutheraner 50,61 M, 51,51 W (neben 39,43 bzw. 42,18 römisch-katholischen). In Ku erreichen die letzteren die hohen Pr 75,6 W, 76,47 M (neben 37,20 bzw. 44,7 bei römischen Katholiken), und hier steht auch dem dürftigen Pr bei den griechisch-katholischen Litauern von K (20,04) der hohe Pr 76,11 bei den litauischen Angehörigen derselben Konfession gegenüber. — Als gebildetster Teil der in den Grenzen Litauens wohnenden Litauer erscheinen die des seit der Mitte des 16. Jahrhunderts dort bodenständigen reformierten Bekenntnisses (53,73 W, 57,65 M K).

Wie von ihren reformierten und lutherischen Landsleuten werden die römisch-katholischen Litauer des Gouvernements Kowno auch von den dort wohnenden Letten übertroffen. Der höchste bei jenen vorkommende Pr (42,18 W K) bleibt um mehr als 5°/₀ hinter dem römisch-katholisch-lettischen 47,77 W K zurück, und dies ist der niedrigste Pr, der bei Letten überhaupt erscheint. Für die römisch-katholischen lettischen Männer, die reformierten und lutherischen Letten von K fanden sich die Pr 55,60—49,60 W, 60,37 M — 60,70 W, 64,05 M (neben den entsprechenden litauischen 39,43 — 53,73 W, 57,65 M — 51,51 W, 50,61 M.)

Als niedrigste Pr fanden sich bei den Letten Kurlands 57,46 M, 59,75 W; sie betreffen die römisch-katholische Bevölkerung, und ihnen schließen sich in aufsteigender Reihe an: 66,78 M, 71,78 W (griechisch-katholische) — 72,22 (reformierte) — 76,60 W, 76,71 M (lutherische) — 77,85 W, 78,21 M (Baptisten; dagegen in K nur 58,28).

Die Statistik, auf welcher das Vorstehende beruht, gilt nicht für unbedingt zuverlässig, und gewiß wird niemand die Hand für sie ins Feuer legen wollen, denn wenn auch die russische Wissenschaft größeren Respekt verdient, als ihr gewöhnlich gezollt wird, so sind doch die Zahlenmassen, welche die Ergebnisse der Volkszählung von 1897 vorführen, so gewaltig, daß es wunderbar wäre, wenn ihre Ziffern durchweg den Tatsachen genau entsprächen. Indessen auf unbedingte Richtigkeit jeder von mir benutzten Zahl kommt es nicht an. Es genügt, wenn die berechneten Prozentsätze im allgemeinen zutreffen, und daß dies der Fall ist, dafür bürgt, wie ich oben sagte, ihr innerer Einklang. Was niemand a priori bezweifelt, und was die Zählkarten beweisen: die Bildungsüberlegenheit der Letten über die Litauer — das springt auch aus der Statistik von 1897 scharf hervor, und an diese feststehende Tatsache reihen sich die übrigen oben bemerkten Haupterscheinungen durchaus folgerichtig und ordnungsgemäß an: die kulturelle Überlegenheit des im allgemeinen evangelischen Kurlands über das größtenteils katholische Litauen und des evangelischen über das römisch-katholische Bekenntnis.

Auf den ersten Blick liegt es nahe, das Mindermaß der Volksbildung, welches bei der römisch-katholischen Bevölkerung Litauens zu bemerken war, den dortigen Schulverhältnissen zur Last zu legen, und unmittelbar tragen sie auch die Schuld. Der letzte Grund ist damit jedoch nicht getroffen, denn der Druck der russischen Schulpolitik lastet gleichmäßig auf ganz Litauen, und doch fanden wir hier einen Unterschied zwischen der katholischen und evangelischen Elementarbildung, und zwar einen Unterschied, wie er auch in Kurland und hier sowohl bei Litauern wie bei Letten entgegentrat. Hieraus ergibt sich aber der unabweisbare Schluß, daß die beregten Verschiedenheiten, die allgemeinen wie die besonderen, letzten Endes durch den Geist bedingt sind, der Jugendbildner, Kirche und Familie erfüllt und erfüllte, und dieser Geist war auf der einen Seite der deutsch-evangelische, auf der anderen der polnisch-katholische. So weit jener reichte, lag es nur an örtlichen Verhältnissen, daß seine Erfolge nicht überall gleich gut waren, während dieser selbst unter günstigen örtlichen Bedingungen, d. h. selbst da, wo ein nachbarliches Zusammenleben mit höher Gebildeten den Bildungstrieb anregte, die Volksbildung niederdrückte. Wer hierfür aber verantwortlich zu machen sein wird, habe ich mit den Worten „polnisch-katholischer Geist“ ausgedrückt: nicht etwa die römisch-katholische Kirche an sich, sondern der Umstand, daß die römisch-katholische Geistlichkeit Rußlands früher allgemein polnisch orientiert war, sich von national-polnischen Interessen leiten ließ und mit der Gleichgültigkeit der Slawen gegen Volksaufklärung die polnische Geringschätzung des Nicht-Polen, besonders des Litauers verband.

Schließlich sei bemerkt, daß es um „Bildung“ bei Letten und Litauern sehr verschieden bestellt ist. Unzählige lettische und russisch-litauische Schreiben, die ich im Laufe des Krieges gelesen habe, zeigten fast durchweg die Letten sprach- und federgewandt, die Litauer dagegen gewöhnlich von einer Schludrigkeit der Schrift, einer Nachlässigkeit im Stil und einer Öde der Gedanken, daß ich ein Grauen über diese Verwahrlosung eines begabten Volkes empfand. A. Bezzenberger.

Neue Auslandsstudien.

Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg. Öffentliche Vorträge über Fragen der Politik der Gegenwart. Halle a. H., Max Niemeyer, 1918. 7 Hefte zu 1 Mk.

1. R. Fester, die Wandlungen der belgischen Frage.
2. A. v. Ruville, englische Friedensschlüsse.
3/4. E. v. Stern. Regierung und Regierte, Politiker und Parteien im heutigen Rußland.
5. A. Hasenclever, die Bedeutung der Monroedoktrin für die amerikanische Politik der Gegenwart.
6. K. Sommerlad, die geschichtliche Stellung der russischen Ostseeprovinzen.
7. F. Hartung, Österreich-Ungarn als Verfassungsstaat.

Die vorliegenden Vorträge behandeln zwar recht verschiedenartige historisch-politische Gegenstände. Auch die Redner als wissenschaftliche Persönlichkeiten weisen untereinander starke Abweichungen auf. Trotzdem sind die Worte dieser Universitätslehrer durchweg auf einen ähnlichen kriegspolitischen Ton gestimmt. Vom Boden der geschichtlichen Erfahrung aus suchen sie den gegenwärtigen Kampf vornehmlich als Machtkampf zu begreifen. Und wenn sich auch ihre Ausführungen über die Gegenwart des Krieges, soweit sie mit den Vortragsgegenständen zusammenhängt, Beschränkungen auferlegen müssen, so sind sie doch besonders lesenswert.

Wissenschaftlich empfiehlt es sich, die Themata solcher Vorträge zeitlich und räumlich nicht zu weit zu fassen, damit die Zuhörer nicht zu sehr durch Allgemeinheiten aufgehalten werden. Mit Recht ist deshalb in den vorliegenden Vorträgen auf eine klare und bestimmte Fassung des Themas besondere Sorgfalt verwandt.

Wo der Rahmen zwangloser gestaltet ist wie in den Vorträgen über Rußland (3/4), liegen besondere Gründe vor, die das rechtfertigen können: Der Verfasser fühlt das Bedürfnis, den russischen Gegensatz zwischen Regierung und Regierten auch weiter in die Vergangenheit zurückzuverfolgen, wobei er das moskowitische Reich des späteren Mittelalters und den großrussischen Ausdehnungsdrang gut zu veranschaulichen weiß. Im weiteren Verlaufe werden allerlei interessante persönliche Erlebnisse und Erfahrungen eingeflochten, auch bei Besprechung der Judenfrage und der neusten Parteibildung. Äußere Politik und „Volksimperialismus“ werden dabei freilich noch zu wenig berücksichtigt. Doch finden sich Ergänzungen dazu in den geschichtlich klaren und politisch zielbewußten Darlegungen über die Ostseeprovinzen (6).

Dankenswert ist auch die Übersicht über englische Friedensschlüsse vornehmlich des achtzehnten Jahrhunderts (2). Behandelt werden u. a. Rijswijk, Utrecht, Aachen, Versailles u. a. Auch die schwankende Politik des Hauses Savoyen, das schon damals von England in Abhängigkeit gerät, wird berücksichtigt. Trotz der notgedrungen skizzenhaften Behandlung zeigt der Verfasser eindringlich, ein wie hoher politisch-diplomatischer Bildungwert dem Studium auch dieser Phase der englischen Politik innewohnt. Es ist zu hoffen, daß sich die Diplomaten mehr als bisher mit Geschichte der Diplomatie beschäftigen. Ebenso kann ihnen der Vortrag über die Monroedoktrin (5) nur empfohlen werden. Von dem Verhalten Englands sind auch „die Wandlungen der belgischen Frage“, besonders in neuer und neuster Zeit entscheidend beeinflußt. Das wird von neuem aus dem Eröffnungsvortrage ersichtlich. Außerdem verdient darin u. a. die belgische Frage im Weltkriege allgemeine Beachtung.

Der letzte Vortrag (7) behandelt in staatsrechtlich bestimmter und übersichtlicher Weise, ohne jedoch dabei die historischen Gesichtspunkte zu vernachlässigen, „Österreich-Ungarn als Verfassungsstaat“: ein Aufklärungsvortrag im besten Sinne des Wortes, im Deutschen Reiche noch immer besonders notwendig, da tiefere Kenntnisse über die Doppelmonarchie bei uns nicht weit verbreitet sind.

Pfaffendorf bei Coblenz. J. Hashagen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 6 MAI/JUNI 1918

Deutschland und die klassische Tragödie der Franzosen.

Von Hanns Heiss.[1])

V.

Gewiß, vor dem Werk Racines liegt Gestrüpp, wie vor dem Werk eines jeden Dichters, der ferner Vergangenheit angehört, liegt all das, was ausgeprägt 17. Jahrhundert ist, für uns Deutsche auch alles, was undeutsch ist, ausgeprägt französisch. Wie stark seine Tragödie zeitlich und national gebunden ist, offenbart am auffallendsten wohl und für uns Deutsche am befremdendsten ihr rednerischer Charakter. Man hat die klassische Tragödie ironisch eine Unterhaltung unter einem Kronleuchter genannt. Zur Zergliederung und Aufdeckung der seelischen Vorgänge, auf die seine Aufmerksamkeit allein bedacht ist, hat Racine kein anderes Mittel als die Reden seiner Menschen. Diese Menschen sind dem äußeren Schliff nach französische Aristokraten, die in einem Salon zu glänzen wissen. Sie besitzen in hohem Maß die Fertigkeit, sich zierlich und gewählt auszudrücken, und verlieren sie nie, auch nicht im heftigsten Affekt. Es mag in ihnen noch so gären, ihre seelischen Foltern mögen sie bis dicht an den Wahnsinn bringen, wie Phèdre z. B. — nie strömt ihre verzweifelte Zerrüttung naturalistisch in einem abgebrochenen, halbirren Stammeln aus, sondern sie stilisieren sie zu wohlgefügten Reden. Ihre Untergründe mögen noch so aufgewühlt sein. Der Wellengang oben ist nicht sehr stürmisch. Eine Ölschicht von Beredsamkeit glättet ihn.

Aber handelt es sich wirklich um Beredsamkeit, die sich um ihrer selbst willen entfaltet wie häufig bei Corneille? „Macht einmal solche Phrasen, die so durchgehend mit der Handlung verwebt sind, wenn ihr könnt“, rufen Keller und Hettner den Kritikern zu, die über den Phrasenmacher Racine spotten. Unterhaltung unter einem Kronleuchter, vielleicht; aber keine leeren Deklamationen. Denn fast jeder einzelne Alexandriner hat seinen dramatischen Zweck und dient der Menschengestaltung. So arm Racines Tragödien an äußeren Geschehnissen sind, so bewegt und kompliziert ist ihre innere, moralische Handlung, und die entwickelt sich im Lauf der Gespräche seiner Menschen, im Auf und Ab des Dialogs, in dem allmählich Stück um Stück ihre Persönlichkeit und ihr seelisches Erleben sich entschleiert.

Daß jeder ein kleiner Meister der Beredsamkeit ist, darf über die Wichtigkeit dessen, was sie reden, ebensowenig hinwegtäuschen wie der einheitliche Ton, in dem alle sprechen, ohne deutliche Unterschiede je nach der Stimmung und Stellung, ein Vertrauter und eine Dienerin kaum anders als ein Prinz und eine Fürstin. Für unser heutiges Empfinden fehlt die Abwechslung, die schon Lessing vermißte. Vieles in Racines Spra-

1) Siehe Heft 5.

che ist auch veraltet und verblaßt. Vieles erinnert peinlich an den Modestil der Zeit, der Racines Stil wie dem eines jeden Dichters seine Spuren aufgedrückt hat. Das sind die unvermeidlichen Runzeln, die das Geburtsdatum der Sprache verraten, ihre Wirkung im ganzen aber nicht zerstören können. Dazu ist sie zu lebendig, zu natürlich und schlicht. Die Stelzenpathetik, die Lessing, von Voltaire geblendet, an Racine tadelt, ist nur in den eingestreuten Modeschnörkeln zu finden. Gerade in den eindringlichsten Strophen quillt das Pathos unmittelbar von innen heraus; sie sind mit dem einfachsten Material gearbeitet, mit Worten und Wortfügungen des Alltags, frei von funkelndem Flitter, von rhetorischer Gedunsenheit, sie haben die letzte edelste Vollendung, die nicht mehr die Anstrengung erkennen läßt, durch die sie erreicht wurde.

Es ist seltsam, daß Johann Elias Schlegel, der Schüler Gottscheds, diese eigenartige Schönheit aus Racines Tragödie herausgefühlt hat. Gewiß er allein damals; denn was ein Gottsched bewunderte, das waren im Gegenteil die Spuren der Stelzenpathetik, die ja auch dem Frankreich des 18. Jahrhunderts als Glanzleistungen galten. In seinem Aufsatz von der Würde und Majestät des Ausdrucks in Trauerspielen [23]) lobt Schlegel eine Probe aus Bajazet als Muster idealen Stils. Er durchschaut, daß die Rede bei aller Majestät ungekünstelt und „niedrig" ist, daß Racines Stil überhaupt immer sagt, was gesagt werden muß, ohne Überladung mit Zierat und spitzfindigen Einfällen. Und seine Bemerkungen werden besonders interessant durch die Art, wie er sie veranschaulicht, indem er das Bruchstück doppelt übersetzt, einmal so, daß die ungezwungene Erhabenheit beibehalten ist, das anderemal so, wie es ihr zuwiderläuft, und zwar diesmal mit den Schablonen gottschedischen Schwulstes.

Am meisten Verwirrung in Deutschland hat die sagenhafte Schönrederei und Preziosität Racines angestiftet, soweit sie ihre Blüten in galanten Huldigungen treibt. Kaum ein Vorwurf wird so hartnäckig erhoben als der, daß seinen Helden (nach A. W. von Schlegels Witz) die Erbsünde der Galanterie [24]) anhaftet. Und wer in Racine blättert, bloß um sich eilends von der Minderwertigkeit der französischen Tragödien zu überzeugen, wird auf genug Bestätigungen stoßen. Blickt man aber genauer zu, so entdeckt man, daß seine Helden, die uns so modisch erscheinen, als kämen sie geradeswegs aus dem Salon einer Célimène, auf die Zeitgenossen sehr anders als auf uns gewirkt haben, daß die Stutzer von 1660 in einem Pyrrhus durchaus nicht ihr Ebenbild erkannten, ja, daß er sie so chokierte, daß Racine ihn nachträglich entschuldigen mußte, er sei leider nicht wie Celadon erfahren in den weltmännischen Formen der Liebe.

Taines Essai [25]) über Racine, einer seiner glänzendsten, aber einseitig und voll von gewaltsamen Verkürzungen wie alle, baut sich ganz auf dem Leitgedanken auf, daß Racines Theater nur die treue Spiegelung der höfischen Lebewelt um Ludwig XIV. bietet. Ob Taine ahnte, wie nahe er sich mit der deutschen Kritik, besonders mit dem Urteil Schlegels berührt? Beide wollen an Racine nur sehen, was reiner Louis XIV.-Stil ist. Schlegel tadelt die Tragödie deshalb, geärgert von der vermeintlichen Un-

23) Bei Antoniewicz S. 167 ff.

24) Werke VI 49.

25) 1858. In Nouveaux essais de critique et d'histoire (Paris 9e éd. 1909) S. 109 ff.

wahrhaftigkeit ihrer Talmi-Antike. Taine preist sie, weil sie durch und durch französisch und 17. Jahrhundert ist. Er träumt davon, einmal Racine in einem Salon von altadeligen Damen und Herren im Kostüm des 17. Jahrhunderts gespielt zu sehen. Dann (meint er) würde er ihn zum erstenmal wirklich sehen und könnte endlich glauben, ihn verstanden zu haben.

Beide haben recht, wenn sie bei Racine ausgeprägt moderne Züge feststellen. Doch vergessen beide, daß in seinen Menschen wie bei jedem Dichter, der nicht bloß für seine Generation schafft, mehrere Schichten untereinander lagern. Seine Helden und Heldinnen tragen antike Namen und sind trotzdem fähig, wie Franzosen des 17. Jahrhunderts zu empfinden, zart, ritterlich, manchmal leis christlich, und selbst ein roher Krieger wie Pyrrhus verschmäht es nicht zu schmachten und zu seufzen. Nur ist das, worin sie modern sind, nicht viel mehr als Firniß, Zeremonialstil, der ihr Seelenleben kaum beeinflußt. Wer in Pyrrhus oder in Phèdre, in Mithridate oder Hermione nur Modepupppen aus Paris und Marly sehen will, der steht entweder wie Taine im Bann einer These, die er um jeden Preis beweisen will, oder er unterscheidet nicht zwischen der Oberfläche und dem, was darunter steckt, er verwechselt Phraseologie mit Psychologie wie Lessing, Schlegel und ihr Gefolge. Oberfläche, äußerer Schliff, Benehmen, Phraseologie, die sind im Louis XIV.-Stil. Unter der Oberfläche aber ist ursprüngliches, warmblütiges, bis zur Wildheit leidenschaftliches Menschentum.

Das realistische, d. h. antike Kostüm, in dem Racine seit weit über einem Jahrhundert gespielt wird, ist stillos, ein unechter Putz. Wenn man ihn spielte wie zu seiner Zeit: die Helden mit majestätischen Perücken, mit Spitzenmanschetten und einer Spitzenkrawatte über dem Brustpanzer, bunte, langwallende Federn auf Hut oder Helm, die Heldinnen in spitzenbesetzten Gewändern mit langer Courschleppe, mit kunstvoll aufgetürmten Frisuren und dem Fächer in der Hand, würden wir ihn besser verstehen (nur nicht aus dem Grund, den Taine meint). Denn in diesem Kostüm sind erstens Anklänge an die Antike, der Racine fast überall den Rahmen, die Abenteuer seiner Helden entlehnt. Und sind zweitens Anklänge an die Prunktracht der aristokratischen Gesellschaft, die ihm Modell sitzt. Das ganze Kostüm aber mit seinem phantastischen Stilgemisch ist nicht datierbar, gehört keiner bestimmten Zeit und keinem bestimmten Volk an. Es ist zeitlos wie das, was den Kern seiner Menschen ausmacht. Was liegt daran, daß sie sich mit gemessenen Hofknicksen als prince und madame anreden, wenn unter den Perücken Menschen atmen, die uns Deutschen nicht weniger verwandt sind als den Franzosen des 17. Jahrhunderts und den Griechen des Trojanischen Kriegs, weil in ihnen die tiefsten und dauerhaftesten Schichten menschlichen Wesens Fleisch geworden sind?

Es ist bezeichnend, daß Racine so gern seine Stoffe aus der Mythologie holt. Der mythische Hintergrund, der Klang erlauchter Namen, die Erinnerungen, die durch ihn geweckt werden und die Racine mit wunderbarer Kunst in knappen, andeutungsreichen Visionen heraufzubeschwören weiß, das bringt in seine Tragödien ein großes, dekoratives Pathos, bereichert seinen eigenen dichterischen Zauber durch den Zauber des Mythus. Ungleich wichtiger aber ist für ihn, daß die Mythologie ihm gerade die Stoffe liefert, die er braucht, nämlich die Kämpfe und Verbrechen, die immer und

überall geschehen, unter jedem Himmel, vor zweitausend Jahren so gut wie heute, wo wir täglich von ihnen in der Zeitung lesen. Nichts ist in allgemeinmenschlichem Sinn wahrer, als es die Fabeln der Mythologie sind. Sie berichtet, in Sagenform verkleidet und vergöttlicht, vom Spiel der ursprünglichen Instinkte und Kräfte, die sich unverändert erhalten haben, mag sich die Oberfläche der Menschheit seit den Urzeiten noch so verändert haben; in ihr wird die elementare Schicht menschlichen Gefühlslebens offenbar, das Dunkle, Triebhafte, Tiermenschliche, das Racine vor allem anlockt.

Was Racine fast ausschließlich darstellt, sind Verbrechen und Katastrophen, entstanden aus Leidenschaft, und zwar fast immer aus derselben Leidenschaft, aus Liebe. Alles in seinem Werk dreht sich um Liebe, und von dem Schlagwort: Racine le peintre de l'amour führt nur ein kleiner Sprung zu dem anderen Schlagwort: der sanfte, zärtliche (doux, tendre) Racine, der Dichter süßlicher Liebelei. Wie dieses Vorurteil sich hat einwurzeln können, ist nicht leicht zu begreifen. Denn die Liebe in der charakteristischen Modeform, wie sie das müßige Gesellschaftsleben der preziös angehauchten Kreise ausbildete, die Liebe als Vergnügungsreise in ein rosiges pays de Tendre — sie findet man bei verschiedenen Dichtern um Racine, nur bei Racine nicht. Die Liebe, die Racine schildert, hat mit dem Salonideal seiner Zeit nichts gemein als ein paar Komplimente und anmutig modulierte Seufzer. Die Mitwelt Racines hat sich darüber weniger getäuscht als die Nachwelt, da seine Tragödien auf sie ähnlichen Eindruck machten als vor rund dreißig Jahren auf das europäische Publikum die Wirklichkeitsmalerei naturalistischer Dramen und Romane. Die Liebe, die Racines Menschen empfinden, ein Pyrrhus, eine Roxane, eine Hermione, eine Phèdre, und von der sie gleichsam besessen sind, ist Liebe als Verhängnis und Wahnsinn, eine sich zügellos austobende Raserei, die keine Überlegung, keine Satzung eindämmen kann. Sie ist im 17. Jahrhundert genau so anzutreffen wie in jedem anderen. Nur darf man sie nicht im Salon suchen, sondern muß die Geheimakten der Gesellschaft durchstöbern, z. B. die Protokolle des Prozesses gegen die Marquise de Brinvilliers und die Kupplerin, Giftmischerin und Engelmacherin Voisin.

Man muß ein bißchen unter dem Kanzleistil lesen können, um zu ahnen, wie weit Racines Verismus geht. Der gedämpfte, äußerlich beherrschte Ton seiner Menschen, die gewählte Sprache, die sie reden, mit ihren Andeutungen, Umschreibungen und Floskeln, wirft einen dünnen Schleier über das Menschliche, Rohmenschliche, Animalische in ihnen, ohne es ganz zu verhüllen. Racine wagt das Gewagteste, selbst das schamlos brünstige Werben einer Roxane. Er erobert so für die Bühne ein Stück menschlicher Psychologie, das niemand vor ihm und nur wenige seit ihm mit gleichem Ernst, gleicher Kühnheit und Wahrheit gestaltet haben. Und gerade darin liegt das Neue, das Große, was ihn nicht bloß von Corneille scheidet. Er entdeckt die Liebe, die mehr bedeutet als eine zufällige Verzierung heldischer Stoffe, mehr als eine lachende Girlande im blutigen Getümmel von Haupt- und Staatsaktionen.

Wie wenig die Liebe bei ihm Galanterie oder zartes Spiel süßer Regungen ist, zeigt nichts schlagender als die Tatsache, daß es beim „tendre" Racine nicht eine einzige Liebesszene von frohem, glücklichem, idyllischem Klang gibt. Wo

es einmal zu Liebesduetten kommt, da sind sie voll von Weh und Tränen, stets dasselbe bange, angst- und schmerzbewegte Zwiegespräch. Auch bei den zwei einzigen Paaren, deren Liebe mit ihrer Vereinigung endet. Xipharès und Monime, Achille und Iphigénie: sie werden glücklich sein, aber erst, wenn der Vorhang sich gesenkt hat. Racines Tragödien sind Tragödien einer unglücklichen Liebe, die nur Leiden, Elend und Zerstörung um sich verbreitet: und zwar meist Liebe, die nicht erst durch äußere Hindernisse unglücklich wird, sondern die ihrem Wesen nach unglücklich ist, entweder weil sie nicht erwidert wird oder gegen ein Sittengesetz verstößt. Alles was unglückliche Leidenschaft an Qualen verursachen kann, läßt Racine seine Helden erdulden, häuft Martern in immer neuer Steigerung auf sie, foltert sie durch Sehnsucht und Begehren, durch das Gefühl trostloser Verlassenheit, durch brennende Eifersucht und die bittere Vorstellung vom Glück der anderen, bis sie plötzlich im Übermaß der Schmerzen die Besinnung verlieren und in einem letzten Aufflackern ihrer Willenskraft sich selbst vernichten und den, um dessentwillen sie litten.

Liebe ist für Racine fast der einzige Hebel menschlichen Schicksals, fast die einzige Quelle der Tragik, seine Menschen sind fast alle nur auf diesen Trieb gestellt. Es fehlt seinem Drama daher die Mannigfaltigkeit der Leidenschaften. Aber was er so an Fülle und Breite verliert, gewinnt er an Vertiefung. Der Eindruck der Einförmigkeit mag vor seinen Männern entstehen, die regelmäßig die zweite Rolle spielen, neben den Frauen verblassen. Vor seinen Frauen nie. Sie sind verschwistert durch gemeinsames Erleben, aber jede ist von besonderer Art und Schönheit. Selbst seine drei großen Liebesheldinnen Hermione, Roxane und Phèdre sind so stark voneinander verschieden, daß die Formel: Verbrecherinnen aus Leidenschaft nur das allgemeinste ausdrückt, was sie verbindet. Es ist wohl immer dieselbe Liebe, aber sie wirkt in jeder seiner Frauen anders. Racines Psychologie baut sich auf schmalster Basis auf. Er seziert nicht die Seele seiner Menschen, leuchtet nicht in jeden Winkel hinein, legt nicht jede Faser bloß. Aber während sie anscheinend nur an Liebe denken, nur in ihrem Bann handeln, ohne einen anderen Impuls, verrät sich ihr Verborgenstes. Racine nimmt die Menschenseele immer im Augenblick höchsten Aufruhrs, wenn der Sturm unbezwinglicher Leidenschaft sie bis auf den Grund aufwühlt. Was dann an die Oberfläche quillt, das kann trübstes und dunkelstes Menschentum sein, manchmal auch reinstes und edelstes wie in Bérénice oder Monime. Aber es ist immer ein ganzer Mensch mit allem, was seine Seele enthält. Es sind keine Konstruktionen, keine abstrakten Träger von Eigenschaften, sondern Menschen so abgestuft und schillernd, so widerspruchsvoll und doch aus einem Guß, so vollständig und lebendig, wie das Leben selber sie schafft.

Von Racines Kunst der Seelendeutung, seherischer Beobachtung und Gestaltung, von seiner menschenschöpferischen Kraft konnte die Welt sich nichts träumen lassen, solange man Kunstwerke durch die Brillen des Rationalismus betrachtete und solange Racines Bewunderer selbst an ihm nur bewunderten, was mit rationalistischen Kriterien zu erfassen war. Und als im 19. Jahrhundert Racine in Frankreich nach der kurzen Verdunkelung während der Romantik wieder ausgegraben wurde, als man endlich erkannte, was an ihm jenseits von Klassizismus, von Romantik und von jeder Schulästhetik steht, was

an ihm einzig, einmalig und ewig ist, war es für uns bereits zu spät. Mitgefangen, mitgehangen! In Deutschland war Racine für immer abgestempelt zusammen mit Voltaire und den kümmerlichsten Epigonen des Klassizismus, als wäre er einer von ihrem Geist und Wuchs und wie sie im besten Falle eine Begabung, die Kunst durch Ordnung und Regelmäßigkeit zu errechnen glaubt, winzig vor dem lebendigen Genie eines Shakespeare.

VI.

Es tut weh zu hören, wie Lessing von Racine und Voltaire in einem Atem spricht, ohne die Abgründe zu ahnen, die (mehr als einer) zwischen den beiden klaffen. Es tut noch weher zu verfolgen, wie Goethe, der als Knabe Racine liebte, sich mit Voltaire abschindet, wenn er Werke des französischen Klassizismus eindeutschen und bei uns heimisch machen will. Aber es weist auf einen der Gründe hin, warum Racine uns so fremd geblieben ist, auf die Tatsache, die das Rätsel von Racines Schicksal in Deutschland wenigstens zum Teil erklärt.

Wenn man die Vermittlung der französischen Klassiker und Klassizisten in Deutschland überblickt, fällt sofort auf, wie stark Racine von Anfang an vernachlässigt wird.[26]) Seine Vernachlässigung springt ebenso in die Augen wie die Bevorzugung Molières, der ja als einziger die Vernichtung des Klassizismus überdauert und den man in Deutschland stets überschätzt hat, ausgenommen A. W. von Schlegel und wohl auch Lessing, der nicht das Maß verliert, wenn er ihn bewundert. Mit Molière können bei uns auch während der Hochflut französischen Einflusses nur Corneille und Voltaire wetteifern und auch sie nur annähernd. Racine steht weit hinter ihnen zurück, vielleicht sogar hinter Tragikern wie Thomas Corneille und Pradon. Er kommt zeitlich als letzter zu uns herüber, erst ganz am Ende des 17. Jahrhunderts und da nur durch Athalie. Er wird selten übersetzt und selten gespielt, obwohl berühmte deutsche Schauspieler und Schauspielerinnen gerne Rollen von ihm übernahmen. Man staunt z. B., wie schlecht er im Spielplan des weimarischen Theaters unter Goethes Leitung vertreten ist, wo allerdings Corneille und Molière nicht besser berücksichtigt sind. Ein paar Aufführungen von Mithridate in Bodes Übertragung und rund ein Dutzend Aufführungen der Schillerschen Phädra, das ist alles.[27])

Daß Racine von jeher vernachlässigt wurde, rührt daher, daß er so gut wie unübersetzbar ist. Molière kann verdeutscht werden. Dazu genügt die Biederkeit eines Baudissin, die Fingerfertigkeit eines Fulda. Wie sehr Racine sich gegen die Verdeutschung sträubt, wie ernste, beinahe unübersteigliche Schwierigkeiten sich auftürmen, hat kein Geringerer am eigenen Leibe erfahren als Schiller. Von Gottscheds Versuch, die Iphigénie zu verdeutschen, erwartet man nur eine armselige Verwässerung und Verhunzung.[28]) Und doch darf man mit ihm nicht zu streng ins Gericht gehen. Wenn er ganz gescheitert ist, liegt die Schuld nicht bloß an seiner persönlichen Unzulänglichkeit, sondern auch daran, daß die deutsche Sprache und vor allem der deutsche Vers damals für eine solche Aufgabe noch gar nicht reif waren. Aber

26) Vgl. Uehlin, Geschichte der Racine-Übersetzungen usw., besonders S. 54 und 110 ff.

27) Vgl. C. A. H. Burkhardt, Das Repertoire des weim. Theaters unter Goethes Leitung (Hamburg und Leipzig 1891) S. 141 f.

28) Im Druck erschienen Leipzig 1734. Vier Jahre vorher zum erstenmal in Braunschweig gespielt, sein „erster tragischer Versuch“, wie er selbst im Vorwort erklärt.

auch Schiller ist gescheitert wie Gottsched und andere. Was an seiner Phädra Schwung und Leben hat, gehört ihm selbst, ist schillerisch. Als Übertragung gibt sie nur ein blasses, entseeltes Abbild, aus dem keinem Leser ein Begriff von dem berückenden Zauber der französischen Tragödie aufdämmern wird.

Ende 1804 plante Schiller Racines Britannicus zu übersetzen.[29]) Im Dezember machte er sich an Phèdre, die er in wenig mehr als drei Wochen übersetzte. Er hatte, als er an die Arbeit ging, ein ernstes Hindernis vor sich: seine Abneigung, die es ihm nicht erleichterte, die sachlichen Hindernisse zu überwinden. Die Hauptschwierigkeiten waren für ihn wie für jeden deutschen Übersetzer metrische, und zwar zunächst, abgesehen von Reim- und ähnlichen Fragen, eine äußerliche, die Wiedergabe des französischen Alexandriners durch den fünffüßigen Iambus. Der französische Vers hat zwölf Silben, der deutsche nur zehn; er ist also zu kurz. Verlängert man aber den Sinn, läßt man ihn aus einer Zeile in die folgende übergreifen, so wird die Architektonik der Versreihe zerstört, die Einheit und Selbständigkeit des einzelnen Alexandriners, eine der wichtigsten Eigenschaften des klassischen Versbaus, die bedeutsam das klassische Ideal der Durchsichtigkeit und des scharfen Umrisses spiegelt. Dazu gesellt sich der ausgesprochen symmetrische Charakter des Alexandriners, den die Mittenbetonung und Mittenzäsur unabänderlich in zwei Hälften zerschneidet. Schon 1799 in einem Brief an Goethe hebt Schiller aus Anlaß des Mahomet hervor, welch bestimmenden Einfluß „die zweischenklichte Natur" des Alexandriners auf die Sprache, ja auf den Geist der französischen Stücke ausübt, in denen sich alles auf die „Regel des Gegensatzes" einstellt, die Charaktere, die Gesinnungen, da jedes Gefühl, jeder Gedanke in das Prokrustesbett der Versform gezwängt wird.[30]) Man sollte meinen, daß gerade diese Besonderheit, die übrigens bei Racine, im Vers wie sonst, bei weitem nicht so fühlbar ist als bei den andern Klassizisten oder bei Victor Hugo, Schiller nicht sehr widerstrebt hätte, da er selber ja entschiedene Vorliebe für paarmäßige und antithetische Anordnung hegt. Aber auch wenn er die Zweischenkligkeit gern nachgebildet hätte, die deutsche Form, deren er sich bedienen wollte, schloß sie aus; denn sie gestattet keine Betonung auf der Versmitte (der fünften Silbe) mit folgender Mittenzäsur.

Eine Möglichkeit wäre noch gewesen, die, es mit deutschen Alexandrinern zu versuchen. Aber der fünffüßige Iambus war bereits als dramatischer Vers durchgedrungen, der Alexandriner war von der Bühne verbannt worden. Und mit gutem Grund. Denn was man in Deutschland irrtümlich unter Alexandriner verstand (und z. T. infolge einer seltsamen akustischen Täuschung noch heute versteht), war nicht der französische zwölfsilbige Vers, sondern der sechsfüßige Iambus. Also ein Vers, der mit seinem alternierenden Wechsel von Hebung und Senkung ungleich klappriger, starrer und monotoner ist als der Alexandriner, so wie man ihn in Frankreich im 17. Jahrhundert vor Racine las (numerisch, nur mit zwei Betonungen auf der sechsten und zwölften Silbe), und den man überhaupt nicht vergleichen kann mit der reichen rhythmischen Gliederung und

29) Vgl. A. Köster, Schiller als Dramaturg (1891) S. 242 ff., der auch eine eingehende Analyse der Übersetzung gibt und aus den Überresten der Handschrift die Varianten mitteilt, S. 271 ff und 327 ff.

30) Briefwechsel 1794—1805 (Cotta 1829) V. Teil S. 188 f.

Vielgestaltigkeit, die sich aus einem Alexandriner Racines herausholen läßt, wo zu den unbeweglichen rhythmischen Gipfeln und Einschnitten in der Mitte und am Ende sich noch die beweglichen gesellen, die durch die syntaktisch-stilistischen Gipfel und Pausen vorgezeichnet sind.

Racines Wirkung ruht gewiß nicht allein, wie man ihm zu oft vorgeworfen hat, auf der Schönheit seiner Sprache und seines Verses. Aber diese Schönheit ist von der Gesamtwirkung nicht zu trennen. Sobald sie sich verflüchtigt, ist jene bedroht. Und der Künstler ist uns noch nicht geboren, der die Racinesche Musik umsetzen kann, ohne ihren Schmelz zu vernichten, dieses einzigartige Gebilde eines Verses von höchster rhythmischer, melodischer, lautmalerischer Kunst und einer Sprache, in der Einfachheit, Schlichtheit, die oft die Prosa streift, und Erhabenheit, Anmut, Würde und düstere Glut der Leidenschaft, Gemessenheit, Beredsamkeit und lyrisches Fieber sich vereinen.[31]) Racine ist unübersetzbar, genau wie ein Goethe und ein Mörike. Einbürgern läßt sich aber ein Dichter in fremdem Land nur durch Übersetzung, nie in der Ursprache. Das gilt von jedem, und doppelt von einem Dichter wie Racine, den eben die Vollendung seiner Form für den Ausländer, auch den mit seiner Sprache einigermaßen vertrauten, nur schwer zugänglich macht.

So wurde Racine nie heimisch bei uns. Er blieb ein Dichter, den man oberflächlich vom Hörensagen kennt. Es gibt Deutsche, die seine Größe gefühlt haben, Heine[32]) z. B. oder Grillparzer[33]), der

31) Treffend kennzeichnet M. Bernays Racines Stil a. a. O. S. 243.

32) Die romantische Schule. Werke hgg. von Elster. Bd. V 275 f.

33) Zur Literaturgeschichte. Werke (Stuttgart, Cotta) Bd. IX (1872) S. 216.

begeistert von ihm sagt: „ein so großer Dichter, als je einer gelebt hat". Aber sie sind dünn gesät. Und gegen die eingewurzelte, gefühlsmäßige Abneigung, gegen das entschlossene Nichtverstehenwollen können solche vereinzelte Lobhymnen ebensowenig ankämpfen als die gründlichere Verteidigung, die Hettner versucht hat, oder die durchdringende, fein und gerecht abwägende Charakteristik der Kunst Racines, die neuerdings Heinrich Morf in seiner Darstellung der romanischen Literaturen gegeben hat.[34]) Was am meisten auffällt, ist das widerspruchsvolle Durcheinander der Meinungen, die über Racine in Umlauf waren und noch sind. Goethe ist nicht der einzige, der sich ganz verschieden geäußert hat, bald unfreundlich, bald lobend.[35]) Sogar A. W. von Schlegel kann in seiner Franzosenfeindschaft einen Augenblick lang erschüttert werden, wenn er Phèdre durch Frau von Staël spielen sieht, kann hingerissen in den Bann von Racine geraten.[36]) Und bezeichnender als Lob oder Tadel, die so oder so zu Wort kommen, ist das Schwanken zwischen ihnen. Denn es spiegelt die allgemeine Unsicherheit und Ratlosigkeit, die man Racine gegenüber empfindet.

Der einzige französische Tragiker, der das Urteil über die klassische Tragödie hätte berichtigen können, wurde bei uns verworfen, ohne daß man ihn recht kannte. Vor dem einzigen, der an dichterischer Kraft mit jedem den Vergleich aushält, übersah man, weil man ihn nicht kannte, daß er Shakespeare ebenbürtig ist und daß beide die vollkommene Verwirklichung zweier entgegengesetzter Ideale und Welten bedeu-

34) Die Kultur der Gegenwart (Berlin u. Leipzig 1909) S. 242ff.

35) Annalen 1804. Goethe-Jahrbuch 1886 S. 226. — 36) Werke Bd. IX 267 ff.

ten. Das war Racines Verhängnis in Deutschland. Das war aber auch das Unglück für uns. Denn wenn wir uns überhaupt darüber einig sind, daß Kunst Besitz ist und daß wir fremde Kunst aufnehmen wollen, um unseren Besitz zu erweitern, so hat die Alternative: Racine **oder** Shakespeare keinen Sinn. Man kann wohl streiten, wer reicher sei: der, der Racine schätzt und liebt oder der Shakespeare schätzt und liebt. Aber das eine ist außer Zweifel: der reichste ist, wer Shakespeare **und** Racine schätzen und lieben kann.

Frankreichs Führer im geistigen Revanchekrieg.

Von Hermann Diels.

2. Émile Picard.

Seit dem 16. Jahrhundert hat sich die Mathematik in Frankreich einer ganz besonderen Pflege zu erfreuen gehabt. Der Rationalismus des französischen Geistes findet in dieser Wissenschaft seine besondere Befriedigung, und bis in die neueste Zeit hat dieses Land Forscher ersten Ranges auf diesem Gebiet hervorgebracht. Zwei solcher Koryphäen haben ihr Leben und Wirken bis nahe an oder bis in den Anfang des Weltkrieges erstreckt: Henri Poincaré und Gaston Darboux. Der erste, ein Vetter des Präsidenten der französischen Republik und Schwager des in dem vorigen Artikel behandelten Philosophen Boutroux, ist geborner Lothringer. Sein leiblicher wie geistiger Typus ist ziemlich unfranzösisch, man würde ihn eher für einen Süddeutschen halten. Er unterhielt auch gute Beziehungen zu Deutschland, dessen Sprache er beherrschte, und machte nicht lange vor dem Kriege eine Reise durch Deutschland, wo er vor seinen Fachgenossen Vorträge in deutscher Sprache hielt.[1]) Auch seine Schriften, die sich z. T. auch auf Physik, Astronomie und Philosophie erstreckten, fanden bei uns ein aufmerksames Publikum und sind teilweise in deutscher Übersetzung weit verbreitet worden. Ein nicht minder bedeutender Fachgenosse war Gaston Darboux, ein Sohn des Languedoc, ein wundervoller echtfranzösischer Typus. Der scharfe Blick seines Auges, die Schnelligkeit und Bestimmtheit seines Sprechens und seiner Bewegungen, die bis ins Greisenalter festgehaltene Jugendlichkeit seiner ganzen Erscheinung ließen eher einen Offizier als einen Professor in ihm vermuten. Trotz seines nie bezweifelten Patriotismus hatte auch Darboux wie Poincaré ein Verständnis für deutsche Wissenschaft und deutsches Wesen. Er gehörte zu den leidenschaftlichsten Verehrern Richard Wagners. So war er um die Jahrhundertwende der eifrigste Vertreter einer Verständigung und Zusammenarbeit mit Deutschland auf wissenschaftlichem Gebiete. Seiner organisatorischen Kraft und Geschicklichkeit, die er auch als Doyen seiner Fakultät und seiner Akademie bewährt hat, war es hauptsächlich zu danken, daß die internationale Assoziation der Akademien unter Mitwirkung des französischen Instituts zustande kam. Als Präsident der ersten Versammlung der assoziierten Akade-

1) Die am 22.—28. April 1909 in Göttingen gehaltenen Vorträge sind bei B. G. Teubner 1910 unter dem Titel erschienen: H. Poincaré, Sechs Vorträge über ausgewählte Gegenstände aus der reinen Mathematik und mathematischen Physik.

mien in Paris 1901 sah er seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt, und er blieb auch seitdem ein eifriger Förderer dieser internationalen Union. Als sich aber durch den Zusammenschluß der Entente die politische Weltlage änderte und der in Frankreich mühsam zurückgehaltene Chauvinismus wieder sein Haupt erhob, erschien Darboux, den jetzt auch ein schweres Leiden befallen hatte, nicht mehr als Vertreter der *Académie des Sciences* in den letzten Versammlungen der Assoziation in Rom (1910) und Petersburg (1913).

An seine Stelle trat sein Fachgenosse Émile Picard, der Schüler und Nachfolger des berühmten Mathematikers Hermite, dessen deutschfreundliche Gesinnung er freilich nicht erbte. Denn in den Verhandlungen der Assoziation zeigte sich sofort im Gegensatz zu Darboux sein engbegrenzter nationaler Horizont. Als gewandter Redner, dem die sonoren Worte seiner Muttersprache leicht zu Gebot standen, bekämpfte er z. B. den von seinem Vorgänger lebhaft gebilligten Plan der Berliner Akademie, der Assoziation dadurch ein größeres Betriebskapital zu sichern, daß Schenkungen und Stiftungen, die von privater Seite zu erwarten und in der Tat bereits angeboten waren, an irgendeine der assoziierten Akademien mit der Bestimmung eingezahlt würden, die Zinsen für Assoziationszwecke zu verwenden. Picard erklärte, seine Regierung würde nie erlauben, daß solche Gelder, die etwa den Pariser Akademien zufließen würden, für andere als französische Unternehmungen verwendet würden. Er fürchtete offenbar, daß bei der unheimlichen Betriebsamkeit der deutschen Wissenschaft diese den Löwenanteil an dem künftigen gemeinsamen Besitze davontragen würde. So fehlte der Wirksamkeit der Assoziation das finanzielle Rückgrat und das metallene Band, das die lockere Vereinigung fester zusammengeschmiedet haben würde. Denn auch die Wissenschaft kann nicht von der Luft leben.

Dieser patriotische Mathematiker, dessen wissenschaftliche Bedeutung übrigens nicht in Abrede gestellt werden soll, konnte natürlich, als die sehnsüchtig erwartete Stunde der Vergeltung schlug, nicht schweigen. Bereits 1914 gab der beständige Sekretär der französischen Akademie E. Lamy eine giftgrüne Serie von akademischen Revancheschriften unter dem Titel heraus *Pour la vérité.* Als Motto steht an der Spitze: „Die Deutschen haben die Losung: Deutschland über alles. Wir antworten nicht: Frankreich über alles. Frankreichs würdig ist nur die eine Losung: Die Wahrheit über alles." Es ist kein gutes Omen für die Befähigung oder den guten Willen jener Akademiker, die Wahrheit zu sagen, wenn gleich hier am Anfang wieder das unausrottbare Mißverstehen unseres herrlichen Liedes erscheint. Sehen wir nun zu, wie Herr Picard im zweiten Hefte dieser Sammlung sich bemüht, die Wahrheit über alles zu stellen!

Das Schriftchen führt den herausfordernden Titel: *L'histoire des sciences et les prétentions de la science allemande.*[1a]) Unter *science* wird natürlich nur der enge Kreis von exakten und Naturwissenschaften verstanden, der in der *Académie des Sciences* seine Vertretung gefunden hat, und auch von diesem Kreise berührt der Verf. nur willkürlich eine kleine Auswahl von Disziplinen, wo er glaubt, die zu Unrecht von der deutschen Wissenschaft okkupierten Provinzen seinem Vaterlande zurückerobern und die erlogenen Siege Deutschlands in ihr Nichts zurückweisen zu können. Mit ein paar flüchtigen Sätzen springt

1a) Mir liegt die zweite Auflage (Paris 1916) vor.

er über das Mittelalter hinweg, von dessen Sonderart er eine höchst unhistorische Vorstellung hat. Er verkennt die Einheitlichkeit der mittelalterlichen Zivilisation, welche die Anwendung des modernen Nationalitätsprinzips auf jene Zeit verbietet. Wenn er daher von dem keltolatinischen Einfluß redet, den Deutschland in jenen Zeiten von Frankreich, Italien und England erfahren habe, vergißt er ganz die Gegenrechnung aufzumachen und daran zu erinnern, was Frankreich auf allen Gebieten damals Deutschland zu verdanken hat. Er scheint auch nicht zu wissen, von wem sein Vaterland den Namen und die politische und soziale Verfassung erhalten hat und hält offenbar wie jeder Durchschnittsfranzose Karl den Großen für keinen Deutschen. Wenn daher ein Deutscher im Mittelalter etwas Hervorragendes leistet wie Albertus Magnus, so verdankt er dies nach Hrn. Picard seinem Studium in Paris, wie auch der erstaunliche Universalismus des Lionardo da Vinci der Pariser Universität auf ihr Konto gebucht wird (S. 9).

Der Glanz der französischen Wissenschaft und die Armut der entsprechenden deutschen Leistungen nimmt natürlich immer mehr zu, je mehr sich Hr. Picard der Neuzeit nähert. Da ist ein gewisser Copernic, der einen beachtenswerten Platz in der Geschichte der Astronomie neben Tycho de Brahe und Galilei einnehme. Aber der ist natürlich kein Deutscher, obgleich es doch unwiderleglich festgestellt ist, daß Kopernikus ebensowenig Pole gewesen, wie z. B. v. Harnack als Russe betrachtet werden kann.[2]) Nur ein Name findet sich hier auf deutscher Seite anerkannt, der Keplers: *un des plus glorieux de l'astronomie;* aber seine berühmten Gesetze verdankt er den Beobachtungen Tychos und seinem deutschen Bärenfleiß *(dix-huit années de pénibles et laborieux calculs).* Natürlich, wäre Kepler ein Franzose gewesen, würde er das Ziel dank seiner Genialität in 18 Monaten erreicht haben.

Die Fixigkeit des französischen Esprits gestattet dem Verf. bereits auf der zweiten Seite in das 17. und 18. Jahrhundert *à toutes les gloires de la France,* wie es in Versailles heißt, vorzurücken. Störend sind freilich für die Alleinherrschaft der französischen Wissenschaft in jener Zeit die Namen Newton und Leibniz und ihre die Mathematik umwälzende Entdeckung der Infinitesimalrechnung. Da nun aber Pierre de Fermat (1601—1665) bereits vor beiden bei seinem Verfahren, die größten und kleinsten Ordinaten der krummen Linien zu finden, eine ähnliche Methode angewandt hatte, so fällt nach Picard der Ruhm der Erfindung weder England noch Deutschland zu, sondern Frankreich. Allein wenn man auf diese embryologische Manier die Geschichte der Wissenschaften treiben will, muß die Priorität der Entdeckung noch etwas höher hinauf geschoben werden. Denn abgesehen von seinem älteren Zeitgenossen Descartes und den antiken Mathematikern Diophant und Pappus, die Fermat selbst anführt, ist es durch neuere Handschriftenfunde sicher geworden, daß bereits Archimedes das Infinitesimalproblem deutlich erfaßt hatte; seine Wurzeln lassen sich sogar in die Zeiten der Eleaten und Abderiten zurückverfolgen.

Nach einem Hymnus auf die *Mécanique céleste,* die als eine fast ausschließlich französische Errungenschaft des 18. und 19. Jahrhunderts gefeiert wird (doch fallen großmütig für den Engländer Newton, den Deutschschweizer Euler und den Deutschen Gauß ein paar Gnaden-

2) S. R. Sturm in Jahresber. der Deutschen Mathematiker-Vereinigung XX (1911) S. 161.

brocken ab), kommt er auf Cauchy zu sprechen, der durch seine Theorie der Funktionen komplexer Veränderlicher die moderne Arbeit auf diesem Gebiete ermöglicht hat; *c'est ce qu'on oublie souvent en Allemagne.* Hier zeigt sich, wie Hr. Picard seine Devise: Die Wahrheit über alles versteht. Genau das Gegenteil ist richtig. Die Deutschen haben Cauchys Verdienst durchaus anerkannt, während die Franzosen selbst es oft haben daran fehlen lassen.

Abgesehen von den Würdigungen anderer deutscher Mathematiker[3]) will ich nur die Worte anführen, die mein verstorbener Kollege Fuchs in seiner Rektoratsrede[4]) dieser Frage gewidmet hat: „Während Gauß das Verdienst zugesprochen werden muß, den komplexen Größen ihr Bürgerrecht in dem Reiche der Größen gesichert zu haben, ist es dem großen Mathematiker Cauchy vorbehalten geblieben, die bis dahin nur geduldete komplexe Größe zur Herrscherin der Analysis zu erheben: Cauchy, unser aller Lehrmeister in der Analysis, auf dessen Schultern alle, welche bis jetzt nach ihm diesem Gebiet ihre Kräfte zugewendet, gestanden haben. ..."

Man kann den Deutschen im allgemeinen nicht nachsagen, daß sie fremdes Verdienst neidisch verkannt und verkleinert hätten. Eher, daß das Fremde aus Höflichkeit zu nachsichtig und manchmal übermäßig hoch eingeschätzt wird. Dies ist auch Fuchs hier z. T. begegnet. Denn er wird erstens dem Einfluß nicht voll gerecht, den Gauß durch seine *Demonstratio tertia* von 1816 auf Cauchy ausgeübt hat. Ferner sind keineswegs alle Analytiker nach Cauchy von diesem Franzosen abhängig, wie Fuchs und Picard behaupten. Riemann, der für die Entwicklung der Analysis von 1850 an ausschlaggebend ist, steht unter dem Einfluß von Gauß, dessen Untersuchungen auf diesem Gebiete bis in das Ende des 18. Jahrhunderts zurückreichen, dagegen ist er von Cauchy fast ganz unabhängig. Es gibt hier zwei scharf ausgeprägte Linien der Entwicklung: die eine führt von Leibniz über Euler zu Gauß und Riemann, die andere von Newton über Lagrange zu Cauchy und Weierstraß. Es ist seltsam, daß gerade französische Mathematiker, zuerst Halphen, dann Tannery und Molk, neuerdings auch Borel und Painlevé, den Deutschen Weierstraß statt Cauchy in den Vordergrund gestellt haben, weil sie irrtümlich annehmen, alles, was unser großer Kollege in seinen Vorlesungen vorgetragen, sei auch von ihm zuerst gefunden worden. Ihm kam es auf die Sache an, und. historische Quellenforschung lag ihm fern. Niemand aber, der Weierstraß persönlich kannte, wird glauben, er habe Cauchys Entdeckungen sich aneignen wollen. Komisch ist es nun gar, wenn Hr. Picard andeutet (S. 24), die Deutschen würden wohl auch die *fonctions fuchsiennes,* die eine der schönsten Entdeckungen des französischen Mathematikers Henri Poincaré seien, ihrem Erfinder streitig machen. Aber schon der Name dieser Funktionen, der von Poincaré selbst herrührt, zeigt das Törichte dieser Verdächtigung.

Während Hr. Picard, der beredte Herold des französischen Mathematikergenies, die Verdienste seines Vaterlandes herausstreicht, verschweigt er z. B. die Namen Jacobi, Dirichlet, Eisenstein und Riemann. Er verschweigt, daß seit Gauß die Zahlentheorie fast ausschließlich auf

3) Brill und Noether, Jahresber. d. Deutsch. Math.-Vereinig. III (1894) S. 160—197. Schlesinger, ebd. XVIII (1909) S. 134f. und in seinem Handb. der Theorie der lin. Differentialgl. I (1895) S. 3ff.

4) Berlin 3. August 1900.

deutschem Boden gepflegt worden ist, wo Kummer, Kronecker und Dedekind zu nennen waren, er verschweigt ferner, daß Gauß, an dessen Namen er freilich nicht ganz mit Stillschweigen vorübergehen konnte, nicht bloß auf dem Gebiete der Mathematik, sondern auch in der theoretischen Astronomie, der Dioptrik, der Geodäsie, in der Lehre vom Erdmagnetismus und in der elektromagnetischen Technik (Telegraph) bahnbrechend gewirkt hat. Wo hat es überhaupt einen Franzosen gegeben, der sich mit dem mathematischen Genie dieses Deutschen messen könnte?

Wenn es mit der Unparteilichkeit des Herrn Picard auf dessen eigenstem Gebiete so eigentümlich bestellt ist, kann man sich denken, wie es mit seiner Orientierung auf Gebieten der Science bestellt ist, die seinem engbegrenzten Fachgebiete ferner liegen.

So beschuldigt er einen deutschen Chemiker *trop célèbre depuis quelques mois*, den Ruhm Lavoisiers, des Begründers der modernen Chemie, zu untergraben, weil er ihn beschuldige, Stahl das Wesentliche entnommen zu haben. Es hat ziemliche Mühe gemacht, den Namen dieses deutschen Chemikers festzustellen, da die mitgeteilte Charakteristik auf falsche Fährte leitete.[5]) Die Schrift von Duhem *La chimie est-elle une science française* (Paris 1916), die vermutlich die Quelle für Picard gewesen ist, zeigt, daß Wilhelm Ostwald in der Tat das Verhältnis von Lavoisier zu Stahl und zwar mit Recht beleuchtet und das *Suum cuique* zur Anerkennung gebracht hat. Man braucht nur Duhems Monographie zu lesen, um zu sehen, daß der Fortschritt von Stahl zu dem „Begründer der modernen Chemie" darin besteht, daß er die Vorzeichen + und — vertauschte. Man braucht nur statt „verlorenes Phlogiston" zu setzen „gewonnener Sauerstoff", dann hat man statt der „deutschen" Chemie von Stahl die „französische" von Lavoisier. Da nun der Sauerstoff keineswegs von diesem entdeckt worden ist, wie man aus seiner Darstellung früher vielfach schloß, sondern von Scheele und Priestley, so war es ein Recht historischer Forschung, darauf hinzuweisen, daß Stahls Theorie die Reform der Chemie durch Lavoisier, deren Verdienst nie ein Deutscher bestritten hat, wesentlich vorgebildet hatte. Übrigens kann man in jedem deutschen Lehrbuch, ja in jedem Konversationslexikon Lavoisier als Ausgangspunkt der neuen Chemie anerkannt finden.[6]) Unsere Chemiker haben jedenfalls den berühmten Franzosen ehrenvoller behandelt als seine eigenen Landsleute, die ihn in der Revolution guillotinierten!

Einen entgegengesetzten Streit entfacht Hr. Picard in bezug auf den ersten Hauptsatz der Thermodynamik (Äquivalenz von Wärme und Arbeit). Hier versucht er den allgemein anerkannten Begründern dieses physikalischen Grundgesetzes, Robert Mayer und Hermann Helmholtz, diesen Siegeskranz zu entwinden und zwei Franzosen auf das Haupt zu setzen. Schon im Jahre 1839 habe Seguin in seiner *Etude sur l'influence des chemins de fer* korrekte Ansichten über jenes erste Prinzip ge-

5) Die Verdächtigung, Ostwald habe die chemische Herstellung neuer Kriegsstoffe, die dem Heere der Alliierten so unbequem geworden sind, geleitet, ist unbegründet, aber sie geht auf eine in den französischen Zeitungen verbreitete Mitteilung des Chemikers und Senators P. Cazeneuve zurück, der Ostwald als „diesen Menschen mit den Brandkugeln" bezeichnete.

6) Ich nenne diese, weil Picard S. 22 behauptet, von diesen deutschen Enzyklopädien und Kompendien *plus d'un fausse l'histoire des sciences . . . ces sortes d'ouvrages ont fréquemment le souci de glorifier la science allemande.*

äußert, also vier Jahre ehe Robert Mayer mit seiner epochemachenden Arbeit hervortrat. Dies ist richtig. Aber bis zu einer quantitativen Bestimmung des mechanischen Wärmeäquivalents, die allein den springenden Punkt bildet, ist er ebensowenig vorgedrungen wie die zahlreichen Vorläufer auf diesem Gebiete, Rumford, Davy, Royet, Mohr u. a. Dieser entscheidende Schritt blieb Robert Mayer vorbehalten.

Aber Hr. Picard weiß noch einen anderen Vorentdecker zu nennen: Sadi Carnot. Hier liegt die Sache eigentümlich. Tatsächlich hat dieser ausgezeichnete Physiker das Wärmeäquivalent lange vor R. Mayer gefunden. Denn er starb schon 1832 und der erste Aufsatz des Heilbronner Arztes erschien erst 1842. Aber Carnot hatte seine Entdeckung wohl kurz notiert, aber nie veröffentlicht. Die betreffende Notiz fand sich vielmehr erst in seinem Nachlaß vor und wurde erst 46 Jahre nach Carnots Tod und 36 Jahre nach Mayers Veröffentlichung von H. Carnot, dem Bruder des Physikers, der französischen *Académie des Sciences* eingesandt und von dieser in den *Comptes Rendus* Bd. 87 S. 967 abgedruckt. H. Carnot deutet an, daß der vorzeitige Tod seinen Bruder verhindert habe, jenes Gesetz durch hinreichend sichere Proben festzustellen und daß er es aus diesem Grunde noch zurückgehalten habe. Allein wir durchschauen wohl richtiger den Grund der seltsamen Zurückhaltung. Sadi Carnot hätte, wenn er den entscheidenden Schritt hätte tun wollen, mit seinem bisherigen Lebenswerke, seiner berühmten und in den weitesten Kreisen anerkannten Wärmetheorie, welche die Wärme wie einen Stoff behandelt, brechen müssen.[7]) Wenn ihm also zu seiner Zeit dieses Opfer zu teuer schien oder wenn er selbst seiner neuen Rechnung mißtraute, so muß man aus diesem Verhalten die Konsequenz ziehen und ihm den Preis versagen, dessen Höhe er selbst offenbar nicht zu schätzen wußte. Jedenfalls darf man einen solchen Cunctator nicht, wie Picard es tut, als den Schöpfer der heutigen Thermodynamik betrachten. Was daher von seinem Schlußurteil zu halten ist: *il faut placer très haut Joule, Clausius et Helmholtz, mais Carnot les domine tous*, liegt auf der Hand. Wo liegt nun also die Prätention, bei der deutschen oder bei der französischen Wissenschaft?

Die Inferiorität der deutschen Wissenschaft, die der Verf. nun weiter in höchst flüchtiger, aber immer gehässiger Weise (z. B. Pasteur—Koch S. 28) dartut, wobei er nicht einmal den Namen Alexanders von Humboldt nennt, den die Franzosen sonst zu schätzen wissen, muß ihren tieferen Grund haben in der perversen „Mentalität" der Deutschen. Der Franzose und Engländer verläßt sich auf den gesunden Menschenverstand. Die Wissenschaft ist ihm nichts weiter als *le prolongement du sens commun* (S. 32). Das ist bei dem Deutschen oder wenigstens bei zahlreichen Deutschen nicht der Fall. Sie sind infiziert von dem Kantischen Subjektivismus. Die Gedanken, die der Mathematiker hierüber zum besten gibt, verdienen eine schärfere Beleuchtung, da sie umgekehrt lehrreichen Einblick in die Mentalität des Pamphletisten und vieler seiner Landsleute gewähren.

---

7) Ein Analogon hat diese Zurückhaltung einer wichtigen Entdeckung in der seltsamen und doch aus den konservativen Gewohnheiten des englischen Geistes begreiflichen Verheimlichung der Entdeckung der Differentialrechnung durch Newton, die zu dem ärgerlichen Prioritätsstreite zwischen ihm und Leibniz Anlaß gab. Einen ähnlichen Mangel an Mut finden wir bei Darwin.

Der Standpunkt, von dem aus Hr. Picard dem Königsberger Philosophen auf den Leib rückt, ist der des Empirismus, wie er aus der *common sense*-Lehre der schottischen Schule und Humes 'Positivismus bei William Hamilton, Stuart Mill, und Spencer in England, bei Victor Cousin und Comte in Frankreich sich weitergebildet und neuerdings in dem auch in Frankreich sympathisch aufgenommenen englisch-amerikanischen „Pragmatismus" die höchste Stufe der Entwicklung erreicht hat. Durch den Psychologen James ist diese geistlose Philosophie zu einer Waffe ausgebildet worden, die nach der offen ausgesprochenen Absicht des Amerikaners die gefährliche „Invasion" des deutschen Idealismus (d. h. der Kant-Hegelschen Ideen) in die englisch-amerikanische Gedankenwelt bekämpfen soll. Von den Grundsätzen dieser Entente-Philosophie aus betrachtet nun auch Herr Picard den Kantischen Subjektivismus. „Man weiß", so beginnt er, daß Kant in der Kritik der reinen Vernunft mit schärferer Formulierung die alte Weisheit der griechischen Sophisten wiederholt: „Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der Seienden, insofern sie sind, und der Nichtseienden, insofern sie nicht sind, wie Protagoras sagte." Dieses *on sait* ist bezeichnend. Man weiß vielmehr, wenigstens bei uns, daß der Kantische Gedanke mit Protagoras nichts gemein hat, weder mit Protagoras, wie ihn Plato und Aristoteles verstanden haben, noch auch mit dem, den einige deutsche Positivisten von Laas bis Theodor Gomperz als Erfinder des Positivismus gepriesen haben. Das Maß der Dinge ist nicht der Mensch, sondern das allgemeingültige Apriori der Sinnlichkeit (Raum und Zeit) und der Vernunft in den Kategorien und Ideen, das letzten Endes dadurch verbürgt ist, daß wir uns als vernünftige Wesen so theoretisch wie praktisch als Glieder des *mundus intelligibilis* denken müssen. Kants Lehre ist also aus rationalistischer Grundlage erwachsen und dieser Rationalismus ist eine Weiterbildung der Gedanken, die bei Plato, Descartes, Leibniz vorliegen, nur daß alle apriorischen Formen der spekulativen Vernunft lediglich Bedingungen möglicher E r f a h r u n g sind und über deren Grenzen nirgends hinausreichen.

Richtig ist bei Hrn. Picard, daß Kant in der Konsequenz seiner Lehre vom Raum im Gegensatz zu Newton die Geometrie für eine rein apriorische Wissenschaft erklärte und auch für die exakten Naturwissenschaften sowie die biologischen Disziplinen apriorische Bedingungen ihrer Möglichkeit annahm. Aber alles, was Hr. Picard hier richtig, aber breit auseinandersetzt, ist längst auf dem von Lobatschewsky, Bolyai und Gauß bereiteten, von Riemann, Beltrami u. a. weiter bearbeiteten Boden von Helmholtz eindringend ausgeführt und seitdem auch bei uns in weiten Kreisen anerkannt worden.

Bei dem Bestreben Picards und anderer moderner Franzosen, Kant gleichsam für den Sündenfall des deutschen Geistes, wie er sich in diesem Kriege in seiner ganzen Niedertracht gezeigt habe, verantwortlich zu machen, wird ein Doppeltes ganz übersehen. Erstens, daß Kant in weitem Umfange nicht bloß die deutsche Philosophie des 19. Jahrhunderts, sondern auch den französischen Rationalismus, insbesondere bei Renouvier und seinen Schülern befruchtet hat. Sodann vergißt Hr. Picard, indem er dem Entente-Empirismus den verstiegenen deutschen Kantianismus entgegensetzt, daß es auch in Deutschland eine starke empiristische Strömung gibt, die psychologisch durch Herbart, logisch

und erkenntnistheoretisch durch Comte, Stuart Mill und Spencer beeinflußt ist. Die vermeintlich rein deutsche Tendenz *de poser a priori des notions* (S. 36) ist allgemeinmenschlich. Es ist die rationalistische, der ebenso allgemeinmenschlich die empiristische die Wage hält. Diese Gegensätze bestimmen fast von der Wiege der philosophischen Entwicklung ab die Denkmöglichkeiten der Menschheit. Sie lassen sich nie unter einen Hut bringen. Aber unter allen Vermittlungsversuchen zwischen Rationalismus und Empirismus ist der Versuch Kants sicher der tiefsinnigste und der folgenreichste gewesen. Jedenfalls wird es der Menschheit mehr nützen, wenn sie ihren Geist in das Stahlbad des Kantischen Kritizismus eintaucht, als wenn sie auf dem komfortablen Sofa des Pragmatismus es sich wohl sein läßt.

In seinem letzten Kapitel wendet sich der Mathematiker der angewandten Wissenschaft zu. Die riesenhafte Entwicklung der deutschen Industrie, die unsere Feinde erstaunt und erschreckt hat, könnte, so meint er, auf den Gedanken bringen, daß dort wenn nicht in der Wissenschaft, so doch in der Praxis originelle Ideen entwickelt worden seien. Aber das sei ganz falsch. Deutschland habe zur Erfindung und Vervollkommnung der modernen Maschinen, Dampfmaschine, Dampfschiff und Eisenbahn, nichts beigetragen. Ebensowenig seien Photographie, Ballons, Flugzeuge, Unterseeboote, Telephon, Funkentelegraph deutsche Erfindungen. Selbst in der Kriegstechnik ist dort nichts Neues erfunden worden. Armes Deutschland! Wir glaubten bisher das erste Telephon (Reis) erdacht, den ersten elektromagnetischen Telegraphen (Gauß und Weber), die Schießbaumwolle, die Mutter des rauchlosen Pulvers, zuerst hergestellt (Schönlein, Böttger, Otto), das erste lenkbare Luftschiff, das auf längere Strecken brauchbar war, gebaut (Zeppelin) und sonst noch manches Nützliche der Welt gestiftet zu haben.

Daß wir nun gar in der Waffentechnik zurückgeblieben seien, die vom 14. Jahrhundert ab in Deutschland blühte, erscheint schon angesichts der Erfolge der Feldzüge im Jahre 1864, 1866, 1870, die doch zum Teil durch die Güte unserer Schußwaffen erzielt worden sind, eine wunderliche Behauptung. Der Verlauf des jetzigen Krieges wird inzwischen Hrn. Picard belehrt haben, daß die deutsche Waffenfabrikation nicht auf den Lorbeeren von Dreyse, Mauser und Krupp sen. geschlafen hat. Was das Unterseeboot angeht, das neben den Luftfahrzeugen der jetzigen Kampfweise ihren besonderen Charakter verleiht, so hat es überhaupt in keinem Lande vor diesem Kriege für unsere Zwecke verwendbare Unterseeboote gegeben. Die französische Regierung hat sogar 1907, da die früheren Motoren sich nicht hinreichend bewährten, Dieselmotoren für ihre Fahrzeuge aus Augsburg bezogen! Aber selbst diese genügten damals den hohen Anforderungen nicht, welche die deutsche Marine an ein aktionsfähiges Tauchboot stellen zu müssen glaubte. Erst seit 1911 ist es unablässiger Arbeit deutscher Ingenieure und Offiziere gelungen, ein für ernste Zwecke brauchbares Fahrzeug herzustellen und im Zusammenwirken aller wissenschaftlichen und technischen Kräfte die Waffe so zu vervollkommnen, daß sie ihre wichtige kriegerische Mission zu erfüllen imstande ist. Und nun gar die Geschütze! Wenn Hrn. Picard die aus 120 Kilometer Entfernung abgeschossenen Granaten in Paris um die Ohren fliegen, wird er wohl seine kühne Behauptung zurückziehen, Deutschland habe in der Kriegstechnik nichts Originelles hervor-

gebracht. Wenigstens stellt Hervé, der im Haß gegen Deutschland auch von Hrn. Picard nicht übertroffen wird, angesichts der Beschießung von Paris durch weittragende Geschütze[8]) die wütende Anfrage: „Warum sind es immer die Deutschen, die uns in kühnen Erfindungen der Kriegführung zuvorkommen? Besitzen sie allein den wahren Erfindergeist?"

In Deutschland hat man nie mit der Scheelsucht, die bei unsern Nachbarn sich regt, auf die Erfindungen in anderen Ländern geblickt, weil man aus der Geschichte weiß, daß solche Entdeckungen in der Regel weder in einem Kopfe noch in einem Lande konzipiert, vollendet und vervollkommnet werden. Verschiedene Talente, verschiedene Nationen müssen sich gewöhnlich bei der Ausgestaltung von neuen Errungenschaften der Wissenschaft und Technik die Hände reichen. Und wir sahen in diesem Wettbewerb der Kulturnationen ein schönes Zeichen des Kulturfortschrittes, der die besonderen Vorzüge gewisser Individuen und Völker zum Besten der Allgemeinheit nutzbar zu machen versteht. Wir waren z. B. stolz bei der Erfindung der Funkentelegraphie zwischen dem Engländer Maxwell, dem Begründer der neuen Theorie der elektrischen Wellen, und dem italienischen Techniker Marconi, der sie zum Sprechen brachte, die glänzenden Versuche unseres Heinrich Hertz einschieben zu können, ohne die jene technische Erfindung wohl nicht zustande gekommen wäre. Wir zeigten ferner durch die Vervollkommnung der drahtlosen Telegraphie, die sich an die Namen Slaby, Arco und Braun knüpft, daß wir auch hier nicht einfach kopierten, sondern das Übernommene zu bereichern und zu verbessern in der Lage waren. Wie soll denn überhaupt jener vom Ausland beneidete Aufschwung der deutschen Technik ohne eigene Ideen zustande gekommen sein? Hr. Picard freilich weiß es besser. Ideen kann nur ein Franzose und allenfalls der verbündete Engländer und Amerikaner haben. Deutschland nährt sich nur vom Nachmachen der fremden Muster und Erfindungen. Den Vorsprung seiner technischen Industrie verdankt es lediglich seinem Heere von Laboranten und Assistenten, die in riesigen Laboratorien auf Kommando eines Professors losprobieren, was sich in Ausarbeitung anderswo gefundener Stoffe und Methoden nunmehr betriebsam weiterentwickeln und für den Weltmarkt leicht herstellen läßt. „Ihr Bestreben", so schließt der patriotische Franzose, „ist, aus dem Menschen eine Maschine zu machen. Unser Planet soll eine ungeheure Fabrik werden unter der Oberleitung deutscher Professoren und Ingenieure und zugleich ein Zuchthaus unter der Knute des deutschen Militarismus. Dies ist der Zweck des gegenwärtigen Krieges, die Vision gelehrter Barbaren, deren Verwirklichung das Ideal der menschlichen Zivilisation vernichten würde, das so viele edle Denker träumen: jedes Volk solle zu dem gemeinsamen Werke der Humanität seine eigenen Eigenschaften hinzubringen, ohne eine Herrschaft zu beanspruchen, die nur den Fortschritt des Menschengeistes hemmen könnte."

Diese Vision eines wissenschaftlich-technischen Zuchthauses lebt ebenso wie das Gespenst einer pangermanischen Welthegemonie nur in den verängstigten Gehirnen der Revancheprofessoren jenseits der Vogesen und des Kanals.[9])

8) In der Victoire 25. März 1918.

9) Eine Äußerung, wie die folgende S. 20, mag noch im Wortlaut mitgeteilt werden. Sie wird nach dem über Boutroux früher

Bei uns dagegen ist jenes Ideal, jedes Volk frei, nach seinen Kräften, die Wissenschaft und die Kultur entwickeln zu lassen, nicht bloß ein Traum edler Denker, sondern in dem wirklichen Denken und Fühlen des ganzen Volkes lebendig. Jener Popanz vollends, den Hr. Picard uns zuweist, die Knechtung des einen Volkes durch das andere, lebt in der eitlen und herrschsüchtigen Seele der Franzosen, deren Ziel Picards akademischer Kollege Duhem am Schlusse seines Buches *La science allemande* in dem zynischen Worte enthüllt hat: *Scientia germanica ancilla scientiae gallicae*. Mit diesem Produkte akademischen Revanchekriegs wird sich unser nächster Artikel beschäftigen.

Bemerkten verständlich werden: *C'est donc par une étrange aberration que la race Germanique se proclame seule dans le monde capable de travailler au développement scientifique de l'humanité. Est-il possible de trouver quelques raisons à cette croyance de tant de cerveaux germains en leur supériorité? Sans doute, la démence collective, qui pousse le peuple allemand à se regarder comme un peuple élu chargé par son Dieu de diriger le monde, donne une explication d'ordre général, mais il importe d'indiquer des raisons plus particulières.*

Die Naturempfindung bei Kalidasa.[1]

Von Alfred Hillebrandt.

Der Sinn für die Natur reicht in Indien so weit zurück wie seine Literatur. Wandlungen, wie wir sie durchlebt haben, haben Indien nicht beherrscht; es hat die Sehnsucht nach der ruhigen Stille des Waldes bewahrt, in der die Büßer die Freiheit von den Sorgen des Daseins fanden, nach den heiligen Badeplätzen und Wallfahrtsorten, die seine Sagen verherrlichen, nach den Bergen, auf deren weißschimmernden Höhen Gaurī und Saṅkar thronen. Es hat den Zusammenhang mit der Natur besser bewahrt als manches andere Volk, dem durch die klimatischen Verhältnisse seiner Heimat und ihre natürlichen Lebensbedingungen das Zusammenleben mit der Natur nicht in gleicher Weise ermöglicht war. Der Inhalt seiner Dichtung spiegelt diese innere Beziehung zur Natur wieder und übertrifft hierin die deutsche Poesie. „Die Reiseliteratur der Kreuzfahrer" sagt Biese, „kommt über den reinen Nützlichkeitsstandpunkt gegenüber der Natur, über die Freude und Bewunderung der Fruchtbarkeit und Anmut kaum oder doch nur selten hinaus; das deutsche Volksepos erwähnt der Naturerscheinungen ganz selten, selbst die Form des Gleichnisses wird höchst spärlich verwendet. Hierin zeigt sich ein Fortschritt im höfischen Kunstepos, und leise klingt die sympathetische Naturauffassung in den Schilderungen Gottfrieds durch, welche in der Lyrik bisweilen einen kunstmäßigen Ausdruck gewinnt, indem der Dichter seine eigene Stimmung mit derjenigen in der Natur in Parallele setzt; im übrigen sind die Schilderungen der Minnesänger einförmig. Der Reiz der Natur selbst ohne alle Nebenrücksichten, die Freude an ihr um ihrer selbst willen ist der Zeit noch nicht erschlossen."

Trotz aller Künstelei, der die spätere Kāvyadichtung verfiel, hat diese sich so wenig von der Natur abgewendet oder abzuwenden gewagt, daß selbst die pedantischen Vorschriften der Poetik von dem Kunstdichter fordern, sein Werk

1) Aus einer später erscheinenden Schrift: Kālidasa, ein Beitrag zu seiner literarischen Würdigung. Kap. VI.

durch Beschreibung von Städten, vom Meer, von Bergen, von Sonnen- und Mond-Auf- und Untergängen, von Gärten zu schmücken. Der Preis der Natur beginnt in Indien mit den Liedern des Ṛigveda an die Morgenröte, der anmutigsten Göttin, die den vedischen Himmel ziert. Der Blick auf ihre ewige Wiederkehr gegenüber dem Wechsel der menschlichen Geschlechter hat diesen Hymnen eine Erhabenheit und Schönheit verliehen, die sie der besten Poesie alter Zeiten zur Seite stellt; neben ihnen steht ein feines kleines Liedchen an die Nacht. Schon für die Vedapoesie ergibt sich die Schwierigkeit einer guten Übersetzung, welche die Blüte nicht des Duftes beraubt. Lyrik ist im allgemeinen nicht übertragbar; nirgends ist so wie da die Sprache untrennbar von dem Gedanken, der sich nicht ohne Schädigung aus der sprachlichen Hülle lösen läßt, mit der er eine Wesenseinheit bildet. Auf die spätere indische Dichtung vollends, die man zu übertragen wünscht, könnte man das Wort Duschyantas anwenden, das dieser mit Rücksicht auf Sakuntalā im Bußgewande spricht: „Wer diesen ohne Kunst so schönen Leib der Buße unterwerfen will, der wünscht fürwahr mit dem scharfen Rande eines Lotosblattes die zarte Sami zu schneiden“: so erscheint jeder Vers mit dem Reichtum seiner Sprache, seiner wechselnden Melodie und Metrik im europäischen Kleide wie Sakuntalā im Bußgewande.

Jenes kleine Liedchen an die Nacht hat insofern eine besondere Bedeutung, als es dazu Parallelen in späterer Zeit gibt, die für die Geschichte der Naturempfindung von Bedeutung sind und durch den Vergleich zeigen, wie auch innerhalb des gegebenen Rahmens der Ausdruck der Naturanschauung wechselt. In einem Brāhmana erscheint die Nacht als Jungfrau mit Haarbusch, in der Hand die Fessel; in einem späten Liede als eine Büßerin, die einen Kranz aus Schädeln trägt: „Es scheint die Nacht gleich einer Büßerin; ihr Glanz ist gleich der Asche, womit diese sich bestreut; statt Knochen trägt die Sterne und liebt es so wie jene zu verschwinden. So wandert sie von Land zu Land; der Mond wird zu dem Schädel, in dem sie, als wäre es des Mondes Fleck, die Zaubersalbe birgt.“

Man sieht, wie die Naturerscheinung unter der Einwirkung einer kulturgeschichtlichen Erscheinung sich zu einem neuen Bilde formt und von der schlichteren Auffassung alter Zeit zu der nicht unpoetischen, wenn auch für unsern Geschmack gesuchten Darstellung der Nacht als schädeltragender Büßerin übergeht, ohne daß dadurch die Empfindung für die Natur selbst sich verliert.

Für die Zeit nach dem Veda können wir auf die Epen verweisen. Der große Dichter des Rāmāyaṇa hat seinem Werk durch die eingeflochtenen Naturbeschreibungen einen besonderen Reiz verliehen und die Natur in eine innere Beziehung zu dem seelischen Zustand seiner Helden zu setzen verstanden. An den Ufern der Mandākinī, in der Nähe des Tschitrakūṭaberges, weilt Rāma, der seines Thrones beraubte Königssohn, und sucht an der Schönheit der Natur Trost für sein Mißgeschick: „Nicht schmerzt mich mehr der Verlust des Reiches, nicht der Verzicht auf Freunde, seitdem ich, du Teuere, diesen lieblichen Berg gesehen. Sieh, wie die vielen Vogelscharen ihn umschwärmen; zum Himmel empor steigen seine erzerfüllten Gipfel, bald leuchten sie wie Silber, bald wie Blut, hier gelb, dort rot, bald wie Topas, bald wie Krystall oder Blüten des Ketaka. Tiere aller Art, Elefanten, Tiger und Hyänen beleben ihn; liebliche Wälder, voll von Blüten, Früchten und reich an

Schatten umgeben ihn und mehren seinen Reiz. Sieh, wie auf den Höhen die liebeslustigen Kimnaras sich paarweis vergnügen; ihre Schwerter und schönen Gewänder hängen sie an den Zweigen auf. Schau die lieblichen Plätze, wo die Frauen der Vidyādharas spielen. Wie ein Elefant, von dem der Brunstsaft strömt, scheint der Berg mit seinen Wasserbächen und niederstürzenden Quellen. Aus den Schluchten weht der Wind die Düfte der vielen Blüten her. Wer sollte sich nicht am Wohlgeruch erfreuen? Wenn ich mit dir, du Edle, und Lakschmaṇa hier viele Jahre lebte, würde mich keine Sorge treffen." Und er weist auf die Mandākinī mit ihrem lieblichen Gewässer, reizend durch die Anmut ihrer Inseln. Belebt von Wasservögeln, reich an Blumen, die Ufer bedeckt mit Bäumen voller Früchte und Blüten, so schimmert sie wie die Nalinī in Kuberas Reich. Lieblich sind ihre Furten, wohin in Scharen die Tiere zur Tränke ziehen, und erfreuen mein Herz. Rischis im Bastgewand, mit Flechte und Antilopenfell, baden in ihren Wellen. Die großen Weisen, die strenge Gelübde üben, verehren nach der Vorschrift mit hochgehaltenem Arm die Sonne. Mit seinen vom Wind erschütterten Gipfeln schreitet der Berg wie zum Tanze mit den Bäumen, die die Fülle ihrer Blüten über die Wasser streuen. Lieblich girrend lassen die Tschakravākas sich darauf nieder und singen ihr süßes Lied. Schöner ist der Anblick des Berges und der Mandākinī, als das Wohnen in der Stadt und dein Anblick. Tauche in ihre Wasser, als wäre sie eine Freundin, um zwischen Lotosblüten zu baden; die Stadtbewohner siehe in den Tieren, dein Ayodhyā in dem Berge, den es durchrauschenden Strom in der Mandākinī. Lakschmaṇa ist fromm und meiner Befehle gewärtig und du, du Treue, bereitest mein Glück. Ich vollziehe die heiligen Waschungen; Honig, Wurzeln und Früchte sind meine Nahrung, und, mit dir vereint, verlange ich nicht nach Ayodhyā, nicht nach dem Reich."

So sucht Rāma Sītās Schmerz zu verscheuchen und ruft die prangende Natur herbei, um ihre Sehnsucht nach dem Prunk der Königsstadt zu betäuben. Und als er, der Gattin beraubt, in den schimmernden Wäldern umherirrt, klagt er dem Bruder seine Einsamkeit: „Der Frühling, durchtönt vom Vogelsang, mehrt meinen Schmerz, da mir Sītā fehlt; dem kummererfüllten wird der Liebesgott zur Qual, zum Spott der Kukkuck, der zur Freude ruft; der singende Dātyūhaka an des Waldes lieblichem Wasserfall zur Pein dem Verliebten, mein Lakschmaṇa."

Der Sinn für die Natur war in Indien also längst erwacht und von seinen Dichtern bekundet, ehe der größte Meister seiner Poesie erstand. Kālidāsa sieht auf die Welt mit freudigem Auge, er verrät nichts von der Lebensverneinung, die Brüder und Schwestern der buddhistischen Gemeinden erfüllte und ihnen die poetisch nicht reizlosen Gāthās eingab, in denen sie die Nichtigkeiten dieses Lebens und dieses Leibes schildern. Er sieht Hain und Berg, Wasser und Blumen in ihrer Pracht und beseelt alles mit den Empfindungen seines Gemütes. Die Liebe wirft über die Natur ihr Zaubergewand und verklärt sie durch menschliches Glück und Leid. Kein Geringerer als Alexander v. Humboldt, der „das Naturgefühl nach Verschiedenheit der Zeiten und der Völkerstämme" in großem Überblick überschaut, nennt ihn einen Meister in der Darstellung des Einflusses, welchen die Natur auf das Gemüt der Liebenden ausübt. Man kann dem Liebesgott und dem Frühling keinen schöneren Tri-

umphzug bereiten, als Kālidāsa ihm im dritten Gesange seines Kumārasaṃbhava zu bereiten verstanden hat. Es bedurfte der Hand eines großen Dichters, dieses Bild zu entwerfen und zugleich den Rahmen zu ersinnen, in den es sich natürlich und ungezwungen einfügt.

Die Welt der Götter bedarf eines Retters. Er kann ihr nur aus der Verbindung Sivas, der im Himālaya strenger und weltabgewandter Buße obliegt, mit Umā, der Tochter des Bergesfürsten, erstehen, und kein anderer Gott mag Siva dazu zu bewegen als der mit dem Blumenpfeil. Indra wendet sich an ihn im Namen der Götter, und auf Indras Wunsch kommt Kāma herbei und fragt nach seinem Begehr. Er sei bereit, gegen jeden Feind Indras, der durch große Buße dessen Platz gefährdet, gegen jede Frau, die sich ihm versage, seine Waffe zu richten und verzage selbst vor Siva nicht, dürfte er den Frühling zum Gefährten wählen. Indra sagt zu ihm, Siva sei es gerade, auf den er seinen Pfeil richten solle: Die Götter nahen dir bittend; der Dreiwelt gilt dein Werk. Der Schuß mit deinem Bogen pflegt nicht sehr zu verletzen, und du bist von wunderbarer Kraft; auch ohne Befehl ist der Wonnemond dein natürlicher Gefährte. Der Liebesgott zieht hin, den Höhen des Himālaya entgegen, in denen Siva weilt; mit ihm zieht der alles belebende Frühling und Kāmas Gattin, Rati, die Liebeslust. Mit einem Zauberschlage ändert sich die Welt. In dem Walde bricht der Frühling an und stört die Andacht der Büßer, die darin wohnen. Die Sonne achtet nicht der sich abwärts neigenden Zeit und wendet sich dem Norden zu, gefolgt von lauen Düften, die der verlassene Süden ihr wie Seufzer einer Geliebten dem treulosen Manne nachsendet; der Asoka wartet nicht auf den Augenblick, wo ihn der Fuß einer Frau berührt, sondern erblüht alsbald in voller Pracht; die muntergewordene Bienenschar schreibt auf die pfeilförmigen Mangoblüten gleichsam des Frühlings Namen ein[2]); der farbenreiche Karṇikāra wird von Schmerz erfüllt, weil er trotz seiner Farbenfülle des Duftes entbehren muß; die Palāsaknospen, rot und sichelförmig wie der junge Mond, erscheinen wie Nägelmale, die der Frühling als Buhle im Liebesrausch den Wäldern eingegraben hat; Gazellen eilen, den Blick vom Staub der Piyālablüten verwirrt, voll Liebesübermut dem Wind entgegen auf die Wälder zu, deren alte Blätter niederrauschen. Die Biene summt der Liebsten nach zum Blütenkelch, um dort gemeinsam mit ihr Honig zu trinken, das Antilopenmännchen kraut mit dem Horn sein Weibchen, das vor Wonne beide Augen schließt, die Elefantenkuh reicht liebevoll dem Gemahl Wasser, das nach Blütenstaub des Lotos duftet, der Tschakravākavogel erfreut die Gattin mit dem von ihm halbverzehrten Lotosstengel; die Kimpuruscha singen und küssen in den Pausen das Antlitz der Geliebten, deren Augen im Rausch des Blütenweines rollen; die Bäume neigen ihre Zweige tief und umarmen, als wären es ihre Frauen, die Lianen, deren volle Blütenbüschel dem Busen, deren zarte Sprossen bebenden Lippen gleichen. In diesem Waldweben naht Gott Kāma der Rankenlaube, darin Siva in tiefer Versenkung weilt. An ihrem Eingang steht sein Diener Nanda, den goldenen Stab im Arm, zur Ruhe mahnend den Finger auf den Lippen, daß nicht Sivas Scharen des Meisters andachtsvolle Ruhe stören. Auf seinen Wink stehen die Bäume plötzlich regungslos, die Bienen

2) Der Pfeil wird mit dem Namen des Schützen bezeichnet; die Mangoblüten sind die Pfeile des Liebesgottes und die auf ihm Honig suchenden Bienen sein Namenszug.

verstummen, die Vögel schweigen, die Gazellen hören auf zu springen: wie ein Bild erscheint der ganze Wald.

Das ist volle Poesie, für uns nur leise getrübt durch die mangelhafte Kunst des Übersetzers, der die Farbe nicht festzuhalten und den ganzen Zauber nicht wiederzugeben vermag, durch den geringeren Reichtum unseres Vorstellungskreises und unsere an Blüten ärmere Natur. Hier ist keine leere Beschreibung, die Wald, Flur und Strom abzuzeichnen oder abzumalen sich bescheidet, sondern der Hauch des Dichters weht über die belebte und unbelebte Natur, erfüllt Wald und Flur, Berg und Strom mit dem Abglanz seines Empfindens und weckt sie zum erneuten Leben. Er entspricht der Anforderung, die Biese an ein lyrisches Gedicht stellt, daß der Duft der Seele darüber schweben, Natur und Geist in eins gewebt werden müssen.

Im vierten Akt der Sakuntalā beklagen Freundinnen der Königsbraut das Geschick, das der Fluch des erzürnten Büßers über sie heraufbeschwört. Das Vorspiel endet; ein Schüler Kaṇvas, aus dem Schlaf erwacht, tritt auf, um nach der Zeit zu sehen:

Sieh da! Es tagt! Es senkt zum Abendberge
Der Mond, der Herr der Pflanzen, sich hernieder,
Im Osten, von dem Morgenstern geführt,
Hat sich der Gott der Sonne schon erhoben.

Der Mond verschwand. Nicht mehr entzückt des Lotos Blüte
das Auge, das noch still von ihrer Schönheit träumt.
Wie schwer ist doch das Leid, das manchem Frauenherzen
Die Trennung vom Geliebten auferlegt.

Die Morgenröte färbt den Tau, der auf Karkandhublüten glänzt,
Der Pfau, vom Schlaf erwacht, verläßt der Hütte strohgedecktes Dach.
Vom Opferplatze, den sein Huf zerkratzt, erhebt sich schnell das Reh
und streckt, die Glieder dehnend, seinen Leib.

Der Mond setzt seinen Fuß aufs Haupt der Bergesfürsten,
Die Finsternis bezwingend schritt er hin durch Vischṇus Reich,
Jetzt sinkt vom Himmel er, nur matt erstrahlt sein Licht:
In tiefem Falle endet oft der Großen hoher Flug.

Wer von den Unvollkommenheiten der Wiedergabe absieht, wird in dieser Schilderung der Morgenstimmung, mit dem wiedererwachenden Tierleben und den eingeflochtenen Betrachtungen des Menschenloses die Hand eines feinsinnigen Dichters erkennen, der die Geschicke der von ihrem Gatten verstoßenen Sakuntalā andeutet und Natur und Seelenstimmung aufs feinste zu verflechten weiß. Sie erinnert an die Worte im zweiten Teil des Faust: „Hinaufgeschaut! der Berge Gipfelriesen verkünden schon die feierlichste Stunde, sie dürfen früh des ewigen Lichts genießen, das später sich zu uns herniederwendet."

Nicht minder wirksam zeigt sich Kālidāsas schildernde Kraft in der Beschreibung des Sonnenunterganges im Gandhamādanawalde, als Siva, auf goldenem Steine ruhend, der an ihn gelehnten Gattin die Herrlichkeit der Abendstunde malt: „In deine Augen hat der Herr des Tages (der Sonnengott), wie es scheint, der Lotosblumen Schönheit übergehen lassen; in ihren Winkeln glüht ein roter Schimmer. So läßt er den Tag schwinden, wie der Herr der Wesen diese Welt am letzten Tag... Sieh, wie der Sonnengott, am Saum des Westens schwebend, mit seinem Widerschein gleichsam die goldene Brücke über die Gewässer baut. Der verehrungswürdigen Gestalt des Sonnengottes, die über dem Abendberge schwebt, folgt die Dämmerung nach. Ging sie ihm beim Aufgang voran, wie sollte sie ihr nicht im Leide des Unterganges folgen! Dort strahlen rot und

gelb und fahl die Wolkenstreifen, als hätte sie die Abenddämmerung in den Gedanken ‚Du wirst sie sehen' mit dem Pinsel herrlich ausgemalt."

Der Wortlaut dieser Verse ist durch Stenzler ins Lateinische, durch Griffith ins Englische, durch Walter ins Deutsche übertragen worden. Es wäre zu wünschen, daß die Kunst eines Dichters sich dieses Stoffes bemächtige, um ein wenig von dem Farbenprunk des indischen Werkes für unsere Heimat zu gewinnen.

Der Dichter entfaltet die gleiche Kunst der Naturbeseelung in seinem Wolkenboten, der von Goethe das Geleitwort in unseren Kulturkreis empfangen und durch mehrfache, dichterische wie prosaische Übersetzungen, von denen die formvollendete Max Müllers, die wissenschaftliche von Schütz und die sehr sorgfältige von Fritze hervorzuheben sind, seinen Weg zu uns gefunden hat.

Weit entfernt von Alakā, der Stadt der Yakschafürsten, deren Paläste glänzen von dem Mond auf Sivas Haupte, wohnt, in die Einsamkeit verbannt, Kuberas Diener, der sich im Amt verging. Die Wolken steigen, die Regenzeit verkündend, auf, die die Wandrer aus der Ferne in die Heimat führt. In sehnsuchtsvollem Leid heißt er die eilenden Wolken der fernen Gattin die Botschaft bringen: „Dein Gatte lebt". Er beschreibt der Wolke den Weg, zur Heimat hoch im Norden. Froh begrüßt von den Kranichen, deren Paarungsfest mit ihrem Erscheinen naht, umschwärmt von den Königsschwänen, die auf ihrem Zuge zum Mānasasee sie bis zum Kailāsaberg geleiten werden, nimmt sie den Flug über die Bergesgipfel bis nach Alakā hin, wo ihr dumpfes Rollen sich mischt in den Trommelklang zu Sivas Ehren. Ihr Weg geht über den Valmīkaberg, über dem Indras Regenbogen steht und seine Farben über den dunklen Leib der Wolke wirft, über das Malaland, dessen frischumgebrochenes Erdreich ihr seinen Duft entgegensendet, durch die fruchtreifen Mangowälder am Amrakūṭaberge zum Vindhyagebirge hin, an dessen Fuß sich die Revā bricht und durch Dschambūwälder rauscht. Kālidāsa läßt uns die Pracht des Dasarnerlandes schauen, die Zäune weiß von den Blüten der Ketakas; in dichten Scharen bauen auf den heiligen Bäumen der Dörfer die Vögel ihre Nester, die Dschambūhaine hängen voll schwerer Frucht, und gern machen die Königsschwäne hier für einige Tage Rast. Der Dichter vergißt nicht die schlichte Weise der Landfrauen von Mala, die das kokette Spiel der Augenbrauen noch nicht kennen, die Liebeständeleien der schönen Städterinnen, er schildert die Pracht der blumendurchdufteten Schlösser von Udschayinī und der Paläste von Alakā, das der Berg wie eine Geliebte im Schoße trägt; er beschreibt die heilige Badestätte von Kanakhala, unweit von Hardvar, zu der einst die Tochter des Bergesfürsten niederstieg. Sinnig weilt sein Auge überall und spiegelt den Zauber seines Heimatlandes wieder, das die nahe Regenzeit zu neuem Leben weckt. Aber die Schilderung bildet nur den Unterton für den leisen Klang der Sehnsucht, des Verlangens nach der Gattin, der wie ein Duft über dem Ganzen schwebt. Petrarcas Lied:

Dort jenseit jener Alpen,
Canzone, wo der Himmel heitrer lächelt,
Wirst du mich wiedersehen, am Silberbache,
Wo unterm Blütendache
Ein süßer Duft aus Lorbeerzweigen fächelt:
Dort ist mein Herz und sie, die mir's genommen.

deutet den Inhalt des indischen Wolkenboten an.[3])

3) Übersetzt von Karl Foerster I. Teil, Leipzig 1851, Canzone 17, angeführt bei

Wald und Berg bedeuten keinen Schrecken. Gewiß sprechen die Dichter Indiens von den Gefahren des Waldes, der Tiger, wilde Elefanten und Schlangen birgt; Rāma schildert sie warnend Sītā: „Ich kenne kein Glück, ein Unheil ist der Wald"; aber in den Wäldern wohnt auch der höchste Friede, kräuselt sich der Rauch der Opferflamme frommer Büßer, breiten sich die stillen Gärten der Einsiedler mit ihren zahmen Antilopen und gepflegten Fruchtbäumen Eintracht kündend aus. Kālidāsa weilt dort mit besonderer Liebe. Duschyanta gewinnt Sakuntalās Liebe in der Einsiedelei des greisen Kaṇva und findet sein Söhnchen in Marītschas Büßerhain, Rāma zeigt Sītā auf ihrer Fahrt durch die Lüfte die großen Eremiten auf der Erde und verlegt die Erziehung der beiden Söhne Rāmas, ehe sie zum Opfer kommen und in der ergreifenden Szene dem unerkannten Vater das Rāmāyaṇa vortragen, in Vālmīkis Waldeinsiedelei. Seine Phantasie bevölkert die Berge, entsprechend indischer Anschauung, mit ungezählten Scharen von kleinen Halbgöttern und -göttinnen; die Berge sind der Sitz Sivas und die Heimat seiner Gemahlin, der Tochter des Himālaya. Die Gefühle Albrecht von Hallers, der die Lage Heidelbergs wegen der hohen Hügel unangenehm empfand, oder Winkelmanns, der sich bei der Durchfahrt durch die abscheulichen Alpen bedrückt fühlte, würden den Indern unverständlich gewesen sein.

Der Kumārasaṃbhava beginnt mit der Schilderung der Heimat der Umā. „Es wohnt im Norden der göttliche König der Berge, Himālaya genannt. Er taucht seinen Fuß in das Meer des Ostens und des Westens und steht wie ein Maßstab für die Erde da. Alle Berge machten ihn zu ihrem Kalbe, Melker war der Meruberg. Und sie molken für ihn aus der von Prithu beherrschten Erde leuchtende Edelsteine und mächtige Pflanzen. Der Schnee mindert die Schönheit dieser Quelle aller Edelsteine nicht; denn wo so viele Vorzüge sich vereinen, verschwindet ein einzelner Fehler, wie der Flecken des Mondes unter seinen Strahlen. Auf seinen Gipfeln trägt er rötliches Erz, das den Schmuck für die Nymphen bildet und wie ein vorzeitiger Abenddämmerschein auf den Wolkenstreifen sich abzeichnet." Die Verse zeigen die Neigung zu poetischer Verklärung und zur Belebung des Gebirges mit allerlei phantastischen Gestalten, die auf seinen Höhen ihr Spiel treiben, zu dem statt ölgefüllter Lampen selbstleuchtende Pflanzen ihren Schein in die Berghöhlen werfen. Kālidāsa spinnt um die Zinnen der Berge seine Träume; er ist schwerlich jemals in den Einöden des Hochgebirges gewandelt und hat seine Schluchten mit ihren Schrecken so wenig gesehen, wie das Meer befahren, dessen Tiere er nicht sehr sachkundig schildert.

Ein merkwürdiger Zug ist die Beschreibung der Landschaft aus der Luftperspektive. Wir sahen ein Beispiel schon im Wolkenboten, den der Yakscha auf die Länder und Ströme hinweist, die er auf seinem Zug nach dem fernen Alakā erblicken wird. Der Wagenlenker Indras, Mātali, fährt in der Sakuntalā den König durch die Lüfte über den Pfad der Winde: „Wie wunderbar", ruft Duschyanta aus, „erscheint die Menschenwelt bei der Fahrt hinab. Die Bergesgipfel tauchen auf, die Erde scheint daran hinabzugleiten. Die Bäume sind in ihre Blätter länger nicht verborgen, ihr Stamm erscheint, und deutlich wird der Strom, daß man sein Wasser wiedersieht. Bis auf einen schmalen Strei-

Biese („Die Entwicklung des Naturgefühls", Leipzig 1892, S. 148).

fen war vorher es verschwunden". Hoch über das Land hin fährt Rāma bei seiner Rückkehr mit Sītā und zeigt ihr in der Ferne das Meer, die Reihen der Palmenwälder, die „an dem Eisenrad des Meeres wie ein Staubstreifen sich hinziehen", die Büßerhaine und Stätten gemeinsamer Erinnerung. Die Schilderung erhebt sich zu großer Kunst, die unser Empfinden zwar durch die Fülle der oft seltsam und gesucht erscheinenden Vergleiche stört, aber das Herz des Inders ebenso wie seinen zu dieser Geschmacksrichtung erzogenen Geist erfreut. Wir können es noch verstehen, wenn aus der Höhe die Mandākinī mit ihrem klaren, langsam am Fuß des Berges dahinziehenden Strom „wie eine Perlenschnur am Hals der Erde" erscheint, empfinden aber den Vergleich eines Berges mit einem Stier, das Rauschen seiner Quellen mit dessen Schnauben, die Wolke am Bergesgipfel mit dem Schlammrest, den der Stier von seinem Spiel mit Erdhaufen noch an seinen Hörnern führt, als fremdartig und weit hergeholt; aber pictoribus atque poetis quidlibet audendi semper fuit aequa potestas!

Jüngste deutsche Dramen.

Von O. Walzel.

In knappstem Umriß sucht meine Fortsetzung von Wilhelm Scherers Geschichte der deutschen Literatur[1]) die Absichten der jüngsten deutschen Dramatiker zu verdeutlichen. Ich fühle mich um so mehr veranlaßt, ein paar begründende und näher ausführende Worte anzufügen, als ja der Vorstoß, den ich am 10. Mai 1917 zu Berlin im Beethovensaal für unsere Jüngsten wagte[2]), nicht ohne Nachwirkung geblieben ist. Damals aber konnte ich nur in allgemeinsten Zügen darlegen, warum es Bedenken wachruft, die unmittelbarsten Träger des Zeitgefühls und des Zeitbewußtseins von der Bühne auszuschließen. Wieweit das neueste deutsche Drama etwas zu sagen hat, was schon jetzt vernommen werden will, soll im folgenden angedeutet werden.

1) Berlin, Askanischer Verlag, o. J. (1918), S. 733ff.

2) Vgl. jetzt „Die Zukunft der deutschen Bühne. Fünf Vorträge und eine Umfrage, herausgegeben vom Schutzverband deutscher Schriftsteller" (Berlin, Oesterheld & Co. 1917) S. 9ff.

Von vornherein möchte ich das Mißverständnis abwehren, als verfolgte ich hier oder sonst die Absichten, die meist Äußerungen über allerneueste Kunst bestimmen. Im Gegenteil meide ich mit Willen Abwege, die sich bei solcher Gelegenheit leicht auftun. Vergangenheit und Gegenwart weisen sie auf. Seit langer Zeit bin ich gewohnt, die Kunst geschichtlicher Vergangenheit im Sinn der Gegenwart zu sehen und umgekehrt der Kunst der Gegenwart durch die Beobachtungen gerecht zu werden, die sich mir an Werken der Vergangenheit und an deren Schicksal ergeben. Wie Kunstwerke von ihrer Zeit aufgenommen werden, ist mir auf diese Weise klar geworden. Etwas Typisches läßt sich durchaus feststellen, in Zeiten höchster Blüte wie in minder begünstigten. Wo immer ein Schritt nach vorwärts gewagt wird, machen sich zwei Übertreibungen im Werturteil fühlbar. Sie stehen einander gegensätzlich gegenüber. Von der einen Seite wird das Neue wie etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes ausgebo-

ten und ihm alle ältere Kunst leichten Herzens aufgeopfert. Mit gleicher Zuversicht vertritt die Gegenseite die Ansicht, das sogenannte Neue sei gar nicht neu; ähnliches habe man längst versucht, ja es schon weit besser zu leisten verstanden.

Auf dem ersten Standpunkt steht der Tagesschriftsteller häufiger als der wissenschaftliche Vertreter kunstgeschichtlicher Betrachtung. Das Alte gegen das Neue auszuspielen, liebt der geschichtliche Forscher. Besonders in den Kreisen wissenschaftlicher Literaturforschung läßt sich das antreffen. Es ist, als wäre man übersättigt von der Fülle der Kunstleistungen vergangener Zeit und lehne müde jede Vermehrung eines Stoffes ab, der ohnedies durch Umfang und Vielgestaltigkeit an seinen Ergründer hohe Anforderung stellt.

Daß ich anders denke, brauche ich kaum zu sagen. Zugeben aber muß ich, daß diese Zeitablehner in gewissem Sinn recht haben, daß sie auch recht behalten gegen die Voreiligen, die sofort neuer Kunst nachrühmen, sie überhole alles Alte und mache es wertlos. Das gute Neue ist immer zum Teil ein gutes Altes. Die Möglichkeiten, die sich künstlerischer Betätigung eröffnen, sind viel zu enge umgrenzt, als daß der Umsturzlustigste alle Vergangenheit gänzlich verleugnen könnte. Weiterentwicklung führt auch auf dem Felde der Kunst wieder in die Nähe von Haltepunkten, die schon einmal bestanden haben. Nicht ein Kreislauf vollzieht sich. Er müßte alle Versuche, die Kunst weiterzufördern, zwecklos machen. Allein das Bild der Spirale, das längst auf alle Entwicklung angewendet wird, mag auch für künstlerische Entwicklung zutreffen. Auch Kunst kommt an höherer Stelle wieder über der Schicht zu stehen, die von ihr früher einmal betreten worden war.

Das erklärt die Wiedergeburt halb- oder ganzvergessener Künstler. Wenn heute die Wiedergeburt Klopstocks erwogen wird, so gründet sich die Erwartung, die sich da ausspricht, auf die Annahme, daß in der Gegenwart wieder etwas von dem Formwillen Klopstocks waltet, daß also Berührungspunkte zwischen der Kunst Klopstocks und der Gegenwart bestehen. Keinesfalls ist damit gesagt, daß Klopstock allen Wünschen unserer Zeit entspreche.

Solche Wiedergeburt kann hohe Bedeutung gewinnen. Einer unserer Neuesten bekannte mir, daß ihm Calderon ungeahnte Offenbarungen schenke. Gewiß hat Calderon längst deutsche Dichtung befruchtet. Doch nachdem die Romantik und mit ihr auch Goethe der Kunst Calderons gehuldigt hatten, trat Lope de Vega an seine Stelle. Lope wurde durch Grillparzer und durch österreichische Dichter, die sich an Grillparzer anschlossen, für das Drama des 19. Jahrhunderts ungemein wichtig. Auch Lope entzog sich allmählich unsern Blicken. Wenn jetzt Calderon einem deutschen Dichter zu einem starken Erlebnis werden kann, so heißt das natürlich nicht, daß deutsche Dichtung völlig wieder da stehen möchte, wo sie vor einem Jahrhundert stand. Jede Zeit liest etwas anderes aus einem Dichter heraus. Wohl aber bezeugt es, wie über Jahrhunderte weg Berührungen zwischen Künstlern sich auftun, und wie sehr auch der mutig Vorwärtsschreitende das gute Neue, das er schaffen will, dem guten Alten verwandt empfindet.

Trotzdem wird mindestens ein echter Künstler die Züge noch umprägen, die er in vollem Bewußtsein mit älteren Künstlern teilt. Selbst als Goethe sich ganz in die Formgebung homerischer Dichtung einleben wollte, entstand in seiner „Achilleis“ etwas recht Unhome-

risches. Schiller vollends war, als er in der „Braut von Messina" das griechische Vorbild am besten zu treffen meinte, der antiken Tragik, war dem „König Oedipus" von Sophokles in allem Wesentlichen durch ältere Werke schon viel näher gekommen.

Eine neue Verknüpfung überlieferter Züge ist noch an Werken zweiten und dritten Ranges ganz selbstverständlich. Die Mischungsverhältnisse bedingen das. Und ein wichtiger Bestandteil der neuen Mischung ist die Beziehung, die zwischen jedem Kunstwerk und seiner Zeit waltet. Bewußt oder unbewußt schenkt der Künstler seiner Schöpfung einen Tropfen des Zeitgefühls. Ja einzelne Auserlesene sind imstande, ihrer Zeit die jüngsten Bedrängnisse so scharf abzulauschen, daß ihr Werk wie eine Ahnung kommender Menschheit berührt. Sie sprechen aus, was vielen auf der Lippe schwebt. Der Dichter findet das erlösende Wort, das den andern versagt bleibt. Er ermöglicht den andern, sich selbst besser zu verstehen.

Unberechtigt ist mithin ein beliebter Vorwurf gegen alle Versuche, der Kunst neues Leben zu leihen: ganz zwecklos werde von dem glücklich Erreichten abgegangen und nur ein Umweg genommen, der schließlich wieder dahin zurückführe, wo die Kunst schon einmal gestanden hat. Nur scheinbar wird der Vorwurf bestätigt durch die Tatsache, daß meist auf eine Bewegung von ausgesprochen neuer Richtung eine entgegengesetzte folgt. Als nach dem Naturalismus eine Dichtung von gegensätzlichen Absichten in der sogenannten Neuromantik erstand, war wirklich zu hören, der ganze Naturalismus sei zwecklos gewesen; denn man kehre ja wieder zurück zu den Absichten der Dichtung, die vor dem Naturalismus geherrscht habe. Ich begnüge mich nicht mit dem Einwand, die Dichtung, die vor dem Naturalismus tatsächlich herrschte, sei minderwertig gewesen, und der Naturalismus finde einen Teil seiner Rechtfertigung in dem Tiefstand des Geschmacks der unmittelbar vorangehenden Zeit. Über diese Dinge spreche ich mich in meiner Fortsetzung von Scherers Werk hoffentlich mit genügender Deutlichkeit aus. Die guten Leute, die den Naturalismus zwecklos nannten, meinten auch wirklich etwas anderes. Sie glaubten, er habe nur weggelockt von unseren Klassikern, von Kleist, von Grillparzer und Hebbel. Dagegen faßten sie Hofmannsthals erste Dichtungen wie eine Rückkehr zu Grillparzer. Was Hofmannsthal mit Grillparzer verbindet, glaube auch ich heute wohl zu erkennen, besser als zu einer Zeit, da mir das Neue in Hofmannsthals Schaffen sich so überwältigend aufdrängte, daß ich das Alte darin kaum verspürte. Allein auch der junge Hofmannsthal baute wie die ganze Neuromantik weiter auf einem Boden, der vom Naturalismus gründlich umgeackert worden war. Vor allem aber barg sich in seinen Dichtungen so ungemein viel von den Wünschen und Stimmungen seiner Zeit, daß er notwendigerweise hinausgeführt wurde über alle Kunst, die vor ihm bestanden hatte.

Es gibt in echter Kunst kein völliges Beharren beim Alten. Beharren kann nur zu Versteinerung führen. Und nichts steht echter Kunst fremder gegenüber als Konvention. Kunst von höchstem Ewigkeitswert ist noch immer nicht so ewig, daß eine jüngere Zeit durch restlose Wiederaufnahme gleicher Kunst mehr brächte als sklavische Nachahmung.

Vielleicht ist Shakespeare wirklich der Gipfel aller dramatischen Betätigung. Ich weiß es nicht; mich fesseln solche Feststellungen absoluter Werte über-

haupt nicht, ich überlasse daher den Streit, ob Shakespeare oder Sophokles oder Racine die höchste Stufe bedeuten, gern andern. Angenommen aber, Shakespeare sei der Höhepunkt des Dramas, meint irgend jemand, daß Shakespeare, wenn er heute wiederverlebendigt zu schaffen begönne, schlechthin bloß so zu dichten brauchte, wie er es vor dreihundert Jahren gehalten hat? Nicht etwa nur einseitiger Historismus wehrt diese Zumutung ab. Seit Herder wissen wir zur Genüge (oder sollten es wenigstens wissen!), daß echte Kunst sich nicht ohne weiteres von einer Zeit in eine andere, nicht einmal von einem Lande in ein anderes übertragen lasse.

Ob ein Dramatiker der Gegenwart auch nur von ferne an Shakespeare heranreicht, kommt dabei gar nicht in Betracht. Dem Zeitgefühl von heute entspricht noch ein Dramatiker von geringem Können, wenn er nur wirklich dieses Zeitgefühl lebendig in sich trägt, besser als Shakespeare.

Das soll nicht etwa den Dichtern nahelegen, liebedienerisch ihrer Zeit und deren Neigungen nachzulaufen. Der Zeitinhalt, den echte Kunst in sich trägt, setzt sich aus vielerlei zusammen. Bezug auf geschichtliche oder politische Vorgänge, auf gesellschaftliche Bewegung, auf sittliche Ansprüche der Zeit: all das macht den Zeitinhalt noch nicht aus. Vielmehr ist noch wichtiger das Lebensgefühl einer Zeit; es kann sich zu einem bestimmten Weltbild steigern, das auf eine geschlossene Weltanschauung zielt.

Der Künstler sieht die Welt, wie die Vorgeschrittenen unter seinen Zeitgenossen sie sehen. Durchaus indes nicht bloß in dem gedanklichen Teil seiner Leistung tritt seine Art, die Welt aufzufassen, ans Tageslicht. Noch in der Weise, wie er rein künstlerisch gestaltet, noch in der künstlerischen Formung lebt sich sein inneres Verhältnis zur Welt aus. Daher ist sein Gestalten auch von dieser Seite bedingt durch seine Zeit.

Zwei Gegensätze lassen sich überhaupt in dem Verhältnis des Menschen zur Welt beobachten. Entweder wird sie von außen oder von innen genommen. Entweder gilt es, des Stoffes sich zu bemächtigen oder das verborgene Geistige herauszuholen. Entweder helfen die Sinne oder aber das Denken, ein Bild der Welt zu schaffen. Wie Erfahrung und Vernunft stehen sich die beiden Gegensätze gegenüber.

Sie bedingen den Unterschied, der zwischen zwei Richtungen wissenschaftlichen Erkennens besteht. Die beiden Richtungen können durch die Worte Materialismus und Idealismus ausgedrückt werden. Sie bedingen zwei Richtungen künstlerischen Gestaltens. Auch der Künstler kann entweder mit der Aufnahmefähigkeit seiner Sinne rechnen und etwas schaffen, das vor allem von den Sinnen aufgenommen werden soll. Oder er sucht ein Geistiges zu verwirklichen, das sich ihm verrät, und er rechnet darauf, daß, was vom Geiste kommt, auch durch den Geist erfaßt wird.

In stetem Wechsel folgen die beiden Möglichkeiten der Welterfassung aufeinander. Gewiß kann eine ganze Reihe verschiedener Möglichkeiten auch dann bestehen, wenn die Sinne am Werk sind. Genau so eröffnet geistiges Erfassen mannigfaltige Wege. Allein mögen noch so viel Zwischenstufen bestehen zwischen materialistischer und idealistischer Betrachtung der Welt, so bestimmt doch das Übergewicht der einen oder der andern Art der Weltbetrachtung die Richtung des wissenschaftlichen Forschers wie des Künstlers. Auf dem Gebiet des Erkennens wie auf dem des künstlerischen Formens herrscht im wesentlichen einmal der Stoff, ein andermal der Geist.

Und zwar decken sich im allgemeinen die Zeitabschnitte, in denen wissenschaftliche Forschung und Kunst gleiche Wege gehen. In Zeiten materialistisch gerichteter Forschung schafft auch der Künstler materialistisch. Umgekehrt betätigt sich gleichzeitig wissenschaftlicher und künstlerischer Idealismus.

Idealistische Zeitalter erheben überdies auf wissenschaftlichem und künstlerischem Gebiet höhere Ansprüche an das sittliche Wollen und an das religiöse Gefühl. Der Materialismus hat für Ethik und für Religion wenig Anteil übrig.

Wohl nennt auch er sich Weltanschauung. Tatsächlich leugnet er indes die Möglichkeit einer umfassenden und geschlossenen Weltanschauung im strengeren Sinn des Worts. Mindestens verlangt er von seinen Anhängern nicht, daß ihre wissenschaftliche Überzeugung vom Wesen der Welt auch die Grundsätze ihrer Lebensführung bestimme. Er läßt zwischen Erkennen und Sittlichkeit, zwischen Wissenschaft und Religion eine weite Kluft offen. Er verwirft jeden Versuch, diese Kluft zu überbrücken.

In allem Wesentlichen materialistisch gerichtet war bis vor kurzem unser Verhalten. Wohl hatte der Materialismus seine einseitigste Form noch im Verlauf des ausgehenden 19. Jahrhunderts aufgegeben. Doch Positivismus und Relativismus, die Denkformen der Wissenschaft in den letzten Jahrzehnten, standen dem Materialismus immer noch sehr nahe und wandten sich gleich ihm gegen ein idealistisches Weltbild.

In dieser Luft bin auch ich aufgewachsen. Wohl ließen wir uns ungern von Ältern vorwerfen, daß uns der Idealismus fehle. Allein den Mut des Idealismus, eine geschlossene Weltanschauung zu schaffen, hatten wir nicht. Und wir lächelten über die Menschen, die diesen Mut hatten. Wie Phantasten erschienen sie uns. Wir waren stolz, die Schwierigkeiten, die einer einheitlichen Weltanschauung im Wege stehen, besser zu erkennen. Wieviel seelischer Schwung sich mit dem Zugeständnis, daß der Mensch eine grundsätzliche Regelung seines sittlichen und religiösen Gebarens nicht zu erzielen vermöge, in den Menschen meiner Altersstufe verband, mit welcher Verehrung wir zu unsern Führern emporblickten, die sich zu gleicher Anschauung bekannten: das weiß nur, wer um 1880 jung gewesen ist.

Das Große des Augenblicks, in dem wir jetzt leben, ist der Beginn einer Abkehr von aller materialistischen Weltbetrachtung. Das Weltrad setzt sich in Bewegung, wieder einmal eine der großen Umdrehungen zu wagen, die den Menschen von dem einen Weltbild zu dem gegensätzlichen leiten. Der Idealismus will wieder die Zügel in die Hand nehmen, will wieder Herrscher werden, wie er es um 1800 war. Wiedererwacht ist der Mut, Erkennen, Sittlichkeit und Religion zu einem einheitlichen Ganzen zu verschmelzen.

Ursache ist sicherlich auch die mächtige seelische Wirkung, die der Krieg auf die deutsche Jugend ausübt. Schon bekommt man von den Wortführern deutscher Jugend zu hören: wer als junger Mann draußen im Schützengraben gelegen hat, dem kann das Weltbild der letzten Vergangenheit nicht länger genügen.

Doch verlangt wurde die Abkehr von der grundsätzlichen Weltanschauungslosigkeit schon vor dem Kriege. Und heute ist nicht nur die Jugend tätig, eine neue Weltanschauung aufzubauen. Von verschiedensten Seiten wird mit Hilfsmitteln, die sogar sehr gegensätzlich sind, an dem großen Werke gearbeitet. Weit ist ja der Weg von Hermann Bahr zu Walther Rathenau. Kaum dürfte

ein zweiter aus der älteren Schicht die Forderung eines neuen Idealismus so folgerichtig in steter Berücksichtigung des mechanisierten Daseins der Gegenwart durchgeführt haben wie Rathenau in seinem Buche „Von kommenden Dingen" aus dem Jahre 1917. Wie ernst und wie streng die Ansprüche sein mögen, die von Rathenau erhoben werden, er steht so festen Fußes auf dem Boden unserer Zeit, daß er den Eindruck nicht zuläßt, er wolle neben unserer Gegenwartswelt etwas Schönes und Wertvolles, aber Undurchführbares aufbauen.[3]) Das ist die große Gefahr aller Pläne von einer künftigen idealistischer gesinnten Menschheit, die minder stark in der bestehenden Wirklichkeit verankert sind: daß sie Träume bleiben, Wünsche und Hoffnungen einer wagelustigen Jugend, die frischen Mutes die Schwierigkeiten ihres Beginnens unterschätzt. Für Rathenau besteht diese Gefahr nicht.

Sicherlich aber gibt das Gefühl, unmittelbar aus tiefaufwühlendem Erleben zu neuen Zielen emporzusteigen, der Jugend von heute einen machtvollen Aufschwung. Es ist der Geist, von dem die jüngsten Dramatiker Deutschlands erfüllt sind. Zugegeben sei, daß sich vorläufig das alles noch mehr verneinend als bejahend in der neuesten Dichtung kundgibt. Häufiger wird gegeißelt, was verschwinden, als verraten, was kommen soll.

Auf bloße Bekenntnisse weltanschaulicher Art läuft es nicht hinaus. Der enge Zusammenhang zwischen Weltbild und künstlerischem Formen bewährt sich auch hier. Nach geistiger Tat sehnt sich die neue Jugend. Sie bleibt nicht länger stehen bei dem empfangenden, hinnehmenden Verhalten einer materialistisch bedingten Kunst, die nur Eindrücke wiedergeben will. Sie langt nach anderem und nennt die Kunst, die der Eindruckskunst ein Ende setzen will, Ausdruckskunst. Wieder darf ich auf meine Fortsetzung Scherers verweisen, die diese Zusammenhänge klarzustellen sucht. Dem weltanschauungslosen Impressionismus soll ein Expressionismus von geschlossener Weltanschauung die Herrscherkrone abnehmen. Das scheint mir der wahre Sinn der vieldeutigen Schlagworte zu sein, die heute im Schwange sind.

Der Impressionismus ist ohne Zweifel nicht ungebrochenste künstlerische Folge einer materialistischen Weltanschauung. Vielmehr war unter seinen nächsten Vorstufen schon manche dem Materialismus weit näher gekommen. Doch in der Entwicklung einer Weltbetrachtung, die sich dem Idealismus entgegenstellte, war im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ungefähr die Stufe erreicht worden, auf der innerhalb der Entwicklung einer realistischen Kunst die Eindruckskunst stand. Verfeinerter Materialismus und verfeinerter künstlerischer Realismus reichten einander die Hände. Bedeutete diese Verfeinerung eine höchste Steigerung, so hatte sie zugleich schon manches aufgegeben, was sie völlig vom Idealismus schied. Mit andern Worten: unter den realistischen Künstlern, die vor der Eindruckskunst auftraten, stehen viele dem Materialismus weit näher als die Impressionisten. Der Materialismus in seiner gröbsten Form mag der Kunst überhaupt nicht viel zu bieten haben. Wo er herrscht, sehen sich wichtige Voraussetzungen künstlerischen Schaffens lahmgelegt. Die künstlerische Umsturzbewegung, die in Deutschland am Ende der achtziger Jahre einsetzte, kehrte sich sogar wesentlich gegen eine Kunst, die nur Materialismus atmen wollte. Sie zog einen Teil der Kraft, die

3) Vgl. Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau vom 23. Mai 1917, Nr. 119.

sie zu einem Aufschwung befähigte, aus dem Bewußtsein, Kunst wieder in höherem Sinn zu fassen als der Materialismus.

Die Jünger der neuen Ausdruckskunst, die Apostel eines kommenden Idealismus sehen sich daher nicht dem eigentlichen dichterischen Materialismus gegenübergestellt, sondern seiner abgeschwächten und zugleich vertieften und verfeinerten Gestalt. Jung, wie sie sind, wissen sie nicht aus eigener Erfahrung, sondern bestenfalls nur vom Hörensagen, wie viele von ihren Wünschen durch den Impressionismus einer Erfüllung schon nähergebracht worden waren. Sie spüren nur den Gegensatz und nicht das Vermittelnde. Sie hätten wahrscheinlich nicht den frohen Mut, umzustürzen und neuaufzubauen, wenn sie der Dankesverpflichtungen sich bewußter wären, die ihnen jüngste Vergangenheit auferlegt. Sie sind darum oft ungemein ungerecht gegen die großen Leistungen von gestern.

Mich bedrückt es, wenn ich im Kreise unserer Jüngsten von Gerhart Hauptmann reden höre. Er ist ihnen die Verkörperung der Dichtung von gestern. Ihm stellen sie ihre Absichten entgegen. Ihm sagen sie nach, daß er diesen Absichten auch nicht von ferne entspreche. Er ist ihnen der Inbegriff des Überwundenen, nicht bloß der Kunst, die überwunden werden soll.

Er erschiene ihnen anders, wenn in seinem vielgestaltigen Schaffen die Züge einer nichtidealistischen Eindruckskunst minder vollständig sich zusammenfänden. Gerhart Hauptmann ist derart Schulbeispiel für die Gebärden der Eindruckskunst, daß es keine Ungerechtigkeit bedeutet, wenn er allein als Typus des deutschen Dramas der jüngsten Vergangenheit gefaßt und neben ihm eine lange Reihe von Dichtern nur gestreift wird, die gleichfalls bezeichnende Vertreter der Eindruckskunst sind, dem Begriffe der Eindruckskunst aber nur wenige neue Züge schenken. Ich meine Hofmannsthal, Schnitzler, Bahr, Halbe, Hirschfeld, Hartleben, dann Hardt, Schmidtbonn, sogar Stucken.

Als ich der zweiten Berliner Aufführung der „Winterballade" anwohnte, hatte ich zuletzt, so mächtig das Werk in mir nachklang, eine stark empfundene Vorstellung der wesentlichen Züge, die heute von der Jugend an Hauptmanns Schöpfungen vermißt werden. Heute soll der Dichter auch im Drama sich zu einer geistig bestimmten Sittlichkeit bekennen. Hauptmanns Tragödie verzichtet auf alle Betonung eines sittlichen Standpunkts. Noch mehr: er leiht dem berechtigten Wunsche, Missetäter bestraft zu sehen, den Anschein persönlicher Leidenschaftlichkeit. Zunächst wirkt das wie ein geschickter dramatischer Griff, der zugleich den bedrückenden Anschein nimmt, alles laufe auf ein Detektivdrama hinaus. Nicht eine Verstandesfrage wird in Bewegung gesetzt, sondern ein Mensch, der stark fühlt, leidenschaftlich auch noch gegen irdische Gerechtigkeit sein Recht verficht und seelisch ungebrochen etwas wie Blutrache für sich in Anspruch nimmt.

Allein gerade diese künstlerisch wohlberechtigten und stark nachfühlbaren Ansätze gelangen zu keinem kraftvollen Abschluß. Es ist wie ein Verpuffen. Die eigentlichen Missetäter entziehen sich reuelos der Verfolgung. Und ihr Verfolger begnügt sich am Ende, dem Walten der Nemesis zuzusehen, die den Mindestschuldigen der drei Mörder trifft. Das ist ohne Zweifel lebensecht. Es will indes nicht das Groteske menschlichen Daseins grell beleuchten: daß Unrecht häufig unbestraft bleibt und Recht sich nicht immer durchsetzt. Vom sittlichen Standpunkt könnte mehr verlangt werden, als

daß nur der feinfühligste der drei Mörder dank seinem Mangel an seelischer Kraft zugrunde ging.

Ein Seelisches tritt damit an die Stelle eines Sittlichen. Im Mittelpunkt von Hauptmanns Stück stehen die Seelenvorgänge Sir Archies. Der Seelendeuter Hauptmann ist am Werk, und zwar in völliger Abweichung von der stofflichen Vorlage. Wohl spielen bei Selma Lagerlöf die seelischen Vorgänge, die als Folge der Tat in Archie auftreten, auch eine wichtige Rolle. „Herrn Arnes Schatz" hüllt diese Vorgänge, märchenhaft wie die ganze Erzählung geformt ist, in das Gewand balladenhafter Gesichte. Archie erblickt — wie in andern Balladen der Verführer die tote Verführte — das Mädchen, das er gemordet hat, in der Gestalt eines verfolgenden Gespenstes. Gleichgültig ist, ob Selma Lagerlöf den Glauben an Gespenster in der märchenhaften Erzählung durchaus ernst nimmt oder ob alles nur Phantasiegebilde nordisch seherhafter Menschen sein soll. Hauptmann bewahrt zwar den Balladenton, läßt indes alles Wunderbare beiseite. Archie wird bei ihm ausschließlich nur das Opfer seiner seelischen Vorgänge, die in dem Augenblick krankhaft werden, da er Berghild tötet, um sie nicht von roherer Hand gemordet zu wissen. Sie geben sich kund als Wahn, vampirhaft von der Toten behext zu sein. Die einzige, die das Blutbad im Pfarrhaus zu Solberga überlebt hat, steigert durch ihre Ähnlichkeit mit der Toten nur den krankhaften Wahn. Wohl spielt die Ähnlichkeit der beiden Mädchen auch in die Erzählung der Lagerlöf bedeutsam hinein. Aber sie hindert dort nicht, daß Archie ernstlich das lebendige Abbild der Gemordeten als Gattin nach Schottland heimführen will. Für Hauptmann ist dieses Mädchen nur ein Mittel mehr, die Wahnvorstellungen Archies bis zu seelischer und körperlicher Selbstvernichtung zu steigern. Darum leiht er ihr die krankhaften Züge seiner Ottegebe, ja er steigert den Wahnsinn, der abgrundhaft unter Ottegebe droht, in ihr zu langen Strecken wirklicher Umnachtung. Wieder kann hier seine Neigung zu seelischen Enthüllungen, vielmehr zu Darstellung seelischer Erkrankung sich ausleben.

Mir schrieb vor kurzem Hermann Kesser: „Wir kennen ja jetzt den Menschen. Die Frage lautet nur, wohin der Mensch zu leiten ist. Sein Wesen ist bis auf weiteres festgestellt." Die wenigen Worte lassen die Kluft erkennen, die zwischen Hauptmann und den Neuesten sich auftut. Sie erhärten den starken sittlichen Grundzug der Jugend. Sie bewähren zugleich, wie unwichtig ihr das Seelische ist, das für Hauptmann und für seine Altersgenossen fast alles bedeutete. Das ausgehende 19. Jahrhundert war da durchaus einig mit der wissenschaftlichen Philosophie des Zeitalters. Auch das war eine Wirkung wesentlich materialistisch gerichteter Weltbetrachtung. Weil dem Philosophen Fragen der Ethik und der Religion damals unlösbar schienen, weil er an Metaphysisches sich nicht heranwagte, trieb er nur entweder Geschichte der Philosophie oder Psychologie. Und Psychologie wiederum wurde von der Erfahrungsseite genommen, weil einer Welt, die zum Materialismus neigt, Erfahrung für die einzige Quelle der Erkenntnis gilt. Selbst im Gebiet des Ästhetischen sollte alles durch erfahrungsgemäße Prüfung unserer Sinne und ihrer Eindrücke ausgemacht werden. Als ob ein Gemälde als künstlerische Leistung ausgeschöpft werden könnte, wenn festgestellt wird, wie seine Farben einzeln und in ihrem Widerspiel auf unsere Augen wirken und welche Lust- oder Unlustgefühle sie wachrufen.

Für Hauptmann ist aber nicht nur in der „Winterballade" die Aufgabe der Dramatisierung gelöst, sobald der seelische Vorgang, den er gewiß meisterlich durchführt, sein Ende erreicht hat. Nicht nur die „Winterballade" tut ihren Schluß schier beihin ab, wirft wie mit einem Ruck vieles, das auf sorglichere Lösung zu warten schien, rasch beiseite. Es entspricht durchaus dem Wesen der Eindruckskunst, Geschlossenheit der Formung nicht zu suchen. Hauptmanns Vorliebe für lockeren Bau unterscheidet ihn noch deutlich von dem Ibsen der Gesellschaftsdramen. Kaum Shakespeare, noch weniger Shakespeares unentwegter Anwalt Otto Ludwig hätte dem Seelendrama vom „Armen Heinrich", das mitunter ganz nahe an Shakespeare heranreicht, einen so eiligen Notschluß geschenkt, der das Problem des Stücks, den Gegensatz von Zweifel und Glauben, unerledigt läßt. Oder eigentlich durch berückende Musik der Rede die Lücke verhüllt, die unausgefüllt bleibt.

Alfred Kerr nennt den „Armen Heinrich" ein Werk des bewußten Glanzes der Rede.[4]) Dieser Glanz kann gleichwohl — und auch das wird von Kerr hinreichend dargetan — den Nachprüfenden nicht so blenden, daß er gedankliche Ansprüche, die im Lauf des Stücks sich ergeben, wirklich für befriedigt hielte.

Aber Hauptmanns Bühnenkunst ist machtvoll genug, um in rechter Darstellung auch an solchen Stellen nicht zu versagen. Wenn Kainz die große Rede Meister Heinrichs sprach, meinte man wirklich, da enthülle sich ein Blick in eine bessere Welt. Ganz so glaubte man ihm den Schluß des „Armen Heinrich". Es fragt sich, ob der Bühne besser geholfen ist durch gedanklich schärfere Prägung, durch logischeres Zuendedenken. Eine Kunst, der alles auf den Eindruck ankam und nichts auf die Logik des Denkens, durfte da stehen bleiben, wo Hauptmann stehen blieb.

Denn das Wesen des Impressionismus wurzelt in den künstlerischen Bedenken, die den Verallgemeinerungen der Logik entgegengebracht werden. Für den Eindruckskünstler ist ebenso wie für den positivistischen oder relativistischen Denker das Wahre nur in den Eindrükken enthalten und nicht in den Begriffen, die der Denker aus den Eindrücken ableitet. Ihnen gilt Begriffsbildung nur als gefährliche Verlockung, die Eindrücke ungenau aufzunehmen. Hauptmann ist daher an den Stellen, an denen nicht bloß die Jugend von heute zu wenig geistige Durchdringung verspürt (der Einwand ist viel älter), ebenso der Sohn seiner Zeit wie der ausdrückliche Vertreter einer Kunstanschauung, die am Ende des 19. Jahrhunderts ihre Höhe erreichte. Er führte sie folgerichtig auf der Bühne durch.

Offen bleibt die Frage, ob aus der Fähigkeit, Eindrücke aufzunehmen, sie künstlerisch wieder zu starker Eindrucksfähigkeit zu steigern, die Kunst unbedingt bessern Gewinn zieht als aus hoher Geistigkeit und begriffsgewaltiger Denkkraft. Soll ich sagen, daß einem Jahrhundert, das sich an Goethe herangebildet hat, Bejahen der Frage näher läge als Verneinen? Vielleicht hat dieses Jahrhundert Goethe zu sehr im Sinn der nichtidealistischen Neigungen des Zeitalters gesehen. Da eröffnen sich Fragen, die meines Erachtens heute noch nicht zu beantworten sind. Eine späte Zukunft mag entscheiden, ob der Kampfruf, der heute der Eindruckskunst Vernichtung ansagt, zu einem künstlerischen Aufstieg führen konnte oder zu einem Abstieg führen mußte.

4) Gesammelte Schriften, Erste Reihe 1, 111.

Das völlig Selbstverständliche, daß durch solche Kampfrufe, durch neue Programme der Kunst allein künstlerisch noch nichts geleistet ist, brauche ich wohl nicht hervorzuheben. In der Hand eines Genies kann aus der Umkehr, die heute sich einleitet, ein neues Kunstwerk erstehen, das tatsächlich alle Leistungen der Eindruckskunst hinter sich läßt. Ob wir heute dieses Genie schon besitzen, ob gar schon dieses Kunstwerk uns geschenkt ist, will ich auch nicht von weitem erwägen. Wie ich über Werturteile denke, die aus nächster Nähe gefällt werden, glaube ich oft genug gesagt zu haben. Ich lege nur dar, wie die neue deutsche Jugend den Zielen, die sie sich im Gegensatz zur Kunst von gestern stellt, bisher nachzukommen versucht hat.

Wiederum ganz selbstverständlich ist, daß die drei entscheidenden Gesichtspunkte, die von den Absichten der Gegenwart die Kunst Hauptmanns trennen, nicht alle in jedem Werk unserer Jüngsten durchgeführt sind. Stärkere Betonung des Geistigen im Sinn eines sittlichen Bekennens dürfte noch am sichersten anzutreffen sein. Verzicht auf Durchführung eines seelischen Vorgangs wird vorläufig minder durchweg geübt. Geschlossenere Formung ist vollends noch seltener anzutreffen, mindestens seltener wie bewußter Wille anzusprechen.

Das liegt nicht nur an der entwicklungsgeschichtlichen Notwendigkeit, daß neue künstlerische Wendungen durch Übergangsformen eingeleitet werden. Sondern wie jede geschichtliche Erscheinung in ihren nächsten Vorgängerinnen wurzelt und selbst bei beträchtlichem Gegensatz zu ihr Gemeinsames aufweist, so bleibt auch die Ausdruckskunst der Eindruckskunst in vielem verpflichtet.

Zuweilen stehen Dramen, die sich selbst Werke der Ausdruckskunst nennen, dem Impressionismus sogar noch so nahe, daß der Leser sich erstaunt fragt, wo das Neue liegen soll und weshalb um solcher Werke willen der Kunst von gestern und vorgestern Krieg angesagt wird. Hermann Essigs Drama „Ihr stilles Glück —!“ von 1912 versetzt sogleich in die Stickluft, die vom Frühnaturalismus mit Vorliebe aufgesucht wird. Der Zigarrenladen und das zweifelhafte Café Böhm, zu dem aus dem Laden ein paar Stufen hinaufführen, werden in der Bühnenanweisung genau so ausführlich beschrieben, wie es um 1890 in naturalistischen Stücken üblich war. Menschliche Gemeinheit macht sich breit und zerstört wie in Hauptmanns Erstling etwas Reines und Edles, das trotz allem in diesem Sumpf hatte erstehen können. Ja wenn die Parteinahme des Dichters sich unverkennbar kundgibt, wenn er sich für die einen und gegen die andern bekennt, so gemahnt das gleichfalls an die Anfänge des Naturalismus, der seinerseits zu Tendenzstükken neigte. Nur allmählich gab die vorwärtsschreitende Eindruckskunst Hauptmanns und seiner Zeitgenossen die parteiische Haltung auf. Berührungen zwischen jüngster Dramatik und Frühnaturalismus stellen sich daher gerade in der gemeinsamen Neigung zur Tendenz leicht ein.

Unrecht täte man indes den Jüngsten, wenn sie schlechtweg wegen ihres Hanges zu Bekenntnissen sittlicher Art als Tendenzdichter aufgefaßt würden. Sie wehren sich nur gegen die sogenannte moralinfreie Behandlung sittlicher Fragen. Sie versetzen Sittliches in den Mittelpunkt ihrer Werke und sprechen mit ungebrochener Kraft das Leid und die Freude aus, die nicht nur ihren Menschen, die der Welt aus der Niederlage

oder aus dem Sieg des Sittlichen erstehen. Sie haben wieder sittliches Pathos, sie haben den Mut, diesem Pathos beschwingte Worte zu schenken. Nicht nur an vereinzelten Stellen des Dramas erklingt feierliche Rede, die auf sittliche Ziele deutet. Sondern das ganze Werk ist wie durchglüht von einem sittlichen Gedanken, der immer wieder vorgetragen wird und dessen Schicksale den Vorgang des Dramas bedingen. Tönte es aus den Schöpfungen des Frühnaturalismus immer wie Anklage, so kündet die neuere Dichtung unentwegt ein bejahenderes: Ihr Menschen, seid gut!

Kaum hätte jemals Hauptmann ein sittliches Ringen nach einer höheren Weltanschauung so folgerichtig durchgeführt und zum Rückgrat einer Tragödie gemacht wie Max Pulver in seinem Drama „Alexander der Große". Eine Frage, die der jüngsten Dichtung besonders am Herzen liegt, trägt das Stück: wer ist größer, der Held oder der Heilige? Alexanders zweites Ich, Hephaistion, fragt einen Wahrsager, ob Alexander Held bliebe, wenn er sein Eigenwesen ganz durchschaute. Ihm wird die Antwort: „Er würde mehr. Er überwände sich und schüfe da Gestalt, wo er zerschellt." Wie dieser Aufstieg vom Helden zum Heiligen sich vollzieht, wie Alexander in Indien seinen Siegeszug abbricht, weil ein indischer Weiser ihm ins Herz die Lehre von der selbstlosen Liebe pflanzt, neben der ihm sein Siegerhandwerk nichtig erscheint, wie endlich Alexander an der neuen Erkenntnis zerschellt und sie nur wie einen Wink nach oben in den Tod mitnehmen kann: das ist der Inhalt des Stücks. Kein seelisches allmähliches Werden spielt sich Zug für Zug ab, sondern von Stufe zu Stufe steigt Alexander empor, dauernd bestrebt, sein wahres Ziel zu erkennen. Das Geschichtliche des Vorgangs ist völlig aufgelöst in diesen sittlichen und weltanschaulichen Vorgang. Auch Hebbel führt seine Menschen zu verwandten Tiefblicken in wahre Sittlichkeit empor. Allein sie werden dem Herzog Albrecht oder Kandaules nach langem Irren zuteil, so spät, daß sie manchem wie eine Schlußarabeske erscheinen mögen, die er nur flüchtig beschaut oder gar übersieht. Pulver leitet sein Drama von Anfang an auf ein sittliches Endziel hin. Er traut dem Miterleber das gleiche starke Interesse für eine Frage der Sittlichkeit zu wie der Schöpfer des „Standhaften Prinzen". Calderon erfüllte lange vor Kants kategorischem Imperativ und vor Schillers Versuchen, Kants sittliches Gebot zur Richtlinie der Tragik zu machen, ein ganzes Stück mit dem Gedanken unbedingter Pflichterfüllung. Der „Standhafte Prinz" wirkt starrer als Pulvers „Alexander", weil Pulver immer noch ein Werden mit seinem Auf und Ab versinnlicht, Calderon hingegen die Gebärde des willig duldenden Märtyrers von früh ab seinem Helden vorschreibt und nur eine allmähliche Steigerung des Leidens in den Dienst der dramatischen Spannung stellt.

Pulver verzichtet so wenig wie Calderon auf das Weib, mag immer sein Stück ganz wie der „Standhafte Prinz" vorzüglich ein Männerdrama sein. Allein die Liebe ist da wie dort nur Episode. Dem Weibe fällt auch nicht die Aufgabe zu, einen Ringenden emporzuführen.

Das ist abermals ein grundlegender Unterschied zwischen Hauptmann und den Neuen. Nur selten verzichtet Hauptmann darauf, die Seelenvorgänge des Mannes ganz oder zum überwiegenden Teil auf die Wirkung eines Weibes zurückzuleiten. Sorge, Hasenclever, selbst Wildgans drängen das Weib, drängen vor allem Liebe zum Weib in den Hintergrund. Die Frau erscheint meist nur

als tiefmitfühlende Miterleberin, als aufopferungslustige Helferin in den schweren Augenblicken sittlicher Entscheidung. Die Rolle der Beherrscherin des Mannes, die noch von Ibsen ihr zugewiesen wird, bleibt nicht länger in ihren Händen.

Das trifft noch bei vielen der Stücke Georg Kaisers zu, so schwer gerade Kaisers abwechslungsreiches Schaffen grundsätzliche und durchgehende Züge feststellen läßt. Die neue Wendung, die dem Verhältnisse von Mann und Weib gegeben wird, läßt sich aber auch dann spüren, wenn ausnahmsweise eine Tragödie der Liebesleidenschaft geboten wird.

Friedrich Sebrechts „David" umfaßt nicht wie Sorges gleichnamiges Drama das ganze Leben des biblischen Königs, sondern greift nur die Liebe Davids zu Bathseba heraus. Man lege die Tragödie neben „Kaiser Karls Geisel", um sofort den vollen Gegensatz zu bemerken. Wohl ringt auch Hauptmanns Kaiser Karl sittlich um Gersuinds willen. Aber ihn quält minder sein Gewissen als die Unfähigkeit, diese Frauenseele zu begreifen. Wenn nach Gersuinds Tode ihm die langersehnte Offenbarung wird, wenn er — wie Michael Kramer angesichts der Leiche seines Sohns — endlich begreift, ist von ihm das Bedrückende genommen. Er findet sich selbst wieder. Gleiche oder auch nur ähnliche Qual hat Sebrechts David nicht zu dulden. An Bathseba und an seiner Liebe zu ihr ist nichts, was seelische Rätsel aufgäbe. Dafür steht die Gewissensfrage im Vordergrund. David meint, daß etwas wie ein Gottesurteil für ihn und gegen Uria entschieden habe. Wenn er indes erfährt, daß er Urias Tod dennoch verschuldet hat, dann gibt es für ihn nur noch Verzicht und Buße.

Es hieße übertreiben, wollte man annehmen, daß Hauptmann noch auf dem Standpunkt Nietzsches stehe, den die Sittlichkeit des aufopferungsfrohen Mitgefühls unserer Jüngsten völlig überwunden hat. Hauptmann näherte sich gewiß zuweilen der Weltanschauung Nietzsches, überließ jedoch andern, Übermenschen, zunächst aus der Renaissance, auf die Bühne zu bringen. Weit eher dürfte von manchem seiner Männer gelten, daß er an der Absicht, Übermensch zu sein, aus Mangel an innerer Kraft zugrunde gehe. Und dann: Hauptmann ist vor allem selbst Dichter des Mitleids, nicht nur in den „Webern" oder im „Florian Geyer". Aber seine Grundstimmung ist von vornherein weicher als das Lebensgefühl unserer Neuesten. Kerr nennt Sehnsucht den Grundzug Hauptmanns, Sehnsucht nach Befreiung aus Staub und Qual, nach Seligkeit und Licht.[5] Hauptmann verzeiht liebevoll allen, die von gleicher Sehnsucht beseelt sind. Romantische Sehnsucht führt indes nicht geradeswegs zum Altruismus. Sie predigt nicht: Seid gütig ihr Menschen! Sie fliegt über die Erde weg und versäumt darum leicht, die Not der Erdenkinder zu mildern. Echteste Romantik ist individualistisch.

5) Gesammelte Schriften, Erste Reihe 1, 69 f.

(Schluß folgt.)

Zur völkischen Physiognomie Konstantinopels.

Von Fritz Braun.

Konstantinopel schildern, heißt das nicht Eulen nach Athen tragen? — Zweifellos ist die Zahl der Schriftsteller, welche sich dieser Aufgabe gewidmet haben, beinahe Legion, und so mancher anspruchslose Reisende griff hauptsächlich deshalb zur Feder, weil er die starken Eindrücke wiedergeben wollte, die er am Gestade des Bosporus und im Schatten des Serailturmes empfangen hatte. So darf es uns nicht wundernehmen, daß die meisten Beschreibungen der Kalifenstadt die Vorzüge und Schwächen solcher Stimmungsbilder besitzen. Sie sind zumeist temperamentvoll und fesselnd geschrieben, beschäftigen sich aber nur mit dem, was dem hastenden Fremdling am meisten aufgefallen war. So erhalten wir Skizzen, auf die keck und frisch ein paar helle Lichter aufgesetzt worden sind, aber die großen Räume zwischen ihnen sind auf den Bildern nur so matt angedeutet, daß wir nichts Rechtes zu erkennen vermögen.

Dem Königsberger Weisen wird oft nachgerühmt, er habe London besser gekannt als mancher Londoner, obgleich er nie in der Riesenstadt geweilt hatte. Wir tun aber gut, diesen Ausspruch mit einem Körnchen Salz zu verstehen, weiß doch der reisige Geograph am besten, wie selten die Vorstellung von einer Stadt, einem Lande, die er der eingehenden Beschäftigung mit dem erdkundlichen Schrifttum verdankt, der später erschauten Wirklichkeit ganz und restlos entspricht.

Auch hinsichtlich Konstantinopels machte ich dereinst diese Erfahrung. Auf das gewaltige Panorama der Sultansstadt war ich gefaßt, aber als ich dann durch die Straßen wanderte und das Leben und Treiben auf ihnen beobachtete, erkannte ich sogleich, daß ich mir die Riesenstadt am Goldenen Horn doch viel zu türkisch gedacht hatte. Bald wurde es eine meiner Lieblingsbeschäftigungen, alle die Völker zu studieren, die sich im Weichbilde der Sophienkirche angesiedelt haben. Vielleicht wurde diese Tätigkeit dadurch noch fruchtbarer, daß ich viele Jahre hindurch den Nachwuchs dieser Nationen lehren und erziehen sollte. Allerdings will ich dazu gleich bemerken, daß der Lehrer trotz aller liebevollen Bemühung die völkische Eigenart seiner Schüler doch nicht so gut kennen lernt, wie ein Kurzsichtiger sich vielleicht einbilden möchte. Die älteren Knaben, die ihm am meisten verraten könnten, zeigen sich in der westeuropäischen Umgebung sozusagen in einer Uniform. Den Türken, den Armenier lassen der halbwüchsige Sekundaner und der schon reifere Primaner daheim in der entlegenen Vorstadtgasse, wenn es nach Pera zur Schule geht, und von dem, was in der Seele des sechzehn-, siebzehnjährigen Griechen und Spaniolen vorgeht, erfährt ihr deutscher Lehrer zumeist viel weniger, als er sich selber einbilden mag.

Daß die Türken von all den Völkern, die sich hier an der Grenze zweier Erdteile niedergelassen haben, die Neugierde und den Wissensdurst unserer Landsleute am meisten erregen, ist leicht erklärlich. Einmal ist ihnen vor den anderen der Zauber des Fremdartigen zueigen. Klingen Titel wie Sultan, Großvezier und Scheich ül Islam an das Ohr der Reisenden, so steigen alte, halbvergessene Gesichte aus jenen Tagen vor ihnen auf, da sie mit gläubiger Kinder-

seele die Wunderwelt von Tausend und Eine Nacht kennen lernten. Und auch davon zittert noch etwas im Bewußtsein des Abendländers nach, daß die Osmanen die Träger einer gewaltigen Geschichte sind, und daß unsere Ahnen erschrocken den Atem anhielten, wenn es wieder einmal hieß, daß die Roßschweife vor Wiens Mauern flatterten.

Aber trotz alledem lernen unsere Landsleute gerade von Stambul, der Türkenstadt, in der Regel nur recht wenig kennen, denn der geschäftige Bazar gewährt in deren Alltagsleben ebensowenig Einblick wie die hohen, lichterfüllten Kuppeln der großen Moscheen. Gewöhnlich ist es ein Fluch der Weltfahrer, daß ihre Zeit so beschränkt ist, und daß der Sterne im Baedeker gar zu viele sind. Wo bliebe da Muße für sie, ein paar Nachmittage durch jene Gäßchen Stambuls zu schlendern, wo rechts und links von dem Wanderer sich eine Werkstatt an die andere reiht, in der, durch keine neidische Wand von dem Spaziergänger geschieden, Schuster und Drechsler, Metallarbeiter und Schreiner ihr Handwerk ausüben? Wie könnten sie da Zeit erübrigen, um einige Sommerabende, die den tiefen Himmel hinter den speerschlanken Minarets in leuchtendes Schwefelgelb tauchen, unter der Platane des Marktplatzes zu verträumen, wo der Kaffeewirt Schemel an Schemel rückte und geschäftig hin und her eilt, um die kleinen Wünsche seiner Gäste zu befriedigen? Wer sich aber trotz Reisehandbuch und Dragoman dazu aufgerafft hat, dem wird es in der alten Märchenstadt seltsam traulich vorkommen, denn das riesige Stambul, dessen Hafen vom Brausen und Toben des Weltverkehrs wiederhallt, ist im Innern doch eine große, große Kleinstadt geblieben, ein ungeheures orientalisches Dingsda, in dem Hunderttausende im engsten Kreise dahinleben, in einer ewig gleichen Tätigkeit, durch die sie des Nachbarn bescheidene Wünsche befriedigen und gerade so viel lösen, als ihres Lebens beschränkte Notdurft heischt.

Immer wieder muß ich an diese, mir lieb gewordenen Bilder denken, wenn irgendein Schriftsteller unsere Landsleute glauben machen will, die Türken hätten keinen sehnlicheren Wunsch, als möglichst rasch modern zu werden, und sie seien auf dem Wege, der dazu führt, auch schon ein gutes Stück vorwärts gekommen. Wäre eine Modernisierung der Türken in der Art, wie sie jene Leute sich denken, eine Vorbedingung der türkischen Zukunft, so stünde es sehr schlecht darum, aber Gott sei Dank können die Osmanen auch mit den schlichten Tugenden, die sie von ihren Vätern ererbt haben, einem lebensfähigen Staate eine feste Grundlage liefern, wofern es uns gelingt, ihnen etwas mehr Aktivität und politischen Willen beizubringen, sie aus Untertanen zu Staatsbürgern zu machen und zu Menschen, deren Weltbild einen reellen Hintergrund besitzt, und nicht mehr, wie das bisher die Regel war, als wesenloser Traum bezeichnet werden muß.

Wer sich in Stambuls weltentlegenen Quartieren ein Bild von dem türkischen Kleinbürger zu machen sucht, wird ihn bald liebgewinnen, denn das, was er dort sieht und erfährt, mutet ihn an wie die schlichte und gerade wegen ihrer Schlichtheit liebenswerte Grundlage menschlichen Seins. Kaum wird er dessen gewahr, daß dann und wann, etwa im Auge junger, fanatischer Studenten der Theologie, wilder Haß mit raschem Blitz aufleuchtet, wenn ihr Blick auf den Fremdling fällt. Nur der, welcher mit dem Lande und seinen Söhnen bereits vertraut ist, wird dadurch selbst in solchen Stunden daran erinnert, daß die Osmanen zu al-

len Zeiten aus zwei Menschenkreisen bestanden, die miteinander nichts gemeinsam hatten, schlichten Bauern und Handwerkern auf der einen Seite, die Gott danken, wenn nichts den gleichen Fluß ihrer Tage stört, und dem Hof und der Beamtenschaft auf der anderen, die in all den Jahrhunderten mit dem Volk, von dessen Schweiß sie lebten, und mit dessen Blut sie ihre politischen Ziele zu erreichen suchten, nur herzlich wenig gemein hatten.

Wenn wir in der Nähe des Adrianopeler Tores auf einem der von niedrigen Holzhäusern umgebenen Plätze rasten, wo die Bauern der Umgegend Vieh und allerlei Futtermittel feilhalten, fühlen wir uns von einem Wirtschaftsleben umgeben, das der Eigenart längst verrauschter Jahrhunderte entspricht. Nicht von dem dahinstürmenden Dampfroß, sondern von dem knarrenden Ochsenwagen und dem sicher schreitenden Kamel sind die Waren, die hier der Käufer harren, zur Hauptstadt gebracht worden, und eben solche Holzsättel, wie sie der geschäftige Sattler den kleinen Bergpferden anpaßt, trugen schon die Troßtiere, welche den türkischen Heeren nach Ungarn und Wien folgten.

Als ein fast noch ärgerer Anachronismus ragte der Hofstaat eines Abdul Hamid in das 20. Jahrhundert hinein. Er mußte beseitigt werden, ehe aus der Türkei ein wirkliches Gemeinwesen entstehen konnte, ein einheitlicher Staatskörper, dessen zahlreiche Glieder durch ein dem ganzen Organismus gemeinsames Blut- und Nervensystem ernährt und zur Tätigkeit angeleitet werden. Die Männer, die um die Jahrhundertwende in goldstrotzenden Prunkkutschen, von säbelklirrender Eskorte geleitet, durch Stambuls Gassen dahinrollten, hatten mit den fleißigen Handwerkern der schmalen Gäßchen, mit den anspruchslosen Bauern der anatolischen Hochebene, deren Schweiß ihr Wohlleben erst ermöglichte, nicht das geringste gemeinsam. Wie verschiedene Welten standen die beiden Lebenskreise sich gegenüber, und die Frage, ob es gelingen werde, an die Stelle der hamidischen Kamarilla eine Beamtenschaft zu setzen, die sich dem osmanischen Volke gegenüber für ihr Tun und Treiben verantwortlich fühlt und durch zahllose Fäden mit dem Nährstande des Landes zu untrennbarer Einheit verbunden ist, muß als die Schicksalsfrage dieses Staates bezeichnet werden, an deren Lösung mitzuwirken auch noch späteren Geschlechtern obliegen wird. Sogar ethnographisch war jene Hofkamarilla von dem Kleinbürgertum Stambuls scharf unterschieden, in dem sich trotz aller Blutmischung durch jahrhundertelanges Zusammenleben doch so etwas wie ein gemeinsamer Typ herausbilden konnte. Der Urahn dieses Günstlings hatte dagegen noch vor ein paar Menschenaltern für Polens Freiheit gefochten, und die Ahnen eines anderen Paschas hatten vielleicht noch vor gar nicht allzulanger Zeit als griechische Matrosen oft genug vom Bosporus aus zu dem grünen Hügel emporgeschaut, wo ihr Nachfahr in schimmerndem Schlößchen hausen sollte. Da darf es uns auch nicht wundernehmen, daß ihren Enkeln kaum etwas anderes gemeinsam war als der Grundsatz, in allen Lebenslagen nur an den eigenen Nutzen zu denken.

Wer die Türkei und ihre neue Geschichte kennen gelernt hat, braucht nur immer wieder an die geschäftigen Drechsler und Schreiner in Stambuls stillen Gäßchen und an die Galakutschen der hamidischen Paschas zu denken, um sich darüber klar zu sein, daß der Türkei nicht mit dieser oder jener Reform, wie wohlüberlegt sie auch sein mag, endgültig geholfen werden kann, sondern

daß dieser Staat nur dann eine bessere Zukunft erwarten darf, wenn die Söhne seiner Handwerker und Bauern eine neue Beamtenschaft bilden, die nicht das Ihre sucht, sondern bereit ist, dem Besten des Vaterlandes zu dienen, und die für ein arbeitsreiches Leben durch das Vertrauen des Volkes belohnt wird. Das alles ist im wesentlichen noch Aufgabe der Zukunft, und die Lehrer der türkischen Jugend werden noch auf lange hinaus ihre Hauptaufgabe darin erblikken müssen, die Zöglinge über den Begriff Vaterland aufzuklären, der auch im Munde der Jungtürken nicht viel mehr als eine leere Phrase bedeutete, so anspruchsvoll das Wort auch als Losung dieser selbstzufriedenen Partei gebraucht wurde.

Das körperliche Gepräge der hauptstädtischen Türken mit ein paar Worten zu kennzeichnen, geht kaum an, denn gar zu verschiedenartig sind die Vorfahren, deren Blut in ihren Adern rinnt. Man neigt heutzutage zu der Ansicht, daß die Bevölkerung Kleinasiens, ob es sich nun um Osmanen, Armenier oder Griechen handeln mag, in ethnographischer Hinsicht recht gleichartig sei. Überall, so meint man, habe das Blut der alten Alarodier, der zugleich hoch- und kurzköpfigen Urrasse Kleinasiens, den Sieg davongetragen über die Eigenart der wenig zahlreichen Eroberer, welche diesem oder jenem Gau ihre Sprache und Kultur aufzudringen vermochten, so daß man heutzutage überall derselben Rasse begegnet, die nur mit allerlei, örtlich verschiedenen Kulturmasken ihre Herkunft zu verbergen sucht. Höchstwahrscheinlich ist diese Ansicht richtig und falsch zugleich. Sicherlich trifft es zu, daß in vielen Gegenden der anatolischen Hochebene auch der geschulteste Anthropologe den nackten Bauern niemals anzusehen vermöchte, ob er es mit Armeniern, Türken oder Griechen zu tun habe, und daß man ihn immer wieder aufs Glatteis zu locken vermöchte, indem man ihm solche Leute vorführte, die irgendeine Eigentümlichkeit an sich haben, welche fälschlicherweise für ein Kennzeichen eines der drei Völker gilt, obgleich sie sich infolge der vielfachen Blutmischung bei allen dreien hin und wieder zu finden pflegt. Dennoch dürfen wir nicht ganz vergessen, daß sich die drei Hauptvölker Anatoliens um verschiedene Rassenkerne kristallisierten, deren Vertreter wir auch heute noch bei aufmerksamer Beobachtung herausfinden können, dergestalt, daß ein Künstler, der damit vertraut wäre, doch verschiedene Charakterköpfe aufs Papier werfen würde, wenn er uns typische Türken, Griechen oder Armenier zeichnen sollte. Allerdings würden diese Typen noch weniger dem Durchschnitt entsprechen wie die blonden Siegfriedsgestalten, welche in geographischen Lehrbüchern dem Schüler die körperliche Eigenart seiner deutschen Landsleute vorführen sollen.

Wenn es sich um Konstantinopel handelt, bedarf die Lehrmeinung von der alarodischen Blutsgemeinschaft noch einer weiteren Berichtigung, denn die überaus zahlreichen Griechen der Hauptstadt haben mit den alarodischen Bauern Kleinasiens sehr wenig gemein, sondern stammen zum großen Teil von Einwanderern aus dem griechischen Mutterlande, so daß in manchem Gäßchen des Phanars reinere Griechen wohnen als in diesem oder jenem Quartier der hellenischen Hauptstadt, deren Umgegend von albanischen Zuzüglern überschwemmt worden ist.

Am nächsten stehen den Osmanen von den Völkern, die hier in Frage kommen, zweifellos die Armenier. Die Auffassung, daß wir es bei ihnen mit Indogermanen zu tun hätten, wird heute kaum

noch ernstlich verfochten. Sollte jemand aus sprachlichen Gründen dafür eintreten wollen, so müßte er an seiner Sache bald irre werden, wenn er die körperlichen Eigenschaften dieses Volkes genauer kennen lernte. Selbst wenn dereinst indogermanisches Blut in den Adern der Armenier geflossen wäre, so hätte das nur noch historische Bedeutung; heutzutage treten alle die Eigenschaften, welche die Völkerkundigen den Alarodiern zuschreiben, gerade bei den Armeniern am stärksten hervor.

Namentlich in der letzten Zeit haben die Armenier beinahe überall lebhafte Teilnahme gefunden, und immer wieder wird die Tatsache erörtert, was an den unglückseligen Verhältnissen, die durch ihre Feindschaft gegen das osmanische Herrenvolk heraufbeschworen wurden, als Schuld der Armenier bezeichnet werden müsse, und was wir davon als Verhängnis zu betrachten hätten. Über diese Frage ein gerechtes Urteil abzugeben ist nicht leicht.

Infolge der Neigung der Osmanen, auf dem Standpunkt urväterischer Naturalwirtschaft zu verharren, mußten in den von ihnen bewohnten Landstrichen der größte Teil des Handels und die meisten Gewerbe, welche über den allerbescheidensten Maßstab hinausstrebten, einem betriebsameren Volke zufallen. So kam es, daß die Armenier in weiten Räumen Kleinasiens, die hauptsächlich von osmanischen Bauern bewohnt werden, die einzigen Vertreter der Geldwirtschaft wurden. Dieser Zustand pflegt aber beinahe mit Naturnotwendigkeit eine so ausgesprochene wirtschaftliche Überlegenheit des fortgeschritteneren Volksteiles zu bedingen, daß der Rest der Bevölkerung — hier also die Osmanen— sich über kurz oder lang für gemißbraucht und übervorteilt hält und mit Gewalt gegen einen Stachel lökt, der nur wegen der Untätigkeit der Schwächeren so scharf und lästig werden konnte.

Man muß es den Armeniern lassen, daß sie ihren Handelsgewinn nicht nur benutzten, um tote Schätze aufzuhäufen, sondern allerorten bestrebt waren, ihren Kindern eine höhere Bildung zu verschaffen und sie mit den Früchten des europäischen Geisteslebens vertraut zu machen. Die Kluft zwischen den Armeniern und Türken ward aber dadurch nicht verringert. Ganz im Gegenteil. Jungarmenien empfand es als eine ebenso unerträgliche wie ungerechte Härte, daß die Armenier trotz ihrer höheren Bildung und ihres größeren Wohlstandes unter der politischen Botmäßigkeit der Osmanen standen. Dadurch, daß Wohlstand und Bildung sich mit politischer Bedeutungslosigkeit aussöhnen sollten, war auch hier jener Zustand geschaffen worden, welcher zu allen Zeiten der Weltgeschichte der beste Nährboden aufständischer Bewegungen gewesen ist.

Da ich im Laufe der Zeit viele armenische Jünglinge unterrichtet habe, welche den gebildetsten Familien der Hauptstadt angehörten, bin ich vielleicht nicht ganz unbefugt, über das geistige und seelische Gepräge dieser Menschen mitzureden. Da muß ich nun bekennen, daß mir in dem Wesen der Armenier, so gern ich ihre Begabung und Strebsamkeit anerkannte, doch stets etwas Unharmonisches und Unausgeglichenes auffiel. Solche Menschen und Völker, deren Bildung nicht recht bodenständig ist und nicht als eigene persönliche oder völkische Kultur erblüht, werden stets dazu neigen, mit dem kecken Urteil rein formaler Logik den Lehren der Erfahrung Gewalt anzutun. Mit den Armeniern verhält es sich vielfach nicht anders. Die Folge davon ist eine maßlose

Überschätzung ihres eigenen Volkstums. Weil unter den Armeniern der Hauptstadt ein paar hundert Männer von umfangreicher Bildung zu finden sind, glauben die Armenier sich ohne Rücksicht auf die Geschichte und die ganze Eigenart des osmanischen Reiches zu dem Schlusse berechtigt, diese Männer müßten auch in politischen Dingen an der Pforte die führende Rolle spielen. Wir deutschen Lehrer der Konstantinopeler Oberrealschule verstanden seinerzeit die maßlose Überhebung der Armenier, ihre Sprache an jener Schule zu einem verbindlichen Lehrfach machen zu wollen, ebensowenig, wie unsere armenischen Schüler die Tatsache begreifen konnten, daß wir auf ihr Ansinnen nur mit heller Lache antworteten und eine lange Reihe von Sprachen aufzählten, die doch viel eher in Frage kommen müßten. Weil die Armenier die Vorzüge ihrer höheren Bildung für ganz augenfällig halten, sind sie auch sehr wenig geneigt, kritische Bemerkungen über ihr Volk sachlich zu prüfen und gegebenenfalls als berechtigt anzuerkennen. Als seinerzeit ein armenischer Khan, dessen Sprößling ich in der deutschen Sprache unterweisen sollte, erfuhr, ich hätte in einer Berliner Tageszeitung ein etwas herbes Urteil über die armenischen Schüler ausgesprochen, erschien allsogleich sein Diener in meiner Wohnung, um mir zu bedeuten, daß sein Herr auf meine Dienste verzichten müsse. Ohne Zweifel sind die Armenier durch ihre Intelligenz und ihren Fleiß wohl befähigt, dem osmanischen Reiche die ersprießlichsten Dienste zu leisten, aber die Möglichkeit dazu wird erst dann gegeben sein, wenn sie willens sind, sich als dienendes Glied ohne viele politische Sonderwünsche in seinen Organismus einzufügen.

Die unharmonische, unausgeglichene Art ihres Wesens ist wohl hauptsächlich schuld daran, daß die Armenier uns Deutschen viel ferner stehen als die Griechen, obwohl das Grüblerische, wir dürfen wohl auch sagen Tiefgründige in dem Charakter der Armenier gerade den Deutschen eigentlich für sich einnehmen müßte. Ihrer Zahl und ihrer wirtschaftlichen Bedeutung nach spielen die Griechen heute eine sehr große Rolle im Leben der Hauptstadt, und sie werden dadurch noch auffälliger, daß sie sich mit echt südlicher Lebhaftigkeit überall in den Vordergrund drängen und immer dafür sorgen, daß sie nicht übersehen werden können. Welch ein Gegensatz zwischen einem von Türken bewohnten Gäßchen und einem griechischen Quartier in den Vororten am Bosporus! Dort auch am Alltag jene ruhige Stimmung, die etwa den Sabbatfrieden einer norddeutschen Landstadt kennzeichnet, hier stürmische Wortfehden, geräuschvolle Aufzüge und das ganze Leben nach einem Rhythmus geregelt, der uns an die überhastig vorgetragenen Melodien der griechischen Leierkästen erinnert. Es dürfte einen kaum wundern, wenn dieses Volk unseren deutschen Stoßseufzer „laßt mich in Ruhe!“ in sein Gegenteil verkehrte, denn um ihrer Unruhe, ihrer Maskeraden, ihrer geräuschvollen Art der Selbstdarstellung willen haben die Konstantinopeler Griechen schon manche Revolte angezettelt, mochte es sich nun um das sinn- und zwecklose Freudenschießen der Ostertage oder um den alten Volksbrauch handeln, die Verstorbenen wie sehenswerte Schaustücke in offenen Särgen durch die Stadt zu tragen.

Selbstverständlich darf man die Hunderttausende von Griechen, die zwischen den beiden Fener, Moda und San Stefano wohnen, nicht mit demselben Maßstabe messen. Höhen und Tiefen sind hier vielleicht noch weiter voneinander getrennt

wie anderswo. Der tiefgründige Gelehrte im Phanar, der in der großen Vergangenheit seines Volkes aufgeht, hat mit dem geschwätzigen Bankier, dem verschlagenen Geldwechsler nicht die geringste Ähnlichkeit, und der Leiter eines alten Handelshauses, der sich ganz patrizierhaft zu geben versteht, würde energisch dagegen Verwahrung einlegen, wollten wir von seinen landsmannschaftlichen Beziehungen zu den aufdringlichen Kleinhändlern der Grand' rue de Galata allzuviel Wesens machen.

In unserem deutschen Urteil über die Neuhellenen lag noch bis in unsere Tage hinein etwas von Metternichstimmung, so etwas wie das Urteil des Kaisers Nikolaus I., der es dem rührigen Volke nie recht verzeihen konnte, daß es nach jahrtausendelanger Knechtschaft wieder einmal Herr im eigenen Hause sein wollte. Wenn wir sahen, wie übergeschäftig sich diese Menschen gebärdeten, wie ihr ganzes Leben von politischen Gedanken, Plänen und Sorgen erfüllt schien, und dann einen Blick auf die Landkarte warfen, wo ihr Staat gar so winzig erscheint, dann rümpften wir wohl lächelnd die Nase und spotteten über solche Stürme im Wasserglase.

Aber unser Urteil über dies Volk hat sich nachgerade doch gewandelt. Mit Erstaunen nahmen wir wahr, daß die leicht entzündlichen Südländer eine achtenswerte Zähigkeit bewiesen, und daß die Karnevalshelden in Fustanella und Schnabelschuh sich als Charaktere zeigten, die lieber brechen als sich biegen wollten. Ich persönlich habe mich dieses Wandels von Herzen gefreut. Hoffentlich ist durch die Ereignisse der letzten Jahre den Neuhellenen deutlich genug dargetan worden, was sie bei ihren Zukunftsplänen von England und der lateinischen Rasse zu erwarten haben. Dann wird Mitteleuropa mit einem hellenischen Staate gute Nachbarschaft halten können, der zwar kein Großgriechenland wurde im Sinne jener Träumer, welche ihren König schon im Galawagen zur Messe in der Sophienkirche fahren sahen, sich aber immerhin zu einem größeren Griechenland auswuchs, in dem es sich leben läßt, ohne daß jeder seinem Vordermann auf die Hacken zu treten braucht.

Weit weniger auffällig als die Griechen sind im Konstantinopeler Straßenleben die Spaniolen, jene Israeliten, welche die Unduldsamkeit Philipps II. zur Auswanderung zwang. Wer um des Glaubens willen der Heimat Staub von den Füßen schüttelt, beweist damit schon zur Genüge den beharrlichen, konservativen Zug seines Charakters und wird auch in der Fremde am Alten hängen. Wer das nicht wahrhaben will, braucht nur nähere Bekanntschaft zu machen mit den spaniolischen Quartieren der Kalifenstadt, den Tönen der spaniolischen Sprache zu lauschen oder einem Leichenzuge nach den in ihrer Einsamkeit so erhabenen Grabstätten von Haßkiöi zu folgen, wenn am nebligen Spätherbsttage über der gespenstischen Halde schneeweiße Möwen wie unstete Seelen umhergeistern. Wer bei diesen Menschen jene gestenreiche Lebhaftigkeit der Juden zu finden hofft, über die ein Knaus auf seinen Genrebildern so feinsinnig und humorvoll zu lächeln verstand, wird in der Regel nur schlecht auf seine Rechnung kommen; merkt man es ihnen doch nur zu gut an, daß viele Geschlechter ihrer Ahnen in dem Lande der Würde, der Grandezza gelebt haben. So kommt es, daß die Spaniolen in ihrem ganzen Wesen durchaus nicht Typen des geriebenen Händlers darstellen, dessen ganzes Tun und Treiben durch den Profithunger bestimmt wird. Dazu sind diese Menschen, welche ihre Heimstätte

wegen des Glaubens um die ganze Breite eines Erdteiles verlegen mußten, viel zu sehr von religiösen Gedanken erfüllt. Mit griechischer Geschäftsgewandtheit und armenischer Raffiniertheit haben sie nie zu wetteifern vermocht, und die Millionäre sind unter ihnen lange nicht so dicht gesät, wie mancher erwarten möchte. Auch unter meinen spaniolischen Schülern waren viele Knaben und Jünglinge von merkwürdig ernster und in sich zurückgezogener Gemütsart, die mitunter fast an norddeutsches Phlegma erinnerte. Daß die Spaniolen jemals schlechthin osmanische Staatsbürger werden, ist wohl ausgeschlossen. Ihr Haus und höchstens ihre Gemeinde werden immer ihre festen Burgen bleiben, und ihr ganzes Verhalten dürfte die arg enttäuschen, in denen einiger Ausnahmefälle wegen die Besorgnis aufstieg, gerade die Spaniolen würden in der Türkei vor anderen Politik machen, Parteien gründen, Klubs errichten und, wenn's not tut, hier und da ein bißchen Revolution spielen.

Wie wir dem ernsten, grüblerischen Armenier den heiteren, redseligen Griechen gegenüberstellten, so finden wir für den zumeist recht fest gefugten, an innerem Erleben reichen Spaniolen ein passendes Gegenstück in dem äußerlich glänzenden, wie für das Schaufenster eines Barbierladens zurechtgestutzten Levantiner. Da er als Nachkomme aller möglichen Völker — vielleicht fließt germanisches und latinisches, slawisches und armenisches Blut in den Adern des eleganten Herrchens, das neben uns auf dem Bosporusdampfer sitzt — darauf verzichten muß, sich als Sohn eines bestimmten Volkes aufzuspielen, begnügt er sich damit, schlechthin ein „monsieur" zu bleiben, und wird des Glaubens selig, man könne ihn in einem Café der Pariser Boulevards treffen, ohne zu erkennen, daß seine Vorfahren weder mit den Lilien noch mit der Trikolore etwas zu schaffen hatten.

Wir Deutschen wundern uns oft darüber, daß die Armenier und Griechen ebenso wie die Levantiner in ihrem ganzen Auftreten fast ausnahmslos dem französischen und kaum jemals einem britischen oder deutschen Vorbilde nacheifern. In Wirklichkeit ist das gar nicht verwunderlich. Ganz abgesehen davon, daß die französische Schule Menschenalter hindurch im näheren Orient mit unermüdlichem Fleiß und sehr anerkennenswerten, für uns geradezu vorbildlichen Erfolgen gewirkt hat, und daß die geschmeidigen, durch uralte Kultur geglätteten Umgangsformen der Latiner mehr werbende Kraft besitzen als das oft genug recht eckige Auftreten der germanischen Völker, dürfen wir auch eine andere Tatsache nicht zu gering einschätzen. Nach ihrer ganzen körperlichen Erscheinung, der Haarfarbe und Schädelbildung stehen alle diese Völker dem Latiner viel näher als uns Deutschen. Möchte sich der schwarzhaarige, feingliederige griechische Patriziersohn oder der derbknochige Armenier mit der Hetiternase und den scharfumrissenen Gesichtszügen noch so große Mühe geben, es würde ihm doch niemand glauben wollen, daß seine Wiege auf der roten Erde Westfalens oder an der sturmgewohnten Küste der Nordsee stand. Die andere Maske liegt ihnen näher und steht ihnen besser; wozu sollten sie also nicht danach greifen, zumal es ihnen in 95 von 100 Fällen doch nur um die Maske und nicht um das Wesen zu tun ist?

Wie auch bei uns in Deutschland so mancher, der in Staat und Gemeinde, im Erwerbsleben und bei geistigem Schaffen keine rechte Stätte fand, um so mehr im gesellschaftlichen Leben

aufgeht, so fiel auch den Levantinern ein ähnliches Los. Wenn andere Völker die Opfer ihrer Schlachten buchen, liest er in der Zeitung, wer auf dieser oder jener Soiree unter den Erschienenen glänzte, und wo ein Germane vielleicht des alten Römers *„vitam impendere vero, nomen inscribere famae“* zur Losung seines Lebens machte, strebt er dafür dem Ziele nach, Geld zu verdienen und den Seinen eine ansehnliche Rente zu hinterlassen. Daneben spielt höchstens noch die Kirche in seinem Leben eine Rolle, als die einzige Gemeinschaft, die ihm mit der tröstlichen Versicherung entgegentritt, ihn als gleichartiges, gleichwertiges Glied einem größeren Menschenkreise einzureihen und einzuverleiben.

Damit hätten wir die Völker, die uns auf Stambuls Gassen begegnen, noch lange nicht hergezählt, brauchen wir doch nur an die Kolonien der westeuropäischen Nationen zu erinnern. Deren Schilderung mag aber einer späteren Stunde vorbehalten bleiben, schon um die Gefahr zu vermeiden, daß der Leser vermeinen könnte, sie spielten im Straßenleben der Kalifenstadt eine ähnliche Rolle wie Griechen und Armenier, Spaniolen und Levantiner. Und um eine Erkenntnis dürften die Landsleute, die uns eben in die sonntäglich stillen Gassen der Türkenstadt, in das kinderreiche Ghetto der Spaniolen und in die lärmenden Geschäftsstraßen des griechischen Hafenviertels gefolgt sind, immerhin reicher geworden sein um die Erkenntnis, daß die Riesenstadt am Goldenen Horn, die mit den wuchtigen Kuppen ihrer Moscheen und dem Walde ihrer speerschlanken Minarets einen so einheitlichen Eindruck macht, ein wahres völkerkundliches Museum in ihren Mauern hegt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Ein französisches Kriegsbuch.[1])

Das Buch ist in einer halben Million Exemplaren in Frankreich verbreitet, es hat die Ehre des Prix Goncourt erhalten, jetzt ist es neuerdings verboten worden. Dagegen ist es übersetzt: ins Englische unter dem falschen Titel „under fire“, ins Deutsche von Meyenburg (Rascher u. Co., Zürich). Bei der offiziell herrschenden Kriegsstimmung in Frankreich ist es doppelt wunderbar, daß so ein Buch erscheinen durfte. Norbert Jacques erzählt davon ein interessantes *l'on dit*: der betreffende Zensor sei ein Pazifist (was man jetzt *défaitiste* nennt) gewesen und habe das Buch durchgelassen. Zur Strafe sei er in den vordersten Schützengraben gekommen.

Es ist ein ganz schlichtes, phrasenloses und tief erschütterndes Buch, *Journal d'une escouade,* Tagebuch einer Korporalschaft, wie diese Handvoll Leute den Krieg erlebt: zehn Meter rechts, zehn Meter links, fünf nach vorn, zwanzig nach hinten; mehr sehen und hören sie nicht. Und sie tun alle ihre Pflicht, der gerissene Pariser Barque, der nordfranzösische Bergmann Poterloo, der Bretone Biquet, die Normannen Mesnil, der Morvandiau Paradis, der Fuhrmann, der Bauer Cadilhac, der Wirt Eudore, *qui n'a pas de chance, c'est connu,* der Brillenträger Cocon, *l'homme-chiffre,* und wie sie alle heißen. Sie tun ihre Pflicht bis zum äußersten, resigniert und entschlossen, sie lassen sich wie Vieh zur Schlachtbank treiben, sie wissen nie, wann und wo, kaum warum. Aber sie denken; dies Warum beschäftigt sie unausgesetzt. Ihre Reflexionen beißen immerfort an dem unfaßbaren und doch so tragisch alles in Besitz nehmenden Begriff Krieg herum. Wer will den Krieg? Was will der Krieg? Einer meint einmal die Lösung zu finden: *Ah! nous sommes tous des pas mauvais types, et aussi, des malheureux et des pauv' diables. Mais nous sommes trop bêtes, nous sommes trop bêtes!* Sie reden so viel, so gescheit und so nachdenklich über den Krieg, daß ich erst dachte: Das

[1]) Henri Barbusse, *Le Feu (Journal d'une escouade),* Paris o. J., Flammarion.

ist Literatur. Aber wenn ich bedenke, was ich in der Kaserne gehört habe, und was mir Freunde, die Frontsoldaten — nicht Offiziere — waren, erzählten, so sehe ich ein, Barbusse schreibt auch hier keine Literatur, sondern so sind die einfachen Soldaten; ob Franzosen, Deutsche, Italiener oder Russen, wird wohl fast gleichgültig sein. Denn Barbusse schreibt wahrhaftig keine Literatur, er schreibt nur, was er erlebt und gehört hat. Das ist gerade der große Wert dieses Kriegsbuchs: daß es kein Roman ist, keine zu Hause konstruierte „lebendige" Schilderung, sondern die nackte, erschütternde Tatsache von 16 Monaten Krieg (Dezember 1915 ist das Buch abgeschlossen).

— Ah! si on se rappelait! s'écria l'un. — Si on s'rappelait, dit l'autre, y aurait plus d'guerre! Un troisième ajouta magnifiquement: — Oui, si on s'rappelait, la guerre serait moins inutile qu'elle ne l'est. Mais tout d'un coup, un des survivants couchés se dressa à genoux, secoua ses bras boueux et d'où tombait la boue, et, noir comme une grande chauve-souris engluée, il cria sourdement: — Il ne faut plus qu'il y ait de guerre après celle-là! —

Barbusse ist Musketier wie die andern der Escouade, es taucht nicht einmal die Idee (nicht einmal bei ihm) auf, daß er befördert werden könnte; so teilt er alles, das viele Schwere und ganz seltene Frohe mit den Kameraden. Er hält sich in der Schilderung ganz zurück; nur indirekt, im Vertrauen, das ihm die Kameraden entgegenbringen, in seinem Handeln — denn Worte, die ihn in ein gutes Licht setzen sollten, macht er nicht — erkennen wir, was für ein anständiger, tapferer, kameradschaftlicher Mensch Barbusse ist, und wir gewinnen ihn, wohl wider seinen Willen, lieb.

Eins beschäftigt diese einfachen Gehirne: Warum gibt es zwei Sorten Menschen, die in der Front und *ceux d'arrière*? Die einen unglücklich, die andern glücklich, die einen verlieren alles, Familie, Glück, Leben, die andern gewinnen nur. Hier zeigt sich ein häßlicher Zug des Franzosen; die Sparsamkeit und der Erwerbssinn ist zu Geiz und Aussaugerei geworden. Die Bauern schröpfen die armen Soldaten bis aufs Blut und nehmen ihnen ihre letzten Sous ab. Cocon fragt im Quartier ein Kind aus: *Ton papa i'dit, n'est pas: „Pourvu que la guerre continue!" hé? — Pour sûr, dit l'enfant en hochant la tête, parce qu'on devient riche. Il a dit qu'à la fin d'mai on aura gagné cinquante mille francs. — Cinquante mille francs! C'est pas vrai! — Si, si, trépigne l'enfant. Il a dit ça avec maman. Papa voudrait qu'ça soit toujours comme ça. Maman, des fois, elle ne sait pas, parce que mon frère Adolphe est au front. Mais on va le faire mettre à l'arrière et, comme ça, la guerre pourra continuer. —*

Alles, was recht ist, ich bin kein Optimist, aber darin sind wir deutschen Barbaren doch bessere Menschen. Auch für die Leute in Ruhestellung wird und wurde bei uns ganz anders gesorgt als bei den Franzosen. Barbusses Escouade erhält eine Scheune, für ihr armseliges Geld bekommen sie ein Luxusquartier, das man sogar heizen kann — eine Waschküche! Und sie nehmen es fast als selbstverständlich hin, diese guten, unverwöhnten Burschen. —

Volpatte kommt vom Urlaub zurück, er schäumt über die Masse Drückeberger hinter der Front: *y en a trop! dit-il entre ses dents grises, y en a trop!* Was sagen die andern dazu? *Oui, videmment, murmurent les hommes. Mais quoi faire? Faut pas s'en faire. —*

Noch etwas psychologisch Interessantes: Weiber spielen fast gar keine Rolle. Wohl taucht einmal eine Frau auf, wohl sehen sie in Ruhestellung den Weibern gierig nach. Aber das tritt ganz zurück. Der Krieg verschlingt auch das Geschlecht. Sie haben keine Zeit und keine Lust dazu; nicht einmal in Gesprächen. Wenn man bedenkt, wie das sonst bei Soldaten und gerade bei französischen Soldaten ist!

Selbstverständlich hat das Buch eine Tendenz. Barbusse ist Sozialist und haßt den Krieg als den sinnlosen Vernichter des menschlichen Glücks der Armen. Aber die Tendenz tritt vollständig zurück; nur am Anfang eine Vision und am Ende etwas Programm. Die Tendenz wird nicht mit Worten gepredigt, sie springt durch die nackten Tatsachen einen an wie ein wildes Tier. Sie ist künstlerisch gemeistert, sie dringt bloß durch, weil sie diesen armen beschränkten Hirnen unabweislich ist. Und was haben wir Deutschen schließlich gegen diese Tendenz einzuwenden? Wir haben den Krieg nicht gewollt.

Die Escouade haßt die Deutschen nicht; im Kampf schlägt sie die Deutschen tot, das geht nicht anders; man nennt sie Boches, aber das ist nur ein Name, kaum mehr ein

Spitzname. Das Gift, was die Zeitungen in den Begriff Boche hineingespritzt haben, fehlt vollkommen. Man haßt den Feind nicht, man muß ihn bloß totschlagen, sonst wird man selbst totgeschlagen.

Man versteht viel Französisches, wenn man das Buch liest: die über Erwarten zähe und tapfere Gegenwehr der Franzosen. Mit einem so pflichttreuen, unverdrossenen und folgsamen Menschenmaterial kann man immer weiterkämpfen. Aber man ahnt auch die Gefahr, wenn diese anständigen und sympathischen Männer merken, daß sie von ihrer Regierung getäuscht worden sind; wenn sie merken, daß sie gut mit den Deutschen hätten auskommen können; wenn sie merken, daß die Gelegenheit zu einem gerechten Frieden, wie eben, wo ich dies schreibe, über ihre Köpfe hinweg mutwillig abgelehnt wird. Wenn sie das merken, mögen sich die Machthaber in Frankreich vor der Abrechnung hüten.

Ich sagte schon, Barbusses Buch ist ein Kunstwerk; ich gehe noch weiter, es ist zugleich das beste und wahrste Kriegsbuch, was ich kenne. Ich sehe natürlich von allen Kriegsbüchern ab, die in der Heimat nacherlebt und nachempfunden sind. Aber auch sonst kenne ich in Deutschland nichts Entsprechendes. Die kleine Schrift: „Aus den Kämpfen um Lüttich" von einem Sanitätssoldaten (S. Fischer 1915) ist ebenso wahr und ebenso künstlerisch wertvoll. Aber sie schildert nur das rasende Vorwärtsstürmen der ersten Zeit, wo man fast noch ohne Phrase vom frischen, fröhlichen Krieg sprechen konnte, Barbusse gibt den Stellungskrieg, wo alles eine ganz veränderte Physiognomie bekommen hat.

Barbusses Stil ist klar und durchsichtig, lebhaft, mit lauter kleinen Sätzen, wie abgehackt. Die Handlung setzt sich zusammen aus lauter kurzen, erschütternden Bildern, Ausschnitten aus der Monotonie des täglichen Kampflebens. Er schreibt, wie der Frontsoldat spricht und denkt. Aber gerade, weil er schreibt, wie die Front spricht, ist er sehr schwer. Wer den *argot des tranchées* nicht kennt, wird oft kein Wort verstehen, wenn er noch so gut Französisch kann. Er muß wissen, daß *un „mec"* ein Kerl ist, daß *„macchab"* Leiche heißt, *„smala"* Familie, *„maboul"* verrückt, *„barda"* Gepäck usf. Ich möchte das Buch nicht übersetzen; die Übertragung von Meyenburg kenne ich nicht. Aber der Übersetzer müßte die Soldatensprache am eigenen Leib erlernt haben, er müßte selbst an der Front gewesen sein und alles selbst durchgemacht haben. Er muß ein großes Herz und tiefes Mitempfinden für die Armen haben wie Barbusse, sonst wird er das Fortreißende, Erhebende und Erschütternde nicht wiedergeben können, das in diesem Kunstwerk über den Krieg in Erscheinung tritt. Dr. Gelzer.

Das deutsche Auslandmuseum in Stuttgart und die Kurland-Ausstellung.

Zu unseren schwierigsten und zugleich lebensnotwendigsten Zukunftsaufgaben wird es gehören, die durch den Weltkrieg zerstörte deutsche Weltwirtschaft wieder aufzubauen und die unzähligen zerrissenen Fäden internationaler Beziehungen neu anzuknüpfen. Dabei wird den Auslanddeutschen eine wichtige Vermittlerrolle zufallen. Diese Millionen von Pionieren des Deutschtums in fremder Umwelt werden uns oft die Wege weisen, die unter den seither von Grund aus veränderten Verhältnissen zum Ziele führen können. Sie sind aber auch durch ihre Beziehungen zum Mutterlande dazu berufen, an die Stelle des Zerrbildes, das eine fanatisch-feindliche Presse jahrelang von uns entworfen, allmählich wieder das wahre Bild deutschens Wesens und Wirkens zu setzen.

Die Auslanddeutschen selbst haben aber während des Krieges schwer gelitten. Vom Mutterlande getrennt, waren sie allen den Bedrückungen und Schmähungen ausgesetzt, die der Deutsche in Feindesland und oft auch in neutralen Staaten zu erdulden hatte. Sie haben für uns gelitten, während sie vor dem Kriege von uns oft allzuwenig beachtet und gewürdigt worden sind. Daher ist es ein sehr glücklicher und zeitgemäßer Gedanke, der durch die vor Jahresfrist erfolgte Gründung des „Deutschen Ausland-Museums" in Stuttgart verwirklicht worden ist. Dieses von vielen einflußreichen Persönlichkeiten und den zuständigen Reichs- und bundesstaatlichen Behörden geförderte Institut soll die Zentralstelle für alle Fragen des Auslanddeutschtums bilden, das Mutterland über Verbreitung, Kultur, wirtschaftliche und soziale Stellung des Deutschtums im Auslande aufklären und zugleich die Beziehungen der Auslanddeutschen zur alten Heimat wieder enger knüpfen. Diesem Zwecke dienen: 1. ein eigentliches Museum, das an der Hand der ausgestell-

ten Gegenstände die einzelnen Erscheinungen des Auslanddeutschtums auf geschichtlicher und geographischer Grundlage darstellt, 2. eine Bücherei mit möglichst vollständiger Sammlung der einschlägigen Literatur, 3. ein Archiv mit handschriftlichem Material zur Kunde des Auslanddeutschtums, 4. eine Auskunfts- und Vermittlungsstelle für praktische und wissenschaftliche Fragen und 5. Veröffentlichungen und Vorträge.

Nun ist das Deutsche Ausland-Museum aus seiner bisherigen stillen Tätigkeit zum erstenmal an die breite Öffentlichkeit getreten, indem es der Reihe nach in Stuttgart, München, Berlin, Dresden usw. eine Kurland-Ausstellung veranstaltet. Ein sehr glücklicher Griff! Kurland ist uns jetzt seit seiner Besetzung durch deutsche Truppen ganz besonders nahegerückt, und die ganze baltische Frage steht eben im Brennpunkt der politischen Diskussion. Zugleich gibt es auch kein schlagenderes Beispiel für die Notwendigkeit der Aufklärungsarbeit des Auslandmuseums, denn in Kurland ist — wie im ganzen Baltenlande — auf fremdem Boden eine gewaltige deutsche Kulturarbeit, vom Mutterlande fast ganz unbeachtet, geleistet worden.

Die Kurland-Ausstellung weist an einer Reihe historischer Dokumente nach, wie diese alte deutsche Kolonie, auch nach ihrer Lostrennung vom Reich, sich von den fremden Eroberern die privilegierte Sonderstellung der deutschen Oberschicht ausbedungen und mit größter Zähigkeit bis an die Schwelle der Gegenwart gewahrt hat. Auch unter polnischer und russischer Herrschaft blieb die Verwaltung des Landes in deutschen Händen, wurde von deutschen Richtern nach deutschen Gesetzen Recht gesprochen, predigten deutsche Geistliche von allen Kanzeln des durchweg evangelischen Landes, war das Deutsche die Unterrichtssprache in allen städtischen Schulen. Erst vor 3 Jahrzehnten setzte unter Alexander III. die Zwangsrussifizierung ein, Verwaltung, Gerichtsbarkeit und Schulwesen wurden den deutschen Händen entrissen. Wie die Deutschbalten auch in dieser schwersten nationalen Prüfungszeit tapfer und treu für ihr Volkstum kämpften, wie sie durch die Gründung deutscher Schutzvereine und ein dichtmaschiges Netz deutscher Schulen aus opferwillig gespendeten Privatmitteln die Grundlagen ihrer deutschen Kultur dennoch zu erhalten verstanden, beweisen die lehrreichen statistischen Daten aus dem Vereins- und Schulleben der letzten Zeit. Und darüber hinaus machten sie noch friedliche Eroberungen für ihr deutsches Volkstum unter der fremdstämmigen Urbevölkerung des Landes. Die Letten haben sich noch teilweise ihre alten Volkstrachten bewahrt, von denen die Ausstellung einige hübsche Proben bietet, auch in manchen Bräuchen und Erzeugnissen der Heimarbeit ist altes nationales Volksgut erhalten — aber was sie an höherer geistiger Kultur besitzen, ist durchweg deutschen Ursprungs. Seit 7 Jahrhunderten sind dort die Begriffe „Herr" und „Deutscher" identisch, und ebenso kennt man dort nur eine höhere Bildung deutscher Prägung. Bis vor wenigen Jahrzehnten mußte jeder Lette, der sozial emporstrebte, eine deutsche Schule besuchen, konnte sich die höchsten Bildungsrechte nur auf der deutschen Universität Dorpat erwerben, übte dann seinen Beruf in ausschließlich deutscher Umgebung aus — und wurde durch das Zusammenwirken aller dieser Einflüsse gleichsam automatisch zum „Deutschen". Soziale und nationale Schichtung fielen auf diesem kolonialen Boden zusammen. Aber auch als die Schulen russifiziert worden waren und der deutschen Bildung der „amtliche Stempel" fehlte, galt doch die Beherrschung der deutschen Sprache immer noch als Gradmesser der Bildung. Jahrhunderte alte Kulturformen lassen sich nicht durch bloße Regierungsverfügungen in wenigen Jahrzehnten zerstören.

Das und vieles, vieles andere aus der Vergangenheit und Gegenwart des baltischen Lebens führt uns die Kurland-Ausstellung in anschaulichen Bildern vor Augen.

Alexander Eggers.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 7 JULI/AUGUST 1918

Karl der Zwölfte.

Einige Umrisse seiner Laufbahn.

Von Harald Hjärne.

Seit dem Tode Karls XII. werden in einigen Monaten gerade zwei Jahrhunderte verflossen sein, und doch scheint es, als ob die an seinen Namen geknüpften Erinnerungen etwas frischere Farben bekommen haben. Die von uns selbst erlebten Umwälzungen in den Verhältnissen der baltischen Länder und Osteuropas überhaupt bedeuten, so darf man vielleicht sagen, ein *ritornar al segno* im Sinne der Renaissance, eine Art von Wiederkehr zum Ausgangspunkte der Kämpfe des königlichen Feldherrn mit seinen Angreifern um die bestimmende Gewalt über die politischen Geschicke dieses weitumfassenden Komplexes von widerspruchsvoll entwickelten Staatsgebieten und Völkerschaften. Wieder von neuem, nach der überwundenen Episode des vorherrschenden Russentums, fängt die westliche Kultur und Rechtsordnung an, auch unmittelbar staatenbildend ihre Gestaltungskraft in der gewaltsam zusammengepreßten und abgesperrten Völkerwelt des nördlichen Ostens zur vollen Geltung zu bringen. Unter den Eindrücken dieser unzweifelhaften Zeitenwende mag, besonders in Deutschland, das halbverschollene Auftreten Karls XII. sich nicht so abenteuerlich ausnehmen wie von jeher in der überlieferten Tradition. Sogar in seinem eigenen Vaterlande, wo freilich immer seine nationale Bedeutung scharf umstritten worden ist, hat erst in den letzten Jahrzehnten das Interesse, gleichsam in Vorahnung der kommenden Umwertung der allgemeinen Anschauungen, für ein weniger begrenztes und gründlicheres Verständnis seiner Geschichte einen erneuerten Aufschwung genommen.

Es ist selbstverständlich unmöglich in einem kurzen Aufsatz, etwas irgendwie Erschöpfendes darzubieten, es sei in der Form der Erzählung oder durch Betrachtungen, über die Ereignisse und die Persönlichkeit des Schwedenkönigs. Die feststehenden Hauptpunkte dürfen wohl als bekannt vorausgesetzt werden. Die gegenwärtige Aufgabe kann nur darin bestehen, einige vielleicht nicht genügend beachtete Seiten des Gegenstandes in ganz schlichter Weise und nach dem Maß der vorhandenen Sachkenntnis hervorzuheben, einige Probleme für die künftige historische Forschung anzudeuten.

Die Wissenschaft der Geschichte ist, wie jede andere, an die unbedingte Wahrheitspflicht gebunden. Sie hat, nach dem immer wieder mit so gutem Recht zitierten Ausdruck Rankes, nur zu „zeigen, wie es eigentlich gewesen". Sie ist, ebenso wie jede andere, ihrer Idee nach universal, auf die allgemein gültige Erforschung und Lösung ihrer Fragen gerichtet, darf sich also prinzipiell nicht z. B. durch nationale Interessen

und Gefühle begrenzen und beeinflussen lassen.

Der Historiker aber ist ein begrenzter Mensch mit seinen Schwächen, seinen Widersprüchen, seinen inneren und äußeren Gegensätzen. Er fühlt sich persönlich durch die Werte des menschlichen Lebens bewegt, mit denen seine Wissenschaft sich nur wie mit objektiven Forschungsgegenständen zu befassen hat. Selbst die Wahrheit, die er gefunden zu haben glaubt, kann er nur mit Hilfe von Werturteilen ausdrücken und begründen. Die strenge Idee seiner Wissenschaft muß somit für ihn selbst persönlich ein unerreichbares Ideal bleiben. Der Zwiespalt, die Spannung zwischen seiner Aufgabe und seiner Persönlichkeit bleibt im Grunde unüberwindlich, wie gewissenhaft er sich bemühen mag. Im besonderen die Katastrophen der vaterländischen Geschichte setzen seine Kräfte auf eine harte Probe. Wenn er sich nicht bewegt fühlt, dann kann er nur ein dürftiges Verständnis erwerben. Wenn er aber seine Gefühle vorlaut sprechen läßt, dann entweiht er die Pflicht und die Würde der Geschichte.

Um so mehr muß er die Vorgänger bewundern, die sich durch Selbstbeherrschung und unerbittliche Selbstkritik dem Ideale der Objektivität angenähert haben. Als ein leuchtendes, kaum wieder erreichtes Vorbild steht noch jetzt vor unseren Augen der altklassische Vater der historischen Wissenschaft, der Athener Thukydides, der mitten im Zusammenbruch der vaterländischen Größe die erschütternden Wendungen des tragischen Kampfes fast ohne persönliche Gefühlsäußerungen geschildert hat, ohne jede apologetische Anwandlung, wie ohne jede trauernde Selbstbespiegelung. Immerhin fühlt man sein Herz hinter den gemessenen Worten zittern. Er verbirgt auch nicht seine Absicht, sein Werk zur Belehrung der Nachkommen zu schreiben. Er ist doch zu tiefblickend, zu ernst und zu stolz, um diese Belehrung durch bewußte Verdrehung der Wahrheit vermeintlich zu erleichtern.

In solchem Geiste mag es einem Schweden vergönnt sein, auf den Wandel der Geschicke Osteuropas vor zweihundert Jahren zurückzublicken.

I.

Der dritte Wittelsbacher oder Pfälzer, wie man in Schweden sagt, auf dem schwedischen Throne, der Abkömmling im dritten Gliede von der Schwester Gustav Adolfs, fand sein ererbtes Reich in einer nur scheinbar gefestigten inneren und äußeren Lage vor. Sein Vater, der unermüdlich arbeitende, sparsame und auch friedensliebende Verwaltungsmann Karl XI., hinterließ, als er kaum mehr als ein Vierziger verschied, dem Fünfzehnjährigen eine Erbschaft, die mit vielen noch nicht gelösten Aufgaben belastet war.

Die „Souveränität", der königliche Absolutismus, war in Übereinstimmung mit den zeitgemäßen Gedankenströmungen aufgerichtet worden, erschien aber zugleich als eine Wiederherstellung der durch gegenseitige Eide verpflichteten und berechtigten Königsgewalt des noch geltenden Landesgesetzbuches aus dem vierzehnten Jahrhundert gegenüber dem Machtmißbrauch des Reichsrats und des Hochadels, die folglich der großen Mehrzahl des Volkes zur vollen Zufriedenheit gereichte.

Der Reichstag, „die Stände der königlichen Majestät", nach dem Ausdruck des Kanzleistils, wurde keineswegs abgeschafft, behielt vielmehr bedeutsame Funktionen im Staatsleben. Er war ja auch früher nicht eigentlich die Frucht eines Dualismus zwischen Staatsmacht

und Volkswillen oder Klasseninteressen. Im Gegenteil, gerade um die Volkskräfte in den Dienst der Staatsverwaltung, in die staatliche Verantwortlichkeit einzustellen, hatten die Könige den Reichstag ausgebildet und die vier Ständekammern in naher Verbindung mit dem Beamtenwesen organisiert. Der Gegensatz zwischen Volksrepräsentation und Regierung war nur von außen her vor einem halben Jahrhundert, unter Einwirkung der englischen Revolution, ziemlich flüchtig und oberflächlich eingedrungen, vornehmlich bei einem Teil des Adels, der mit dieser staatsrechtlichen Theorie seinen Widerstand gegen die „Reduktion", die Einziehung der ungesetzlich verschleuderten Krongüter, und überhaupt gegen seine Staatspflichten zu bemänteln suchte.

Jetzt war, durch die ungehemmte Wirksamkeit der königlichen Regierung, die für die Regelung der Staatsfinanzen unbedingt notwendige Reduktion durchgeführt worden. Der erste Reichsstand, dessen Privilegien von alters her mit seinen dienstlichen Pflichten zusammenhingen, war wieder, wie ehemals, wesentlich mit der Staatsverwaltung in der modernen Form eines Beamtenadels verbunden worden. Zwischen der Macht des Königs und der Arbeit des Reichstags wurde wiederum, wie zur Zeit Gustav Adolfs, kein Widerspruch empfunden. Die „Souveränität" verblieb als Waffe gegen etwaige neue Ansprüche des zurückgedrängten Magnatentums.

Durch Verhandlungen mit den Ständen, auch außerhalb des Reichstags, hatte Karl XI. den Beamtenstaat auf den Grundlagen, die von Gustav Adolf und Axel Oxenstierna gelegt waren, wiederhergestellt und weiterentwickelt, die Kriegsmacht zu Lande und zur See kräftig ausgebaut, alles hauptsächlich unter Ausnutzung einer sorgfältig kontrollierten Naturalwirtschaft im Steuerwesen und in persönlichen Dienstbarkeiten.

Eben darin aber bestanden die neuen Schwierigkeiten, die allmählich zum Vorschein kamen. Die Staatsfinanzen konnten nicht in ein dauerndes Gleichgewicht gebracht werden ohne ertragreichere Zölle und andere Geldeinkünfte, die dem Könige zu Gebote stehen mußten. Die volkswirtschaftliche Entwicklung, der Handel, die Seefahrt, die Manufakturen, alle solche Interessen, die mit dem Aufschwung des neuzeitlichen Erwerbslebens zusammenhängen, wurden durchaus nicht vernachlässigt, erlitten aber vielfältige Hemmungen zufolge der Gestaltung der auswärtigen Verhältnisse des Reiches.

Schweden war nur zur Hälfte Herr der Ostsee. Es mußte das *Dominium Balticum* mit Dänemark teilen, und hinter Dänemark standen die beiden westlichen Seemächte, von denen England am Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Übergewicht und die Leitung errungen hatte. Es war von jeher das Interesse dieser Seemächte gewesen, im gegenseitigen Kampfe oder in Bündnissen miteinander, sich den unbedingten Zutritt zu den Ostseehäfen zu verschaffen, von woher sie einen großen, oft den überwiegenden Teil der Bedürfnisse für ihre Kriegs- und Handelsflotten bezogen. Darum haben sie Schweden und Dänemark gegeneinander ausgespielt und trotz aller ihrer eigenen Streitigkeiten stets und mit Erfolg dem Aufkommen einer dritten, wirklich ebenbürtigen Seemacht durch die Vereinigung der skandinavischen Kräfte vorzubeugen gestrebt.

Es ist ihnen dies vorzüglich dadurch gelungen, daß Schweden und Dänemark in ihrer immerwährenden und haßerfüllten Nebenbuhlerschaft von ge-

gensätzlichen kontinentalen Interessen, in Norddeutschland sowohl als auf der skandinavischen Halbinsel, in Anspruch genommen wurden.

Wenn wir diese Gegensätze richtig verstehen und einschätzen wollen, müssen wir uns von den heutigen nationalen Gesichtspunkten freimachen und statt dessen die damalige Anschauungsweise der Staatsleiter gehörig zu berücksichtigen versuchen.

Als einfach dynastisch kann man ihre Betrachtungsweise nicht bezeichnen. Hinter den fürstlichen Familienzwisten, Erbschaftsansprüchen, Heiratsplänen standen, bewußt oder unbewußt, ganz reale Volksinteressen, die oft in staats- und völkerrechtlichen Begriffen formuliert, in militärischen und volkswirtschaftlichen Machtbestrebungen verkörpert waren. Die Fürsten und ihre Ratgeber mögen gewiß nicht selten von anscheinend nur persönlichen Beweggründen bestimmt gewesen sein. Zugleich aber folgten sie den Anschauungen, die in den sie umgebenden Kulturzuständen begründet waren, und sie fühlten sich dadurch mit Untertanen und Nachbarn mehr oder minder nahe, in Freundschaft oder Feindschaft, verknüpft.

Die skandinavischen Länder und die norddeutschen Territorien bildeten seit alten Zeiten in der europäischen Staatenwelt eine Gruppe für sich. Der gemeinsame Protestantismus, in überwiegend lutherischer Gestalt, bewahrte noch in dem beginnenden Zeitalter der sich kräftiger konsolidierenden und säkularisierenden Staatsmächte das Bewußtsein der alten Zusammengehörigkeit. Innerhalb dieses Kreises waren sie aufeinander am nächsten politisch hingewiesen, bewegten sie sich am leichtesten mit ihrer Diplomatie und ihren gegenseitigen Rivalitäten, ohne besondere Betonung der noch unvollkommen literarisch entwickelten sprachlichen Unterschiede, die im politischen Verkehr unbefangen den gelegentlichen Bedürfnissen entsprechend behandelt wurden. Die Fürsten waren alle, die nordischen Könige wenigstens mit einigen Teilen ihrer Besitzungen, im Rahmen des zerfallenden römisch-deutschen Reichs aufgenommen und heimisch, und das dehnbare Reichsrecht bot ihnen allen bequeme Handhaben zum Verfechten ihrer strittigen Ansprüche.

Die Verwicklungen, die so entstanden, dürfen also durchaus nicht im Sinne der späteren Nationalitätenkämpfe aufgefaßt werden. Freilich war Schweden als der zur Zeit mächtigste Staat von den übrigen am meisten beneidet und beargwohnt. Im allgemeinen kann man sagen, daß Dänemark und Brandenburg gern zusammen gegenüber Schweden eine abweichende Haltung einnahmen, während die Mecklenburger Herzöge und besonders die Lüneburger Welfen sich öfters an Schweden anschlossen.

Die unbedingt schärfste Spannung innerhalb dieser Staatengruppe war jedenfalls auch im Süden diejenige zwischen Dänemark und Schweden, und aus diesem Konflikt ist sogar der große Nordische Krieg am nächsten erwachsen.

Der Streitstoff hatte sich hauptsächlich in einer der vielen Gestalten der tausendjährigen schleswig-holsteinischen Frage angesammelt und betraf im siebzehnten Jahrhundert eigentlich die Ansprüche der Gottorper Herzöge, einer Nebenlinie des dänischen Königshauses, auf das Recht, eine selbständige auswärtige Politik zu führen.

Die Gottorper waren schon seit einem Jahrhundert mit Schweden vielfach dynastisch und politisch verbunden gewesen, und ihr selbständiges Bündnisrecht bedeutete wesentlich die Ausdehnung

der schwedischen Interessensphäre quer über die Verbindungslinien Dänemarks mit Deutschland, ebenso wie die Verknüpfung der schwedischen Ostseebesitzungen Pommern und Wismar mit den ebenfalls schwedischen Nordseeherzogtümern Bremen und Verden. Dadurch wurde die gesamte dänische Machtstellung ernstlich bedroht, indem ihr jede Erweiterung südwärts unmöglich gemacht und die Monarchie einem Landangriff auf zwei Fronten, in Jütland wie in Norwegen, bloßgestellt wurde.

Der Streit war einige Jahre vorher provisorisch, hauptsächlich doch zum Vorteil der Gottorper und also auch Schwedens, beigelegt worden. Unter den Vermittlern und Garanten waren die Seemächte die wirksamsten gewesen. Sie wollten, in Anbetracht der Notwendigkeit, alle zugänglichen Kräfte gegen die französische Übermacht zusammenzufassen, keinen Krieg zwischen den nordischen Mächten zulassen, später sogar auch diese Mächte in die große Allianz zur Behauptung einer antifranzösischen Lösung der spanischen Erbschaftsfrage hineinziehen.

Karl XI. hatte, sobald er die Regierung voll und ganz in seine eigenen Hände gebracht hatte, als deutscher Reichsfürst eine loyale Haltung eingenommen. Sein Wille, vor allem den Frieden zu bewahren, wurde doch mehr und mehr befestigt, und im verwickelten diplomatischen Spiel der Zeit wachte er sorgfältig darüber, daß die verschiedenen auswärtigen Einflüsse, die auch unter seinen Ratgebern vertreten waren, sich miteinander im Gleichgewicht erhalten möchten.

Vom Osten her scheint er keine drohende Gefahr gewittert zu haben. Die polnische Republik war der bequemste Nachbar, den Schweden sich wünschen konnte. Mit dem Moskowiter wurden freundschaftliche Beziehungen unterhalten. Der schwedische Gesandte war der einzige feste Resident einer europäischen Macht beim Zarenhofe und als solcher der Vertreter des Protestantismus, der Beschützer der fremden Einwohner der *Niemetskaja Sloboda*, „der Vorstadt der Deutschen“, unter welchem Namen (mit verschiedenen Nebenbezeichnungen, als „hamburgische“, „englische“ oder „schwedische Niemtzen“ usw.) überhaupt alle nichtkatholischen Westleute zusammengefaßt wurden.

Es ist nicht wahr, daß Schweden durch seine Herrschaft über die ostbaltischen Seehäfen die Russen vom friedlichen Verkehr mit dem Westen abgesperrt habe. Es waren die Russen selbst, die sich gegen einen solchen Verkehr hartnäckig sträubten und höchstens einen wenig bedeutenden Grenzhandel zulassen wollten. Der Eroberungsdrang der Zaren hatte ihnen freilich vielmals den Besitz der Ostseeländer von Finnland bis Kurland wie aller anderen Nachbargebiete vorgespiegelt. Dieser Drang war jedoch nie mit einem anderen wirtschaftlichen Ziel verbunden als der Zufuhr von Waffen und sonstigen kriegstechnischen Hilfsmitteln, obwohl die Kaufleute des Westens dann und wann die kriegerischen Verwicklungen zu benutzen versuchten, um Zutritt zu den russischen Märkten für einen vielseitigeren Verkehr zu erlangen. Den Engländern ist es am besten gelungen, sich einen solchen Verkehr zu eröffnen, aber nur auf dem Umwege über Archangelsk, Wologda und Jaroslawl nach Moskau und trotz vielfältiger Beschränkungen, die der Zarenhof ihnen im Interesse der von ihm abhängigen Moskauer Handelsgilden auflegte. Weiter nach Südosten von Moskau hinüber durften auch die Engländer trotz wiederholter Versuche nicht

vordringen. Sie mußten sich begnügen, ihr russisches Handelsmonopol im erreichten Umfang möglichst zu bewahren, und zu diesem Zweck sind sie z.B. bei den Friedensverhandlungen 1617 in Stolbowo zwischen Schweden und Rußland als Vermittler auf russischer Seite und zugunsten der Russen aufgetreten. Die Holländer dagegen standen damals und auch später auf der schwedischen Seite. Sie haben die Hoffnung gehegt, mit politischer Unterstützung von Schweden über die Ostsee im Inneren von Rußland Handel treiben zu können, und in den Schwedisch-Russischen Friedenstraktaten wurden auch Begünstigungen zur Einrichtung schwedischer Handelsfaktoreien in verschiedenen russischen Städten eingeräumt.

Diese Aussichten für die Niederlande sowohl wie für Schweden wurden aber nur in sehr geringfügigem Maße verwirklicht. Keinen besseren Erfolg hatten die Bemühungen Schwedens, über Rußland hinweg Handelsbeziehungen zum ferneren Oriente anzubahnen. Die Zaren haben ziemlich unwillig mehrere schwedische (und holstein-gottorpsche) Ambassaden nach Persien durchgelassen, die Anknüpfung regelmäßiger Verbindungen in dieser Richtung aber unter verschiedenen Vorwänden zu vereiteln gewußt.

Mit besserem Recht als die Anklage gegen Schweden wegen der Ausschließung Rußlands von der Ostsee kann folglich die Behauptung aufgestellt werden, daß die Moskowiter Europa vom asiatischen Verkehr abgesperrt haben.

Das christliche Solidaritätsgefühl wurde übrigens schwedischerseits auch im Verhältnis zu Rußland anerkannt. Im großen Türkisch-Tatarischen Kriege in den neunziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts gegen Österreich und Venedig, mit den Polen und Russen als ziemlich unzuverlässigen Bundesgenossen, haben auch schwedische Arbeiter, neben Dänen und Venezianern, bei der Erbauung der ersten russischen Flotte auf den Werften von Woronesch mitgeholfen. Karl XII. hat dem Zaren dreihundert von seinem Vater versprochene Kanonen geliefert; sie wurden freilich später in der Schlacht bei Narwa zurückgenommen.

So stand das schwedische Reich, nach dem Osten mit ruhiger Zuversicht, nach dem Westen mit gespannter Aufmerksamkeit gekehrt, — eine Macht, deren Zukunft vielen ziemlich rätselhaft erschien. Die Friedfertigkeit seiner Regierung hatte sich zwei Jahrzehnte hindurch, eine lange Frist in diesem kriegserfüllten Zeitalter, vollauf bewährt.

Und doch galt immerfort das neuaufgekommene Schweden mit seiner gewaltig verstärkten Kriegsrüstung, fast mehr noch als das reiche und stets erobernde Frankreich, als der Typus dessen, was man jetzt Militarismus zu nennen pflegt. Aus der Zeit des rücksichtslosen Feldherrn Karl X. stammte das noch nicht vergessene Gerede, daß Schweden nie ohne Krieg bestehen könne.

Das geschichtlich Große darf bekanntlich nicht mit dem äußerlich Kolossalen verwechselt werden. Alles kommt auf den Maßstab des wirklich Bedeutsamen an. Mit den heutigen Zahlenverhältnissen verglichen macht das damalige Europa sozusagen statistisch fast den Eindruck einer Liliputwelt, wie sie sich noch wundersamer verkleinert im Mikroskope des zeitgenössischen Kapitän Gulliver phantastisch widerspiegelt. Um nur vom Nordosten zu sprechen, bedeutet z.B. das Reich Karls XII. mit seinen ungefähr $3^1/_2$ Millionen Einwohnern, mit seiner schlagfertigen Armee von hunderttausend Mann, eine wahre Großmacht, auch gegenüber der moskowiti-

schen Barbarenherrschaft mit ihren vielleicht 12—15 weit zerstreuten und schlecht organisierten Millionen.

II.

Der junge König wurde von Anfang an einheimischen wie fremden Mißverständnissen ausgesetzt.

Auf Betreiben einer Adelspartei, die einen wenigstens teilweisen Widerruf der Reduktionsmaßnahmen erwartete, wurde er plötzlich, dem Testamente des Vaters entgegen, vom Reichstag mündig erklärt. Er trat aber sogleich als absoluter Herrscher auf, wollte von keiner Schmälerung der Staatseinkünfte etwas wissen und beschäftigte sich sehr fleißig mit den Regierungssachen. Besonders im Ausland gingen doch übertriebene Gerüchte um von seiner Vergnügungssucht und seinem jugendlichen Übermut, während er zu Hause von den Höfen durch ihre Diplomaten und reisende fürstliche Damen mit Heiratsvorschlägen und Bündnisanträgen umworben wurde.

Die Gleichgültigkeit, zuweilen die Schroffheit, die er bei der Abweisung aller verdächtig aussehenden Zumutungen an den Tag legte, verstärkten die Meinungen von seiner Unreife und von Schwedens zunehmender Schwächung durch eine so geartete Regierungsweise.

Unterdessen verschärfte sich wieder die Gottorper Frage, durch dänische Schuld nicht minder als durch schwedische, hier vor allem offenbar dadurch, daß Karl XII. seine am meisten geliebte Schwester mit dem aufstrebenden Herzog Friedrich von Holstein-Gottorp (dem gemeinsamen Stammvater der späteren schwedischen und russischen Dynastien) vermählte und ihn bei seinen Truppenzurüstungen und Festungsbauten wirksam unterstützte.

Unter solchen Umständen und Eindrücken ist die große Koalition gegen Schweden zustande gekommen. Die verwickelten Verhandlungen wurden sehr langsam und im größten Geheimnis, zur Beschämung der überraschten schwedischen Diplomatie, betrieben. Die Initiative ist, wie man jetzt weiß, von Dänemark ausgegangen, das, zuerst ohne Erfolg, den Zaren zum Angriff auf Schweden zu überreden versucht hat. Zar Peter hat sich am spätesten für den Plan entschieden, erst seitdem er sich davon überzeugt hatte, daß er nach dem Abschluß des Karlowitzer Friedens (1699, zwischen der Türkei und dem Kaiser nebst seinem Bundesgenossen Venedig) im Stiche gelassen war und für Rußland keine weiteren Eroberungen am Schwarzen Meer erhoffen konnte. König August von Polen hat etwas früher eine ähnliche Berechnung angestellt, weil er nicht länger für sein tüchtiges kurfürstlich-sächsisches Heer eine passende Anwendung zur Eroberung der Moldau und infolgedessen zur Verstärkung seiner polnischen Königsmacht finden konnte. Ein landflüchtiger schwedischer Untertan, der Livländer Patkul, der später und bis zu unseren Tagen als vermeintlicher Patriot und Freiheitsmärtyrer betrachtet worden ist, hat dem König August die Überwältigung Livlands als eine sehr leichte Unternehmung vorgespiegelt und ist bei den Koalitionsverhandlungen mit großer Geschicklichkeit als diplomatischer Agitator sehr einflußreich gewesen.

Es ist bekannt, mit welcher Tatkraft zum Erstaunen der Zeitgenossen Karl XII. dem unerwarteten Überfall des Dreibundes entgegengetreten ist.

Die Landung auf Seeland 1700 war sein erster militärischer Erfolg, der allerdings mit Hilfe der Diplomatie und der Flottendemonstrationen der Seemächte als Garanten der schwedisch-dänisch-Gottorper Verträge gewonnen wurde. Er

hat sich auch bei den Friedensverhandlungen mit Dänemark den Ermahnungen der Seemächte gefügt, indem er von der gänzlichen Niederwerfung des Feindes Abstand genommen hat. Er konnte es, obschon anfangs unwillig, mit um so leichterem Herzen tun, als die Gottorper Ansprüche und das schwedische Protektorat vollkräftig anerkannt wurden.

England hatte für seine Einmischung auch andere politische Gründe. Es mußte, wie schon angedeutet, darauf bedacht sein, eine genügende Heeresmacht für den ausbrechenden spanischen Erbteilungskrieg anzuwerben. Dänemark durfte nicht so geschwächt werden, daß es keine Truppen zur Verfügung der großen antifranzösischen Allianz, wie Preußen und andere deutsche Staaten, stellen könnte.

Dadurch wurden übrigens alle diese Mächte bis auf weiteres aus der osteuropäischen Krise ausgeschaltet. Schweden, dessen Hilfe im Westen vielleicht am meisten begehrt wurde, mußte es jedenfalls vergönnt werden, zuerst seine beiden noch nicht überwundenen Gegner zurückzuschlagen.

Karl XII. ging über die Ostsee, besiegte die Russen bei Narwa und im folgenden Jahre 1701 die Sachsen an der Düna und anderwärts. Die Ostseeprovinzen waren von den Invasionen gesäubert.

Was sollte er dann am besten weiter tun? Das ist ein Problem, das damals die Staatsmänner in größter Spannung hielt und das auch die Nachwelt sehr viel beschäftigt hat. Es kann meiner Ansicht nach nicht einfach psychologisch gelöst werden durch Berufung auf den Starrsinn und die nimmer ermüdende Kriegslust des heldenhaften Jünglings.

Sollte er Frieden mit dem Zaren und dem Polenkönig schließen?

Gelegenheiten dazu haben ihm nicht gefehlt. Geschickte Vermittler von beiden im Westen kriegführenden Parteien boten sich an. Die schwedischen Minister waren fast alle derselben Meinung, obwohl die einen mehr mit Frankreich, die anderen mehr mit Österreich und England sympathisierten. Und es erleidet keinen Zweifel, daß das schwedische Volk den unmittelbaren Frieden mit Freude begrüßt hätte.

Der Friede im Osten bedeutete aber für Schweden nicht den Frieden überhaupt. Es war sehr unwahrscheinlich, daß Schweden ganz allein im Entscheidungskampfe des Westens eine vollkommene Neutralität hätte bewahren können. Schon die durch die Kriegsrüstungen und die Kriegführung der letzten Jahre geschwächten Staatsfinanzen hätten es schwierig gemacht, Anlockungen zur vollen subsidierten Teilnahme oder wenigstens zur Stellung bedeutender Truppen zu widerstehen. Die Ratgeber des Königs, um von den Generalen zu schweigen, waren im allgemeinen keine Pazifisten *quand même*, sondern Anhänger entweder des französischen oder des antifranzösischen „Systems“; sie wünschten dem Vaterland frische Lorbeeren auf den klassischen flandrischen oder rheinischen Wahlplätzen zu verschaffen. Das jetzt aufgeworfene Friedensfrage konnte also sehr leicht gleichbedeutend sein mit der Wahl zwischen zwei Kriegen.

Übrigens, wie konnte der Friede im Osten garantiert werden, wenn die schwedischen Heere entweder auf den Friedensfuß gestellt wurden oder nach dem Westen abmarschierten?

Das russisch-sächsische Kriegsbündnis hätte jeden Tag bei irgendwie günstigen Aussichten erneuert werden können. König August war schon jetzt durch Verträge zur Truppenhilfe im Westen verpflichtet und hatte doch ein ganz statt-

liches Heer gegen Schweden schicken können. Es hätte ihm keine Gewissensbisse gekostet, sich künftig neuen, vielleicht erweiterten derartigen Verpflichtungen zu entziehen, wenn Livland wiederum, von schwedischen Garnisonen nicht genügend gedeckt, als eine leichte Beute vor seinen Augen geschimmert hätte. Die Vermittler konnten keine Anstalten ausfindig machen, wie er von seiner gewohnten Wortbrüchigkeit abgehalten werden möchte.

Oder sollte der Sieger seinen Erfolg gegen den Moskowiter sogleich kräftig ausnutzen?

Viele Zeitgenossen haben es erwartet. Leibniz z. B. hat in einem Brief an einen schwedischen Sprachgelehrten die Ausdehnung der Herrschaft König Karls bis zum Amurflusse gewünscht, also bis zu den Grenzen des chinesischen Kulturgebiets, für dessen Erforschung er sich selbst so lebhaft interessiert hat.

Ein Feldzug aber aus den Ostseeprovinzen als Operationsbasis innerhalb der damaligen russischen Grenzen, also nicht durch das mit Polen verbundene Litauen, hätte, wenn man sich nicht nur mit der Einnahme einiger Grenzfestungen begnügt hätte, die Truppen durch damals ziemlich arme Landschaften geführt, Schweden selbst folglich um so größere Unkosten bereitet und doch kaum eine Gelegenheit zum entscheidenden Sieg über die Russen geboten.

Das schlimmste war, daß, wenn der König nach Rußland abzog, er unfehlbar einen neuen Angriff von dem wieder rasch verstärkten sächsischen Heer im Rücken oder in der Flanke erwarten mußte und vielleicht von seinen Verbindungen mit der Ostsee abgeschnitten werden konnte.

Karl XII., der immer fast instinktiv ganze Arbeit verrichten wollte, hat sich für eine fremde Operationsbasis und für die Niederwerfung des militärisch stärksten Gegners, also des Sachsen, entschieden.

Er hat mit bewußter Absicht den Zweifrontenkrieg gewählt, doch so, daß er gegen die Russen eine provisorische Defensive von verhältnismäßig geringen Streitkräften als genügend erachtete. Persönlich ist er mit seiner Hauptstärke gegen das Sachsenheer, das eigentliche Kriegsobjekt, gezogen.

Dadurch hat er zugleich das Übergewicht des westeuropäischen Kampfgebiets einigermaßen begrenzt und wieder, wie sein Großvater, die osteuropäischen Zukunftsfragen in weitem Umfang aufgerollt.

Wenn man glaubt und sagt, daß diese Aufgaben die Machtmittel Schwedens überstiegen, so muß man doch bedenken, daß nur die Initiative auf Schweden selbst basiert war, und daß die Durchführung der Pläne noch viele andere Volkskräfte in Anspruch genommen hat, während das schwedische Hauptland am längsten von den schwersten Kriegsopfern verschont blieb.

Die Heerfahrt gegen den Sachsenfürst mußte den König zuerst durch das polnische Vasallenherzogtum Kurland und sodann durch die eigentlichen litauischen und polnischen Gebiete führen.

Die erlauchte polnische Republik war aber neutral im Kriege ihres Königs. Die Neutralität nach auswärts schloß jedoch keineswegs den inneren Krieg der polnischen Magnaten untereinander aus.

An einen solchen inneren Krieg im Großfürstentum Litauen, das die östliche Reichshälfte bildete, hat Karl XII. angeknüpft, um das Hindernis der republikanischen Neutralität wegzuräumen. Er verband sich mit der unterlegenen Partei der Sapieha, die auch mit August verfeindet waren. Der wertvoll-

ste Nebengewinst, der ihm durch diese Verbindung zufiel, war vielleicht der Eintritt Stanislaw Poniatowskis, des Vaters des letzten polnischen Königs, in seinen Dienst. Ein ausgezeichneter Mann, der unter den Karolinern einen Ehrenplatz eingenommen und bis zum Tode seines neuen Herrn seine Treue durch seltene Verdienste erwiesen hat.

Durch Litauen zog Karl weiter westwärts und näherte sich der Hauptstadt Warschau. Vergebens mühte sich der polnische Senat, durch feierliche Proteste und subtile juristische Argumente die unkränkbare Neutralität zu behaupten. Die nicht vom Reichstag bewilligte Kriegführung des Oberhaupts des Staates sei, so erklärte man, ein innerer Verfassungsbruch, mit dem der fremde Herrscher sich nicht zu befassen habe. Die Antwort Karls XII. lautete, daß folgerichtig der Polenkönig seine Krone verwirkt hätte, und daß einstweilen die Schweden ein ebenso gutes Recht wie die Sachsen hätten, auf dem Boden der Republik sich ihren Aufenthalt und Unterhalt zu nehmen und Krieg zu führen.

Ich kann mich hier nicht darauf einlassen, die Feldzüge und die politischen Maßnahmen Karls XII. in Polen zu entwirren, noch weniger, ihn als einen hervorragenden Staatsmann darzustellen. Ich will mir nur einige Bemerkungen erlauben, die vielleicht zur leichteren Auffassung dieser verworrenen Ereignisse etwas beitragen können.

Die damalige streng methodische, fast pedantisch regulierte Kriegführung im Westen konnte in den weiten, flachen, noch verhältnismäßig dünn bevölkerten, verkehrslosen und festungsarmen Ebenen Osteuropas nicht angewandt werden. Ein kleines geübtes und disziplinierte Heer, das sich den nötigen Unterhalt in nicht allzu entfernten Umgebungen verschaffte, war wohl imstande, angreifende, eilig zusammengeraffte Kriegerhaufen mit Leichtigkeit zu zersprengen, mußte aber den irgendwie ebenbürtigen Gegner in plötzlichen Märschen hin und her aufsuchen und ihn in ordentlichen Feldschlachten überwinden und aufreiben. Das war die Aufgabe, die Karl dem Zwölften gegenüber dem sächsischen Heer oblag, und er hat sie in vier Kriegsjahren nahezu vollständig gelöst.

Die Absetzung Augusts vom polnischen Königsthron war das politische Mittel, das gebraucht wurde, um die Hilfsquellen des Landes zur Verfügung der schwedischen Heerleitung zu stellen oder wenigstens das ähnliche Bestreben des Feindes durch den inneren Parteistreit möglichst zu erschweren. Karl XII. hat die eigenartige polnische Verfassung für seine Zwecke benutzt. Diese Verfassung zu verbessern scheint ihm nicht eingefallen zu sein; es hätte ihm ja überflüssige Mühe bereitet. Er hat die Polen einfach zur Einigkeit und zur Verteidigung des Vaterlandes gegen Sachsen und Russen aufgefordert. Es ist doch bemerkenswert, daß seine besten und tüchtigsten polnischen Freunde, Poniatowski und der neugewählte König Stanislaw Leszczyński, später an die Spitze der beginnenden Reformbewegung getreten sind. Karl XII. hat nicht wie sein Großvater Polen ausschließlich als militärisches und politisches Gewaltobjekt betrachtet und behandelt.

Er wollte nichts von den seit lange umgehenden Teilungsplänen wissen, die zweifellos sein Verhältnis zu den Polen unendlich kompliziert hätten. An seinem Widerstreben in dieser Hinsicht zerschlugen sich freilich die Bündnisverhandlungen mit Preußen, das übrigens durch Verwarnungen und neue Werbungsangebote der Seemächte von der Einmischung in den osteuropäischen Krieg abgehalten wurde.

König August hegte keine solche Bedenklichkeiten in bezug auf das Land, dessen Krone er trug. Patkul, der aus seinem Dienst in den des Zaren als diplomatischer Fachmann getreten war, hat einen förmlichen Teilungsplan ausgearbeitet, der besonders auf die Gelüste der Russen berechnet war, um sie zu einem kräftigeren Eingreifen zur Unterstützung der bedrängten Sachsen zu bewegen.

Das Verhältnis zwischen den beiden Bundesgenossen hatte sich während der verflossenen Jahre bedeutend verschoben. Nach der Niederlage bei Narwa war der Zar als ein Hilfesuchender zu August gekommen, hatte vertragsgemäß gegen neue Versprechungen militärische und finanzielle Verpflichtungen übernommen, die zu erfüllen er sich freilich nicht beeilte. Es war ihm auch nicht möglich, den Sachsen wirksame Kriegshilfe zu leisten. Inzwischen wurde das offene Land in den Ostseeprovinzen von russischen Streifscharen verheert. Europäisch geschulte Regimenter wurden mit großen Anstrengungen gebildet. Dorpat und Narwa, Nöteborg (Schlüsselburg) und Nyenschantz an der Newa fielen in die Hände des Zaren. St. Petersburg wurde angelegt, nicht als Hauptstadt, sondern nur als ein Bollwerk gegen schwedische Angriffe von der Seeseite. Alle diese Erfolge verstärkten natürlich das zarische Selbstgefühl, dürfen aber nicht nach der Bedeutung, die sie später gewonnen haben, beurteilt werden. Solange Karl und seine Feldherrn unbesiegt und drohend im Südwesten standen, schwebten die russischen Eroberungen noch in der Luft und konnten durch einen einzigen Unglücksschlag rückgängig gemacht werden.

Endlich ließ sich der Zar überreden, einige Hilfstruppen nach Polen zu senden und selbst mit seiner Hauptmacht in Litauen einzurücken. Karl XII. versäumte nicht, diese Wendung des Krieges nach Kräften zu benutzen. So kam es unter seiner persönlichen Leitung im Spätwinter und Frühling 1706 zu den merkwürdigen Kämpfen um das befestigte Grodno, wo das eingeschlossene russische Heer in Gefahr stand, abgefangen zu werden. Der Zar selbst war, wie bei Narwa, zuvor abgereist und hatte den Befehl dem General Ogilvie anvertraut, dem eigentlichen Organisator des neuen russischen Heerwesens, einem Österreicher von schottischer Herkunft. Diesem begabten Führer ist es gelungen, durch die Witterungsveränderungen begünstigt, in Eilmärschen über Brest-Litowsk nach Kiew zu entschlüpfen. Karl folgte ihm nach, durchquerte die Sumpfgegenden um Pinsk, kam aber zu spät nach Wolhynien hinein, um ihn zu erreichen.

Sodann erst hat der König, nachdem er seinen Truppen ein wenig Ruhe vergönnt hatte, den Entschluß gefaßt, den hartnäckigen sächsischen Gegner in seinem Erbland zum Frieden zu zwingen.

III.

Im fortgesetzten Feldzug galt es, nicht weniger als zwei Neutralitäten zu kränken, die des Kaisers in Schlesien und die des Deutschen Reichs im feindlichen Sachsen. Karl XII. war nicht blind für die Gefahren, die infolge seines eigenmächtigen Benehmens entstehen konnten. Er hatte viele Jahre hindurch den Ermahnungen der Mächte, die allgemeine Ruhe im Deutschen Reich und die Unternehmungen der großen Allianz nicht zugunsten seiner partikulären Interessen zu stören, sich geduldig gefügt. Gewiß waren beide Neutralitäten durch das Verhalten seines Gegners und die Parteilichkeit des Kaisers ziemlich brüchig geworden. Die Entrüstung war

gleichwohl überall sehr heftig. Die Kabinette und die Staatsgelehrten fanden das Auftreten des nordischen Kriegsherrn ganz regelwidrig und nahezu barbarisch.

Es dauerte aber nicht lange, bis die Diplomatie sich auf ihre eingewurzelten Geschäftsgewohnheiten besann und ihre Netze in eifrigster Konkurrenz um den unerwarteten Einbrecher zu spinnen begann. Der Erbfolgekrieg im Westen war beinah auf seinem Höhepunkt angekommen, und das Eingreifen einer neuen, schlagfertigen Heeresmacht konnte vielleicht die Wage des europäischen Gleichgewichts nach der einen oder der anderen Seite entscheidend sinken lassen. Man konnte sich kaum etwas anderes vorstellen, als daß ein junger sieghafter Held von Begierde brennen müßte, irgendeinen großartigen Ruhm auf den alten, seiner wirklich würdigen Schlachtfeldern zu erwerben.

Das Erstaunen wurde gewaltig, als man sich überzeugen mußte, daß Karl XII. in der einzigen nach der Auffassung der Staatskundigen bedeutsamen Umwälzung Europas, nämlich derjenigen im Westen, fortwährend und wirklich neutral zu verbleiben sich vorgesetzt hatte, daß er weder mit den Franzosen noch mit den Alliierten zusammengehen wollte.

Das Erstaunen löste sich bald auf der einen Seite in neue Entrüstung, auf der anderen in neugeweckte Hoffnung auf, als er plötzlich einen rücksichtslosen Streit wegen einiger Lappalien, wie es schien, mit dem Kaiser vom Zaune brach, wegen etwa tausend russischer Flüchtlinge, die der Kaiser in seinen Dienst aufgenommen hatte, obwohl sie eigentlich als Kriegsgefangene Schwedens zu betrachten gewesen wären, und wegen anderer ebenso unwichtiger Dinge. Man sprach von Karls unbegreiflicher Tollheit, sofern man nicht dem Verdacht Raum gab, daß er nur einen ungeschickten Vorwand ergriffen habe, um im Interesse Frankreichs auf Wien zu marschieren und den Rebellen in Ungarn und anderswo zur Hilfe zu eilen.

Karl XII. bestand trotz allem auf seinen eigenen Forderungen und erzwang vom Wiener Hofe einen recht demütigenden Vertrag, der wesentlich der Religionsfreiheit der schlesischen Protestanten zugute kam. Er selbst gewann wenigstens so viel, daß er seine Okkupation von Sachsen auf ein ganzes Jahr verlängern, die dortigen Hilfsquellen des Kurfürsten und ehemaligen Königs erschöpfen, seine Rekrutierungen und Werbungen ausführen und überhaupt sein Heer in besten Stand für die künftigen Anstrengungen setzen konnte.

Die erregten Gemüter der Staatsmänner atmeten auf, als er zu Beginn des Herbstes 1707 von seinem anspruchslosen Hauptquartier im Schloß Altranstädt aufbrach und aus dem europäischen Gesichtskreis nach dem unbekannten Osten verschwand.

Über seinen Feldzugsplan gegen Rußland ist viel geschrieben und nachgedacht, von militärischer wie von politisch-historischer Seite, auch noch in der letzten Zeit in Schweden.

Die Schwierigkeiten, zu einer völlig befriedigenden Lösung zu gelangen, sind sehr groß. Die Berichte von Teilnehmern und anderen kundigen Zeitgenossen sind vieldeutig und müssen einer sehr eingehenden Kritik unterworfen werden. Der König war ein außerordentlich verschwiegener Mann, der nicht gern jemanden in seine Karten blicken ließ. Die maßgebenden Akten sind meistenteils zerstört oder zerstreut und nicht wiedergefunden.

Ich darf mich hier nicht in Einzelheiten vertiefen und kann nur einige kurze

Andeutungen geben, die durch die bisher gewonnenen Aufschlüsse gestützt zu sein scheinen.

Der Angriff wurde auch diesmal auf das feindliche Hauptheer gerichtet. Es galt, den Zaren mit seiner Streitmacht zum Stehen zu bringen und zur Entscheidungsschlacht zu zwingen. Da er immer zurückwich, mußte der König so rasch als möglich nachziehen, soweit die Verpflegungsmöglichkeiten dies zuließen. Daraus folgte, daß auch der Marsch des Königs auf Moskau vorging. Das entfernte und noch unbedeutende Petersburg anzugreifen, hatte für ihn keinen Sinn, da er überhaupt Festungen und Städte ihrer selbst wegen nicht erobern wollte. Solche Unternehmungen überließ er, wenn nötig, seinen Unterbefehlshabern, welchen die Aufgabe zugeteilt war, die getrennten feindlichen Abteilungen zu beschäftigen und vom zarischen Hauptheer abzuziehen.

Eine gesammelte konzentrische Offensive scheint Karl XII. nicht beabsichtigt zu haben. Wenn er ausnahmsweise Lewenhaupt befohlen hat, vom nahen Kurland vorzurücken und sich mit dem Heer des Königs zu vereinigen, so hat er damit, daß er selbst auf sein Eintreffen nicht wartete, vielleicht zeigen wollen, daß er sich zutraute, ohne ihn den Sieg zu gewinnen. Wenn er selbst abbog, so wollte er den Zaren sich nachlocken, um ihn in einer anscheinend günstigeren Lage als der hart an der moskowitischen Grenze zu schlagen. Es kam ihm nicht darauf an, die Entscheidung zu überstürzen. Karl hat ja schon in Polen bewiesen, daß er mit Weile zu eilen verstand.

Es ist nicht meine Sache, die Zweckmäßigkeit dieses Planes, wenn er sonst richtig aufgefaßt ist, zu beurteilen. Karl XII. hat ja zuletzt den Feldzug verloren, und man hat daraus, wie es zu geschehen pflegt, auf die Fehlerhaftigkeit fast aller seiner vorausgegangenen Anordnungen geschlossen. Vielleicht hat man doch dabei auf einige in entgegengesetzter Richtung zu deutende Umstände nicht genügend Rücksicht genommen.

Wie es sich mit dem Anschluß Mazeppas und seiner Kosaken eigentlich verhalten hat, ist noch nicht vollständig aufgeklärt. Das Mißvergnügen in der Ukraina mit der zarischen Regierung kann schon von Anfang des Krieges und noch früher gespürt werden. Mazeppa hat sich schon in den polnischen Feldzügen sehr zweideutig benommen, und vielleicht gehen seine geheimen Verbindungen mit Karl XII. weiter zurück, als man nach den bisher zugänglichen spärlichen Quellen vermutet hat. Daß er seine Hauptstadt Baturin mit den dortigen Vorräten durch den plötzlichen Überfall Menschikows verloren hat, daß die Mehrzahl der Kosaken sodann von ihm abfiel und sich dem Zaren wieder unterwarf, daß er also nur als ein machtloser Flüchtling im Lager Karls auftreten konnte — alles dies muß ohne Zweifel als eine zusammenhängende Kette von Unglücksfällen betrachtet werden. Es muß doch beachtet werden, daß der Zar ebenso wie der schwedische König in der Ukraina ein fremder Herrscher war, dessen Prestige ausschließlich von dem endgültigen Erfolg seiner Waffen abhing. Die Entscheidungsschlacht konnte nicht durch die Kosaken herbeigeführt werden, mußte aber die Abgefallenen auf die Seite des Siegers drängen.

Der Winter 1708—09 war, wie bekannt, außerordentlich streng und tat beiden Seiten großen Schaden. Es ist nicht festgestellt, daß die Schweden am meisten litten. Es ist schwierig, die beiderseitigen Angaben miteinander

zu vergleichen; die Verluste des Siegers werden ja stets schneller vergessen und als geringer geachtet. Die Schweden waren aber durchaus nicht so geschwächt, daß die an Zahl überlegenen Russen sie herzhaft anzugreifen wagten.

Die Belagerung von Pultawa wurde von Karl sehr lässig betrieben. Wahrscheinlich wollte er am liebsten mit dem zur Rettung der Festung heranrückenden Zaren um den Sieg ringen. Die Schlacht gestaltete sich wie bei Narwa als ein schwedischer Sturmangriff auf das russische Lager. Anfangs ging es recht gut. Der König war aber schon ein paar Wochen vorher am linken Fuß sehr schwer verwundet worden und konnte das Gefühl der Ermattung nicht überwinden. Von seiner von Pferden getragenen Bahre aus, die auf dem Schlachtfeld umhergeführt wurde, war er nicht imstande, den Kampf mit gewohntem Nachdruck zu leiten. Taktische Fehler wurden begangen und der Sturm mit bedeutenden Verlusten abgewiesen. Der König selbst wurde mit Mühe gerettet, wobei Poniatowski mit Tatkraft und Kaltblütigkeit behilflich war. Der größte Teil des Heeres zog ab, ohne von den Russen verfolgt zu werden.

Die eigentliche Niederlage kam erst einige Tage später, nachdem der König, von seinen Generalen überredet, nach der Türkei abgefahren war. Bei Perewolotschna am Dniepr kapitulierte die ganze Armee vor einer an Zahl geringeren russischen Reiterschar. Ohne den König waren die Generale ihrer Zuversicht, die Soldaten ihres Zutrauens beraubt. (Schluß folgt.)

Volk und Heer in den Staaten des Altertums

Von Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff.

Alles, was wir jetzt denken, steht unter dem Einflusse von dem, was wir erleben. Das gilt auch für den, dessen Arbeit der Erforschung einer fernen Vergangenheit zugewandt ist. Einmal kann er nicht umhin, sich nach Analogien umzusehen, und daran fehlt es nicht. Ich könnte von der Verwendung des gleisnerischen Programmes „Schutz der kleinen Nationen" artige Beispiele aus der hellenistisch-römischen Geschichte leicht beibringen. Aber das Gefühl, als seien alle Grundlagen menschlicher Gesittung ins Wanken gekommen, das Gefühl der Ungewißheit, mit der wir in die nächste und noch mehr in die fernere Zukunft blicken, läßt uns auch Umschau halten, ob wir nicht, sei es aus den Tatsachen der Geschichte, sei es aus dem allgemeinen Urteile großer Denker, Richtlinien für unser Erwarten, dann also auch unser Handeln gewinnen können. Man wird einwenden, daß die Größenverhältnisse und die ganzen Lebensbedingungen des Altertums von den unsern allzuverschieden wären. Indessen das trifft auf die politischen Theorien schon gar nicht zu. Da kann der Seherblick eines tiefen Denkers selbst in eine Ferne reichen, die für uns noch Zukunft ist. Seit wie lange gibt es Kindergärten, die man in England, wenigstens noch vor kurzem, mit diesem deutschen Namen bezeichnete, da sie in Deutschland aufgekommen sind. Gefordert hatte sie Platon und sogar weibliche Leitung für sie vorgeschrieben. Eben jetzt berät man in

Vortrag, gehalten in Brüssel bei den Hochschulkursen, Ostern 1918.

Preußen über den Wahlzwang. Auch das ist ein Platonischer Gedanke. Er hat ihn für die Höherbesteuerten vorgeschrieben, als Korrektiv des allgemeinen Wahlrechts. Wer weiß, ob sich nicht auch die Forderung von ihm noch einmal verwirklicht, daß der Besitz eines Einzelnen nur eine bestimmte Höhe erreichen dürfte; was darüber hinausginge, fiele dem Staate zu. Aber auch die politischen Institutionen der antiken Welt können gerade dadurch belehrend sein, daß sie durchsichtiger sind als die komplizierten Gebilde der Gegenwart, so daß die bestimmenden Faktoren deutlicher hervortreten. Da ist eines ganz besonders wichtig: die antiken Staaten sind ausnahmslos national, und die Menschen können gar nicht anders als national denken, wenn sie diesen Begriff auch häufig sehr eng fassen. Die modernen Staaten sind aber zumeist erst spät und gewaltsam national geworden, schon das nicht ohne Einfluß der antiken Vorbilder. Insbesondere das deutsche Nationalgefühl ist lebhaft erst hervorgetreten, als Tacitus bekannt ward und die Heldengestalt Armins, des *liberator haud dubie patriae suae* ans Licht trat. Ein Staat der Hellenen oder Italiker oder Kelten ist ein Stamm entweder noch, so bei den Kelten, oder er will doch aus einem hervorgegangen sein, so daß seine Mitglieder durch natürliche Verwandtschaft zusammengehören und eifersüchtig darüber wachen, daß sich keine stammfremden Elemente eindrängen. Auf dem Gebiete dieses Staates können demnach Fremde nur als Untertanen sitzen, die wohl zivilrechtlich gleichgestellt sein mögen, aber politischer Rechte unbedingt entbehren. Nur durch ein Privileg kann der Einzelne in den Stammverband aufgenommen werden und das Bürgerrecht erhalten, gibt aber damit sein angeborenes Volkstum auf. Wie anders bei uns, und ich dächte, es müßte einleuchten, wie unnatürlich das ist. Es ist die Folge davon, daß noch vor 120 Jahren unsere Staaten nur Untertanen, keine Bürger kannten, und bei Untertanen fiel der Unterschied der Nationalität nicht ins Gewicht. Als dann aus den Untertanen Staatsbürger wurden, hat man ihnen allen das gleiche politische Recht verliehen, ohne nach der Nationalität zu fragen, ohne zu fragen, ob sie auch gewillt wären, diesen Staat als den ihren anzuerkennen und nicht etwa eben um ihrer Nationalität willen herausstreben. Das hat dann zu dem meist vergeblichen Versuche geführt, die Fremden in Menschen des herrschenden Volkes zu verwandeln, was doch nur so lange gelang, als in ihnen das Gefühl der eignen Nationalität nicht geweckt war. Nun quält uns jetzt vieles und scheint keine Lösung zu gestatten. Alles wäre vermieden, wenn man sich überlegt hätte, wie sich Rom die Kelten Oberitaliens in anderthalb Jahrhunderten einverleibt hat. Man ließ sie zunächst ruhig in ihrer Weise als Untertanen weiterleben, trieb nur eine Anzahl italischer Kolonien in ihr Gebiet, und an einzelnen Einwanderern, namentlich Kaufleuten, wird es nicht gefehlt haben. Nach einiger Zeit verwandelte man die keltische Gauverfassung in die italische Stadtverfassung. Das ist auch später in Frankreich geschehen, wo man sehen kann, daß es oft nur eine Form blieb. Hier hat es bald dazu beigetragen, daß sich eine Oberschicht bildete, die sich römischer Sitte anbequemte. Die Städte begannen selbst um Einführung der lateinischen Geschäftssprache nachzusuchen, und nun ward den Oberbeamten und den Mitgliedern des Gemeinderates das römische Bürgerrecht in Aussicht gestellt, das durch mannig-

fache materielle Vorteile sehr begehrenswert war. Der Erfolg war die rasche Aufnahme der ganzen Provinz in Italien, der Bewohner in das Bürgerrecht durch Cäsar. Es werden auf dem Lande noch genug Leute gewesen sein, die keltisch sprachen und ihre Sitten beibehielten, aber soweit sie ein Staatsgefühl überhaupt hatten, war es römisch, und Römer waren die Veneter von Padua und die Kelten von Mailand geworden.

Auch für das Thema dieses Vortrages, das ich als Heer und Volk bezeichnet habe, muß ich zunächst den Gegensatz hervorheben, in dem die antike Anschauung zu der modernen steht, und das scheint mir an der Zeit. Es sind Tatsachen, die für die Wissenschaft längst feststehen, eigenes Neues zu bringen, darauf mache ich keinen Anspruch, werde aber trotzdem voraussichtlich manchen überraschen.

Bei uns ist der Bürger, solange er seine Pflicht als Soldat erfüllt, von der Ausübung seiner politischen Rechte ausgeschlossen, der Berufssoldat immer. Das gilt von dem aktiven und passiven Wahlrecht in Reich, Staat und Gemeinde. Dafür untersteht das Heer der gewählten Volksvertretung nicht, weder im Frieden noch im Kriege, wenn sie auch dadurch, daß sie die Mittel bewilligt, einen beträchtlichen Einfluß hat und natürlich mit Worten Kritik übt. Nur wo das Parlament sich auch der Exekutive bemächtigt hat, wonach sein Gelüste zu gehen pflegt, wird es auch der oberste Kriegsherr. Wir glauben gemeiniglich, das müßte alles so sein, und nehmen es ohne viel Nachdenken hin. Eine Folge ist, daß Wahlen gar nicht stattfinden können, während das Volksheer aufgeboten ist, so daß ein Parlament im Amte bleibt, das in Friedenszeiten längst hätte abtreten müssen, weil es nicht mehr beanspruchen kann, Träger des Volkswillens zu sein. Einem Athener, Spartaner, Römer, Makedonen würde diese Trennung von Heer und Volk als eine Ungeheuerlichkeit erscheinen, geradezu als verkehrte Welt. Das ist's, was ich zeigen will.

Ich führe zuerst die römischen Verhältnisse vor, wie sie in Roms großer Zeit gewesen sind, als es sich Italien unterwarf. Was da siegte und dann herrschte, war der *populus Romanus*, das ist zu deutsch das römische Heer, denn das ist die eigentliche Bedeutung von *populus*. Das Heer ist zum Volke geworden, weil der Träger der Volkssouveränität das Heer war. Dieser *populus* wählt seine Beamten in Zenturiatskomitien, d. h. es tritt in Kompagnien zusammen, und jede Zenturie oder Kompagnie hat eine Stimme. Es ist schon gut, sich gegenwärtig zu halten, was die Wörter bedeuten, die man herübernimmt. Die Bürger wählen auf dem Appellplatz und Exerzierplatz vor den Toren der Stadt, auf dem Felde des Mars, das in dieser Weihung den Stempel seiner Bestimmung trägt. Die Wähler tragen das Friedenskleid; die Stadt ist also wehrlos, und darum sind Wachmannschaften ausgestellt, sie gegen einen plötzlichen Überfall der Nachbarn zu sichern. Die Institution ist also so alt, daß diese Gefahr noch bestand. Die Wahlberechtigten sammeln sich in ihren militärischen Verbänden. Da sind zuerst die 18 Schwadronen der Reiterei, der einzigen stehenden Truppe, die keineswegs sehr zahlreich ist, so daß in der Zuteilung von 18 Stimmen eine starke Bevorzugung liegt, in dem Rechte, zuerst zu stimmen, auch. Dann folgt das Fußvolk, in dem jeder mobilen Zenturie der *iuniores* eine des Landsturms, der *seniores*, entspricht; das 46. Jahr bildet die Altersgrenze. Das Fußvolk hat

170 Zenturien. Unter diesen gibt es Abstufungen, die ursprünglich wenigstens auch die Bewaffnung machte. Da der Mann für seine Ausrüstung selbst zu sorgen hatte, war das tatsächlich auch ein Unterschied des Vermögens, und dies hat später allein den Ausschlag gegeben. Bevorzugt im Stimmrecht sind die Vollbewaffneten; sie werden auch schwereren und häufigeren Dienst geleistet haben. Endlich folgen noch zwei Zenturien der Schmiede und Stellmacher, also was wir Pioniere nennen können, dann zwei der Spielleute und schließlich die Zenturie der unbewaffneten und gar nicht uniformierten Leute. Deren Stimmrecht war illusorisch, und sie werden es selten geübt haben, denn ehe sie zur Abgabe der Stimme kamen, wird das Ergebnis längst festgestanden haben.

Unsere Überlieferung stammt erst aus einer Zeit, in welcher das Vermögen, nach dem sich die Klassen abstufen, in Geldwert berechnet wird. Das ist erst spät durch schwere Kämpfe erreicht. Aber der Besitz hat immer die Unterschiede hervorgerufen, da Sold an die aufgebotenen Krieger lange Zeit (bis zum letzten Kriege gegen Veji) nicht gezahlt ward, außer für die Unterhaltung des Dienstpferdes, und die Bewaffnung von dem Manne beschafft werden mußte. Aber dieser Besitz war Grundbesitz gewesen. Kurz vor dem Hannibalischen Kriege ist die rein militärische, von dem Censor befohlene Gliederung der Klassen durch Berücksichtigung der Ortsverbände durchkreuzt worden, der Tribus. Aber gerade dabei zeigt sich das Bestreben, die grundbesitzende Bevölkerung vor den Städtern zu bevorzugen. In den vier städtischen Tribus werden schon damals zahlreichere Bürger gewesen sein als in mancher des Landes, und wohlhabend an Kapital wurden auch schon viele. Da wog an sich schon die Stimme des einzelnen Städters trotz seiner Steuerkraft weniger, da ja nur die Stimmen der Wahlkörper gezählt wurden. Nun ward durchgesetzt, daß die gesamte nicht grundbesitzende Bevölkerung in die vier städtischen Tribus eingeschrieben ward. Zu dieser gehörten namentlich auch die freigelassenen Sklaven, die nach römischem Recht Bürger wurden, und unter denen Kapitalkräftige genug zu sein pflegten. Man sieht also deutlich, daß Rom es als richtig betrachtet hat, die Stimmen der Landbevölkerung sehr viel höher zu werten als die des Großstädters. Daß im Heere keine Ausländer dienen, auch nicht die stammverwandten und zivilrechtlich kaum zurückgesetzten Latiner, versteht sich von selbst. Darin liegt aber auch, daß sie das Bürgerrecht entbehren, obwohl sie in Rom ansässig sein können. Sie dienen in dem Heere der Bundesgenossen, das in besonderen Regimentern unter römischer höchster Führung ficht.

Es ist nicht nötig, auf die späteren Umformungen einzugehen, durch die der *populus* immer mehr zum Volke, schließlich zum Pöbel wird. Es kommt hier nur auf das ursprüngliche Prinzip an, daß der Heerbann das Volk ist, und daß die politischen Rechte sich nach den militärischen Leistungen abstufen. Wenn die Römer zu der Ausübung dieser Rechte zusammentreten, tragen sie nicht die Uniform; es sind ja auch diejenigen dabei, die Kriegsdienst nicht mehr oder überhaupt nicht zu leisten imstande sind. Sobald das Heer als solches aufgeboten ist, darf es nicht mehr politische Versammlungen halten oder gar wählen, dies überhaupt an keinem anderen Orte als auf dem Marsfeld. Nur die Pompejaner haben im Bür-

gerkriege in Thessalonike Zenturiatkomitien gehalten, als Cäsar sie aus Italien vertrieben hatte; aber das war nur ein Zeichen davon, daß die Staatsverfassung von denen, die sie angeblich verteidigten, ebensowenig geachtet ward wie von Cäsar. In der Versammlung des Heeres als Volk gibt es keine Debatte; nur der Beamte, der sie abhält, und das ist mindestens ursprünglich und auch gewöhnlich der höchste Feldherr zugleich, nimmt das Wort, stellt die Fragen, wenn solche vorliegen, über die mit Ja und Nein geantwortet wird, oder nennt die Namen der Kandidaten, zwischen denen zu wählen ist. Diese Wahl hat ursprünglich nur dem Feldherrn und Staatsleiter für das eine Jahr gegolten; damals hieß er Prätor, d. h. der vorangeht. Erst als man das Oberamt auf zwei gleichberechtigte Träger teilte, hat man diese Konsuln, d. h. Kollegen genannt, den Namen des Prätors aber auf einen dritten, im Range etwas tiefer gestellten Beamten beschränkt, dem die richterlichen Funktionen zufielen, die bisher mit dem Oberamte vereinigt waren. Auch die Heeres- und Volksversammlung hat richterliche Befugnisse ausüben können, namentlich gehörte Landesverrat vor die ganze Bürgerschaft. Daß der Bürger gegen Ungebühr des Beamten an dieselbe Instanz appellieren kann, die *provocatio ad populum*, wird als der Grundpfeiler der bürgerlichen Freiheit betrachtet. Beteiligt ist die Volksversammlung auch an der Gesetzgebung; allein da greift bereits bestimmend der Senat ein, der allmählich immer mehr aus der Summe der amtierenden und der gewesenen Beamten besteht, und die tatsächliche Regierung in die Hände bekommt, sobald Rom ein weites Reich beherrscht. Demagogen haben freilich versucht, nach dem griechischen Vorbild durch das Plenum der Volksversammlung, also den theoretisch anerkannten Souverän, gegen den Senat zu herrschen, aber das ist vergeblich gewesen. Es konnte durch alle Vorkehrungen nicht verhindert werden, daß sich in den Zenturien in der Regel fast nur die Bewohner Roms zusammenfanden, Leute aus allen Tribus, da diese der ganzen Deszendenz dessen blieb, der sie einmal erhalten hatte; aber sie alle waren nun Städter, mochten sie auch draußen Grundbesitz haben, den ihre Knechte bebauten. Am Ende überwog eine stimmende Bevölkerung, die durch Brotkornverteilungen geködert werden konnte. Als vollends die Wehrpflicht aufgegeben war, hatten die Komitien keine Berechtigung mehr und wurden demgemäß behandelt. Das Ende ist, daß die Zenturie in der Kaiserzeit nur noch für die Verteilung von Korn oder Geld benutzt ward: die Kompagnie von Kriegern war zu einer Schar von Rentenempfängern geworden. Für den Genuß dieser Rente hatte der Römer seine politischen Rechte preisgegeben; Soldat zu werden brauchte er allerdings auch nicht, hätte auch schwerlich dazu getaugt.

An dem einzigen Volke, das einmal die Welt beherrscht hat, haben wir gesehen, daß Wehrpflicht und politisches Recht zueinander gehörten, miteinander verloren gingen. Blicken wir nun auf Athen. Da ist die unmittelbare Herrschaft der Volksversammlung durchgeführt, die nicht nur die Legislative, sondern auch die Exekutive in der Hand hält, und dem Volke in etwas anderer Vertretung fällt auch das Gericht zu. Die Volksversammlung hat mit der eines Heeres jede Ähnlichkeit verloren. Aber das ist nichts Ursprüngliches, ist in vielem Ausartung gegen den Sinn der ursprünglichen Demokratie. Die

vier Klassen, die wir nur als Steuerklassen kennen, haben einmal eine militärische Bedeutung gehabt, und die zweite hat immer die Ritter geheißen, die dritte ist danach benannt, daß ihr angehörte, wer mindestens ein Joch Ochsen besaß. Sie hat einmal die schwergerüstete Infanterie gestellt. Die Lohnarbeiter, die also höchstens ein Stück Gartenland besaßen, dienten nicht mit der Waffe und waren vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen. Daß sich über den Rittern eine besondere Klasse von Höchstbesteuerten befand, d. h. von Großgrundbesitzern, wird eine der Ordnungen sein, durch welche sich die Reichsten eine Sonderstellung und Macht zu sichern suchten; es kann aber auch schon früh eine militärische Belastung in sich geschlossen haben, nämlich die Stellung eines Schiffes für den Fall, daß der Staat es zu kriegerischen Zwecken benötigte. Das mußte schon vorkommen, als Athen noch keine Flotte hatte, und in einer Nachbarstadt (Chalkis), deren herrschender Stand die „Pferdezüchter" heißt, begegnen daneben „Immerschiffer", wie doch Leute nur heißen können, wenn sie für den Staat ein Schiff halten, so gut wie der Ritter sein Roß. In der Tat sind in Athen die Reichsten, als es eine Flotte gab, gehalten gewesen, zwar keine Galeere zu stellen — die war mit der Zeit viel zu kostspielig geworden —, aber doch ihre Ausrüstung und Unterhaltung, eigentlich auch ihre Führung zu übernehmen. Und wer so schwere Dienste für die Allgemeinheit leistete, durfte wohl auch auf erhöhte politische Geltung Anspruch erheben, militärisch liegt das in dem Kommando der Galeere. Andererseits sehen wir, wie die niedere Bevölkerung, sobald sie durch den Dienst auf der Flotte als Ruderer militärische Leistungen aufzuweisen hat, auch mit Fug und Recht die politische Gleichstellung mit den oberen Klassen durchsetzt. Diese Flottenmannschaft war in kaum geringerem Grade im beständigen Dienste als die Reiterei, denn wenn es einen Sommer keinen Krieg gab, gab es Manöver. Dafür war aber auch eine attische Galeere in ihrer Manövrierfähigkeit unübertroffen und brauchte eine Mehrzahl von Feinden nicht zu fürchten. So ist in der Demokratie Athens, solange sie etwas taugt, zwar nicht das Heer das Volk, aber wohl das Volk zugleich das Heer, denn den zehn Abteilungen, in welche das Volk geteilt ist, entsprechen genau ebenso viele Regimenter Infanterie und Schwadronen Kavallerie, die auch dieselben Namen führen, und bei der Flotte finden wir die Drittel der Phylen, die durch ihre örtliche Lage zusammengehörige Komplexe waren, sich also zu Aushebungsbezirken eigneten. Solange das Heer und namentlich die Flotte noch etwas taugen, steht auch Athens Demokratie auf achtunggebietender Höhe. Als sie im 4. Jahrhundert v. Chr. sich die verdammende Kritik der großen Philosophen verdient, entziehen sich die Bürger immer mehr dem Dienste mit der Waffe und beziehen Diäten für die Ausübung ihrer Hoheitsrechte in der Volksversammlung. Kein Wunder, daß sie sich, wenn es zum äußersten kommt und die Bürgerwehr zu Wasser und zu Lande aufgeboten wird, wie eine ungeschulte Miliz benehmen. Sie verdankten es ihren Vorfahren, wenn sie trotzdem den Schein von Freiheit und Demokratie bewahren durften; aber selbst materiell ging es ihnen nur dann gut, wenn sie unter strenger Kuratel standen. Freiheit ohne Wehrhaftigkeit, Wehrhaftigkeit ohne militärischen Drill läßt sich eben nicht behaupten, oder es ist doch nur ein Schein, und in kritischen Augen-

blicken hört die Macht auf, diesen Schein zu respektieren.

Von Makedonien pflegt man zu sagen, daß seine alte Verfassung feudal gewesen wäre; das beruht auf gewissen vergleichbaren Erscheinungen; man soll es doch nicht übertreiben. Der kleine Stamm der Makedonen hat allmählich eine Anzahl Nachbarstämme in Abhängigkeit gebracht, ohne daß er ihre Gliederung zerstörte. Ihre Herzöge, sozusagen, leisten nur dem Könige Heeresfolge, den sich die Makedonen aus dem Geschlechte wählen, das durch sein Götterblut allein zu dieser Würde befähigt ist. Der Heerbann besteht aus dem Adel, der zu Roß kämpft und in seinem Gefolge die freien Bauern und Hirten mitbringt. So geschieht es von den anderen Stämmen auch. Erst König Philippos hat ein einiges Makedonien unter seinem übermächtigen Regimente geschaffen, den Adel zu einem königstreuen Offiziersstande, die Bauernschaften zu der unüberwindlichen, wohlgedrillten Phalanx gemacht, eine Flotte mit hellenischer Bemannung geschaffen. Aber der Heerbann ruft den König aus, und noch Alexander hat Hochverräter vor dieses Gericht der Standesgenossen gebracht. Verlorengegangen sind diese Volksrechte in Makedonien niemals ganz, und ein Schatten von ihnen ist auch in den neugegründeten makedonischen Reichen erhalten geblieben. Die politische Macht des Heeres, auch der Gegensatz zwischen Reiterei und Fußvolk ist namentlich gleich nach Alexanders Tod in gefährlicher Schärfe hervorgetreten.

Die altmakedonischen Ordnungen sind so ziemlich dieselben, die wir bei Homer finden. Auch da steht der Häuptling an der Spitze seiner Gefolgschaft, von der der Dichter nichts Besonderes zu sagen hat. Denn entscheidend ist der reisige Vorkämpfer, der allerdings nicht reitet, sondern auf dem asiatischen Streitwagen fährt. In jüngeren Teilen kommt auch schon die geschlossene Schlachtreihe des Fußvolks vor, die Waffe der späteren Zeit, des ausexerzierten Volksheers. Die Häuptlinge, deren es in manchen Stämmen eine Mehrzahl gibt, haben sich für diesen Heereszug einen Herzog erkoren; er beruft sie zum Kriegsrate. Daneben erscheint aber auch die Versammlung des Heeres, und sie ist bereits recht tumultuarisch; Zureden muß helfen, da Befehlen nicht mehr durchschlägt.

Was wir von den Germanen wissen, die uns auf sozusagen vorhomerischer Stufe beschrieben werden, stimmt durchaus. Wer könnte bezweifeln, daß der wehrhafte freie Mann allein etwas für den Willen des Stammes bedeutete? Das erst allmählich erwachende Staatsgefühl zwingt den Einzelnen, sich der Gesamtheit oder dem von dieser bestellten Führer zu unterwerfen, Heeresfolge zu leisten. Denn der Stamm ist historisch betrachtet die erste Erscheinungsform des Staates, mag auch die Familie, der einzelne Hausstand, die Urzelle sein. Die vollfreien, wehrhaften oder wehrhaft gewesenen Stammesgenossen werden zusammengetreten sein, Fehde an- und aufzusagen, einen Einzelnen aus ihrem Verbande auszuschließen oder in ihn aufzunehmen und sich ihr Haupt oder ihre Häupter zu wählen, auch wenn das Götterblut die Wahl des Königs, des Geschlechtshauptes, auf dieses Geschlecht beschränkte.

So stellt sich die älteste Entwicklung dar; die Erweiterung des Kriegsdienstes führt zur Erweiterung der Bürgerschaft, die Verschiedenheit des Waffendienstes zur Abstufung der politischen Rechte, allmählich zur Teilnahme immer weiterer Kreise an den Hoheitsrechten des

vollfreien Mannes. In der Demokratie Athens ist die Gleichberechtigung aller Glieder des Stammes erreicht; aber über diesen reicht sie nicht hinaus.

Wie vollzieht sich denn aber der Bruch zwischen der bürgerlichen Gesellschaft und dem Heere? Antwort: die politischen Rechte schwinden zugleich mit der Wehrhaftigkeit des Volkes. Um diese also handelt es sich. In Griechenland tritt der Umschwung mit dem Zusammenbruche des attischen Reiches ein. Es ist nicht nur die Ermattung des Volkes, der wirtschaftliche Notstand, und dann die allerdings mit der ausgearteten Demokratie allerorten schwindende Neigung, eigene Bequemlichkeit und Zeit dem Allgemeinen zu opfern: es kommt hinzu, daß der lange Krieg einen Soldatenstand erzeugt hat, und daß diese Leute Beschäftigung suchen, in die bürgerliche Tätigkeit nicht zurückkehren wollen und ihr Kriegshandwerk besser verstehen als die kaum ein wenig gedrillten Bürger. So gewinnt das Söldnerwesen immer mehr Bedeutung; der griechische Berufssoldat, der Offizier, findet Verwendung in Persien, Ägypten, Syrien, Makedonien, hier noch neben dem vortrefflichen Volksheere. Es bilden sich Spezialtruppen aus, Ingenieure, Pioniere; Artillerie kommt auf. Es entsteht eine Fachliteratur. Aber diese Berufssoldaten haben kein Vaterland; sie heißen nach dem Solde Soldaten. In den Kriegen Alexanders haben solche Truppen auf beiden Seiten gefochten. In den neuen Königreichen steigert sich ihre Bedeutung. Denn die Könige können aus ihren stammfremden Untertanen kein wirkliches Heer bilden; sie versuchen zwar die Söldner, die sie aus der Heimat heranziehen, anzusiedeln, sich also eine hellenisch-makedonische Besitzung zu schaffen, aber die Heimat hat nicht den erforderlichen Überfluß der Bevölkerung. Demnach üben diese Söldnerheere einen sehr starken politischen Einfluß, und aus den Offizieren bildet sich sogar eine Art Dienstadel mit verschiedenen Rangstufen. Überhaupt ist ja eine hochwichtige Tatsache, daß der Offizier der erste fachmännisch gebildete Beamte gewesen ist. Wird doch eben darum in Athen nur der Offizier durch Wahl, der Zivilbeamte durch Los bestimmt; was der zu tun hat, soll jeder Bürger verstehen; die Demokratie glaubt, daß politische Einsicht wie die Muttersprache von selbst gelernt wird. So bildet sich aus den Offizieren die Beamtenschaft der Zivilverwaltung heraus, wo aber schon Alexander eine Scheidung vorzunehmen versucht. Hier hat die Forschung noch sehr viel aufzuklären.

Die römische Verwaltung übersehen wir besser. Sie war unter dem Senat nichts als schamlose Ausbeutung und Bedrückung der Provinzen. Dem half Augustus ab, in vielem nach dem Muster der Königreiche, aber sehr weit ging die Verwendung des kaiserlichen Hausgesindes, der Sklaven und Freigelassenen, und nur allmählich treten dafür besoldete Beamte aus dem Ritterstande ein, der sich im wesentlichen durch das Vermögen von der niederen Bevölkerung abhebt. Aber sehr oft bemerken wir, daß die ersten Stufen auch der Zivilbeamten militärische Stellungen sind, und dann wird verhängnisvoll, daß keine scharfe Linie den Offizier von den Subalternen trennt. So allein war es möglich, daß mehr als ein Kaiser vom gemeinen Soldaten aufgestiegen ist, da das Bürgerrecht im Heere dem Barbaren leicht zufiel, auch dem ganz bildungslosen Thraker und Illyrier. Dabei ging erst die Bildung, auch die militärische, bald die Macht des Westreiches zugrunde.

Ich verfüge nicht über hinreichende Kenntnisse, um darzustellen, wie das Söldnerwesen aufgekommen ist, das am Ausgange des Mittelalters fast allgemein herrscht.[2]) Die Condottieri Italiens, die Schweizer von Marignano, die Landsknechte Frundsbergs sind uns allen bekannt. Das setzt sich in den Heeren des 30jährigen Krieges fort, unter denen daher das nationale Heer der Schweden, solange Gustav Adolf es führt, eine so erfreuliche Ausnahme macht. In diesen Zeiten hat sich der Gegensatz ausgebildet, in dem die wehrlosen Stände der Bürger und Bauern zu dem Soldaten stehen. Auf jene fürchterliche Zeit trifft es vollkommen zu: „der Soldat allein ist der freie Mann". Aber der Soldat ficht nur um den Sold und die Beute. Wohl ihm, wenn ihn wenigstens die Hingabe an einen Führer bindet. Das setzt sich auch weiter fort. Der Bürger sieht mit Furcht, aber auch mit innerlicher Verachtung auf den Soldaten, und hält auch den Landsmann, der zum Kalbsfell schwört, für verloren, selbst wenn er nicht freiwillig, sondern gepreßt oder konskribiert worden ist. Und in der Tat, die Freiheit unter dem Stocke und den Spießruten ist entwürdigend. Ebensowenig gibt es politische Rechte des Volkes: der Söldner gehört zum Absolutismus, in Alexandreia und Byzanz, unter den allmächtigen Königen Spaniens und Frankreichs, und auch das Heer Friedrichs des Großen bestand überwiegend aus Landfremden und hielt die treuen Landeskinder unter derselben unwürdigen Zucht. Darüber aber bestand in Frankreich und Preußen ein Adel, der sich zum Offizier geboren fühlte und das Waffenhandwerk mit den edlen Gefühlen der Königstreue und Vaterlandsliebe übte; aber doch galt Kriegsdienst unter fremden Herren durchaus als ehrenvoll. Das hat in den Zeiten der makedonischen Reiche auch Analogien, die ich verfolgen könnte.

Die allgemeine Wehrpflicht und das Volksheer ist durch die französische *levée en masse* erneuert worden. Ihre undisziplinierten Massen würden freilich wenig geleistet haben, wenn sich nicht Offiziere der alten geschulten Heere an ihre Spitze gestellt hätten. Aber sie hatten auch den frischen Wind der neuen Gedanken von bürgerlicher Freiheit in ihren Segeln, und bald führte sie der größte Feldherr von Sieg zu Sieg, verwandelte aber doch in den unaufhörlichen Kriegen das Aufgebot des Volkes in ein Heer von Berufssoldaten, geradeso wie es Alexander getan hatte. So mußte sich der wilde Volksaufstand der Spanier, das englische Söldnerheer, die doch nur zum Teil national empfindenden Scharen Rußlands und Österreichs mit dem neuen preußischen Volksheere verbinden, um die Tyrannis der französischen Weltherrschaft zu brechen. Es ist unser germanischer Stolz, daß sich die Umwandlung des friderizianischen Staates und Heeres ohne Erschütterung der Treue zu unserem Könige vollzog. Der Große Kurfürst und Friedrich Wilhelm I. hatten den Adel durch Königstreue zum Staatsgefühl erzogen. Scharnhorst und Boyen verliehen dem ganzen Volke mit der Wehrhaftigkeit die echte Gesinnung des freien Mannes. Freilich ward der rechte Augenblick versäumt, den Staatsbürgern gleichzeitig die entsprechenden politischen Rechte zu verleihen, eine Versäumnis, deren Folgen bis in unsere Tage reichen. Aber noch besaß nur Preußen

2) Vgl. G. von Belows Aufsatz „Das deutsche Heerwesen in alter und neuer Zeit", Internat. Monatsschrift Dezemb. 1914. Die Red.

ein wehrhaftes Volk, ein Volksheer. So konnte auch in Deutschland der Wahn aufkommen, daß eine ungeschulte Miliz für die Verteidigung zureichte, trotz den Erfahrungen, die der Aufstand der tapferen Tiroler und später die polnischen Aufstände darboten. Dem stehenden Heere aber, das sie fürchteten, wagten noch 1848 törichte Phrasenhelden Beleidigungen wie vertierte Soldateska entgegenzuwerfen. Jetzt wird das Liebäugeln mit der Miliz wohl ein Ende haben, wo sich die Kriegskunst als eine wunderbare Vereinigung von Kunst und Wissenschaft offenbart. Vereinigung von Kunst und Wissenschaft, Theorie und Praxis ist ja das Wesen der wahren Technik; in ihr wird gerade, wer ihren Mangel in der alten Welt und seine Folgen zu schätzen weiß, nicht nur etwas ganz Großes anerkennen, sondern wird auf sie vornehmlich die Hoffnung gründen, daß unsere europäische Zivilisation durch den Weltkrieg nicht niedergeht. Im Heere aber werden neben den materiellen und intellektuellen Kräften auch die sittlichen auf das höchste angespannt: daher liegt in dem Waffendienste des Volkes eine Ergänzung der Schulbildung, die es erst ermöglicht, durch den unbedingten Gehorsam wahrhaft freie, sich der Verantwortung bewußte Bürger zu erziehen. Und ganz ebenso wird die Schule des höheren und höchsten Offizierdienstes mit der Fähigkeit zu herrschen, die sie verleiht, keineswegs die Staatsgesinnung und das politische Urteil zerstören. Denn das rechte Herrschen schließt ja die Sorge für das Wohl der Beherrschten in sich. Die Scheidewand zwischen den militärischen und den bürgerlichen Staatsämtern ist künstlich und braucht durchaus nicht aufrecht erhalten zu bleiben. Es gibt zu denken, daß Platons Staat nur durch militärischen Dienst neben der wissenschaftlichen Bildung seine Beamten erziehen will.

Die Anerkennung des freien Staatsbürgers und seine Teilnahme an der Leitung und Verwaltung des Staates durch gewählte Vertreter ist ziemlich zu derselben Zeit bei uns erfolgt wie die Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht; beides nicht ohne starke Anregung durch die antike Staatslehre und Staatsverfassung. Aber indem man Bürgertum und Heer durchaus trennte, hat man sich zu der antiken Praxis in schärfsten Gegensatz gestellt, nicht mit Bewußtsein; man wußte ja über die antiken Institutionen viel zu wenig, und manches war noch anerkannt, das wir jetzt als hohle Phrase kennen. Ich hoffe gezeigt zu haben, daß dort als das Natürliche immer gegolten und sich in der Geschichte bewährt hat: Wehrhaftigkeit und politische Rechte bedingen einander, und der Offizier ist der beste technisch geschulte Beamte zuerst geworden und in weitem Umfange geblieben.

Auch das, hoffe ich, ist nicht verborgen, daß die Beschäftigung mit dem Altertum in allen seinen Lebensäußerungen das Nationalgefühl nicht schwächt, sondern stärkt. Ich glaube, das hat sich in diesen schweren Tagen gezeigt, daß die Vertreter der Altertumswissenschaft überall, ohne matt und schlaff zu werden, mit Glaube, Liebe und Hoffnung für die Macht und Ehre unseres Vaterlandes eingetreten sind, und ich kann das von meinen lieben Studenten auch sagen. Von den Vertretern der neuesten Geschichte leider vielfach nicht. Wir lernen von unserer Wissenschaft auch für das Leben, und was ich heute die Ehre hatte vor diesem militärischen Kreise als Ergebnis geschichtlicher Forschung vorzutragen, lehrt auch für das Leben. Nur der wehrhafte Mann kann

frei sein und bleiben; er hat aber auch ein Recht darauf, an dem Staatsleben aktiv teilzunehmen. Im Kriege aber ist das Volksheer unter Führung der Meister der Kriegskunst allein die wahre, natürliche Volksvertretung. Ihr vertrauen wir auch heute in Glaube, Liebe und Hoffnung, ihr allein.

Der Deutsche Studentendienst 1914.

Von K. Dunkmann.

Es dürfte gegenwärtig keinen deutschen Akademiker weder draußen an der Front noch drinnen in der Heimat geben, dem nicht der Name des Deutschen Studentendienstes von 1914 entgegengetreten wäre. Und doch dürften es nur wenige sein, die mit diesem Namen eine deutliche Vorstellung verbinden. Ganz anders wie der nahe verwandte „Akademische Hilfsbund", bei dem Name und Sache zusammenfallen, ist hier die Bezeichnung eine so allgemeine, daß sie ohne nähere und besondere Kenntnis der Sache nicht zu erraten ist.

Aber diese Unbestimmtheit in der Formulierung hängt nun auch mit dem innersten Wesen der Sache selbst zusammen. Denn der D. St. D. 1914 wollte und sollte nach Meinung seiner Gründer von Hause aus nichts anderes sein als ganz allgemein „Dienst", ohne daß man von Anfang an eine programmatisch bestimmte Vorstellung gehabt hätte, wie dieser Dienst aufzufassen und durchzuführen sei. Es war nur die allgemeine Idee einer geistigen Fürsorge, die sich bei Ausbruch des Krieges als gebieterische Notwendigkeit herausstellte und die sich darauf erstreckte, den verhängnisvollen und gefahrdrohenden Wirkungen des Krieges auf die geistige Verfassung des Gebildeten mit einer entsprechenden Gegenwirkung zu begegnen. Nicht die äußere Pflege und Fürsorge der leiblichen Bedürfnisse sollte es sein, sondern die Hut und Pflege des kostbarsten Schatzes, den die Nation der Gefahr der Vernichtung aussetzte, nämlich der akademischen Bildung vieler tausend deutscher Hochschüler. Dabei hatte man das richtige instinktive Gefühl, daß der Krieg selbst der beste Lehrmeister sein würde in Hinsicht auf die zu beschreitenden Mittel und Wege. Ohne lange zu zaudern und zu zögern mit Programmentwürfen, mit konstituierenden beschlußfassenden Sitzungen u. dgl., begab man sich unmittelbar auf noch kleinem Fahrzeug auf das hochgehende Meer, und man wurde hinausgetragen zu ungeahnten, schönen und fernen Zielen.

Ist es somit ein Charakteristikum des D. St. D., daß er von Hause aus kein festbegrenztes Programm hatte, daß er darum auch nicht als eine geschlossene Organisation auf den Plan trat, so ist es ein weiteres Merkmal seiner Eigenart, daß der Beweggrund zu seiner Entstehung ein um so bestimmterer war, nämlich ein positiv-christlicher. Die Männer nämlich, die den D. St. D. ins Leben riefen, gehörten jener kleinen Gruppe deutscher Hochschüler an, die schon lange Jahre vor dem Kriege im Stillen ihr Werk getrieben hatten, der Gruppe der „Deutschen Christlichen Studentenvereine". Diese hatten es sich zur Aufgabe gesetzt, den rein ethischen und religiösen Gehalt des Christentums unter Beiseitelassung aller konfessionellen und dogmatischen Formulierungen den Kommilitonen nahezubringen. Sie

wollten von Hause aus keine Korporation sein, sondern ebenso die nichtkorporierte Studentenschaft wie auch die Korporationen mit ihrem Geist durchdringen. Sie lebten, wirkten und schafften im stillen in aller Treue unaufdringlich und von jedermann, der sie kannte, geachtet. Ihnen war das Christentum in erster Linie lebendige Tat der Liebe an den Brüdern, von Menschen, die durch eine göttliche Tat der Liebe sich neugeboren wußten. An der Spitze dieser Vereinigung stand bei Ausbruch des Krieges als Generalsekretär ein Mann mit weitem Blick und weitem Herzen, Dr. Gerhard Niedermeyer, ihm zur Seite als Protektor und Vorsitzender des Bundes der damalige Unterstaatssekretär Michaelis. Von diesen Männern nun ging die Idee aus, irgend etwas, aber etwas Notwendiges, Unaufschiebbares zu unternehmen, um der stets gesuchten und geliebten Akademikerschaft Deutschlands in den Kriegsnöten, denen sie entgegenging, beizuspringen.

Dabei war man sich grundsätzlich bewußt, von jeder religiösen Propaganda Abstand nehmen zu müssen. Man wollte nichts weiter unternehmen als nur dienen. Daher der nunmehr verständliche Name „Studentendienst". Der Dienst sollte allen gelten, die sich Akademiker nennen, die genährt waren vom Geist der deutschen Hochschule. Aber die Akademiker sollten nicht bloß Gegenstand des Dienstes sein, sondern selbst zum Dienste aufgerufen werden, und zwar immer mehr zum Dienst am ganzen großen Volksheer. Der „Geist von 1914" sollte im „Deutschen Studentendienst von 1914" festgehalten, organisiert und im intensivsten Sinne fruchtbar gemacht werden, und Akademiker sollten die *causa movens* sein. Nur deshalb, damit diese den Dienst am ganzen Volke weiter vermittelten, waren sie selbst zuerst diejenigen, denen der Dienst galt. Dieser umfassende Dienst sollte kein Ansehen der Person dulden, keine Unterscheidungen der Konfessionen, der Weltanschauungen, der wissenschaftlichen, der politischen, der religiösen Parteien. Ängstlich hielt man sich zurück, die eigene Überzeugung durch das Mittel des Dienstes den Brüdern aufzudrängen. Wie des Sängers Lied als ein „Quell aus verborgenen Tiefen" so sollte auch diese hilfreiche Tat aus den Tiefen christlicher Innerlichkeit hervorquellen, und sie konnte es um so leichter, da diese Innerlichkeit erfüllt war vom Verlangen, zu wirken, von der Freude am Tun. Die christliche Karitas erwies sich wieder einmal in ihrer wunderbaren schöpferischen Kraft, in ihrem erfinderischen Ideenreichtum.

In der Geschichte der christlichen Liebestätigkeit dürfte es der erste und darum epochemachende Fall sein, daß aus dem Geist christlichen Glaubens ein Liebeswerk entstand, welches schlechterdings ohne alle Nebenzwecke der Propaganda sein wollte, welches sogar das innerste Motiv der eigenen Tat, gleichsam als nicht zur Sache gehörig, beiseite ließ!

Um nun zu einer Übersicht über die bisherige vom D. St. D. geleistete Arbeit zu gelangen, wird es sich empfehlen, zunächst auf demjenigen Gebiet Umschau zu halten, auf welchem der deutsche Student selbst Gegenstand des Dienstes von seiten seiner Kommilitonen ist, um sodann die zweite und größere Hälfte zu schildern, in der der Akademiker nunmehr nur noch ein bedeutsames tätiges Glied in der Kette der sozialen Kriegsfürsorge bedeutet.

I.

Die erste Idee, die noch ganz unter dem frischen Eindruck der ersten

Kriegs- und Siegeswochen entstanden war, und die zugleich den Anstoß zur Gründung des D. St. D. gab, war die, den feldgrauen Studenten an der Front zum ersten Kriegsweihnachten einen Gruß aus der Heimat zu senden in Gestalt einer „Liebesgabe". So einfach dieser Gedanke war, so schwierig war seine Durchführung. Die Schwierigkeiten der Arbeit bestanden in der Beschaffung der Feldanschriften, die auf den Heimatuniversitäten nicht zu erhalten waren, vielmehr durch Rückfrage bei den Eltern festgestellt werden mußten. Leider fehlte in vielen Fällen selbst die Heimatanschrift, da man die Namen der Eltern nicht feststellen konnte. So haben z. B. fünf Damen allein für die Berliner Universität und die Technische Hochschule in Charlottenburg acht Wochen ununterbrochen gearbeitet, um eine möglichst vollzählige Anzahl der Feldanschriften zu bekommen. Aber der begeisterte Wille wurde aller Schwierigkeiten Herr, und bald war die große Kartothek fertig mit über 36000 Feld- und Heimatanschriften, die dann im Laufe der Jahre bis auf 50000 gestiegen sind. Es sei gleich hier bemerkt, daß die stete Überwachung der fortgesetzt wechselnden Feldanschriften unserer feldgrauen Weltenwanderer bis in die Gegenwart hinein fast ebensoviel Mühe bereitet wie deren erstmalige Sammlung.

Zum ersten Kriegsweihnachten wurde dann glücklich die erste Liebesgabe hinausgesandt, betitelt: „Deutsche Weihnacht" mit Beiträgen von Prof. Dr. Deißmann, Prof. Dr. v. Wilamowitz-Moellendorff, Prof. Dr. Leopold v. Schroeder (Wien), H. St. Chamberlain (Bayreuth), Prof. D. Dr. Seeberg. Durchschnittlich alle zwei Monate ging von da ab an alle bekanntgewordenen Anschriften, wenigstens aber an 30000 Empfänger eine neue Liebesgabe ab. Dieselben haben nach und nach durch ihre vorzügliche Auswahl und Ausstattung eine Art literarischer Berühmtheit unter den Feldgrauen erlangt. Den hauptsächlichsten Inhalt bilden Kunstmappen berühmter deutscher Meister aus der Vergangenheit und Gegenwart. Auf dem dunklen Hintergrunde des rauhen Kriegshandwerks und seiner erschütternden Erlebnisse wirkte das schlichte Bild mit seinem friedlichen, seelenvollen Inhalt wie ein Zauberstab, der den nach geistiger Nahrung hungernden Akademiker in eine andere neue Welt versetzte. Von diesen Liebesgaben seien nur die bedeutsamsten genannt: die „Richtermappe", die „Schwind-Spitzweg-Mappe", die „Altdeutschen Meister", Bilder von Hans Thoma, die „Welt Max Klingers", der „Blütengarten" mit einer Separatausgabe für Lazarette, außerdem Liederbücher, Aufsätze und Schriften bekannter Autoren der Gegenwart u. dgl.

Aus den so entstehenden tausendfältigen Beziehungen zu den feldgrauen Akademikern erwuchs nun ganz von selbst das Bedürfnis der Beschenkten, auch ihrerseits in Gemeinschaft mit dem D. St D. zu treten. Die Schaffung einer Feldpoststelle ergab sich damit als eine Selbstverständlichkeit. Sie diente im allgemeinen dem Bedürfnis nach Aussprache auf Grund der empfangenen Liebesgaben. Aus ihr aber erwuchs ein besonderer Zweig, nämlich die „Beratungsstelle", die es mit dem inhaltvolleren und wichtigeren Teil der Feldpost zu tun hatte. Sie wurde zum vertrauten Berater vieler Tausende in so manchen schwer empfundenen Nöten. Es entstand ein regelrechter Verkehr, aus dem immer neue Anregungen zur Betätigung der einmal begonnenen Fürsorge erwuchsen.

Eine weitere wertvolle Bereicherung war die Schaffung der Tauschbücherei und die Begründung der studentischen Feldzeitschrift die „Hochschule". Eins wuchs organisch aus dem andern heraus, stützte und belebte sich wechselseitig. Die Beratungsstelle, die mit allen möglichen akademischen Problemen und Postulaten vertraut wurde, von den Kämpfen um eine neue Weltanschauung, da die alte durch den Krieg erschüttert war, bis zu ganz konkreten und komplizierten beruflichen Problemen, sah sich vor eine nicht geringe und nicht leichte Aufgabe gestellt, zu deren Bewältigung sie selbst erst im Laufe der Zeit durch Übung und Heranziehung freiwilliger Dienstleistungen geschickt wurde. Als ein vorzügliches Mittel bewährte sich in dieser Richtung die Schaffung kurzgefaßter Studienverzeichnisse, die von den Autoritäten der einzelnen Disziplinen aufgestellt worden waren. Sie orientierten den Studenten über den Gesamtumfang und die Hauptetappen seines akademischen Berufes, sie wies ihn hin auf eine brauchbare Kompendienliteratur, die ihm zugleich vom D. St. D. auf Wunsch bereitwilligst und kostenlos übermittelt wurde. Dankenswerte Mitarbeit leistete sodann die Berufberatungsstelle des Akademischen Hilfsbundes, die bereits seit längerer Zeit dem Problem der Berufsberatung der Akademiker auch über den Kreis der Kriegsbeschädigten hinaus sich zugewandt hatte, und die in den einzelnen Disziplinen mit wohlorganisierten Arbeitskommissionen arbeitete. Aus dem organischen Zusammenwirken der beiden Beratungsstellen ergab sich dann weiter von selbst die Notwendigkeit, eine Instanz zu schaffen, welche das gesamte Gebiet der akademischen **Berufskunde** beherrschte und so das Fundament für jegliche individuelle Berufsberatung in Zukunft werden sollte. So kam es zur Gründung einer „Zentrale der Berufsberatung für Akademiker (Herbst 1917), die vom D. St. D. zunächst auf drei Jahre finanziert wurde. Dieselbe wird zweifellos eine der wenigen Kriegsgründungen sein, die Bestand haben wird, wenn der Krieg längst vorbei ist. Fehlte es doch bislang vollkommen an einer zuverlässigen Einsicht und Übersicht in Beziehung auf den Arbeitsmarkt des deutschen Akademikers. Ohne eine solche Zentrale, die das gesamte Material unablässig überwacht, läßt sich eine Berufsberatung im einzelnen Falle schließlich gar nicht ermöglichen. (Zu Direktoren der Zentralstelle wurden erwählt: der Direktor des Akademischen Hilfsbundes Dr. Pinkerneil und der Leiter der Beratungsstelle am D. St. D. Prof. D. Dunkmann.)

Neben der Feldkorrespondenz und zugleich mit ihr entstand die Austauschbücherei mit dem Zweck, dem Akademiker gute Unterhaltungsliteratur zu übermitteln und fortgesetzt nach Möglichkeit durch Umtausch zu erneuern. Eine eigene Abteilung für die wissenschaftlich-literarischen Bedürfnisse, speziell auch mit Beziehung auf die inzwischen entstandenen Hochschulkurse an der Front, zweigte sich in der sogenannten „Heeresbücherei" ab. In ihr handelte es sich um Kriegsbüchereien größeren Stils, die sich nach dem System des Pfarrers Hoppe, der fahrbaren Kriegsbüchereien, ausgezeichnet bewährt haben. Die Kriegsbüchereien nach diesem System sind allerdings späterhin verselbständigt.

Was endlich die „Hochschule" betrifft, so hat diese Monatszeitschrift binnen kurzem die begeisterte Zustimmung der Akademikerschaft gewonnen. Gerade eine solche Zeitschrift erwies sich als dringendes Bedürfnis, denn

durch sie wurde die Beziehung des feldgrauen Akademikers zur *Alma mater* auf eine dauerhafte und solide Basis gestellt. Die „Hochschule" übermittelte ihm fortgehend Grüße aus seiner geistigen Heimat und erzählte ihm von dem Leben und Treiben der Heimatuniversität, von dem geistigen Ringen der daheimgebliebenen Studentenschaft, von neuen Zielen und Wegen für die Universität, endlich und am meisten von den Bestimmungen und Plänen, die behördlicherseits zugunsten der feldgrauen Akademiker unternommen worden waren.

Der gesamte Bücherverkehr zwischen dem D.St.D. und der Front nahm inzwischen einen derartigen Umfang an, daß ein eigener Verlag, der „Furche-Verlag", gegründet wurde. Derselbe ist eine gemeinnützige G. m. b. H. Seine Erträgnisse müssen helfen, die enormen Kosten der Arbeit zur Erhaltung und Pflege der geistigen Energie unserer Feldgrauen draußen zu decken. Die bisherigen Ausgaben des Verlags legen von der vorzüglichen Leistung desselben ein beredtes Zeugnis ab. Zur Hauptaufgabe hat er sich gestellt, an der buchtechnischen und künstlerischen Ausgestaltung auch der kleinsten scheinbar unbedeutenden Schriften seine ganze Kraft einzusetzen.

Das bisher besprochene Arbeitsgebiet mag durch einige Zahlen veranschaulicht werden: Die große Kartothek hat täglich durchschnittlich 765 Eingänge zu bearbeiten, die auf die verschiedensten Arbeitsgruppen verteilt werden. Die Feldkorrespondenz im großen und ganzen, also Feldpost, Beratung, Austauschbücherei, haben täglich gegen 300 Briefeingänge zu beantworten. Die Berufsberatungsstelle hatte im ersten Vierteljahr des laufenden Jahres allein über 1500 Eingänge und entsprechend viel Ausgänge.

Seit Beginn der Arbeit sind gegen 2 Millionen Liebesgaben, Unterhaltungsbücher, Zeitschriften u. dgl. an die Front geschickt worden, woraus man sich ein ungefähres Bild von der gewaltigen Höhe der entstandenen Kosten unter Einberechnung der Arbeitsleistung machen kann. Aber man mache sich auch einen Begriff von der Unsumme der geistigen Werte, die dadurch neu geschaffen oder auch nur erhalten sind. Ein Riesennetz schönster Feldbeziehungen, ein System von tausend und abertausend Lebensadern, dem auch die Oberste Heeresleitung von Anfang an mit vollem Verständnis für die Bedeutung der Arbeit entgegengekommen ist, ist durch den D.St.D. mitten im Kriege neu entstanden. Eine Freiwilligen-Organisation der Akademikerschaft Deutschlands, die eine wundervolle ergänzende Parallele bildet zu ihrem im „Akademischen Hilfsbund" vollzogenen gleichsam gewerkschaftlichen Zusammenschluß! Mit diesem A.H.B. arbeitet der D.St.D. nicht nur in organischem Zusammenhang, sondern auch in lokaler Vereinigung. Unmittelbar hinter der Universität Berlins, Bauhofstraße 7, dessen Hinterfront an der Georgenstraße vom Akad. Hilfsbund und von der Berufsberatungszentrale bezogen ist, hat der D.St.D. seinen Stammsitz errichtet, um welchen rings im Umkreis weitere Büroräume angeschlossen sind.

II.

Wir wenden uns nunmehr dem zweiten Gebiet der Fürsorgetätigkeit des D.St.D. zu. Es umfaßt die Fürsorge für die Gefangenen einerseits mit Einschluß der Internierten und diejenige für die Feldgrauen an der Front andererseits. Das Feld der Betätigung dehnt sich nun vor unsern Augen aus, so weit, wie der Kriegsschauplatz reicht. An allen Fron-

ten, vom äußersten Süden aufwärts, die ungeheure Ostfront entlang bis tief hinein in die feindlichen Länder, überall begegnen wir Spuren der rastlosen Arbeit des D.St.D. Es ist nun nicht mehr der Akademiker im engeren Sinne, es ist der Feldgraue überhaupt, und es ist schließlich der Deutsche, der in Feindesland die Nöte des Krieges durchkämpfen muß, dem die Fürsorge gilt. Es geschah mit automatischer Notwendigkeit, daß der D.St.D. zu dieser erweiterten Fürsorge sich getrieben sah. Nachdem er einmal den Akademikern an der Front die Hand gereicht, mußte er auch ihrer gedenken als Gefangener in Feindesland. Hier aber gingen sie in der Masse der anderen Gefangenen unterschiedslos unter. Hier war es ausgeschlossen, die Fürsorge für den Akademiker von der Fürsorge für die übrigen deutschen Gefangenen zu trennen. Die Gefangenenfürsorge mußte demgemäß eine universale sein. Von ihr zweigte sich wiederum mit innerer Notwendigkeit die Fürsorge für die Internierten ab, zumal diese wesentlich eine mehr geistige und seelsorgerische war, und schließlich konnte es nicht ausbleiben, daß die Idee einer geistigen Fürsorge auf das gesamte kämpfende Heer ausgedehnt wurde, mit andern Worten: es kam zur Gründung einer großen Menge von Soldatenheimen.

Die ersten Anfänge einer geistigen Fürsorge für die deutschen Gefangenen datieren vom November 1915. Die Arbeit wurde unter den Schutz der Frau Kronprinzessin gestellt, die als Schirmherrin des Ausschusses dreimal die Jahresversammlung leitete. Beunruhigende Gerüchte über die Behandlung des deutschen „Barbaren und Hunnen“ in den feindlichen Ländern, die mit der angenommenen Geste der Humanität allerdings in schreiendem Widerspruch stand, waren nach Deutschland gedrungen und führten zur Organisation der Fürsorge, die der D.St.D. zunächst nur für Rußland und später für England in Angriff nahm. Die Fürsorge der Gefangenen in Frankreich ließ er in den bewährten Händen der Leipziger Universität unter Vermittlung des Professors Woltereck in Bonn. Der D.St.D. arbeitete Hand in Hand mit dem Dänischen Roten Kreuz sowie mit dem Kopenhagener Hochschulkomitee. Es galt einen großen Zweck, der mit der Länge des Krieges immer bedeutsamer wurde: nämlich den geistigen Zusammenbruch der Gefangenen zu verhüten und sie zugleich vor feindlicher Propaganda zu schützen. Auch hier lieh das Kriegsministerium der Arbeit die wünschenswerte Unterstützung.

Die Fürsorge selbst erstreckte sich wesentlich auf Büchersendungen in Form von Einzelbüchern wie Lagerbibliotheken und Wanderbüchereien. Außerdem wurden im Auftrage des Roten Kreuzes und durch Vermittlung der neutralen Hilfsorganisationen Pakete mit nützlichen Utensilien, Bildern, Bleistiften, Pfeifen u. dgl. zur Versendung gebracht. Schließlich fehlte auch hier nicht das Angebot der Berufsberatung, das allerdings der Natur der Sache wegen nur spärlich von seiten der Gefangenen aufgegriffen werden konnte. Insgesamt wurden bis jetzt etwa $^1/_2$ Million Bücher versandt. Allein nach Rußland kamen im letzten Jahre gegen 150000, nach England etwa 20000 Bücher, 250 größere Wanderbüchereien mit 76000 Bänden sind zwischen den einzelnen Lagern dauernd unterwegs.

Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, daß bei dieser Massenversendung die Versuchung planlosen und dilettantenhaften Wohltuns ohne Sinn und Ordnung peinlichst vermieden wurde

und vielmehr in Übereinstimmung mit den besten Fachleitern der Heimat und der neutralen Staaten eine sorgfältige Auswahl nur des Besten, was deutsche Geistesarbeit hervorgebracht hat, betrieben wurde.

Eine letzte und bedeutsame Anregung auf dem Gebiet der Gefangenenfürsorge kam Anfang Mai in einer gemeinsamen Sitzung mit den Vertretern der neutralen Organisationen des Roten Kreuzes zur Verhandlung, nämlich die Schaffung von Prüfungsmöglichkeiten in den Gefangenenlagern und die Förderung der Studien überhaupt. Prüfungsmöglichkeiten für alle Fortbildungsfächer, besonders für Militär- und Zivilanwärter, aber auch für den landwirtschaftlichen Beruf, den Handel und Verkehr waren ebensosehr ein dringendes Bedürfnis als die Schaffung der Möglichkeit zur Ablegung der Einjährigen-Prüfung und der Maturitätsprüfung. Auch freigewählte Ausbildungsfächer, wie Stenographie, Buchhaltung usw., wurden in den Bereich der Fürsorge gezogen. In den Lagern selbst sollen sich die Kommissionen bilden aus kriegsgefangenen deutschen Professoren, Oberlehrern, Volksschullehrern und anderen Fachleuten; neutrale Studienkommissionen überwachen das Ganze.

Aber auch Pionierarbeit auf den entlegensten, allem Verkehr verschlossenen Gebieten Ostasiens, wo deutsche Gefangene schmachteten, leistete der D. St. D. Seine Sendboten, die er im neutralen Ausland gewann, so den Pfarrer Neander aus Schweden, drangen bis in die entlegensten Gebiete von Ostsibirien, bis nach Japan vor, brachten deutsche Grüße und übermittelten die Wünsche der Gefangenen. Bald kam man zur Erkenntnis, daß die geistige Fürsorge bei den dringendsten und bittersten Nöten in manchen Lagern nicht ausreiche, daß vielmehr Ankauf von Lebensmitteln, Medikamenten u. dgl. unvermeidlich wurde. Auch hier stellte sich der D. St. D. in Sonderausschüssen dem Kriegsminister zur Verfügung.

Für die Interniertenlager, besonders für das Lager Hald in Dänemark, sorgte der D. St. D. durch Schaffung geistiger und geistlicher Versorgung, durch Aussendung deutscher Schwestern, durch Gründung einer Internierten-Zeitschrift, des stimmungsvollen „Lagerboten", der überall lebhaften Anklang fand. Alle diese Arbeiten wurden in Gemeinschaft mit dem „Frauendienst der deutschen Kriegsgefangenenhilfe" und der „Kriegsgefangenenhilfe der christlichen Vereine junger Männer" durchgeführt. Neuerdings wendet sich die Fürsorge mit besonderer Intensität den internierten zivilgefangenen Studenten in Holland zu. Es sind monatlich 2000 Gulden für die Studenten in den Etat eingestellt. Bücher! hieß auch hier der erste Notruf, Bücher für die Transportschiffe, die die „Hunnen" von England nach Holland fortführen.

Diese Bücherarbeit in ihrer Gesamtheit fürs Feld und die Gefangenenlager West-Ost, Mazedonien, Türkei, Rumänien, Rußland, Sibirien, Frankreich, England, Italien, Spanien, Indien, Japan und selbst Australien bedeutet an sich allein eine einzigartige Leistung. Der deutsche Geist ruht nicht; mitten im Krieg, wo ihn der Haß der Völker auszurotten droht, setzt er sich durch, der deutschen Eiche gleich, die ihre Wurzeln mächtig unter sich breitet.

Wir kommen zu dem letzten Gebiet der Fürsorge, die sich dem Frontsoldaten zuwendet. Sie beschränkt sich auf die Ostfront und die Türkei, da die Nationalvereinigung der evangelischen Jünglingsbündnisse in dieser Richtung an der Westfront die Arbeit in Angriff

genommen hatte. Die Soldatenheime weisen in ihrer Gesamtheit enorme Wirtschaftswerte auf und sind daher ein ganz besonderer Schatz des D. St. D. von 1914. Die Arbeit setzte beim Vormarsch im Frühjahr 1915 im Auftrage des Generalfeldmarschalls ein. Als Etappenheime, als Frontheime, als Erholungsheime, neuerdings als Quarantäneheime und als Verpflegungsstellen erreichen sie die stattliche Zahl von 150 Stationen, eine jede in eigener Verwaltung mit Lese- und Schreibstube, Küche und Übernachtungsgelegenheit und ausgedehnten Marketendereien. Allein Konstantinopel weist deren fünf auf, nämlich drei Soldatenheime mit Verpflegung für je 7—900 Mann, ein Marineheim und ein Offiziersheim in der Nähe Konstantinopels. In den Großstädten, in elenden Nestern, in Sumpf und Wald und in der heißesten Wüste folgt die deutsche Soldatenheim-Schwester den Feldgrauen. Heute reicht die Arbeit von Riga, Wilna, Warschau, Kiew, Odessa bis nach Aleppo und Damaskus; bis in die Hauptsammellager in Rußland wird sie gegenwärtig vorgetragen. Schwedische Schwestern sind bereit, mitzuarbeiten. Liebesgabenkisten mit Büchern, Noten, Musikinstrumenten im Werte von 60000 M. sind neuerdings wieder unterwegs, und das Leben in den einzelnen Soldatenheimen ist ein überaus anregendes. Neben bestmöglicher Verpflegung zu billigen Sätzen werden allabendlich Vorträge, Konzerte, Lichtbildervorführungen veranstaltet. Selbst für die jungen Hilfsdienstpfleglinge des deutschen Heeres sind „Helferheime" eingerichtet, so in Mitau zwei Heime mit monatlichen Zuschüssen von je 1000 M.

Unter Führung von Dr. Niedermeyer sind die gesamten Soldatenheim-Organisationen auf allen Fronten in den Hauptausschuß für deutsche Soldatenheime und Marineheime zusammengefaßt. Der Einblick in die Protokolle zeugt von einer gewaltigen und segensreichen Arbeit. Insgesamt hat der D. St. D. von 1914 für diese Soldatenheime gegen 2 Millionen Mark aufgewandt, und die Arbeit ist immer noch im Wachsen anstatt im Abnehmen.

Wir haben damit ein Bild von der Gesamtarbeit des D. St. D. von 1914 in Umrissen vor Augen. Es ist das besondere Verdienst von Exz. Michaelis, die Organisationsformen geschaffen zu haben, in denen sich diese gewaltige Arbeit auswirkt. Vier G. m. b. H. arbeiten jetzt einheitlich geleitet zusammen. Die Kassenverwaltung erfolgt nach bankmäßigen Grundsätzen. Der Umsatz im Jahre 1917 betrug rund 30 Millionen M. 150 Angestellte arbeiten in Berlin, annähernd 500 außerhalb in Soldatenheimen, Gefangenenlagern usw. Die Aufbringung der nötigen Mittel war und ist keine Kleinigkeit. Manche schwere Sorge zog herauf, aber sie schwand wieder. Die „Hindenburg-Gabe", die „Kaiser-Wilhelm-Geburtstagsspende" und so mancher andere Appell an die deutsche Liebe und Opferwilligkeit haben mit durchgeholfen.

Der Geschichtsforscher, der einmal in späteren Jahren es sich zur Aufgabe setzt, die freiwillige Mitarbeit des deutschen Volkes zur Ertragung der Kriegsnöte zu schildern, wird neben vielen herrlichen Wunderwerken, die der deutsche Geist in diesen Jahren geschaffen hat, den „Deutschen Studentendienst von 1914" als eins der größten und segensreichsten darstellen.

Jüngste deutsche Dramen.

Von O. Walzel.[1])

Die Heilsbotschaft vom aufopferungsfrohen Mitleid hindert jedoch auch die neuen Dichter nicht, zuweilen ganz romantisch das Recht der Persönlichkeit in Anspruch zu nehmen, und wäre es auf Kosten des Lebens der Nächststehenden. In Reinhard Sorges „Bettler" reicht der Sohn dem Vater Gift, freilich weil der geistig Umnachtete selbst durch raschen Tod erlöst sein will von der Qual seines Lebens. Aber es geschieht hinterrücks, und durch ein Versehen trinkt auch die Mutter aus demselben Glase und stirbt dem Gatten nach. Der Sohn schreitet unentwegt den steilen Pfad seines Dichterberufs empor.

Noch weiter geht Walter Hasenclevers „Sohn". Ihm gilt es nicht, den Vater, sondern sich selbst zu erlösen. Er erhebt die Hand gegen den Tyrannen. Ein Schlaganfall streckt den Vater zu Boden und erspart dem Sohne, von der Waffe Gebrauch zu machen. Zum Vatermörder ist er trotzdem geworden. Die fast unerträgliche Zuspitzung des Gegensatzes von Vater und Sohn wird gemildert durch die Verallgemeinerung: nicht ein einzelner kehrt sich gegen einen einzelnen; der Sohn vertritt die ganze lange Reihe gleichbedrückter Söhne, er ist nicht nur Sprecher, er wird zum Symbol einer Jugend, die durch die ältere Generation sich geknechtet fühlt. Ihre letzte künstlerische Rechtfertigung gewinnen der „Bettler" und der „Sohn" durch eine Stilisierung, die, von der Wirklichkeit entfernt, das Alltagsleben tief unter sich versinken läßt und in Ekstase endet.

Wie wenig Hasenclever geneigt ist, dem Übermenschen Gewalt über die Vielzuvielen zu geben, wie eifervoll er für mitfühlende Liebe eintritt, erhärtet seine „Antigone". Viel weiter als Werfels „Troerinnen" von Euripides entfernt Hasenclever sich von Sophokles. Er schafft im Sinn des Augenblicks um, er steigert das Bekenntnis von Sophokles' Antigone, daß sie nicht mithassen, sondern mitlieben wolle, zu einem Kampfruf gegen den Krieg, zu einem Aufruf für versöhnende Liebe. Das Thema vom Helden und vom Heiligen findet seine höchste Steigerung. Kreon ist Anwalt des Kriegs und gerät ebenso ins Unrecht wie sein Vorgänger bei Sophokles; Antigone verkündet Mitleid und Versöhnung und behält innerlich recht wie die Königstochter des Griechen. Noch mehr: sie klagt sich selbst an, daß sie auf blühenden Girlanden schweben konnte, solange ein Mensch noch hungrig war:

Ich klage mich an — ich habe Gutes genossen,
Doch nichts Gutes getan, sonst wären die Menschen nicht feind.
Nur die Liebe des ungeheuern Leidens
Stillt die Träne der Geknechteten.

Genau an gleicher Stelle stehen in Georg Kaisers „Koralle" die beiden Kinder des Milliardärs. Sie entziehen sich der Jagd nach Geld, der ihr Vater frönt, sie wollen für die Bedrückten und mit ihnen arbeiten.

Ist die Heilslehre vom Mitgefühl, von der christlichen Liebe den deutschen Dichtern durch den Franzosen Paul Claudel ans Herz gelegt worden? Seine beiden Dramen „Verkündigung" und „Ruhetag", die jetzt in Jakob Hegners Übertragung deutsches Sprachgut geworden sind, atmen den Geist christlicher

1) Siehe Heft 6.

Selbstaufopferung dermaßen, daß sie wie Zeugnisse mittelalterlicher Askese wirken. Glück und Schönheit werden willig hingegeben, damit die andern ihre Wünsche erfüllt sehen können. Das Opfer selbst bringt höheres Glück dem, der sich opfert, als dem, der aus dem Opfer irdischen Gewinn zieht. Wahres Glück ist nicht von dieser Welt. Claudel malt in den grellen Farben des Barocks. Auch da mag er deutschen Dichtern der Gegenwart Wegweiser geworden sein. Violäne, die Schöne und Liebreizende, küßt aus Mitleid einen Aussätzigen. Sie wird vom Aussatz befallen und verliert ihren Bräutigam an die eigensüchtige Schwester. Aber sie gewinnt dafür die Kraft, Wunder zu tun. Sie ruft das tote Kind ihrer Schwester zu neuem Leben auf. Aus Eifersucht tötet die Schwester sie. Aber leben ist nicht Zweck des Lebens, die Füße der Gotteskinder sind nicht an diese armselige Erde geheftet. Der Kaiser des „Ruhetags" hat sich geopfert, um sein Volk zu retten. Ihm bringt er aus der Unterwelt die seelische Läuterung, er selbst aber kehrt aus der Unterwelt zurück mit dem glattgeschwollenen Gesicht eines Aussätzigen; die Nase ist weggefressen, an Stelle der Augen sind nur blutende Löcher.

Auch Hauptmann stellte in seinem Armen Heinrich einen Aussätzigen auf die Bühne. Aber dieser Kranke wird wieder gesund. Ihm wird leben von neuem zum Zweck des Lebens. Er findet durch seine Genesung wieder den Weg zu seinem Gott. Für Claudel ist der Aussatz selbst Erlösung, ist Gewähr für die Befreiung der Seele von aller Ichsucht. Von ihm aus eröffnet sich unmittelbar der Weg zu Gott. Es bedarf nicht einer Wiedergeburt zu einem neuen lebensfrohen Leben.

Die Verkünder des Mitleids und der Selbstaufopferung im jüngsten deutschen Drama gehen nicht mit Claudel bis zur mittelalterlichen Symbolik, nicht zu Wunderwirkungen von Aussätzigen weiter. Sie bleiben den Möglichkeiten der Gegenwart näher, auch Hasenclever in der „Antigone". Doch sie teilen mit Claudel die Neigung zu ekstatischer Stimmung. Sie lassen die Rede ihrer Menschen anschwellen zu einer Steigerung, die an die Bibelsprache Claudels heranreicht.

Die Steigerung ins Ekstatische legt dem jüngsten Drama eine Gestalt der Wortkunst nahe, die wesentlich neu und für das Formgefühl der Neuesten bezeichnend ist. Gebundene und ungebundene Rede im Drama miteinander wechseln zu lassen, gilt seit langem als Zeichen einer Anlehnung an Shakespeares Kunst. Es ist nur auffällig, wie wenig im deutschen Drama seit der Mitte des 18. Jahrhunderts, also seit dem Augenblick, da den Deutschen die Kunst Shakespeares aufging und zum gernbefolgten Muster wurde, diese Mischung sich tatsächlich durchsetzte. Goethes „Götz" und mit ihm der gesamte Sturm und Drang bleiben in der Tragödie bei ungebundener Rede stehen, ganz wie Lessings bürgerliche Trauerspiele, die dem Alexandriner wie andern Zügen der Barocktragödie absagen. Dann setzt sich der Vers und zwar der fünffüßige Iambus durch. Die Romantik, aber auch schon Schiller versieht ihn mit lyrischen Einlagen. Die Romantik gewinnt ferner den vierfüßigen Trochäus hinzu. Allein die Mischung Shakespeares bleibt im Hintergrund; Kleists „Käthchen von Heilbronn" nimmt sie zwar auf, stellt indes eine Ausnahme dar. Grabbe bedient sich ihrer. Hebbel und Ludwig lassen sie in ihren Werken nicht aufkommen. Ehe der Naturalismus den Vers wieder durch ein ganzes Drama durchführte, brachte Hauptmanns „Hannele" zwar gebundene

Rede nach ungebundener, ließ sie wie eine Steigerung wirken, durch die das ganze Stück gegen sein Ende hin gehoben wird, wahrte indes die naturalistische Grundabsicht, indem es den Vers nur den Traumgesichten des sterbenden Kindes gewährte.

Shakespearisch war das nicht. Und ebensowenig kann der Wechsel gebundener und ungebundener Rede, wie er jetzt in Reinhard Sorges „Bettler" von 1912, in Hasenclevers „Sohn" von 1914, in Wildgans' „Armut" und „Liebe" von 1914 und 1916 besteht, auf Shakespeare zurückgeführt werden. Es ist sehr schwer, das Gesetz ausfindig zu machen, nach dem bei Shakespeare der Wechsel der Rede sich vollzieht. Mindestens behält ein Stück Shakespeares ungebundene Rede noch für Stellen dermaßen gehobener Art bei, daß sie sich in einem andern Stücke Shakespeares des Verses bedienen müßten, um in ihrer Umgebung nicht wie benachteiligt zu erscheinen. Den neuen Dramen hingegen eröffnet sich der Weg vom ungebundenen zum rhythmisch gebundenen Wort überall da, wo es aus der bedrückenden Welt des Alltags hinaufgeht zu einer Selbstbesinnung der Seele, die das Kleinliche des Alltags überwindet und die Dinge im Sinn der Ewigkeit faßt. Der Ton erhebt sich ins Lyrische, wie der Gehalt sich emporhebt. Gern bleibt diese Steigerung dem Selbstgespräch vorbehalten. Doch sie erscheint auch im Zwiegespräch, vorausgesetzt daß zwei Menschen die Höhe seelischer Ekstase erreicht haben, der ein solcher Ausdruck dient. Vereinzelt nur erklingen Verse noch an Stellen, die zwar auch etwas Gesteigertes haben, eine bewegtere Stimmung atmen, aber nicht von seelischem Aufschwung durchglüht sind.

Die Übergänge vom Alltag zur Ekstase rücken vermöge dieser rhythmischen Eigenheiten die neuesten Dramen weiter von der Wirklichkeit weg, als wenn sie von vornherein in Versen geschrieben wären. Dramen in Versen waren auch der Eindruckskunst etwas Selbstverständliches. Freilich griff sie nicht häufig in Gegenwartsstücken zum Vers. Jetzt läßt Ausdruckskunst aus der Prosa der nächsten Gegenwart übergehen in die Verse einer höheren, durchgeistigten Welt. Das ist, wie wenn Menschen im Gewande von heute unversehens in eine olympisch-griechische Welt träten. Der grelle Gegensatz versetzt ins Unwirkliche, mag auch im einzelnen Fall der Übergang sich allmählich anbahnen und der Gegensatz dadurch abgeschwächt werden.

Claudels feierlich getragene Rede ist von Anfang an der Wirklichkeit entfremdet. Sie wahrt, etwa im „Ruhetag" oder in „Goldhaupt", durchaus einen ekstatischen Grundton. Sie geht zu Steigerungen dieses Grundtons empor, benötigt jedoch nicht die Gegensätze, von denen soeben zu berichten war. Ähnlich wie Claudel verhält sich Oskar Kokoschka. Doch größere seelische Spannung leiht den Worten Kokoschkas stärkere Wucht und lautere Töne. Schon im „Brennenden Dornbusch" werden die Sätze kürzer als bei Claudel, ausrufartiger. Ihr Gang nähert sich mehr dem rhythmischen Verse, mehr mindestens als in Jakob Hegners Verdeutschungen Claudels. „Explosionismus" wurde das genannt, auch von Kokoschkas „kurzen Explosivakten" gesprochen. Das Ausrufartige steigert sich noch in Kokoschkas „Mörder Hoffnung der Frauen". Sparsam ist Kokoschka mit Worten, sparsam mit syntaktischen Klammern. Das ruft nach Musik. Etwa wenn „der Mann" kraftvoll — wie die Bühnenanweisung fordert — der Frau die Worte hinschleudert:

Sterne und Mond! Frau!
Hell leuchten im Träumen
oder Wachen sah ich ein singendes Wesen...
Atmend entwirrt sich mir Dunkles.
Mutter ... Du verlorst mich hier.

So wenig wie in einem expressionistischen Bilde ist Klarheit hier das Ziel. Seelisches spricht sich vielmehr in dumpfem Drange aus; es keimt aus übermächtiger innerer Erregung. Und jähe Gebärde hat das Wort zu unterstützen, seinen Sinn noch tiefer einzuprägen.

Das Pantomimische drängt sich noch fühlbarer vor in den Versuchen August Stramms. Ekstatische Erregung läßt in Stramms „Sancta Susanna" (1914) immer noch zusammenhängende Sätze zu. „Daher ... sie schritt die Stufen empor ... und sah mich nicht ... sie stieg auf den Altar ... und sah mich nicht ... sie preßte ihren nackten sündigen Leib gegen das gekreuzigte Heilandsbild ... und sah mich nicht ... sie umschlang ihn mit ihren weißglühenden Armen ... und küßte sein Haupt ... und küßte ... küßte ..." Reichliche Bühnenanweisungen bestimmen die nötige Gebärde und die Tönung der Rede. Stramms „Geschehen" (1916) wagt viel mehr. Der Eingang schon lautet: Sie: herrschen?! — Er (roh): herrschen! — Sie (lacht). — Er (betroffen). — Sie (läuft lachend fort). — Er (starrt nach). — Mädchen (aus dem Dunkel berührt seinen Arm): Du. — Er (starrt). — Mädchen (gekränkt): Du: — Er (gleichgültig): ich. — Mädchen (stampft zornig). — Er (stampft). — Mädchen (vor ihm): quälen.— Er (lacht auf). — Mädchen (schluchzt). — Er (umarmt). — Mädchen (lehnt an). — Weib (tappt, leise): Du (horcht, preßt die Hände auf die Brust): Du (lauscht) ...

Noch weiter geht Lothar Schreyer in seiner „Jungfrau" (1917). Nur noch Begriffsworte reihen sich klobig aneinander. Einmal spricht „das Mädchen":

Kind Ich
Kind Werden Weib
Weib Werden Kind
Werden sieht
Schwester!
Sehen wird
Kind Weib
Ich.

Nur ekstatisches Schreien kann solcher Wortgebung einen Sinn leihen, soll es mindestens können, wie man mir versichert. Die Berliner Sturmgruppe läßt diese Versuche von ihren Vortragskünstlern durch Deutschland tragen. So sollen wir uns an sie gewöhnen.

Herwarth Walden, der Führer der Gruppe, bleibt der wirklichen Rede viel näher. Sein dramatisches Epigramm „Die Beiden" gönnt den Redenden nur selten Sätze, die einzeln oder zusammen länger sind als eine Zeile, meist viel weniger. Doch vor allem ist es auf rasches Verstehen angelegt. Mit Claudel verbindet ihn gar nichts. Seelische Haltung, Stimmung, Formwille sind grundverschieden.

Weit eher wäre ein Zusammenhang möglich zwischen Georg Kaisers „Bürgern von Calais" und Claudel. Die Redekunst der „Bürger", grundverschieden von der Wortgebung anderer Stücke Kaisers, teilt mit Claudels biblischer Sprache vor allem den Zug zur Wiederholung. Es ist die Eigenart Claudels, die mich an Ossian gemahnt, entfernter auch an Klopstock. Was zu sagen ist, wird in immer neuen Wendungen gesagt, als ob es dem Sprechenden schwer würde, sich auf den ersten Schlag verständlich zu machen. Um einen Gedanken drehen sich lange unentwegt die Worte. Sie sehen ihn von allen Seiten an, tasten ihm seinen Sinn ab, möchten ihn andern recht eindringlich einprägen. In den „Bürgern von Calais" lautet das einmal: „Ihr buhlt um diese Tat — vor ihr streift ihr eure Schuhe und Gewänder ab. Sie fordert

euch nackt und neu. Um sie klirrt kein Streit — schwillt kein Brand — gellt kein Schrei. An eurer Brunst und wütenden Begierde entzündet ihr sie nicht. Eine klare Flamme ohne Rauch brennt sie — kalt in ihrer Hitze — milde in ihrem Blenden. So ragt sie hinaus — so geht ihr Gang — so nimmt sie euch an: — ohne Halt und ohne Hast — kühl und hell in euch — ihr froh ohne Rausch — ihr kühn ohne Taumel — ihr willig ohne Wut — ihr neue Täter der neuen Tat!" Man möchte von kunstvoller Rhetorik sprechen, die in Anaphern und Parallelismen sich grundsätzlich auch noch im schwersten Augenblick ergeht. Also strenge Stilisierung! Allein noch Ausbrechen höchster Erregung nimmt hier gleiche Ausdrucksmittel zu Hilfe. Und dann klingt das wie überreiztes Herauspoltern. Noch mehr: diese Redeweise taugt ebenso zu bedächtiger Betrachtung wie zur Versinnlichung letzter Bühnenspannung, zu wildem Ausschreien der Empörung und der Wut. Einmal wirkt sie wie sorgsam aufbauende Wortkunst, ein andermal wie ungezügelter Erguß von Worten, die wahllos hingestreut werden.

Bei aller innerlichen Spannung, trotz seiner Neigung, ekstatisch Fühlende vorzuführen, wagt Claudel sich an eine Bühnenspannung nicht heran, wie sie besonders im dritten Aufzug der „Bürger" erzielt wird. Noch wenn Claudels Goldhaupt, umstellt von einer erregten und widerstrebenden Menge, sich die Krone aufs Haupt setzt und durch die Macht seiner Persönlichkeit allen Widerstand überwindet, zittert man nicht gleich erregt nach der endlichen Entscheidung.

Kaiser aber scheut nicht die Mittel, uns aufzupeitschen. Als ob alles, was an innerer Bewegtheit in den Absichten der Ausdruckskünstler liegt, sich bei ihm in äußere Erregung wandeln wollte, als ob er nur auf den bühnengemäßen Erfolg des Schauerregenden ausginge.

Kann Kaiser überhaupt als Vertreter einer neuen Kunst gefaßt werden? Oder setzt er nur alte Mittel in Bewegung, um die stärkste äußere Bühnenwirkung zu erzielen?

Neue Kunst drängt das Psychologische ins Hintertreffen. Kaisers „Versuchung" scheint es mindestens auf die Enthüllung der Seele eines Weibes anzulegen, das auf eine versittlichende Hebung der Ehe, zunächst seiner eigenen, ausgeht und auf solcher Suche nach neuer Sittlichkeit sich unrettbar in Schlingen verstrickt, aus denen es sich nicht lösen kann. Also ibsenische Sehnsucht nach dem dritten Reich, der eine Erfüllung nicht wird, die nur zum Untergang treibt? Pastor Rosmer ins Weibliche versetzt? Der Milliardär der „Koralle" scheint vollends nur Seelenstudie eines Mannes sein zu wollen, der um seine Jugend betrogen wurde und lieber zum Mörder wird, lieber auf dem Schafott endet, als daß ihm nicht wenigstens für kurze Zeit das Gefühl erstehe, eine glückliche Jugend hinter sich zu haben.

Die „Versuchung" nennt sich „eine Tragödie unter jungen Leuten aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts". Sie verrät schon durch diesen Untertitel, daß sie nicht einen Ausnahmefall vorführen will, sondern eine durchgehende Erscheinung festhält. Ibsen erwiderte, wenn ihm vorgehalten wurde, daß er Frauen erfinde, derengleichen es nicht gebe: „Solche Frauen gibt es in Christiania." Ob er etwa Hedda Gabler durch diese Rechtfertigung zu einem typischen Fall stempeln wollte? Ohne Zweifel gingen seine Nachfolger aus der Welt der Eindruckskunst mit Willen auf seelische Einzelfälle aus. Je mehr sich die Seelenkunde auf der Bühne verfeinerte, desto mehr mußte sie das Verbreitete meiden und

ausgeklügelte Sonderlichkeiten suchen. Sie machte sich ihre Arbeit nicht leichter. Wie fast unlösbare Aufgaben sie sich stellte, bezeugt Ernst Hardts „Tantris der Narr". Alle Mühe, die an die Versinnlichung, aber auch an die seelische Begründung eines Falles von völlig ungewöhnlicher Art hier gewendet wird, scheint vergebens zu sein. Nach besondern Fällen seelischer Art sucht auch Arthur Schnitzler. Das oft angerufene Gespräch, das in Schnitzlers „Zwischenspiel" die Freunde Amadeus und Albertus, der Musiker und der Dichter, führen, verrät zur Genüge, für wie ungewöhnlich Schnitzler selbst den seelischen Vorgang hält, der zwischen Amadeus und seiner Frau Cäcilie sich abspielt. Der Musiker verlangt von dem Dichter, dem Seelenkünder, er solle der Welt klarmachen, wie sich's mit seiner Ehe verhalte. Und Albertus erwidert, er werde einfach ein Stück daraus machen; dann würden die Menschen diese Art von Ehe begreifen, wenigstens von halb acht bis zehn. Schnitzler spielt künstlerisch frei mit der Schwierigkeit, die sich in seinem „Zwischenspiel" allseitigem Verständnis entgegenstellt, weil es einen ganz ungewöhnlichen Fall auf die Bühne bringt. Unsere Neuesten legen es überhaupt nicht aufs Ungewöhnliche des seelischen Verhaltens an.

Anton Wildgans' Tragödie „Liebe" ist in manchem mit Schnitzlers „Zwischenspiel" verwandt. Seelische Hemmungen, die sich gerade feinfühligen, geistig hochstehenden Menschen von entschiedener Neigung ergeben, sich durch das Überkommene nicht binden zu lassen, stehen auch im Mittelpunkt von Wildgans' Stück. Der Wiener Grundton steigert die Verwandtschaft. Allein Wildgans legt es gar nicht auf Darlegung eines absonderlichen Falls an. Er gibt sich nicht wie Schnitzler als Feinschmecker, sondern als Enthüller eines weitverbreiteten Übels. Der Frau, die fragt, warum nur sie beide so unselig sind, erwidert der Mann:

Wir, nicht wir nur, Anna! Lenk du den Blick hinaus
In die vergehende Nacht, in geisterndes Sternenlicht!
Siehst du die Dächer an Dächern, und Fenster an Fenstern dort?!
Laß das Gemäuer versinken, das Nachbar von Nachbar trennt!
Und tausendmal tausend Betten wie unsere,
Unabsehbar im Dämmer, sind hingereiht!
Und in den Betten die Menschen, leidend am selben Leid!

Da offenbart sich die sittliche Grundabsicht eines Neuen. Schnitzler spürt nach einer Seltsamkeit seelischer Art. Wildgans legt den Finger an eine allgemeinere Erscheinung des Lebens der Zeit, um ihre Bedeutung für den Gegenwartsmenschen zu zeigen. Unmittelbar trösten, sittlich stärken möchte er ein Geschlecht, das an einer Zeitkrankheit leidet.

Wegen dieser Neigung zu sittlichen Weckrufen verlieren heute die vielen Dramen, die sich noch vor kurzem mit der Seele des Renaissancemenschen auseinandersetzten, ihre werbende Kraft. Natürlich wirkt auch die Abkehr von Nietzsche mit; ihm war ja der Renaissancemensch mit seiner Kraftgebärde besonders lieb gewesen. Mit Nietzsche ging das deutsche Drama auf die Suche nach außerordentlichen Kraftnaturen und freute sich an dem reichbewegten Spiel ihres Willenslebens, eines Lebens, dessen Wille kühn mit dem Schicksal anderer spielte. Fremd und wie abgetan mutet das heute an. Leo Greiners wuchtiges Stück „Herzog Boccaneras Ende" von 1908 ist gewiß einer der beachtenswertesten Versuche, die seltsam hin und her wogenden Entschlüsse einer greisen Machtnatur seelisch zu erfassen und bühnengemäß zu versinnlichen. Leider

kam das Drama zu spät auf die Bühne; seine Zeit war schon vorbei. Mindestens die Dresdner Aufführung vom Sommer 1917 traf auf eine Welt, die keinen inneren Anteil mehr aufbringen konnte für solche seelische Feinkunst und für solche dichterische Vergegenwärtigung einer ungewöhnlichen sittlichen Erscheinung.

Wie ganz anders sittliche Gegensätze von einem der Neuesten gewertet werden als von der jüngsten Vergangenheit, bezeugt des frühgefallenen Heinrich Schnabel Tragödie „Die Wiederkehr" (1912). Der Vorgang, losgelöst von seinen zeitlichen Bedingungen, wäre unschwer mit Ibsens Mitteln darzustellen. Noch näher läge es, ihn in die Welt Strindbergs, ja Wedekinds zu versetzen. Ein junger Mann, der hohen Zielen zustrebt, lebt an der Seite einer fast unweiblichen Kraftnatur. Ihr Seelenbund ist ein dauernder Kampf zweier gleichstarker Persönlichkeiten, ein Kampf, der aufwärts treibt und nicht lähmt. Doch der Mann fühlt in sich den Beruf, eine Familie zu gründen und Erben zu zeugen, die sein Werk einst fortsetzen können. Er verläßt die Genossin seiner Jugend und wählt zum Weib eine andere, die sich in die Bräuche der Welt besser und williger fügt. Sie schenkt ihm sieben Söhne. Allein die Söhne sterben, und alles, was der Vater in rastloser Arbeit gewonnen hat, scheint dem Kinderlosen wie vertan. Da wendet er sich zurück zu der Verlassenen. Unmittelbar nachdem er ihr den Rücken gekehrt hatte, war sie Mutter eines Zwillingspaares geworden. Jetzt sind die Kinder erwachsen. Sie können an die Stelle der toten Söhne treten. Wirklich naht sich die Tochter dem Fremden, der sich ihren Vater nennt, mit scheuer Zuneigung. Der Sohn ist vollends bereit, sein ungeahntes Erbe anzutreten. Aber die Mutter kann nicht vergeben. Sie stirbt lieber, als daß sie dem Mann, der sie einst preisgeben konnte, in ein neues Leben folgte. Eigensüchtig kümmert sich der Sohn nicht um ihre Wünsche. Ja über ihre Leiche weg reicht er die Hand dem Vater, freilich nur unter der Bedingung, daß er sofort alle Rechte in Anspruch nehmen dürfe, die ihm nach des Vaters Tod zufallen sollen. So bleibt auch dem Vater nur der Weg in den Tod.

In Strindbergs oder Wedekinds Farben wäre das ein grelles Bild des Zusammenpralls von Mann und Weib, ein noch grelleres des Zwiespalts geworden, der zwischen Vater und Sohn heute bestehen kann. Kinder, die eigennützig ihren Eltern absagen, sind ja auch durch Shaw uns genug geläufig geworden. Alles Überscharfe und Peinigende, das in Gegenwartsstücken Shaws, Strindbergs, Wedekinds sein Wesen treibt, hätte sich unterbringen lassen. Vor allem wäre reiche Gelegenheit gewesen, in die Seele dieses Mannes, der vergeblich ein neues Glück sucht, wo er es einst von sich gewiesen, dieser Frau, die nur noch Haß gegen den Einstgeliebten kennt, dieses Jünglings, der reuelos nur seinen Vorteil auf Kosten von Vater und Mutter in Anspruch nimmt, tief hineinzuleuchten. Schnabel läßt in seinem einaktigen Stück nur die großen und schlichten Linien des Vorgangs bestehen. Und er schiebt das Ganze mit einem Ruck aus dem Umkreis der Shaw, Strindberg und Wedekind: er versetzt es in eine vergangene Wikingerwelt. In der Vorzeit, an der Küste einer einsamen Felseninsel im nördlichen Meere spielt das Stück. Die herbe Luft, in die es der Dichter stellt, beseitigt von vornherein alles Kleinliche, verbietet somit die Lieblingsgriffe der Shaw, Strindberg und Wedekind, die gewiß meisterhaft menschliche Schwäche vergegenwärtigen, aber auch in sar-

kastischer Geißelung solcher Schwäche stecken bleiben. Dann aber drängt Schnabel den Bühnenvorgang kraftvollst zusammen. Er bringt nur das Ende der ganzen Entwicklung, setzt ein in dem Augenblick, da der Vater die Insel wieder betritt, und gibt nach kurzer Exposition bloß drei Auftritte von entscheidender Bedeutung: der Vater und die Tochter, die hingebungsvoll sich ihm naht; der Mann und die Frau, die er einst verlassen hat und die haßerfüllt sich aufbäumt, dann aber sofort den Tod sucht; der Vater und der Sohn, der sein Erbrecht sogleich beansprucht. In dieser fernen Welt kann auch noch der Schluß die Steigerung vertragen, daß der Sohn den Vater tötet. Der Vater selbst gibt der Untat den Anschein des Rechts, indem er nicht nur freiwillig verzichtet, sondern auch noch mit Willen den Tod aus der Hand des Sohnes empfängt. Sein Wunsch war ja gewesen, den Erben für sein Reich zu finden. Er hat ihn gefunden und er zieht die letzte notwendige Folgerung, wenn er dem Sohne völlig den Platz räumt. Heroische Selbstüberwindung, zugleich Sühne für begangenes Unrecht lautet der Ausklang des Stücks, im Sinn der ausdrücklich verkündeten Anschauung, daß nichts größer sei auf Erden als der Mann, der sein Schicksal liebt.

Dieses Stück und seine Absichten konnten von einem andern unserer Jüngsten so völlig mißverstanden werden, daß er die eigentliche tragische Gestalt in der Frau und nicht in dem Manne entdeckte. Ja wenn Schnabel ein psychologisches Stück älterer Richtung hätte schreiben wollen, die Frau wäre gewiß zum Mittelpunkt einer seelischen Studie geworden. Auf Psychologie kommt es ihm indes gar nicht an. Sonst dürfte er freilich nicht dem Manne die Worte leihen, mit denen er sein einstiges Vorgehen in einer trokkenen Kürze rechtfertigt, die ohne Zweifel etwas Verletzendes hat, mindestens für alle, die an die feinfühligen Seelenbekenntnisse der Menschen psychologischer Tragik von Ibsens, Hauptmanns, Schnitzlers Prägung gewöhnt sind. Ebenso unrichtig wurde gegen Schnabel eingewendet, nach der Tragödie der verlassenen Frau beginne ein neues Stück: die Geschichte des Sohnes, der seinen Vater tötet, um selbst die Herrschaft antreten zu können. In Wirklichkeit laufen alle Fäden der Tragödie in dem Manne zusammen, reihen sich schlicht einfach und in kraftvoller Ausprägung die drei Vorgänge aneinander: Vater und Tochter, Mann und Frau, Vater und Sohn. Alles irgendwie Entbehrliche ist beseitigt. Die Menschen sind jeder nur auf eine Farbe abgestimmt; der reiche Farbenwechsel psychologischer Dramatik ist vermieden. Zusammendrängung, gewollte Auswahl nur des unbedingt Nötigsten ist der führende Formgedanke. Um dieses Ziel ganz sicher zu erreichen, bedient sich Schnabel der analytischen Form griechischer Tragik, geht er über den Umfang eines Aufzugs nicht hinaus, stellt er nur noch einen Chor von sechs Kriegern und dessen Anführer neben die vier Gestalten, die ihm der Vorgang leiht. Verwandter Absicht entspringt die metrische Formung: sechsfüßige Iamben und Chorverse, entspringt die Wortgebung in ihrer sparsamen Knappheit.

Von Schnabels Form ist es nicht weit bis zu der mimisch stark betonten Ausrufskunst der Sturmgruppe. Da wie dort ist das Ziel eine geschlossene Formung, die im Gegensatz zu dem lockeren Bau der Eindruckskunst und Hauptmanns von der jüngsten Dramatik sonst mehr gesucht als erreicht wird. Gleich der Abkehr von dramatischer Seelenkunst entspricht der Zug zu strenger

Schlichtheit der Formung dem Grundsatz der Ausdruckskunst, nicht auf Treffen auszugehen, sondern große Entfernung zwischen die Wirklichkeit und die Kunst zu legen. Diesen Grundsatz entwickelte mit aller Schärfe Paul Kornfeld im Nachwort seiner Tragödie „Die Verführung" von 1916, mindestens für die bühnengemäße Wiedergabe. Er riet dem Schauspieler, wenn er auf der Bühne sterben solle, nicht ins Krankenhaus zu gehen, um sterben zu lernen, wenn er betrunken zu sein habe, nicht die Kneipe aufzusuchen. Er wage es vielmehr, die Arme auszubreiten und an einer sich aufschwingenden Stelle so zu sprechen, wie er es niemals im Leben täte. Er sehe ab von den Zügen der Wirklichkeit und sei nichts als Vertreter des Gedankens, Gefühls oder Schicksals. Denn die Melodie einer großen Gebärde sage mehr als die höchste Vollendung dessen, was man Natürlichkeit nennt, es jemals könnte.

Diese Worte Kornfelds weisen auch der Bühne den Weg, den die Ausdruckskunst beschreitet: Verinnerlichung, Durchgeistigung, Abkehr von dem bunten Vielerlei der äußern Eindrücke. Solche Bühnenkunst ist heute schon im Werden. Sie ist unentbehrlich für die große Mehrzahl der neueren Dramen, die hier zu nennen waren, ganz besonders für Werke von der Richtung Kokoschkas, der Sturmgruppe, aber auch Schnabels.

Nachrichten und Mitteilungen.

Belgiens Volkswirtschaft.

Wer sich bisher über Belgiens wirtschaftliches Leben ein begründetes Urteil verschaffen wollte, war auf Einzeldarstellungen angewiesen. Ein zusammenfassendes, auf breitem Material aufgebautes, wissenschaftlich durchgearbeites Werk, bei dem er sich Rats erholen konnte, fehlte in der Literatur. Diese Lücke füllt jetzt ein von Hans Gehrig und Heinrich Waentig herausgegebenes Sammelwerk aus; es will den deutschen Leser in die Lage versetzen, sich ein einigermaßen sachgemäßes Urteil selbst zu bilden.[1] Seine Verfasser stehen oder standen im Dienste der Verwaltung des Generalgouvernements in Brüssel und kennen das Land aus eigener Anschauung und Arbeit. Ihnen waren daher Quellen zugänglich, die anderen während des Krieges unerreichbar bleiben mußten. Die Verfasser wenden sich nicht nur an deutsche, sondern auch an belgische Leser, auch ihnen glauben sie Neues bieten zu können, denn „der Ernst und die Tiefe, mit denen man während der ersten Jahrzehnte der belgischen Unabhängigkeit den großen wirtschaftlichen Tagesfragen zu Leibe rückte, hat später einer steigenden Oberflächlichkeit Platz gemacht; die reine Stimme der Wissenschaft hat sich von dem mißtönigen Keifen der politischen Leidenschaften übertönen lassen". Damit ist von selbst gegeben, daß das Buch sich unparteiisch zu halten suchen muß, daß die Darstellung „von der Geltendmachung politischer Gesichtspunkte" freigehalten wird; „mit Vorbedacht ist sie tendenzlos. Gerade damit hoffen wir mittelbar auch zur Lösung des politischen Problems Belgien beigetragen zu haben".

Die Verteilung der Arbeiten, für deren Inhalt die einzelnen Verf. verantwortlich sind, ist folgende: H. Waentig: Entwicklung der belgischen Volkswirtschaft 1715 bis 1908; der Handel; Rückblicke und Ausblicke; H. Gehrig: Soziale Gliederung; die wirtschaftspolitischen und sozialen Triebkräfte; die Brüsseler Börse; Entwicklung des Volksvermögens und der Zahlungsbilanz; Literaturnachweis; K. Bittmann: Sozialpolitik; J. v. Graßmann: Verkehrswesen; K. Rathgen: Kolonialbesitz; G. Jahn: Bevölkerungsaufbau, Bevölkerungsbewegung, Landwirtschaft, Bergbau, Ge-

1) Belgiens Volkswirtschaft in Verbindung mit Karl Bittmann, Josef von Graßmann, Georg Jahn, Karl Rathgen, Fritz Schulte herausgegeben von Hans Gehrig und Heinrich Waentig. VI u. 338 S. Mit einer Karte. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner.

werbe; F. Schulte: Geld- u. Kapitalmarkt. — Die farbige „Wirtschaftskarte Belgiens“ gestattet einen raschen Überblick über die Verteilung der Gewerbe. Kohle, Sandsteine, Kalksteine, Marmor, Schiefer finden sich in Wallonien, Ton- und Sandlager, dazu das große Kohlenbecken der Campine, dessen Ausbeutung erst in Angriff genommen ist, in Flamland; Baumwoll- und Leinenindustrie sind in Ost- u. Westflandern zu Hause, die Wollenindustrie ist nach Südbrabant u. Verviers und Umgegend übergesiedelt. Die Glasindustrie ist überwiegend in Wallonien, Zinkwerke sind fast ausschließlich im flamischen Sprachgebiet heimisch. Die Eisenindustrie verteilt sich über das ganze Land, sie hat ihren Schwerpunkt in Wallonien, doch sind Brüssel, Antwerpen, Gent u. a. bedeutende Plätze. Für Waffenfabriken hat Lüttich die Alleinherrschaft.

Die belgische Volkswirtschaft zeigt eine scharfausgeprägte Eigenart; Belgien ist Industriestaat, Industrieexportstaat. Den Bedarf seiner Bewohner an Nahrungsmitteln muß das Land zum größten Teile, vor dem Kriege über zwei Drittel, aus dem Ausland decken. Es bezahlt sie mit Erzeugnissen seiner Industrie. Aber Belgien ist auch arm an Rohstoffen, selbst von der Kohle, an der es sonst reich ist, fehlten zuletzt gerade die für die Industrie wichtigen Sorten. Baumwolle, Wolle, Jute, einen großen Teil des Flachses müssen die Spinnereien und Webereien, 95% der Eisenerze, die gesamte Menge der Zinkerze die metallurgischen Industrien von außen beziehen. Auch sie werden gegen Industrieerzeugnisse eingetauscht. Eine seiner stärksten autochthonen Industrien, die Glasindustrie, könnte vom Bedarf des Inlands nicht leben, 90% ihrer Ware verkauft sie nach England. Belgien ist „eine große Werkstätte, die um Lohn für die ganze Welt arbeitet“ (Jahn). Es trägt alle Merkmale des Industriestaates. „Industriestaat heißt Zunahme der Erwerbstätigkeit überhaupt: besonders der Industrie. Vermehrung auch der Frauenarbeit, wie insgesamt der Arbeiterschaft, Rückgang dagegen der Selbständigen und der kleinen Betriebe, Hervortreten der großen Betriebe, das bedeutet zugleich: Hervortreten des kapitalistischen Charakters der Betriebe.“ Zwei Fünftel der Industriearbeiter arbeiten in Aktiengesellschaften, im Kohlenbergbau 97% (H. Gehrig). Eine notwendige Begleiterscheinung in der Entwicklung der belgischen Volkswirtschaft ist die starke Entfaltung des Außenhandels, von dessen überragender Bedeutung schon die Zahl der davon lebenden Personen eine gewisse Vorstellung gibt. Sie betrug nach der Berufszählung von 1910 in Handel und Verkehr für Erwerbstätige, Mithelfende und Angestellte 16,2% der Gesamtbevölkerung (in Deutschland 11,1%), im Handel allein 7% (in Deutschland 6%) (Waentig). Nur wenig größer, als in Handel u. Verkehr ist die Zahl der Berufstätigen in der Landwirtschaft. Der nutzbare Boden geht immer mehr in die Hände von Kapitalisten über, die ihn als Rentenquelle benutzen. Die Größe der Betriebe geht ständig zurück, während die groß- und mittelbäuerlichen schwinden, wächst die Zahl der Zwergbetriebe. Die Bodenpreise und die Pachten steigen, der Bauer ist meist hochverschuldet. Die Löhne sind sehr niedrig. Die Erträgnisse des sehr intensiv betriebenen Ackerbaus sind sehr hoch, die Hektarerträge übertreffen die aller westeuropäischen Länder. Der Ruhm der belgischen Viehzucht ist bekannt. Die Pferdezucht trägt die gesamte Landwirtschaft (Jahn).

Die hier kurz skizzierten Verhältnisse bringen es mit sich, daß „die sozialen Gegensätze in Belgien so ausgeprägt sind, wie in kaum einem anderen Industriestaate“. „Für die Behandlung der wichtigen Frage des Gegensatzes von Besitzenden und Nichtbesitzenden fehlen zuverlässige Grundlagen“, da Belgien, „das keine Einkommensteuer kennt und eine Vermögenssteuer erst unter deutscher Verwaltung erhielt, eine Einkommensstatistik nicht besitzt.“ — Zwar macht die Rentnerbevölkerung nicht 2½ v. H. der Gesamtbevölkerung aus. Aber „große Teile der Lohnarbeiterschaft können trotz der billigen Lebenshaltung nur als Proletarier angesehen werden.“ (Gehrig.) — Die besonderen Wirtschaftsverhältnisse des Landes wirken auch auf seine Sozialpolitik zurück. Belgien verdankte, so führt Bittmann aus, als „ein ausgesprochenes Ausfuhrland seine Wettbewerbsfähigkeit vor allem den billigen Verkaufspreisen. Daher war es darauf angewiesen, möglichst billig zu erzeugen. Buchgemäß erhöhen und vermehren die durch sozialpolitische Gesetzgebung verursachten Ausgaben die Unkosten der Erzeugung. Im Inlandsverkehr kann der Fabrikant eine Verringerung der den Gewinn darstellenden Spannweite zwi-

schen Erzeugungsunkosten und Verkaufswerten durch Erhöhung der Preise herbeiführen, denn seine Wettbewerber sind gleich ihm belastet. Auf dem Weltmarkt ist es anders. Hier gibt es keine Preiserhöhungen zum Ausgleich, hier bleibt in dem scharfen und rücksichtslosen Konkurrenzkampf Sieger, wer Gleichwertiges oder annähernd Gleichwertiges am billigsten anzubieten vermag, und das ist im reellen Geschäft stets derjenige, der mit den geringeren Unkosten erzeugt. Die besonders billigen Angebote, denen Belgien seine Stellung auf dem Weltmarkte verdankt, sind ihm ermöglicht durch das Niveau der Arbeitslöhne, durch günstige Frachttarife, durch ein sehr schonungsvolles Steuersystem und nicht zuletzt durch geringe soziale Belastung." Den absprechenden Bemerkungen über die Leistungen der belgischen Sozialpolitik, die sich in deutschen Büchern und Aufsätzen finden, kann indessen Bittmann nicht zustimmen.

Mit der Geschichte der belgischen Volkswirtschaft macht uns Waentig im ersten Teil des Buchs bekannt. Ihre eigenartige einseitige Entwicklung hat in den politischen Verhältnissen ihren Grund. Von Anfang an war das Königreich zu klein für die Bevölkerung, die es ernähren sollte. Das geringe Ausmaß des Staates ist das Grundübel auch seiner Volkswirtschaft. Solange Belgien mit den Niederlanden das Königreich der Vereinigten Niederlande bildete, genoß es die günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse des Gesamtreiches mit. Das Königreich wirtschaftlich „ein kraftvolles und ausgeglichenes Gebilde, das nach einer von allerhand Kämpfen erfüllten Übergangszeit es wagen darf, selbst dem seegewaltigen England die Spitze zu bieten. Mit Nahrungsmitteln und industriellen Rohstoffen so reichlich versehen, daß es die fehlenden im Austausch dafür erwerben kann, ohne einen irgendwie erheblichen Teil des Ertrages seiner gewerblichen Arbeit hierauf verwenden zu müssen, erfreut es sich einer um so größeren Unabhängigkeit, als auch die Produkte der Tropen ihm in der Hauptsache ohne fremde Vermittlung aus eigenen Quellen zufließen. Als Durchfuhrland beherrscht es den gesamten Verkehr mit dem Rheine." Dank dem Verständnisse König Wilhelms für die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Südens kam die Gunst dieser Gesamtlage Belgien immer mehr zugute, und es gewann allmählich das Übergewicht über den Norden. Diese bevorzugte Stellung gab es mit der Revolution auf. Es mag zugestanden werden, daß die Führer von idealen Beweggründen geleitet waren, vergegenwärtigt man sich aber die Notlage, ja das Elend, das infolge der Trennung über das Land hereinbrach, so wird man ihnen den Vorwurf nicht ersparen können, daß sie kurzsichtig gehandelt haben. Freilich waren sie nicht auf vollständige Trennung ausgegangen und hofften, wirtschaftlich wenigstens mit dem Norden zusammenzubleiben. Tatsächlich haben ja auch die Versuche einer Wiederannäherung der damals getrennten Länder nie ganz aufgehört.[2]) Aber die Führer irrten, wenn sie glaubten, die Bewegung nach ihren Wünschen zum Ziele führen zu können. Sie hatten eine internationale Abmachung durchbrochen und mußten von einer Konferenz der Mächte die Gestaltung der Geschicke ihres Landes hinnehmen. Die entsprach dann freilich ihren kühnen Hoffnungen nur wenig. In London entschied England nach seinem politischen Ermessen und den Wünschen seiner Geschäftswelt. So entstand der „embryonale Staat", wie Rogier klagte. Die Frage war nur, ob in diesem nach Treitschkes Ausdruck „von Natur verstümmelten" politischen Gebilde ein gesunder Wirtschaftskörper sich werde aufbauen können. Dazu fehlten nach Waentig fast alle Voraussetzungen. Aber mit unverwüstlichem Selbstvertrauen gingen die Führer des Wirtschaftslebens an die Lösung ihrer Aufgabe. Selbständig war Belgiens Volkswirtschaft noch nicht, erst als — wieder durch ein internationales Abkommen — der Scheldezoll abgelöst wurde, stand sie auf eigenen Füßen. Ihre Unabhängigkeit aber gewann sie nicht, sie kam in der gleichbleibend passiven Handelsbilanz zum Ausdruck. Solange die Nachbarn, Deutschland und Frankreich, Schutzzölle erhoben, mühten sich auch die Staatsmänner Belgiens um Schutzzölle und Handelsverträge, Bemühun-

2) Besonders lebhaft sind die Bestrebungen, allerdings im Dienste ganz bestimmter politischer Ziele, in den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege gewesen. Über sie unterrichtet jetzt Karl Hampe, Belgien und Holland vor dem Weltkriege (Gotha 1918, Perthes), der gerade die wirtschaftlichen Annäherungsbestrebungen besonders berücksichtigt.

gen, die den Stempel der Planlosigkeit trugen. Erst mit der von England ausgehenden Freihandelsströmung kam man in ein zusagenderes Element. Mit größter Rücksichtslosigkeit gegen abweichende Bestrebungen ergriffen und verfochten die belgischen Freihändler die neue Lehre. Verviers hatte den Ehrgeiz, das belgische Manchester zu werden, während Gent im feindlichen Lager führte. Bis zum Jahre 1865 wurde dann der Freihandel durchgeführt. Die Folgen dieses Wechsels in der Handelspolitik waren günstig. Zwar verschwand die Passivität des Handels nicht, aber die Industrie nahm einen mächtigen Aufschwung; zugleich befestigte sich indessen das Übergewicht der wallonischen Metallurgie über die flandrischen Spinnerei- und Webereigewerbe. Als dann in den 70er Jahren Deutschland und Frankreich sich wieder vom Freihandel abwandten und zum Schutz der nationalen Arbeit zurückkehrten, sah sich Belgien auf eine harte Probe gestellt. Auf dem Wege des Schutzzolles folgte es seinen Nachbarn nicht, oder konnte doch bei der Besonderheit seiner industriellen Entwicklung nur in sehr beschränktem Maße folgen; es wandte sich vielmehr der wirtschaftlichen Expansion zu. Während dieses ersten Menschenalters seines Bestehens hatten sich auch im Innern die Verhältnisse des jungen Industriestaates stark verschoben: Zunahme der städtischen, Abnahme der ländlichen Bevölkerung, Überströmen aus Land und Forst zur Industrie; niedrige Tagelöhne, niedrige Löhne in der Großindustrie, arge Mißstände der Frauen- und Kinderarbeit, Beginn sozialer Kämpfe charakterisieren das Bild. Diese Schattenseite ihres Systems wollten die Freihändler nicht sehen, und erst die Gründung des Parti ouvrier belge (1885) und die schweren Aufstände in Lüttich und Charleroi heilten die Verblendeten von dem Wahne, daß „Freiheit besser als alle utopischen Pläne das große Problem der sozialen Ungleichheit zu lösen vermöge". Was freilich für die Arbeiter geschah, war nur herzlich wenig. — Die letzte Periode der belgischen Volkswirtschaft wird durch den Drang nach außen gekennzeichnet. Waentig unterscheidet eine dreifache Expansion, eine industrielle, koloniale und finanzielle. Während die industrielle Expansion, die 1886 mit der Gründung der „Société metallurgique Dniéprovienne du midi de la Russie" durch den Generaldirektor der Cockerillgesellschaft Baron Sadoine einsetzte und seit 1895 in vielen Ländern in Erscheinung trat, auch den Zweck verfolgte, der Heimat Aufträge in Betriebsmaterial zu verschaffen, für die „koloniale", deren Vorbild die „Compagnie du Congo" w rde, die Rücksicht auf die Rohstoffzufuhr entscheidend wurde, war für die „finanzielle" das Bestreben charakteristisch, „durch Gründungsgeschäfte und Börsenoperationen aller Art vor allen Dingen Gewinne rein pekuniärer Natur zu machen, sei es selbst auf Kosten handelspolitischer Interessen". Der Geist der nationalen Handelspolitik tritt hinter dem des internationalen Geschäftes zurück. Man nimmt fremdes, besonders französisches Kapital herein. Der „frische Wagemut" der Belgier übernimmt die „riskanteren, aber ergiebigeren Auslandswerte", überläßt aber „dem durch bittere Erfahrungen gewitzigten", „vorsichtigen Partner einen Teil der sicheren (Obligationen!), aber weniger ertragsreichen heimischen". Begünstigt durch das freiheitlichste Börsen- und Aktiengesetz wird Brüssel zum Schauplatz „eines Hexensabbats ungesundester Spekulation". Im Laufe von 10 Jahren wurden 4000 Aktiengesellschaften gegründet und fast die Hälfte von ihnen wieder aufgelöst! — „So mündete denn die nationale Wirtschaftspolitik schließlich in den Internationalismus aus. Weniger, weil die wirtschaftlichen Führer des Volkes nicht ‚belgisch' gesinnt, nicht ‚patriotisch' genug gewesen wären, um die von rechts und links an sie herantretenden Versuchungen und Lockungen von sich zu weisen, sondern weil die geschichtlich gewordene Eigenart der belgischen Volkswirtschaft sie vor die Alternative stellte, elendiglich zu verkümmern und den natürlichen Bevölkerungszuwachs, darunter viele ihrer besten Kinder, wie vor Zeiten unwiederbringlich an das Ausland zu verlieren, oder sich kraftvoll weiter zu entwickeln, dabei jedoch in einem größeren Ganzen, der europäischen Völkergemeinschaft, aufzugehn".

Mit dieser Wandlung des geschäftlichen Lebens hat sich auch eine bemerkenswerte Wandlung in der Gesellschaftsklasse der Führer dieses Lebens vollzogen; eine ökonomisch, dann aber auch wirtschaftlich einflußreiche Gesellschaftsklasse ganz besonderer Natur hat sich entwickelt: „Angehörige des flämischen wie des wallonischen Stammes umfassend, daneben aber naturalisierte oder auch nicht naturalisierte Fremde aus aller Herren Länder, Geschäftsleute, die

durch jene das internationale Gründungsgeschäft auf das höchste begünstigende belgische Aktien-, Börsen- und Steuergesetzgebung angezogen, Belgien zu ihrer Heimat machten und gerade dadurch, daß sie grundsätzlich weltbürgerlich dachten und handelten, im tiefsten Grunde doch echt belgische Interessen vertraten. Hier im modernen Brüssel des ausgehenden 19. Jahrhunderts, einst im alten Burgunderstaate, wurde die „âme belge“ geboren, und Leopold II., selbst ein Rassenmischling und Weltenbürger vom reinsten Wasser, war ihre vollendete Verkörperung.“ Vor den Mitgliedern des Internationalen Kongresses für Weltwirtschaft 1905 hat der König auf einem Empfangsabend die Rolle, die Belgien zugedacht war, dahin ausgesprochen: „Ohne politischen Ehrgeiz will das kleine Belgien mehr und mehr der Mittelpunkt einer bedeutsamen wissenschaftlichen und künstlerischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bewegung werden, ein bescheidenes, aber nützliches Mitglied der großen Völkerfamilie sein und sein kleines Teil im Dienste der Menschheit beitragen.“

Unter den schwierigsten Verhältnissen hat sich die belgische Volkswirtschaft von wenig verheißenden Anfängen aus zu ihrer Bedeutung entwickelt. Mit Wagemut, Beweglichkeit und Tatkraft haben sich die Führer den wiederholt stark wechselnden Lagen des Weltmarktes rasch anzupassen und der Heimat immer wieder Arbeit und Gewinn zuzuführen verstanden. Wenn sie in diesem Kampfe erfolgreich geblieben sind, so verdanken sie es dem Umstand, daß sie sich auf eine hervorragend arbeitstüchtige Bevölkerung stützen konnten. Beides zusammen, „Arbeitsamkeit der Bevölkerung und Rührigkeit der Unternehmer haben Belgien in der Weltwirtschaft zu dem gemacht, was es ist“ (H. Gehrig). –

Die Bevölkerung hat sich seit Bestehen des Königreiches verdoppelt von 3,78 auf 7,57 Millionen. Obwohl Belgien in dieser Zeit zum Industriestaat geworden ist, hat der Belgier seine Vorliebe für das Land, das Dorf, die kleine Stadt und seine alte gesunde Wohnweise beibehalten. Nur 10,9% der Bevölkerung wohnen in der Großstadt gegen 21% in Deutschland, und die Großstadt selbst zeigt ein andres Aussehn als bei uns. Während sie sich hier schon weit draußen im Vorort durch die Mietkasernen ankündigt, rückt dort das Einfamilienhaus bis an die Innenstadt heran. Diese Lebensgewohnheit des Belgiers führt dazu, daß die Pendelbewegung zwischen Arbeits- und Wohngemeinde fast die Regel bildet. Ihr dient die „einzigartige“ Einrichtung der chemins de fer vicinaux de l'intérêt local[3]).

Die Betrachtung der Bevölkerung führt auf das Rasseproblem. Für das Verhältnis von Flamen und Wallonen stellt Jahn neue Zahlen auf. Er berechnet jene auf 4277670 Köpfe = 57,62%, diese auf 2964884 = 39,94% der Gesamtbevölkerung, indem er die flamisch und wallonisch Sprechenden den Flamen zuschlägt, da der Wallone wenig Anlaß habe, Flamisch zu lernen, der Flame nur allzuviel, sich das Französische anzueignen. Statistisch nicht zu erfassen ist die Zahl der Flamen, die als Ziegelei- oder Erdarbeiter nach Wallonien gehen und dann als Arbeiter in den Kohlenbergwerken bleiben und der alten Heimat dauernd verloren sind. Diese Hunderttausende, die in dem Wallonentum aufgegangen sind, stützen vielmehr dessen schwindende Volkskraft und kräftigen sie. Der langsamen Flamisierung Belgiens auf natürlicher Grundlage, von der man reden könnte, steht eine rascher fortschreitende Französierung der Flamen gegenüber. Während 1880 nur 11,70% der Bevölkerung flamisch und französisch sprachen, waren es 1910 schon 17,5%. – Auch sonst finden sich charakteristische Unterschiede zwischen beiden Rassen. Die Geburtenziffer beträgt bei beiden 104 Knaben auf 100 Mädchen, später aber ist das Verhältnis der Geschlechter so, daß Flamland einen Überschuß an Frauen, Wallonien an Männern aufweist. Eine Gliederung nach dem Alter zeigt, daß die Belastung der Volkswirtschaft durch nicht arbeitende Kinder (bis 15 Jahre) im Flamland stärker ist als in Wallonien, dies dagegen verhältnismäßig mehr voll Arbeitsfähige (21–53 Jahr) stellt, aber wieder mit Menschen verminderter Arbeitsfähigkeit (über 55 Jahre) die Gesamtheit mehr belastet. Kinderreiche Ehen sind bei flämischen Ehepaaren häufiger als bei wallonischen, auch stehen dort die Geburtenziffern höher als hier, dagegen sind die Sterbeziffern weniger günstig. „So ist seit Bestehen des Königreichs Flamland der eigentliche Quell der belgischen Volkskraft gewesen und wird es bei der sinkenden Geburtenziffer der wallonischen Provinzen sicherlich auch in Zukunft bleiben.“ Auch an der Wanderbewe-

3) Über sie s. J. v. Graßmann, Verkehr-

gung scheinen die Flamen stärker beteiligt zu sein. Es ist nämlich keineswegs so, daß alle Kräfte noch in der Heimat Beschäftigung fänden. Nach dem Annuaire statistique lebten vor dem Kriege 400000 Belgier (ohne die Naturalisierten) im Auslande, die meisten in Europa, davon 290000 allein in Frankreich, dessen Landwirtschaft außerdem noch jährlich 50–60000 Saisonarbeiter braucht. Sogar die wallonischen Provinzen kommen ohne den flämischen Schnitter und Zuckerrübenarbeiter nicht aus. Und militärisch lebte Belgien von den Flamen, die $^2/_3$ der Diensttauglichen stellen. Dieses Flamentum bildet also den eigentlichen Reichtums Belgiens, auf ihm beruht seine Volkswirtschaft. Aus ihm geht die Masse der kärglich bezahlten ländlichen Tagelöhner, der Erd- und Kohlenarbeiter, der weniger qualifizierten Industriearbeiter hervor, der Menschen, die überall die schwerste Arbeit unermüdlich verrichten.

Ein Vergleich der geistigen Veranlagung beider Rassen fällt nicht zugunsten der Flamen aus. Schwerfällig, langsam und unbeholfen, ohne Selbstbewußtsein und Entschlußkraft, klebt der Flame zaghaft und zäh an der Scholle, ist mit wenigem zufrieden und an Entbehrungen gewöhnt. Wenn es der belgischen Volkswirtschaft gelang, ihre besten Kinder der Heimat zu erhalten, so wurde ihr die Erfüllung dieser Aufgabe durch diesen besonderen Charakter der Flamen ermöglicht. Sie haben so bittere Vorzeiten erlebt, daß beweglichere, an ihrer Heimat weniger hängende Menschen ihr doch wohl den Rücken gekehrt hätten. Auch heute verdienen sie nur jenseits der Grenze ihr Brot, um der Heimat treu zu bleiben (Waentig). — Der Wallone dagegen ist rührig, aufgeweckt, technisch befähigter, bildsam, der geborene Qualitätsarbeiter und Werkmeister. Er hat den Flamen überflügelt, weil er sich eine bessere elementare, gewerbliche und kaufmännische Bildung in einem fortgeschritteneren Schulwesen angeeignet hat.

Der Belgier, sagt H. Gehrig, ist Individualist. Sein Individualismus wurzelt in seinem Freiheitsdrange, d.h. seinem Wunsche, weder im öffentlichen Leben regiert noch in seinen privaten Verhältnissen beschränkt zu werden. Ihm fehlt der Sinn für den Staat und die Staatsautorität. Von Anfang an schwach konstituiert, ist der Staat immer schwach geblieben. Im Wirtschaftsleben sucht man seine kräftig eingreifende Hand vergebens, seine Rolle ist wesentlich negativ. Neben dem Freiheitsdrang des Belgiers hob schon Arndt in seinen „Belgischen Zuständen" 1837 seine Arbeitsamkeit und Energie hervor. Im belgischen Volksgeist, sagt der Literarhistoriker Nautet, hat die Erwerbsaktivität jede höhere Fähigkeit absorbiert. Von dem kaufmännischen Geist der Brabanter und Flamen hielt man im 18. Jahrhundert wenig, man sagte, sie hingen am Überlieferten, seien knickerig und kleinlich. „Heute" — so stellen die Annales des sciences politiques 1902 fest — „hat die mutige Initiative die große Mehrheit der Bevölkerung gewonnen. Ziemlich oft findet man auch bei Besitzern von mittleren Vermögen eine beträchtliche Zahl industrieller Titel bei relativ wenig Rentenpapieren ... man kann sogar den Vorwurf erheben, daß sich in den letzten Jahren die in den Belgiern ruhenden spekulativen Eigenschaften sehr entwickelt haben." Aber der Belgier arbeitet nur, um zu genießen. Dem Amerikanismus, der Gewinn auf Gewinn häuft, ist er abhold. „Freude am Wohlleben ist das Ziel aller belgischen Lebensweisheit." Er ist ein Mensch der Gegenwart, nicht der Zukunft. Auch dieser Charakterzug prägt sich in manchen Eigentümlichkeiten seines Wirtschaftslebens aus.

So haben sich eine arbeitsame Bevölkerung und ein wagemutiges Unternehmertum, beide antistaatlich, von sozialen Gesichtspunkten wenig bewegt, vom Wunsche zu arbeiten um zu genießen erfüllt, hier in Belgien zusammengefunden und unter dem gleichen Drucke der Lage das eigenartige Gebilde seiner Volkswirtschaft geschaffen.

Zehlendorf. Wilhelm Pfeifer.

Die Deutsche Gefangenen-Hochschule in Wakefield.

Wer künftig einmal die Geschichte des deutschen Bildungswesens unserer Zeit schreibt, würde ein rühmliches Kapitel übergehen, wenn er nicht zu würdigen versuchte, was während des Weltkrieges durch deutsche Kriegsgefangene an organisatorischer Arbeit auf dem Gebiete des Unterrichts geleistet worden ist. Und er würde vermutlich — soweit bisher unsere Kenntnis reicht — als die erstaunlichste Tat dieser Bestrebungen die Gründung zu rühmen haben, die im Zivilgefangenenlager zu Wakefield ein deutscher Universitätslehrer vollbracht hat. Vor mir liegt das „Vorlesungsverzeichnis für das

Winterhalbjahr 1917—18", ein Verzeichnis der „Wissenschaftlichen Fortbildungskurse", die der Heidelberger a. o. Professor für mittlere und neuere Geschichte Dr. Hermann Wätjen zum Besten seiner Mitgefangenen organisiert hat. Das Vorwort bezeichnet als Zweck des Unternehmens, „nicht nur für Anregung, Belehrung und Beschäftigung zu sorgen — darin ist bisher genug Tüchtiges geleistet worden —, sondern vor allem die Tätigkeit der langen Wintermonate in Bahnen zu lenken, die es dem Hörer ermöglichen, alles in den bisherigen Jahren stückweise Gebotene und Aufgenommene in ein System zu bringen und zu einem brauchbaren Ganzen abzurunden".

Die Gründung schließt sich so eng wie möglich an den Aufbau der deutschen Universität an. Ein Rektor — Professor Wätjen — steht an der Spitze des Ganzen. Das Vorlesungswesen gliedert sich in fünf „Abteilungen", Fakultäten: 1. Handels- und Rechtswissenschaften, 2. Neuere Sprachen, 3. Technische Wissenschaften, 4. Naturwissenschaften, 5. Geisteswissenschaften. Die handels- und rechtswissenschaftliche Abteilung ist mit Rücksicht auf die große Zahl junger Kaufleute, die im Auslande tätig gewesen waren, besonders sorgfältig ausgebaut. Sie umfaßt 30 Vorlesungen und Kurse aus den Gebieten des Rechts, der Volks- und Privatwirtschaftslehre, Geographie und Rohstoffkunde, dazu Kurse in Stenographie. Der Unterricht der 2. Abteilung erstreckt sich in 25 Kursen auf 11 Sprachen: Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Dänisch, Holländisch, Türkisch, Russisch, Polnisch, Arabisch. Die 3. Abteilung bietet 16 Vorlesungen über Maschinenwesen, Elektrotechnik, Hüttenkunde, Baukonstruktionen, Flugtechnik, drahtlose Telegraphie, Mathematik u. a. m. In den 28 Vorlesungen der naturwissenschaftlichen (4.) Abteilung sind Chemie und Medizin am stärksten vertreten, daneben Land- und Forstwirtschaft, Geologie und Physik. Die geisteswissenschaftliche Abteilung steht bescheiden am Schluß des Ganzen mit 11 Vorlesungen über Philosophie, Geschichte, Literatur, Musik und Kunst.

Der Stab der Dozenten, der mit 68 Köpfen nur wenig hinter dem Lehrkörper einer kleinen deutschen Universität zurückbleibt, setzt sich zum kleinsten Teil aus akademischen Lehrern zusammen, in der Mehrzahl aus Kaufleuten, Ingenieuren, praktischen Juristen, Medizinern und Vertretern anderer Berufe. Eine nicht gewöhnliche organisatorische Begabung und Tatkraft des Rektors muß mit starkem Lerntrieb und Bildungsbedürfnis der Internierten zusammengewirkt haben, um so viele Köpfe, die die Laune des Schicksals bunt zusammengewürfelt hat, unter einen Hut zu bringen und zugleich einen so schönen Erfolg zu erzielen, wie ihn das Vorlesungsverzeichnis mit den Worten meldet: „Bis zum 1. August d. J. waren 3700 Eintragungen in die Vorlesungslisten erfolgt, die sich auf 530 Hörer verteilen." Da das Semester erst am 1. Oktober begann, dürften die Zahlen noch weit überschritten worden sein. Nach Zeitungsangaben sind nicht ganz 1400 Deutsche in Wakefield interniert.

Was den Hörern dieser Kurse geboten wird, geht weit hinaus über den für sich allein die Mühe schon lohnenden Versuch, den Gefangenen über die Jahre erzwungener Muße hinwegzuhelfen: es bedeutet positive Förderung ihrer beruflichen Ausbildung. Es wird daher jedem Hörer auf Wunsch auch ein Ausweis über den regelmäßigen Besuch von Vorlesungen und Übungen durch einen Dozenten und den Rektor ausgestellt. „Auf Grund dieser Ausweise soll versucht werden, in Deutschland eine gewisse Anerkennung der Vorlesungen bei Handelshochschulen und technischen Lehranstalten zu erwirken." Bei dem in Deutschland herrschenden Bestreben, Kriegsteilnehmern ihre künftige berufliche Fortbildung nach Möglichkeit zu erleichtern, ist diese Hoffnung gewiß nicht vergeblich ausgesprochen worden.

Kiel. A. O. Meyer.

Theologische Amerika-Bibliothek an der Universität Marburg.

Vorbemerkung. Nachstehender Bericht ist unmittelbar vor Kriegsausbruch niedergeschrieben und damals aus begreiflichen Gründen nicht gedruckt worden. Jetzt, da die Auslandstudien auf Anregung des preußischen Kultusministeriums neu aufgenommen und aussichtsreich organisiert sind, scheint die richtige Zeit, um Aufmerksamkeit auf die einschlägige Marburger Stiftung zu werben. Ihr Vorsteher, Professor Bornhausen, ist nach $3\frac{1}{2}$ jährigem Kriegsdienst vorläufig heimgekehrt und hat seine akademische Arbeit wenigstens teilweise wieder übernommen.

Im Jahre 1911 machte der Marburger Privatdozent Lic. theol. Karl Bornhausen eine

Studienreise nach dem Osten und Mittelwesten der Vereinigten Staaten Nordamerikas. Da er dafür die Unterstützung des preußischen Kultusministers erfuhr, dankte er diesem durch einen pflichtschuldigen Bericht über das Studium amerikanischer Religionsverhältnisse. Dieser Bericht erfuhr eine überraschend günstige Aufnahme: der Verfasser durfte ihn zu einer Denkschrift mit positiven Vorschlägen ausarbeiten. Die weitere Folge war, daß er ermutigt wurde, im Sinne dieser Vorschläge eine Theologische Amerika-Bibliothek in Marburg einzurichten. Durch Vermittlung Prof. Münsterbergs in Cambridge, Mass., fand sich ein deutschamerikanischer Gönner, der durch ein Geschenk die erste größere Anschaffung möglich machte. Der preußische Kultusminister verlieh der Stiftung öffentlichen Charakter, indem er ihr alle Vorteile eines Universitätsinstituts und seine Aufnahme in das Vorlesungsverzeichnis zusprach. Dabei behielt es doch auch wieder eine gewisse private Stellung, sofern es nicht der Fakultät in Verwaltung gegeben wurde, sondern persönliche Sache des — ja wie soll man ihn nennen? — Dozenten blieb. Bei einer etwaigen Ortsveränderung des führenden Dozenten würde die Bibliothek mit ihm wandern, auch über die preußische Grenze. Dafür hat der preußische Staat auch außer den Kosten für die äußere Einrichtung vorerst keine Beiträge geleistet, geschweige sich zu irgendwelchen Leistungen für die Zukunft verpflichtet. Die Sorge für das Wachstum der „Bibliothek" liegt also ihrem Leiter ob, der nur eben der gelegentlichen Förderung des Kultusministeriums gewärtig sein darf, unter dessen Aufsicht er steht. Für dieses ganze Arrangement ist offenbar maßgebend gewesen, daß man dem Staate keinerlei unabsehbare Verpflichtungen aufladen, daß man aber auch andererseits dem Schöpfer des Instituts für dessen Entwicklung und Benutzung jede persönliche Freiheit lassen wollte. Denn da irgendwelcher ständige Fakultäts-Lehrauftrag hier nicht in Frage kam, so konnte die Sache offenbar nur in völlig individueller Behandlung Sinn und Gedeihen haben.

Es liegen zwei literarische Zeugnisse vom Dasein dieses Instituts vor:

1. Hefte der Theologischen Amerika-Bibliothek. Herausgeber Lic. Karl Bornhausen, Privatdozent an der Universität Marburg. Heft 1: Das Studium der Religion, Theologie und Kirchen Nordamerikas in Deutschland, von Karl Bornhausen. 44 S. Gießen 1913, Alfred Töpelmann. 1 Mk.

2. Religion in Amerika. Beiträge zu ihrem Verständnis von Karl Bornhausen. 107 S. Ebenda 1914. 2,50 Mk.

Die erste Schrift ist in der zweiten mitenthalten; sie bildet (mit veränderter Seitenzählung) deren vorderstes Stück. Sie kündigt sich an als die erste fortlaufender Institutsveröffentlichungen und ist gleichzeitig englisch erschienen in „The Harvard Theological Review" Okt. 1913. Es ist der Wortlaut der beim Minister die Stiftung der „Bibliothek" begründenden „Denkschrift". Sehr klar wird hier ein „Seminar zum Studium amerikanischer Religionsverhältnisse" als erwünscht nachgewiesen und seine Durchführung skizziert. Die Theologie, das Kirchenwesen, die religiöse Gesamtlage drüben muß unserem Verständnis nähergebracht werden. Um beider Länder und Völker willen. Zwar fehlt es nicht an Amerikanern, die unsere theologische Wissenschaft suchen; aber ihnen systematisch ein Verständnis unseres religiösen und kirchlichen Wesens zu bieten, darauf nehmen wir keinen Bedacht. Umgekehrt aber fehlt es fast ganz unsererseits an eindringendem Interesse für die Theologie, Kirche und Religion der Amerikaner. Und doch spielt die Religion drüben eine viel größere und auch das öffentliche Leben bestimmende Rolle, als wir Deutschen insgemein ahnen.

Die Begründung muß man in der Denkschrift selbst nachlesen, ebenso das Nähere über den Plan der vom Institut zu leistenden Arbeit. Die zweite Publikation fügt der Denkschrift Beispiele hinzu, wie Einzelheiten aus dem ungeheuren Gebiet den Deutschen zugänglich zu machen sind. Fehlt es dabei nicht an Wiederholungen (der kleine Aufsatz über Freundschaftsbeziehungen zwischen deutschem und amerikanischem Protestantismus, der schon in der „Eiche" gedruckt stand, hätte getrost wegbleiben können), so erhält man doch schon in diesen, ein weiteres Publikum suchenden Darbietungen eine Fülle wertvoller Details und Urteile, besonders in den zwei letzten Stücken: Religion und Arbeit in Amerika, Student und Mission in Amerika. Die guten Amerikawerke, die wir heute besitzen und die ihr vorwiegend profanes Interesse nicht verleugnen, erhalten hier Ergänzungen, an denen die deutsche Wissenschaft um des Ganzen

der Sache willen nicht vorübergehen darf. Es ist eben „business" doch nur das halbe Amerika, und wer die andere Hälfte nicht sieht und nicht begreift, der ahnt nicht, was die Konkurrenz von drüben für unsere politische und moralische Zukunft bedeutet.

Die „Th. A. B." in Marburg ist in der Privatwohnung ihres Leiters in einem besonderen Raum untergebracht. Hier finden in jedem Semester Seminarübungen statt, die sich bisher des Besuchs erfreuen, den ein Seminar sich wünschen und vertragen kann. Anfangs überwog die Zahl amerikanischer Teilnehmer, jetzt durchaus die der deutschen. Bei der kurzen Zeit, die dem Seminar erst vergönnt war, kann man daraus noch keine Schlüsse ziehen; doch scheint mir das Gesunde und Wichtige an dem Institut, daß es von den Deutschen benutzt wird. Gelesen wurden amerikanische Schriftsteller wie Emerson, James, Peabody, Rauschenbusch, G. F. Moore usw. Dabei ist erfreulich, wie viele deutsche Theologen sich der englischen Sprache mächtig zeigten. Die Bibliothek umfaßt jetzt 1200 Bände. Sie erzwingt sich begreiflicherweise alsbald ihre Ausdehnung auch auf die englische und französische Literatur; auch die Seminarübungen können nicht pedantisch auf Nordamerika beschränkt bleiben. Es liegt in dem Institut notwendig ein innerer Trieb, es zu einem Instrument für das Studium der Religion in den außerdeutschen Kulturländern der Gegenwart überhaupt zu machen. Man wird nicht neben dem amerikanischen auch gleich ein britisches und ein französisches Seminar aufrichten können, aus Mangel an Fachmännern. Immerhin, die ganze Art Schöpfung, die wir hier vor uns haben, ermuntert zur Nachahmung. Mit verhältnismäßig wenig Geld ist dank dem verständnisvollen und raschen, ja zuvorkommenden Eingreifen der preußischen Universitätsbehörde ein Organ geschaffen, mit dem ein Privatdozent sein wissenschaftliches Interesse ganz anders für die Studenten fruchtbar machen konnte, als das ihm in der Regel möglich ist. Hat der Staat, das Kultusministerium, die Universität sich dafür etatmäßig nicht festgelegt, so wird dieser Nachteil aufgewogen durch die große Bewegungsfreiheit und persönliche Zusammengehörigkeit, die dem leitenden Dozenten mit seinem Institut vergönnt ist. Gerade innerhalb der Geisteswissenschaften, wo schon mit geringen Mitteln viel wertvolles Handwerkszeug beschafft werden kann, scheint die ganze Organisation in ihrer Einfachheit, Bescheidenheit und Sicherheit der Nachahmung wert. Eine schlichte Schenkung, wohlwollendes Verständnis der Fakultät und des Ministers — und manchem jungen Dozenten, der sonst für Specialia so schwer Luft und Licht findet, wird die Bahn zu einer befriedigenden Wirksamkeit frei sein.

Marburg a. L. Prof. Dr. M. Rade.

A. Werminghoff, Weltkrieg, Papsttum und römische Frage. Auslandsstudien an der Universität Halle-Wittenberg 8/10. Halle, Niemeyer, 1918. 66 Seiten. Mk. 2,50. – Ohne seinen protestantischen Standpunkt zu verleugnen und ohne die Unsicherheit unsers Wissens über die Kriegspolitik des Vatikans zu verschleiern, gibt der Verfasser in drei lebendigen und klaren Vorträgen einen deutlichen Überblick über das Verhalten des Papsttums im Weltkriege, über die geschichtliche Entwicklung und gegenwärtige Bedeutung der römischen Frage und schließlich über das deutsche Interesse daran und die Stellung der deutschen Katholiken und besonders der katholischen Deutschen zu ihr. Auch in dieser Arbeit bewährt Werminghoff wieder die besonders aus seiner Verfassungsgeschichte der deutschen Kirche im Mittelalter bekannte Fähigkeit, mit besonnener Vorsicht über höchst verwickelte Tatbestände zu unterrichten und zugleich Fingerzeige zur Lösung schwieriger Probleme zu bieten. Vermittels einer eindringlichen historisch-begrifflichen Analyse des Garantiegesetzes wird auch über seine gegenwärtige Bedeutung und sein zukünftiges Schicksal Licht verbreitet. Überhaupt liegt der Wert der Vorträge nicht nur auf geschichtlichem Gebiete, wenn auch u. a. zur Charakteristik der Geschichte der vatikanischen Politik während des Krieges manches Wichtige gesagt wird, sondern auch auf politischem Gebiete. Bei dem ebenso umfassenden wie wechselvollen Inhalte des Ganzen hätte ein ausführliches Inhaltsverzeichnis nicht fehlen dürfen. Sehr dankenswert ist die reichhaltige und übersichtliche Bibliographie am Schlusse.

Coblenz. J. Hashagen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig

INTERNATIONALE MONATSSCHRIFT
FÜR WISSENSCHAFT KUNST UND TECHNIK

12. JAHRGANG HEFT 8 AUGUST/SEPTEMBER 1918

Karl der Zwölfte.

Einige Umrisse seiner Laufbahn.[1])

Von Harald Hjärne.

Karl XII. in der Türkei ist noch eins von den großen Rätseln des Zeitalters der Aufklärung, auf dessen Schaubühne er den Eindruck einer gänzlich irrationellen, beinahe fabelhaften Erscheinung gemacht hat. Dieser Eindruck hat sich noch schärfer ausgeprägt und eingewurzelt, nachdem der jähe Ausgang seiner Laufbahn ihn den Spekulationen der Staatsmänner entrückt hatte. Während er selbst noch lebte und kämpfte, da überwog das Unheimliche, das mit unberechenbaren Gefahren Drohende in seinen sonderbaren Verbrüderungen mit der orientalischen Welt. Mit dem Verschwundenen hatte die Phantasie ein freieres und leichteres Spiel. Schon nach kaum mehr als einem Jahrzehnt ist sein Bild unter den Händen Voltaires zum Typus des unzeitgemäßen Abenteurers verwandelt worden, und vor allem in den türkischen Episoden hat das Anekdotische das politisch Bedeutsame verdrängt.

Und doch ist seine wirkliche Persönlichkeit das gerade Gegenteil des Phantasiemenschen gewesen. Er war ein mathematischer, ein rationalistischer Kopf, der seine Gedanken und seine Tätigkeit auf den jedesmal berechneten Zweck einstellte, keine Abschweifungen und Übertreibungen duldete, Erfolge wie Widerwärtigkeiten am liebsten in verkleinernden Worten erwähnte. Für orientalische Üppigkeit zeigte er in seiner Redeform ebensowenig wie in seiner Lebensweise irgendwelchen Geschmack. Seine theoretischen Interessen, und er hatte deren viele, waren auf das Reale, das Faktische oder das abstrakt Logische, auch in der Philosophie, gerichtet. In der Türkei beobachtete er die Religionsgebräuche, die Lebenssitten der Leute. Er sandte auch Gelehrte aus, die Sprachen, Monumente, Inschriften erforschen sollten. Die Ergebnisse ihrer Arbeiten sind bis jetzt bewahrt worden und später teilweise der Wissenschaft zugute gekommen. Wenn Karl XII. ein längeres und friedliches Regentenleben vergönnt gewesen wäre, so wäre er ohne Zweifel ein Beschützer solcher Studien und Publikationen gewesen.

Er ist in die Türkei gekommen, um durch neue Waffentaten und politische Verhandlungen den Frieden nach seinem Sinne zu gewinnen. Er hat sich nicht nach Pultawa, ebensowenig wie sein russischer Gegner nach Narwa, verloren gegeben.

Sein Name lebt in der Geschichte als der des unermüdlichen Kriegers, und es ist wahr, daß er das Waffenhandwerk liebte. Er hat stets gegenüber dem Feinde sein Leben aufs Spiel gesetzt; das war die Tradition der schwedischen Könige und damals, in den Zeiten der kleinen und leicht überschaubaren Heere,

1) Siehe Heft 7.

die Bedingung der Disziplin und der Opferwilligkeit der eingeborenen Soldaten. Es ist aber nicht wahr, daß er den Krieg als Selbstzweck betrieb. Als Eroberer ist er höchstens in Norwegen aufgetreten; sonst zog er den politischen Einfluß als Garantie des gesicherten Friedens vor.

Unter diesem Vorbehalt war er stets bereit, seinem Staate und seinem Volke den Frieden innerhalb der ererbten Grenzen zu schenken. Mit etwas weniger wollte er sich nicht begnügen. Man mag es Starrsinn nennen; für ihn war es Rechtspflicht und Ehrgefühl.

Er war von dem unbeugsamen Rechtssinn und Rechtstrotz des schwedischen Gesetzvorkämpfers durchdrungen. Sein Ehrgefühl war das des Königs, der das anvertraute Reich nicht vermindert hinterlassen wollte, gewissermaßen auch das der Helden der Tragödien Corneilles, die er gerade in der Türkei sich gern vorlesen ließ. Die mittelalterlichen Abenteuersagen anzuhören, war ihm eher ein flüchtiger Zeitvertreib, den ihm auch sein Kammerdiener, der nur Schwedisch verstand, in schlaflosen Nächten bereiten konnte.

Mit türkischen und tatarischen Würdenträgern und Behörden ist Karl XII. schon vor seiner Ankunft in Verhandlung getreten, die durch beiderseitige Agenten geführt wurden, bis jetzt aber nur sehr lückenhaft bekannt sind, jedenfalls nicht zu greifbaren Entschlüssen ausgereift waren. Mit Aufmerksamkeit hat man in der Türkei Nachrichten und Gerüchte über seine Feldzüge in Polen und Rußland empfangen, über seine Erfolge gegen die auch im politischen Verkehr mit den Osmanen wortbrüchigen Russen sich gefreut und seine Niederlage in der Ukraina beklagt. Er galt doch immerfort als eine gewaltige Kraft. Als er persönlich in den Machtbereich des Großherrn gekommen war, wurde der Entschluß schnell gefaßt, ihn als ein Unterpfand und ein Drohmittel gegenüber dem Zaren zu begrüßen und zu hegen.

Sein Aufenthalt in der Türkei gestaltete sich als ein Mittelding zwischen Gastfreundschaft und Gefangenschaft. Es ist darum nicht richtig, seine Lage so aufzufassen, als ob er ganz nach eigenem Gefallen stets während dieser Zeit hätte bleiben oder fortgehen können.

Auf die Stimmungen der Türken hat die Persönlichkeit Karls XII. bekanntlich einen merkwürdigen Eindruck und Einfluß ausgeübt. Es war das erstemal seit den Kreuzzügen, daß ein christlicher Monarch sich mitten unter der islamitischen Einwohnerschaft erblicken ließ. Sein ungebrochener Mut, seine strenge, allen Sinnesgenüssen abholde Lebensart, seine regelmäßigen und mit stolzer Offenheit gepflegten Andachtsübungen machten ihn, vielleicht ohne daß er selbst sich dessen recht bewußt war, zu einem fürstlichen Tugendspiegel gerade in den Augen der noch sehr zahlreichen altväterischen Muselmanen. Die Janitscharen und andere Krieger brannten vor Eifer, einem solchen Kriegshelden zu folgen und enthielten sich, selbst mit eigener Lebensgefahr, ihm irgendein Leid anzutun.

Mit diesen Volksstimmungen mußten selbst der Hof des schwachen Sultans, die politischen Leiter und Ränkespinner rechnen, und der König konnte getrost, im Zusammenwirken mit seinen diplomatischen Agenten, unter denen Poniatowski der gescheiteste und der schneidigste war, sich oft sogar an die Spitze der Kabalen und Parteibewegungen stellen.

IV.

So kam es dazu, daß das kleine Lager Karls XII. bei Bender zu einer eigentümlichen Machtzentrale erwuchs, die den Gang der großpolitischen Entwicklung weit außerhalb der sultanischen Herrschaft beeinflußte und sämtliche Kabinette viele Jahre hindurch trotz der ukrainischen Katastrophe in Atem hielt.

Die osteuropäische Krise wurde immer enger mit den Verwicklungen des ausgehenden Westkrieges verflochten. Besonders die wechselnden Ereignisse und Aussichten in Norddeutschland können nur im Zusammenhang mit der politischen Tätigkeit des Schwedenkönigs in der Türkei zutreffend aufgefaßt und dargestellt werden. Er wurde immerfort von den Geschäftsträgern der Mächte aufgesucht und umworben; so hat z. B. ein preußischer Diplomat bei ihm mehrere Monate verweilt.

In kurzen Zügen werde ich versuchen, wenigstens den allgemeinen Zusammenhang zu kennzeichnen. Es kann nur darauf ankommen, den Hintergrund der Laufbahn Karls XII. anzudeuten.

Es war sein lange festgehaltener Plan, den Einmarsch einer großen türkischen Armee in Polen mit dem Vorrücken eines schwedischen Heeres zu kombinieren, das sich aus Polen nach Pommern zurückgezogen hatte, nachdem August von der einen Seite, die Russen von der anderen wieder die Länder der Republik zum Kriegsschauplatz verwandelt hatten.

In Polen balgten sich die Parteien miteinander und mit den fremden Truppen herum, nach den jeweiligen Anschlüssen an die eine oder die andere Macht. Die Anhänger Leszczyńskis und Karls XII. waren fortwährend sehr zahlreich, sowohl daheim im Lande wie als Emigranten in der Türkei. Sie konnten folglich zusammen mit der türkischen Invasionsarmee vom Süden her und mit den Schweden vom Norden her August und den Zaren so viel beschäftigen, daß die schwedischen Provinzen an der Ostsee vor den feindlichen Angriffen verschont worden wären.

Der Erfolg dieses Planes hing natürlich von der wirksamen Teilnahme der Türken ab. Nur weil diese Teilnahme trotz der wachsenden Erbitterung gegen die Russen verzögert wurde, bekamen diese die nötige Frist, um die Eroberung Livlands 1710 zu vollführen und ihr Einrücken in Norddeutschland vorzubereiten. Diese Invasion war für den Zaren durchaus notwendig, weil die Hilfsquellen seines eigenen Landes um diese Zeit nahezu erschöpft waren, wie ein russischer Historiker (der in unseren Tagen als Politiker so bekannte Miljukow) schon vor mehr als zwanzig Jahren in einer gründlichen Untersuchung aufgezeigt hat. Es war der Mangel an militärischer Widerstandkraft Preußens und anderer deutscher Staaten, der, fast mehr noch als das Mißgeschick Schwedens, den großen Nordischen Krieg so verlängert und das Aufkommen der überragenden Russenmacht so sehr begünstigt hat.

Die wirksamsten Gegner des türkischen Planes Karls XII. waren die Seemächte, in Nordeuropa sowohl wie in Konstantinopel. Sie fürchteten den Wiederaufschwung der osmanischen Macht, die mögliche Ablenkung ihrer Heerscharen gegen die habsburgischen Länder zugunsten der ungarischen Rebellen, wodurch die kaiserliche Bundesgenossenschaft im Westen wertlos geworden wäre. Sie versuchten die schwedischen Heere in Pommern als Hilfstruppen nach dem Westen abzuschieben oder sie nach Schweden hinwegzumanövrieren, anstatt Schweden tatkräftig zu helfen,

wozu sie als Garanten des Travendaler Friedens mit Dänemark und des Altranstädter Friedens mit August von Sachsen verpflichtet waren.

Das war die eigentliche Bedeutung des Haager Konzerts von 1710, wodurch Norddeutschland, wie der Ausdruck lautete, „neutralisiert“ werden sollte. Der schwedische Reichsrat („Senat“), dem der König einen Teil der Regierung im Lande und namentlich die Ausrüstung der Truppen und der Flotte, anvertraut hatte, wollte diesen Traktat anerkennen und bestrebte sich vor einem einberufenen Geheimausschuß der Stände, die Verantwortung wegen der dem Volke aufgelegten schweren Aufopferungen von sich selbst abzuwälzen. Der König lehnte die Neutralisierung seiner deutschen Besitzungen entschieden ab und forderte unerbittlich den Senat zu neuen Anstrengungen auf. Diese Zurückweisung des Neutralisierungsprojektes gab dem Zaren den willkommenen Vorwand um seinerseits in Deutschland hineinzurücken und Verhandlungen zum gemeinsamen Auftreten gegen Schweden mit den widerstandsunfähigen deutschen Machthabern anzuknüpfen. Allmählich wurden so auch diese in den Krieg hineingezogen, während übrigens ihre Beziehungen zu den Russen und zueinander sich immer mehr trübten. Die dänische Invasion in Schonen wurde aber durch den Sieg Stenbocks bei Helsingborg (1710) vereitelt, und der Übergang des unternehmenden Feldherrn auf deutschen Boden konnte die dortige Einmischung der Russen aufhalten, wenn die Hauptmacht des Zaren nach dem Süden abgezogen wurde.

Endlich erklärte die Pforte den Krieg nach wiederholtem Wechsel von Großwesiren und nach einem vom Zaren schroff zurückgewiesenen Ultimatum. Im Sommer des folgenden Jahres (1711) kam, wie es schien, die Schicksalsstunde der plötzlich entstandenen russischen Übermacht.

Der Zar hatte sich auch auf dieser Front gezwungen gefühlt, den Krieg außerhalb seiner eigenen Grenzen offensiv zu führen, hatte sich in die rumänischen Wirren eingemischt und sich zugetraut, als Befreier der orthodoxen Kirche vom Joche der Ungläubigen aufzutreten. Es mutet als eine Morgendämmerung des Panslawismus an, wenn man hört, daß sogar die Serben Hilfe von ihm erhofften und seine Taten gegen die nordischen Ketzer in ihren Liedern besangen.

Am Pruthflusse wurde er aber von einem ungeheuren Heer unter dem Befehl des Großwesirs vollständig umzingelt. Der türkische Feldzugsplan war von Karl XII. entworfen, und Poniatowski folgte dem Hauptquartier, um die Ausführung zu überwachen. Der Großwesir ließ sich jedoch, aus noch nicht enträtselten Beweggründen, zur Barmherzigkeit bewegen, und Karl, der, von Poniatowski benachrichtigt, in der letzten Stunde im Lager ankam, konnte nichts weiter dagegen ausrichten. Der Zar wurde unter den Bedingungen losgelassen, daß er die Festung Azow und die eroberten Ostseeprovinzen räumen und sich künftig jeder Einmischung in Polen enthalten sollte.

Daraus wurde natürlich nichts. Mehrmals wurden wohl die türkischen Kriegserklärungen gegen Rußland erneuert, und Karl XII. gab noch lange die Hoffnung nicht auf, einen Umschwung zu seinem Vorteil zu erleben. Selbst der bekannte *Kalabalik* („die Großwildjagd“, wie das türkische Wort übersetzt wird), sein gewaltsamer Widerstand 1713 gegen den Plan, ihn zur Abreise zu zwingen, hat ihm in den Augen der Türken eher genützt als geschadet, wie der

ihm ungünstige venezianische Botschafter berichtet. Es war nicht das erstemal, daß er Verschwörungen zum Zwecke seiner Auslieferung in die Hände Augusts oder des Zaren zu vereiteln wußte, und seine schroffe Art, die Entschleierung des Verrats zu erzwingen, brachte einen Umschlag der Stimmung auch in den regierenden Kreisen zustande. Noch einundeinhalbes Jahr hat er als Gast des Sultans verbracht, und niemand hat ihn weiter zu vergewaltigen versucht.

Seine Aussichten in der Türkei verbesserten oder verschlimmerten sich je nach dem Ausfall der Unternehmungen seiner Generale in Norddeutschland. Diese Kriegsereignisse muß ich hier beiseite lassen, ebenso wie die fortschreitenden feindlichen oder quasi-neutralen Okkupationen in den schwedischen Besitzungen und die Verwicklungen der Nachbarn untereinander wegen der Verteilung der Beutestücke. Es war die Zeit des immer weiteren Vordringens und Machtzuwachses des Zaren in Deutschland, und die bedrohten Mächte mußten sich bemühen, ihre Interessen mit seinen Übergriffen in eine Art von Gleichgewicht zu bringen.

Der regierende Senat in Schweden hatte einen schweren Stand zwischen den Forderungen des Königs und der zunehmenden Unruhe und Not des Volkes. Wie Livland und Estland wurde auch Finnland nach tapferer Gegenwehr von den Russen stückweise verheert und besetzt. Das Reich wurde mehr und mehr in die so lange ungewohnte Defensive gedrängt, und die meisten trösteten sich mit der Hoffnung, daß der königliche Feldherr, dem die großgedachten Offensiven nicht weiter gelingen wollten, sich wenigstens der neuen und nicht so kühnen Aufgabe vollauf gewachsen zeigen würde. Die Stimmungen für einen Verzichtsfrieden breiteten sich bald und schnell aus, größtenteils infolge der fortdauernden Abwesenheit des Königs.

Der Senat fand es zuletzt nötig, eigenmächtig, gegen den bestimmt ausgesprochenen Willen des Königs, den Reichstag einzuberufen. Die Stände traten am Ende des Jahres 1713 zusammen und zeigten sich so friedensbedürftig, daß sie sogar die noch lebende Schwester des Königs, Ulrike Eleonore, die mit dem Prinzen Friedrich von Hessen vermählt war, beauftragen wollten, Verhandlungen mit den Feinden ohne Einwilligung des Königs einzuleiten. Sie wurden freilich vom Senat wegen dieser Majestätsbeleidigung scharf zurechtgewiesen, ohne daß sonst gegen die Opposition eingeschritten wurde. Karl XII. aber ließ sich endlich (1714) zum Aufbruch aus der Türkei bewegen.

Sein Gewaltritt durch Mitteleuropa nach Stralsund, seine jahrelange Verteidigung dieser Festung, seine gefahrvolle Überfahrt nach Schweden am Ende von 1715 führten ihn einem solchen Frieden, den man ihm zu Hause und im Ausland vorschreiben wollte, nicht näher. Mit zwei neuen Kriegserklärungen kehrte er zurück, der preußischen und der hannöverschen, hervorgerufen durch seinen Widerwillen gegen irgendeinen Verzicht auf seinen vollen ererbten Besitzstand. Gegen Zumutungen seiner Untertanen in demselben Sinne blieb er ebenso verschlossen. Es ist aber charakteristisch, daß er niemanden wegen solchen Freimuts verfolgt hat.

Hat es wirklich einen unlöslichen Konflikt in der Friedensfrage zwischen dem unverzagten König und seinem Volke gegeben? Der König setzte den Krieg mit aller Kraft fort, und das Volk ist ihm gefolgt.

Er trotzte auch England, als es sich seinen Feinden anzuschließen drohte.

Er hatte allen Handelsverkehr mit den von den Russen eroberten Ostseehäfen verboten, und seine Kaper scheuten auch nicht vor den englischen Interessen und Protesten zurück. Obwohl noch immer dem Namen nach sein Bundesgenosse, schickte England seine Flotten in die Ostsee, um die Unternehmungen seiner Feinde zu erleichtern. Der neue Whigkönig von England, der Kurfürst Georg von Hannover, ein in seiner Art bedeutender Staatsmann, hat sein Bestes getan, um seine englischen Minister in den offenen Krieg, den er als deutscher Fürst mit Schweden führte, hineinzureißen. Jedoch eine förmliche englische Kriegserklärung wurde nicht abgegeben, wohl aber eine faktische Blockade angeordnet, die das eigentliche Schweden in sehr große Bedrängnis brachte, den Seehandel nahezu zerstörte und das Volk auf seine eigenen Lebensmittelvorräte beschränkte. Karl XII. retaliierte wieder durch seine kühnen Kaper, die den Engländern bedeutende Schäden zufügten, während die schwedische Kriegsflotte zu schwach war, um sich im offenen Meer mit der englischen zu messen.

Nachdem im Frühling 1716 die letzte schwedische Besitzung in Deutschland, die Festung Wismar, gefallen war, wollten die vereinigten Feinde den Krieg durch eine neue, übermächtige Landung in Schonen beendigen. Dänemark und Rußland sollten die Landtruppen stellen und Preußen die Transportschiffe für die Überführung der Russen von Mecklenburg aus zunächst nach Seeland besorgen. Die englische Flotte hatte es übernommen, zusammen mit der dänischen und der russischen, der schwächsten von allen, die Überfahrt gegen die schwedische Flotte zu beschützen, die sich schon vor der Übermacht nach Karlskrona zurückgezogen hatte.

Karl XII. rüstete kräftig, um diese Invasion abzuwehren, nachdem er seinen ersten Angriff auf Norwegen im Anfang des Jahres unterbrochen hatte. Die Universitätsstadt Lund wurde sein Hauptquartier und seine letzte Residenz; Stockholm hat er nach 1700 nie wiedergesehen. Zur Erfrischung von seiner angestrengten Arbeit verkehrte er leutselig mit den Professoren und anderen Gelehrten, hörte Vorlesungen und Disputationen, diskutierte mit Sachkundigen mathematische, psychologische und orthographische Fragen, schrieb auch selbst einige Aufsätze über solche Gegenstände. Seine geistige und körperliche Elastizität zeigte sich unvermindert.

Die Invasionsgefahr zerstreute sich, weil das gegenseitige Mißtrauen der schlecht zusammenpassenden Angreifer ihren zufälligen Bund zerfraß. Besonders die scheinbar imponierende Übermacht Rußlands, die jeder der anderen Potentaten für seinen besonderen Vorteil auszunutzen hoffte, verschärfte, wie so oft in der folgenden Geschichte, die inneren Gegensätze des immer mehr verwickelten Systems der diplomatischen Bündnispolitik. Der Zar wurde von den übrigen Genossen wegen seiner Absichten, die Ostseeländer zu beherrschen und sich in Norddeutschland festzusetzen, beargwohnt. Er wollte Wismar für sich selbst behalten, vermählte seine Nichte mit dem Herzog von Mecklenburg, wie er eine andere dem Herzog von Kurland gegeben hatte, verfeindete sich politisch und persönlich mit dem König von Dänemark und noch schlimmer mit Georg von England-Hannover. Zuletzt, im Herbst, erklärte er schroff, daß die günstige Jahreszeit für das Unternehmen verstrichen sei, und die ganze Sache endete mit einem europäischen Fiasko und Skandal.

Das bedenklichste von allem war, daß der Zar in Verdacht geriet, sogar einen Separatfrieden, vielleicht ein Bündnis mit Karl XII. anzubahnen. Diese sonderbare Wendung im politischen Machtspiel war eigentlich das Werk eines der genialsten internationalen Streber auf der diplomatischen Schaubühne des damaligen Europas.

Der Plan von Görtz, dem einflußreichsten Ratgeber Karls XII. in seinen letzten Jahren, bestand, ganz allgemein ausgedrückt, darin, daß die beiden mächtigsten Gegner des Königs, Zar Peter und König Georg, gegeneinander ausgespielt und durch ständig abwechselnde Anlockungen und Drohungen den schwedischen Interessen dienstbar gemacht werden sollten. Die verwegensten Kunstgriffe wurden skrupellos angewandt, um so mehr, als Verbindungen auch angeknüpft wurden mit einem Staatsmann von derselben Art wie Görtz, dem italienischen Leiter der spanischen antienglischen Politik, dem Kardinal Alberoni.

Nach dem Sturz dieser beiden Störenfriede hat sich in der Geschichtsauffassung die Tradition eingewurzelt, daß sie in schimärischer Überspannung völlig aussichtslos gegen ein schon ziemlich gefestigtes Staatensystem angekämpft haben. Vielleicht hat man dabei die Bedeutung der damaligen revolutionären Elemente, mit denen sie zugleich gerechnet haben, gegenüber der eigentlichen Kabinettspolitik unterschätzt. Sowohl der britische wie der russische Thron befand sich in einem bedenklich wackelnden Zustand. Das Königtum der Whigs war unzweifelhaft die Schöpfung einer Minorität des Volkes und konnte sich nicht auf eine unter allen Umständen zureichende und zuverlässige Heeresmacht stützen; gegen eine Landung einer zahlenmäßig durchaus nicht hoch zu berechnenden Armee geübter Truppen war die Behauptung seiner Existenz ein ungewisses Wagspiel. Der Zar mußte seine ganze Regierung hindurch die gewaltsamsten Mittel für die Unterdrückung der inneren Gärung gebrauchen, und sein eigener Sohn wurde als der geborene Führer der Umsturzbewegung betrachtet. Poniatowski bekam nur zu spät den Befehl Karls XII., den „Zarewitsch“ oder „Kronprinzen“ Alexej in Neapel, wo er als Flüchtling unter dem Schutz seines kaiserlichen Schwagers verweilte, nach Schweden abzuholen. Einem der geriebensten Diplomaten des Zaren, dem Peter Tolstoj (Stammvater des berühmten Propheten Leo Tolstoj), war es schon gelungen, den schwachen Mann zur Rückreise nach Rußland zu überreden, wo er sogleich der väterlichen Rache und Furcht zum Opfer fiel.

Der wirkliche Verlauf und Zusammenhang der europäischen Politik dieser Jahre ist noch nicht genügend erforscht und dargelegt worden.

Inwieweit Karl XII. persönlich sich für die Einzelheiten der weitumgreifenden Görtzischen Diplomatie interessiert hat, ist nebst vielen anderen Dingen noch eine offene Frage. Er ließ Görtz das Spiel betreiben, behielt sich aber selbst vor, im geeigneten Augenblick das entscheidende Wort auszusprechen. Das gilt auch von den Friedensverhandlungen, die bis in seine letzten Tage auf den Ålandsinseln zwischen Görtz und den Gesandten des Zaren fortgesetzt wurden.

Görtz wurde zugleich der Vertrauensmann des Königs bei der durchgreifenden Umwälzung der inneren Verwaltung und der Staatsfinanzen zum Zwecke der verschärften Kriegführung. Unstreitig waren diese Maßnahmen hart. Sie tragen aber in gewissen Stücken einen

ganz modernen Anstrich von zielbewußter organisatorischer Kraft.

Hat Karl XII., als die tötende Kugel ihn traf, an den vollen Erfolg seiner Waffen geglaubt? Wir wissen es nicht. Niemand hat jedoch das Recht zu behaupten, daß er vergebens gelebt und gestritten. Aus der kaum vermeidlichen Krise im Osten, die er mit seinen Kämpfen ausgefüllt hat, ist Schweden, nach weiteren drei Jahren schwächerer Verteidigung und scheuerer Staatskunst, wenigstens mit dem Leben herausgekommen.

Zur Psychologie der politischen Reden englischer und amerikanischer Staatsmänner.

Eine kulturgeschichtliche Studie.

Von Lorenz Morsbach.

Wir pflegen an die politischen Reden englischer und amerikanischer Staatsmänner mit derselben Voraussetzung heranzutreten, mit der wir die Reden unserer eigenen Staatsmänner zu lesen gewohnt sind. Das ist aber eine falsche Einstellung. Die politischen Kämpfe in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika spielen sich in anderen Formen als bei uns ab. Der Engländer und Amerikaner wird schon von vornherein zur Politik ganz anders erzogen als der Deutsche. In den Debattierklubs (*Debating Clubs, Deb. Societies*) der Universitäten und höheren Schulen wird der Engländer und Amerikaner rednerisch geschult. Er lernt jede These, gleichviel ob sie seiner Überzeugung entspricht, mit allen Mitteln der Überredungskunst verteidigen. Die Thesen werden wahllos verteilt und jeder hat die Aufgabe, seiner These zum Siege zu verhelfen, d. h. die Mehrzahl der Anwesenden für sich zu gewinnen. Man verlangt nicht die persönliche Überzeugung von der Sache, die man vertritt, sondern nur ihre geschickte und erfolgreiche Verteidigung. Hier lernt der angehende politische Führer schon die Wirkung auf die Hörer, auch die Suggestion durch Worte, die er später in noch größerem Maßstabe und skrupelloserer Weise in öffentlichen Versammlungen handhabt. Diese Methoden haben eine alte und lange Geschichte. Sie gehen im letzten Grunde auf die schon im englischen Mittelalter reichlich gepflegten und entwickelten Disputationen und Debattierübungen zurück.

Schon am Ende des 12. Jahrhunderts finden wir öffentliche Schuldisputationen in London. Darüber berichtet uns der Londoner Fitz Stephen (Stephanides), der unter der Regierung Heinrichs II. eine kurze, aber sehr bemerkenswerte Beschreibung Londons verfaßt hat (bei Stow, *A Survey of the Cities of London and Westminster etc.* 1598, in der von Strype verbesserten und erweiterten Ausgabe, *London* 1720, im II. Bande, *Appendix* S. 9ff.). Ich gebe im folgenden den Inhalt des lateinischen Originals wieder und übersetze nur wörtlich, wo es notwendig scheint: „An Festtagen versammeln sich Lehrer und Schüler an den Kirchen (gemeint sind offenbar die Vorhallen der Kirchen, wo auch die Rechtsanwälte ihre Sprechstunden in der Chaucerzeit abzuhalten pflegten), um sich in der Redekunst zu üben. Einige disputieren der Übung halber, indem sie bald diese, bald jene Seite der Rhetorik bevorzugen; andere disputieren des Scheines halber,

andere um der Wahrheit willen, welche die Zierde der Vollkommenheit ist. Die Sophisten (sophistae) aber, die Heuchler, werden ob ihres reichen Wortschwalles gepriesen. Andere ergehen sich in Trugschlüssen (paralogizantur), während einige sich durchaus strenge an die Regeln der Rhetorik halten und nichts verabsäumen, was damit zusammenhängt.[1])

Mit diesen Schuldisputationen, wo die *„Sophistae"* schon um 1200 erwähnt werden, hängt es offenbar zusammen, daß seit dem 14. Jahrhundert *sophister* (zu afranz. *sophistre*) der gebräuchliche Ausdruck für einen Disputanten wurde, der, was wir Sophisterei nennen, treibt. Die Bedeutung von *sophister* ist (abgesehen von der hier nicht in Betracht kommenden Bezeichnung für einen antiken Sophisten) nach dem Oxford Dictionary die folgende: *one who makes use of fallacious arguments; a specious reasoner* (seit 1380 belegt). Die *Sophisters* geben sich also mit Sophismen (engl. *sophism*) ab. Die Bedeutung des engl. *sophism* (seit c. 1350 belegt) ist aber nach dem Oxf. Dict. *A specious but fallacious argument, either used deliberately in order to deceive or mislead, or employed as a means of displaying ingenuity in reasoning.* Daß derartige Sophismen den Gegenstand des Unterrichts bildeten (seit 1566 belegt; letztes Zitat von 1779), zeigen gleichfalls die im Oxford Dict. unter *sophism* 1 + b gegebenen Belege für *an argument of this kind serving as a University exercise.* Bemerkenswert sind auch die Belege im Oxf. Dict. unter *sophistry* 2 als dialektische Übung seit dem 15. Jahrhundert.

Die Bezeichnung *sophister* ging später sogar auf die Schüler einiger Unterrichtsklassen an den englischen Universitäten über, an denen die „Logik", d. h. nach mittelalterlicher Auffassung die „Dialektik", die Kunst des Disputierens, einer der Hauptgegenstände des Unterrichts war. In Cambridge hieß im 16., 17., 18. Jahrhundert ein Student im 2. und 3. Studienjahre *Sophister* (abgekürzt *Soph*, seit 1661 belegt), ebenso in Oxford in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Auch in den Vereinigten Staaten von Nordamerika finden wir die Bezeichnung *sophister* nach englischem Vorbild seit der Mitte des 17. Jahrhunderts für die Schüler höherer Unterrichtsklassen.[2])

Aus dem oben Dargelegten geht deutlich hervor, wie frühe schon die Disputationen an den englischen Schulen und Universitäten eine Rolle spielten. Die Dialektik war schon im Mittelalter einer der wichtigsten Unterrichtsgegenstände

1) Das lat. Original lautet (S. 9): „Diebus festis ad ecclesias festivas magistri cum discipulis suis Conventus, gratia exercitationis, Celebrant. Disputant ibidem Scholares, quidam demonstrative, Dialectice alii; alii recitant enthymemata: hii melius perfectis utuntur Syllogismis. Quidam ad ostentationem exercentur (am Rande †exercent) disputationem, quae est inter colluctantes. Alii ad veritatem, ea quae est perfectionis gratia: Sophistae Simulatores agmine et inundatione verborum beati judicantur. Alii paralogizantur: Oratores aliqui quandoque orationibus Rhetoricis aliquid dicunt apposite ad persuadendum, curantes artis praecepta servare et ex contingentibus nihil omittere."

2) Dieses *sophister* erscheint in Cambridge schon 1688 zu *Sophy Moore* (man beachte die Schreibung!) umgebildet, das wohl von hier aus nach Amerika kam und sich dort als *sophimore* neben dem jüngeren *sophomore* im 18. Jahrh. erhielt, bis es im 19. Jahrh. durch *sophomore* endgültig verdrängt wurde. Dieses *sophimore* bzw. *sophomore* ist aber augenscheinlich nur eine scherzhafte Umbildung aus *sophi-sta*, zu *sophi-more* d. h. griech. σοφός weise und μῶρος töricht. Es ist jetzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika die Bezeichnung für einen Studenten der zweiten Klasse des Junior College im durchschnittlichen Alter von 19 Jahren.

des *trivium*. Aus diesen Schuldisputationen sind die späteren *Debating Societies* und *Deb. Clubs* hervorgegangen, die in gleicher Weise wie die mittelalterlichen Disputationen als ein wichtiger Zweig der allgemeinen Erziehung angesehen werden (Heinrich Spies, Das moderne England, Einführung in das Studium seiner Kultur, Straßburg 1911, S. 288). *Debating Societies* finden wir nämlich nicht bloß an den Universitäten, sondern sogar auf den beiden oberen Klassen der höheren Schulen. Hier üben sich schon die Schüler frei zu reden und öffentlich aufzutreten. Sie dürfen Zeitungen halten, um über alles auf dem laufenden zu sein, da sie nicht bloß über Dinge debattieren, die in ihrem jugendlichen Gesichtskreis liegen, sondern auch über Leichenverbrennung, Abschaffung des Oberhauses und dergleichen. Mit dem Ernste und den Allüren der Erwachsenen stellen sie solche Themata zur Diskussion und stimmen, wie in einer politischen Versammlung, über einen aufgestellten Leitsatz ab. Karl Breul (Die Organisation des höheren Unterrichts in Großbritannien in Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen, München 1897, Bd. I, S. 737—893) sagt auf S. 840 über diesen Gegenstand: „Die rednerisch veranlagten Schüler üben sich früh in den Debatten der *„Debating Society“*. Die diskutierten Fragen sind meist politischer Natur, die Reden werden von den Knaben vor der Gesellschaft gehalten wie von den Vertretern des Landes im Parlament. Nachher erfolgt eine Abstimmung, deren Ergebnis im Debattierbuch verzeichnet wird. Da liest man z. B. „Ist die Demokratie die beste Regierungsform“? bejaht von großer Majorität. Oder: „Sollte sich England an einem großen europäischen Kriege beteiligen, in den Rußland verwickelt wäre“? Nein, mit großer Stimmenmehrheit. Vgl. auch Klöpper, Englisches Reallexikon unter *„Debating Societies“* Bd. I S. 704 f. und Leclerc (Max), *L'éducation en Angleterre des classes moyennes et dirigeantes. Avec un avant propos par E. Boutmy. Paris* 1894, S. 83. Eine Schilderung der *Debating Societies* an den englischen höheren Schulen, mit besonderer Betonung ihres erzieherischen Wertes findet sich bei Norwood and Hope, *The Higher Education of Boys in England, London* 1909, S. 466 f. Als Gegenstände der Debatten wird angegeben: *„from Socialism to Female Suffrage, from Cosmopolitanism to Corporal Punishment, from India to Aeroplane.“* Die Verfasser empfehlen nicht nur *„the wide and intelligent reading of Newspapers and reviews* auf den Schulen, sondern möchten auch, daß die *debating society* auch in den unteren Schulklassen eingeführt würde, da gelegentliche Versuche sehr gute Erfolge gehabt hätten. Es hat in Deutschland vor dem Kriege leider nicht an Stimmen gefehlt, die diese englischen „Errungenschaften“ auch bei uns einbürgern wollten. Gott bewahre uns vor dieser Schule der Unwahrhaftigkeit!

Eine weit größere Rolle spielen die *Debating Clubs* an den englischen Universitäten, besonders in Oxford (*The Oxford Union Society*) und in Cambridge (*The Union Debating Club*). Hier stehen den Studierenden nicht bloß geräumige Hallen mit Galerien und Lesezimmern zur Verfügung, sondern werden die Debatten auch streng nach parlamentarischem Muster geführt. Hier werden die Tagesfragen erörtert und zu ihnen Stellung genommen. Hier üben sich die zukünftigen Parlamentsredner und lernen das demagogische Handwerk der politischen Beredsamkeit. Mancher spätere Parlamentsheld und Minister hat hier seine rednerischen Schwingen erprobt und die ersten Lorbeeren gepflückt. Wie

wenig es hier auf die eigene Überzeugung des Redners ankommt, erhellt auch daraus, daß die für einen auf der Tagesordnung stehenden Gegenstand angemeldeten Redner, sei es innerhalb derselben Society oder im Redewettkampf verschiedener Societies und Universitäten, oft erst kurz vor ihrem Auftreten erfahren, ob sie die vorgelegte Frage in bejahendem oder verneinendem Sinne beantworten sollen.

Die *Debating Societies* der Schulen und Universitäten haben schließlich auch in den weiteren Kreisen der englischen Bevölkerung Nachahmung gefunden. In vielen Städten und besonders in London finden sich *Deb. Societies*, denen Mitglieder aller Stände angehören. Ein *Chairman* leitet die Verhandlungen, und das Ergebnis der Abstimmung wird in ein Buch eingetragen. In einer solchen *Deb. Society* hat auch George Canning, der hervorragende Minister, der von 1822 bis 1827 die englische Außenpolitik geleitet hat, die Redekunst geübt.

Selbst englische Frauenkolleges haben es sich nicht versagen können, *Debating Societies* zu gründen. Über solche berichtet Karl Breul, Die Frauenkolleges an der Universität Cambridge in den Preußischen Jahrbüchern 67. Band S. 50.

Die *Debating Societies* haben auch frühe schon in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Eingang gefunden, da die Schulen und Universitäten dort nach englischen Mustern eingerichtet wurden. Sie spielen dort eine ebenso große Rolle wie in England und werden in gleicher Weise als Erziehungsmittel geschätzt. Es ist englischer Geist vom englischen Geiste. Das Jahrbuch der Universität Chicago von 1910 (*Annual Register, July* 1909 —*July* 1910), das über alle Einrichtungen der Universität ausführlich berichtet und mir gerade zur Hand ist, sagt auf S. 409f. von den Rede- und Debattierübungen unter *Secular Oratory: In this course the psychological principles involved in the management of general audiences are discussed and practiced. Speeches, addresses, and orations characteristic of most public occasions are analyzed and declaimed for the purpose of making students familiar with the methods employed by the world's great speakers. Each student presents original examples of the forms of oratory studied. Daily experience in speaking before the class brings ease, precision and effectiveness in the use of voice and gesture.*

Durch den fortschreitenden Parlamentarismus in England ist die Politik fast ganz in den Vordergrund getreten und damit hat sich auch der Charakter dieser Debattierübungen immer mehr verändert. Während früher die *sophisters* durch gewandte Dialektik vorzugsweise auf den Intellekt des Hörers zu wirken suchten, durch wahre oder vorgespiegelte Tatsachen an den Verstand appellierten und durch Trugschlüsse zu verwirren suchten, wendet man sich in neuerer Zeit mehr an die Gefühle, die Instinkte, die Leidenschaften, um die Hörer suggestiv zu beeinflussen. Je größer und mannigfaltiger die Zahl der Zuhörer ist, um so stärkeren Gebrauch kann man von der Suggestion machen. Den größten Spielraum hat diese natürlich in den öffentlichen Volksversammlungen, und die englischen und amerikanischen „Demokratien" haben denn auch bis auf den heutigen Tag von diesem unsauberen Mittel den stärksten Gebrauch gemacht. Die größten Triumphe feiert die Suggestion in Amerika, weil dort die Volksmassen weit roher und ungebildeter sind als in England. Treffend beleuchtet diese Verhältnisse, besonders im Gegensatz zu Deutschland, Prof. Penck in seinem inhaltreichen Büchlein: U. S.-Amerika, Gedanken und Erinnerungen

eines Austauschprofessors, Stuttgart 1917[3]). Seine Worte lauten S. 58 f.: „Wenn wir aber auch selbst immer dafür eingetreten sind, den Unterricht weniger akademisch und mehr praktisch zu erteilen, wenn uns endlich mit hoher Freude erfüllt, daß eine größere Pflege des Auslandstudiums den Gegenwartswissenschaften auf den deutschen Universitäten ein reicheres Feld eröffnen soll, so möchten wir doch nicht den Boden unseres deutschen Hochschulwesens verlassen und unsern auf Logik begründeten Lehrbetrieb vertauschen mit suggestiver Hochschulerziehung auf psychologischer Grundlage. Es ist eben ein ander Ding, ob man im Studenten eine feste, gleichsam heilige Überzeugung weckt, oder ihn lediglich erzieht. Allerdings lehrt uns die Gegenwart gerade die große Kraft der Suggestion nicht bloß auf den einzelnen Menschen, sondern auch auf ganze Völker kennen. Unsere Feinde werden zusammengehalten durch die von wenigen willensstarken Männern ausgehende Suggestion. Ihre Beeinflussung der ganzen Welt geschieht auf psychologischem Wege, während unsere Logik vielfach nicht verstanden wird. Der auf unsern Universitäten gepflegte Geist, eigene Überzeugungen sich zu bilden, ist es, welcher unserem Volk Kraft und Stärke verleiht, gegen die ganze Welt zu kämpfen; denn wir kämpfen aus tiefernster Überzeugung für unser Recht. . . . Im großen Krieg, in dem wir stehen, wird auf der gegnerischen Seite mehr mit Psychologie, auf der unsern mehr mit Logik gekämpft. Ihr Erziehungssystem führt die Amerikaner auf die Seite unserer Gegner."

Die Massensuggestion spielt also, wie wir sehen, in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika eine große Rolle und die öffentlichen politischen Reden sind keineswegs bloß der Ausdruck der eigenen Überzeugung. Unter diesem doppelten Gesichtspunkt sind auch die uns oft so widerspruchsvoll erscheinenden Reden Lloyd Georges, Wilsons, Balfours und anderer zu verstehen. Man darf keine Folgerichtigkeit darin suchen. Sie enthalten nur zum Teil, was ihre persönliche Überzeugung ist, zum großen Teil aber auch, was auf die suggestive Wirkung im eigenen Lande und Auslande berechnet ist. In letzterem Falle ist die Wahl der Mittel eine skrupellose. Es kommt hier nur darauf an, daß der gewünschte Erfolg erzielt wird. Die Engländer und Amerikaner wissen das, und da alle Parteien in demselben politischen Geiste erzogen sind und auch die gleichen ehrlichen und unehrlichen Mittel anwenden (Ausnahmen gibt es freilich auch dort), so nehmen sie keinen Anstoß daran. Nun ist freilich nicht immer leicht zu scheiden, was die persönliche Überzeugung des Redners ist und was er als Massensuggestion in die Menge wirft. Leichtes Spiel hat er, wenn es sich um die äußere Politik handelt, da den meisten seiner Landsleute die ausländischen Verhältnisse wenig oder nicht bekannt sind. Die Engländer und Amerikaner kennen im allgemeinen nicht bloß die deutschen Verhältnisse nicht, sondern sind auch von krassen Vorurteilen gegen Deutschland und deutsches Wesen beherrscht, die nicht leicht auszurotten sind. Hier setzt dann der politische Redner mit der Massensuggestion ein, weil sie für ihn die stärkste Waffe im Kampfe ist. Das beste Beispiel dafür bietet gerade Lloyd George, der vor dem Kriege über den preußischen Militarismus und über Deutschland, dessen soziale Gesetzgebung er als vorbildlich gepriesen und in England nachgeahmt hat, ganz anders als jetzt geredet hat. Jetzt stellt er seinen Landsleuten den preußischen Militarismus, die

3) Vgl. P. D. Fischer im Dezemberheft 1917, Sp. 283 ff. Die Red.

deutsche Autokratie, die deutsche Eroberungslust als die größte Gefahr für die Freiheit der Völker hin. Was den Menschen von autoritativer Seite immer und immer wieder gesagt wird, das wird schließlich von den meisten geglaubt. Der ungeheuren Massensuggestion, durch welche englische und amerikanische Staatsmänner auf die Welt eingewirkt haben, kam aber sehr zu statten, daß der Boden dafür schon vor dem Kriege vorbereitet war. In der ganzen Welt hatte man Preußen als einen Militär- und Polizeistaat verleumdet, der von einem ehrgeizigen Autokraten geführt und einer Adels- und Militärkaste beherrscht werde. Diese Vorurteile hatten sich in England schon seit den Tagen Friedrichs des Großen festgesetzt. Die traurige Demagogenverfolgung bei uns nach den Befreiungskriegen hatte diese Vorstellungen neu belebt. In Amerika hatten die politischen Flüchtlinge des Jahres 1848 dieselbe Auffassung in die weitesten Kreise der Union getragen. Sie haben sich seitdem überall festgesetzt und sind dieselben geblieben, trotzdem seit 1870 Deutschland einen ungeheuren Wandel durchgemacht hat. Die meisten Engländer und Amerikaner aber wissen nichts davon und leben noch in den alten Vorurteilen. Das englische und amerikanische Volk ist tatsächlich davon überzeugt, daß wir unfrei sind, daß dagegen politische und persönliche Freiheit in ihren Demokratien herrscht. Sie werden sogar durch Reisen oder längeren Aufenthalt in Deutschland noch darin bestärkt, wenn sie sich der deutschen Ordnung und staatlichen Aufsicht fügen müssen, während in ihren Ländern der einzelne von gesetzlichen oder polizeilichen Vorschriften weit weniger behelligt wird. Wenn daher englische und amerikanische Staatsmänner in ihren Reden sagen, daß sie für die Freiheit der Völker kämpfen, so braucht das zwar nicht ihre persönliche Überzeugung zu sein (bei Lloyd George ist sie es sicher nicht); sie wissen aber, daß das ein millionenfaches Echo in ihren Ländern wachruft, weil die meisten davon vollkommen überzeugt sind. „Demokratie" ist in England und noch mehr in Amerika das Schlagwort, mit dem das Volk geködert und über die wirklichen Zustände hinübergetäuscht wird. Weil es immer und immer wieder dem Volke eingehämmert wird, glaubt es daran und ist stolz darauf. Dazu kommt, daß sie unter Demokratie etwas anderes verstehen als wir. Ihnen ist „Demokratie" die von behördlicher Aufsicht und staatlicher Organisation möglichst uneingeschränkte Freiheit des einzelnen. In ihrem Sinne sind wir unfrei. Daß ihre persönliche Freiheit aber durch vieles in ihren Ländern, weil es nicht so an der Oberfläche liegt, in weit größerem Maße eingeschränkt ist als in Deutschland, wissen sie nicht.

Es wäre nicht schwer, die meisten Sätze der Reden Lloyd Georges und Wilsons auf ihre realen oder suggestiven Werte zurückzuführen. Wenn z.B. Lloyd George sagt, daß die elsaß-lothringische Frage einer *„reconsideration"* bedürfe, d.h. von neuem aufgenommen werden müsse (es ist ein parlamentarischer Ausdruck!) und Wilson gar die Forderung stellt, daß Elsaß-Lothringen den Franzosen wiedergegeben werden müsse, so darf man daraus beileibe nicht schließen, daß England und Amerika sich für diese Frage ins Zeug legen wollen. Ob die Franzosen Elsaß-Lothringen wiederbekommen, ist ihnen an sich völlig gleichgültig, aber die Forderung verfolgt einen anderen Zweck. Einmal die Franzosen länger bei der Stange zu halten, als es ohne dieses möglich wäre, dann aber auch den eigenen Landsleuten zu suggerieren, daß wir den Franzosen das Land geraubt haben und

es gerechterweise zurückgeben müßten. In anderen Fällen ist die Forderung real gemeint. Wenn Belgien von uns geräumt und in seinem vollen Umfang wiederhergestellt werden soll, so ist das für England eine Lebensfrage, eine durchaus reale Forderung, die obendrein den Schein der Großmut und Gerechtigkeit für sich hat, also zugleich suggestiv wirkt. Anderes wieder erklärt sich durch die englische Auffassung vom Selbstbestimmungsrecht der Völker. Wir kennen sie zur Genüge aus der englischen Geschichte. Wenn das eroberte Mesopotamien und Syrien den Türken entrissen werden soll, so ist das im Sinne Englands eine sittliche Tat, eine Befreiung unterdrückter Völker, die, da sie sich nicht selbst verteidigen können, zunächst unter englischen Schutz genommen werden müssen. Nur das wird der Menge suggeriert, aber verschwiegen oder verhüllt wird, daß es für England eine der Lebensfragen ihres Weltreichs ist, um sich auch auf dem Landwege die Herrschaft über Indien zu sichern. Die Befreiung Palästinas und der heiligen Stätten vom türkischen Joch ist allen Christen in England und der Union und selbst dem „neutralen“ Papste eine der erhebendsten Taten der Weltgeschichte. Diese Beispiele mögen genügen.

Die Reden der englischen und amerikanischen Staatsmänner sind im wesentlichen politische Manöver. Sie sind nicht allzu wörtlich zu nehmen, aber ihre suggestive Wirkung darf von uns nicht unterschätzt werden. Sie wollen ihren Völkern nicht nur scheinbar berechtigte und verlockende Ziele vor Augen stellen, sondern sie auch zur Fortsetzung des Kampfes und zu weiteren Opfern entflammen. Wie weit ihnen das gelingen wird, muß die Zukunft lehren.

Vier Berliner Professoren.

Ernst Curtius. Moriz Haupt. Mommsen. Gneist.[1])

Von Max Lenz.

1. Ernst Curtius.

Ernst Curtius gehört zu den nicht wenigen Dozenten, welche Berlins Universität, nachdem sie sich an ihr habilitiert, in die Fremde hat ziehen lassen, um sie auf der Höhe ihrer Laufbahn zu sich zurückzuholen. Schon als er in die philosophische Fakultät eintrat (1843), war er ihr kein Fremder mehr; in Berlin hatte er seine Studien abgeschlossen, Böckh und Gerhard, Lachmann und Trendelenburg waren vor anderen seine Lehrer gewesen. Hinter ihm lag die griechische Reise, der Sonnentag seines Lebens, der mit dem jähen Tode Otfried Müllers so dunkel abschloß. Als ein Vermächtnis des geliebten Lehrers brachte er die gemeinsam gearbeiteten „*Anecdota Delphica*“ heim, mit denen er sich habilitierte: er selbst wie ein Abgesandter des delphischen Gottes, von dessen reinem Glanz ein Strahl den in jugendfroher Kraft und Schönheit Blühenden getroffen zu haben schien. In den Studentenjahren war auch er nicht ganz ohne Anfechtung von dem bohrenden und zersetzenden Geist der Zeit geblieben; er hatte sogar von dem Hegelschen Gifttranke gekostet, wenn auch nur in der noch nicht in Gärung geratenen Form, in der Erdmann ihn vor-

1) Aus dem im Erscheinen begriffenen Schlußbande meiner Geschichte der Universität Berlin. L.

gesetzt hatte; noch im Mai 1845 fühlte er, wie er einem Freunde schreibt[2]), das Gift in sich, das er aus der Gegenwart gesogen, dasselbe, das fast ohne Widerstand die Universitäten durchdringe, den Götzendienst des tatlos beschaulichen Gedankens. Aber die Harmonie seines Wesens, jener Einklang zwischen Wissenschaft und Religion, zu dem schon das Vaterhaus den Grund gelegt, war dadurch kaum gestört worden, und der Himmel Griechenlands, das Leben in Brandis' Haus, das Reisen und Arbeiten mit Otfried Müller und das poesieverklärte Zusammensein mit dem Jugendfreund Emanuel Geibel hatten ihn vollends geheilt; wie er es an demselben Orte bekennt: der Süden habe ihn dem Leben der Tat wiedergegeben. Für ihn bedeutete dies nicht ein Durcharbeiten der Probleme, welche die Gegenwart beunruhigten, sondern vielmehr ein Sichwegwenden von dem Zwiespalt und den Zweifeln, von allen Kämpfen, die sie in ihrem Schoße trug. Noch bei Treitschkes Tode, kurz vor dem eigenen Ende, hat er es als die idealere Aufgabe des Historikers gepriesen, sich in die Vergangenheit, die er als Gesamtheit erfassen könne, zu vertiefen, anstatt den Staub der Gegenwart aufzuwirbeln. In dem Griechentum meinte er diese Harmonie, die für ihn seelisches Bedürfnis, Lebensgefühl war, wiederzufinden, die Einheit des unvergänglich Schönen und Guten. Das war der Geist, den er in Staat und Gesellschaft, in Literatur und Kunst des alten Hellas als die einheitliche, alles durchwaltende und weihende Kraft zu erkennen glaubte. Es war Romantik, Romantik im griechischen Gewande, und entsprach den Stimmungen, welche damals in dem Romantiker auf dem Throne der Hohenzollern vorwalteten und die Berliner Gesellschaft weithin beherrschten; die Übertragungen Sophokleischer und Äschyleischer Tragödien, für die der Herrscher sich einsetzte, die Aufführung der Antigone mit Mendelssohns Musik, das Auftreten der Rachel als Phädra auf dem Rasen der Pfaueninsel, und nicht zuletzt Curtius' eigener Vortrag in der Singakademie über die Akropolis, der den jungen Dozenten mit einem Schlage zum Liebling der Hofgesellschaft machte und ihm die Erzieherstellung im Hause des Prinzen von Preußen verschaffte, das alles lag in der gleichen Richtung. Es war, gleich der christlich-germanischen Romantik, eine Verklärung der Vergangenheit, mehr Phantasie als Wirklichkeit, mehr Dichtung als Geschichte, die Idealisierung einer Welt, in der keineswegs alles so ausgeglichen gewesen war, wie Curtius wähnte, auch nicht innerhalb der Grenzen, die er selbst ihr setzte. Denn mit Chäronea, mit dem Untergang der Freiheit Griechenlands, löste sich auch für ihn dieses Band zwischen Sittlichkeit und Schönheit; das Zeitalter Alexanders, in dem das Griechentum aus den durch Jahrhunderte bewahrten Grenzen hervorbrach, um nun erst recht eigentlich seine welthistorische Mission zu erfüllen, das Abendland, das es bald ganz durchdrang, im Kampf mit den Geistern des Orients zu führen, schloß Curtius bereits aus: eben die Epoche, die in Staat und Gesellschaft tausend Parallelen zu der Gegenwart aufwies und darum von Forschern, die, wie Johann Gustav Droysen, mit den Fragen der Gegenwart rangen, gerade aufgesucht wurde. Für Ernst Curtius blieben die Gestadeländer des Ägäischen Meeres und die dünnumrandete Kolonialwelt des alten Hellas der Schauplatz, die

2) Heinrich Kruse; Lebensbild, S. 349.

Akropolis und die Altis, Delphi und Delos die Zentralstätten des ihm heiligen Geistes, und Pindar und Sophokles, Kimon und Perikles, Sokrates und Plato seine Träger. Wie er sich den griechischen Tempelbau dachte, so baute sich ihm das Bild der griechischen Geschichte auf: weite, säulenumstellte, lichtdurchflossene Hallen, und in ihnen Gestalten von Göttern und gottbegnadigten Helden, auf denen der Marmorglanz der Bildwerke eines Phidias zu ruhen scheint. Wäre aber der Geist des alten Hellas wirklich ein Geist der Weltfreude, der Lebensbejahung gewesen, gelenkt durch den ungebrochenen Dreiklang des Wahren, Guten und Schönen, dann hätte in der Tat ihn keiner jemals besser verstanden als Ernst Curtius, und hätte es keinen besseren Hellenen gegeben als ihn. Denn seine Persönlichkeit trug in Wahrheit diesen Stempel. Wie ihm das Griechentum in Staat und Kultur erschien, als ein Kunstwerk in den edelsten Maßen, an dem sich wie von Apollos Saitenspiel belebt Stein an Stein symmetrisch füge, so hat er auch das eigene Leben wie ein Kunstwerk bewußt gestaltet.[3]) Sein freudiger Wille zur Tat, vereint mit der Lust zur Schönheit und sittlicher Reinheit, trug ihn über die Abgründe des Zweifels und alle Untiefen des Lebens wie auf geflügelten Sohlen hinweg, dem Götterboten der Olympier vergleichbar, den er im Marmor des Praxiteles der Welt von neuem geschenkt hat. Nie hat der Lorbeer eine reinere Stirn berührt; niemals wird, wer je ihm verstehend nähergetreten ist, seiner vergessen.

3) So seine eigenen Worte schon in einem Briefe vom Herbst 1836, nach dem ersten Berliner Jahr, an Sophie Wattenbach; Lebensbild, S. 83.

2. Moriz Haupt.

Wie das 4. Jahrzehnt der Berliner Universität, die Epoche der deutschen Revolution, das stürmischste, so war das 5., die Epoche der Reaktion, das stillste ihrer Geschichte. In diesen Jahren machte auch die Erledigung der Lehrstühle geringe Unruhe, zumal da sie zum guten Teil unbesetzt blieben. Als Zumpt im Juni 1849 an der Cholera starb, erklärte die Fakultät, von dem Minister zum Bericht aufgefordert, daß die vorhandenen Lehrkräfte (sie nannte u. a. Ranke und Schmidt, Lachmann und Heyse) völlig ausreichten. Im Sommer 1851 legte Huber seine Professur nieder, die ihm, wie seine politische Laufbahn, nur Enttäuschungen gebracht hatte, freiwillig, wie zur Zeit der Revolution Rückert; sein Auditorium war so gut wie ausgestorben, und er hatte ausdrücklich unter Hinweis hierauf den Minister um seine Entlassung gebeten. Ihm folgte im Jahre danach auf demselben Wege Gelzer, der schon seit längerer Zeit seinen Wohnsitz nach Basel verlegt hatte; er durfte das Gesuch mit seiner Kränklichkeit motivieren. Das waren die drei Intrusi, welche die Fakultät aus den Händen des Königs erhalten hatte. An ihre Nachfolge dachte kein Mensch, und für ihre Lehrtätigkeit boten ihre Fächer unter den damaligen Verhältnissen in der Tat kaum Raum. Auch des alten Paul Ermans Tod (11. Oktober 1851) schuf keine Lücke; denn für ihn waren Magnus und Dove längst am Platze; und am wenigsten hätte der Sohn Adolf, auf dem seine revolutionäre Vergangenheit lastete, sich Hoffnungen machen dürfen. Hingegen ward Lachmanns Tod, im März des gleichen Jahres, in der Fakultät als ein Verlust empfunden, dessen Er-

satz unabweislich sei. Nun fehlte es freilich nicht an Bewerbern an der Universität selbst für beide Lehrfächer, die der Unvergeßliche vertreten hatte, und für beide meldeten sie sich an: für das germanistische Fach Heyse, der immer vergeblich, zuletzt noch im Sommer 1851, sich um seine Beförderung bemüht hatte; für das Lateinische der jüngere Zumpt, der seine Gymnasialstellung allzugern mit einem Katheder an der Universität vertauscht hätte. Es gab aber auch an der Fakultät selbst einen Opponenten gegen die Auffassung der Majorität, das war Friedrich von der Hagen, der älteste Lehrer der germanistischen Studien an der Universität und seit Jahren Inhaber der Nominalprofessur, der es nicht begreifen konnte, daß die Kollegen das fünffach besetzte Fach (denn auch Maßmann und beide Grimms waren, wie er ausführte, zum Lehren bestellt oder berechtigt) noch einmal ergänzen wollten. Auch wir verstehen die tiefe Erbitterung, die sich in dem Separatvotum des alten Romantikers Luft machte, als Böckh und seine Partei Lachmanns nächsten Freund, den einzigen, der das Doppelerbe des Entschlafenen zu verwalten fähig war, Moriz Haupt in Leipzig, Gottfried Hermanns genialen Schüler, dem Minister in Vorschlag brachten. Wenn Karl Otto von Raumer, selbst ein Liebhaber der klassischen Studien, und von Johannes Schulze gewiß in der Richtung seines Freundes Böckh beraten, trotzdem auf den Antrag der Fakultät zunächst nicht hörte und die Angelegenheit in der Schwebe ließ, so lagen für ihn die Gründe außerhalb der akademischen Sphäre. Vor drei Jahren war Haupt mit den Freunden Mommsen und Jahn seines Amtes enthoben worden; und obschon ihm seine Regierung nichts von hochverräterischem Tun hatte nachweisen können, so genügte in der Zeit des hergestellten Bundestages doch schon die Tatsache der unfreiwilligen Pensionierung, um den davon Betroffenen in Berlin dem Verdacht auszusetzen, ein Partisan der Revolution zu sein. Ein neuer Todesfall kam Haupts Freunden zu Hilfe: am 1. Dezember des Jahres folgte Johannes Franz Lachmann ins Grab, und schon im Januar erneuerte die Fakultät auf das dringlichste ihren Antrag. Aber auch auf den zweiten Hieb wollte der Baum nicht fallen. Es verging abermals ein Jahr, bevor Raumer einem dritten Ansturm der Fakultät nachgab. Auch jetzt mit Aufwand jeder Vorsicht: der loyalste aller Ordinarien, der alte Franz Encke, mußte mit dem Erwählten, der eigens dazu nach Berlin zitiert wurde, in seiner Wohnung und in aller Heimlichkeit ein Examen über seinen politischen Glauben und seine Vergangenheit abhalten; und erst nachdem dies so ausgefallen war, daß sogar Encke ein warmer Fürsprecher für den Märtyrer seiner preußischen Überzeugung wurde (denn dies war schließlich das Verbrechen gewesen, um dessentwillen Haupt im Reiche Beusts unmöglich geworden war), erfolgte seine Ernennung.

Auch in dem Verhältnis zu Böckh trat Haupt in die Stellung Lachmanns ein. Daß er der Schwiegersohn Gottfried Hermanns war, hatte nichts zu bedeuten; denn der Friede zwischen beiden philologischen Lagern war seit Jahren hergestellt. Es wurde wieder ein Duumvirat, in dem jeder seine eigenen Provinzen verwaltete. Mit dem Eintritt Haupts in die Akademie (im Sommer 1854) war Lachmanns Autorität vollends auf ihn übertragen. Er war aber der Mann, sie zu behaupten. Ein Vierziger, also auf der Höhe des Le-

bens stehend, seit zehn Jahren Ordinarius, erprobt in den Geschäften der akademischen Verwaltung wie auf dem Katheder, erzogen in der Meisterschule Gottfried Hermanns und selbst längst als Meister anerkannt, streng gegen sich, aber auch gegen andere, des Wortes wie wenige mächtig, feurig, leidenschaftlich bis zur Ungerechtigkeit, schroff bis zur Rücksichtslosigkeit, aber von jener Kraft des Willens, welche die andern sich unterwirft, weil Einsicht und sachliche Ziele in ihr gepaart sind, war Moriz Haupt zum Herrschen geschaffen. Mit Preußen hatte er niemals zu tun gehabt; Oberlausitzer von Geburt, war er von der Schule bis zur Professur ganz an Sachsen gebunden gewesen. Aber an dem Staat, in den er jetzt eintrat, hing sein Herz seit den Tagen der Jugend, und die Traditionen, die Lachmann nahezu ein Vierteljahrhundert in Berlin gepflegt, hatte niemand tiefer in sich aufgenommen als er. Lachmanns Werk fortzusetzen, in der Methode wie in den Stoffen, auf beiden Gebieten seiner Arbeit, wurde das Ziel, dem er nachzuleben entschlossen war, wie es schon bisher sein eigenes gewesen. In der Belesenheit, durch die er sein ungeheures Gedächtnis unaufhörlich befruchtete, wie in der Ausdehnung seines Arbeitsgebietes war er dem bewunderten Freunde mindestens ebenbürtig. Beide beherrschten die klassischen Literaturen in ihrem ganzen Umfange, während ihre deutschen Studien sie auf die nahen Felder der romanischen Philologie hinübergeführt hatten. Wenn Lachmann seine kritische Kunst an deutschen Texten bis auf Lessings Werke ausdehnte, so verfolgte Haupt die lateinische Literatur durch das Mittelalter hindurch und über die Grenzen der Renaissance hinweg gleichfalls bis hin zu dem Boden, auf dem ihm die eigene, neuhumanistische Bildung erblüht war. Er überschritt auch im Osten die Grenzmarken unserer mittelalterlichen Literatur. Es war ein Triumph der Methode, deren Wirkung sich weit über den Einzelfall, an dem Haupt sie übte, hinaus bis in die Sphäre des politischen Parteilebens erstrecken sollte, als er auf der Prager Bibliothek in dem tschechischen Text eines der drei erhaltenen Minnelieder des Königs Wenzel von Böhmen nicht nur die Übersetzung aus dem mittelhochdeutschen Original erkannte, sondern darin eine moderne Fälschung nachwies. Er ist noch weiter, bis zum Sanskrit vorgedrungen. Hier aber machte er halt; der an diesem Punkte so naheliegenden Versuchung, sich in den weiten Räumen der Sprachvergleichung zu verlieren, hat er widerstanden; denn er teilte das Mißtrauen, das die Philologen von der strengen Observanz gegen die kühn aufstrebende neue Disziplin bewahrt hatten. Das Hauptfeld seiner Tätigkeit blieben nach der Weise Hermanns und Lachmanns die Literaturen des Altertums wie des Mittelalters, zumal die Dichtungen, dort die lateinischen, hier die deutschen; und weniger literarhistorische Gesichtspunkte als die formalen Probleme, Grammatik und Metrik und vor allem die Reinigung der Texte, lagen auch ihm am Herzen. Denn, wie der Freund, wollte auch er nur ein Wegbereiter sein, das Fundament in seiner ganzen Breite sichern. Darum widmete er, der in den Ausgaben der Augusteischen Dichter sich in der Höhenluft des lateinischen Parnasses bewegte, gelegentlich auch dem Unbedeutenden, Abseitsliegenden eine fast liebevolle Sorgfalt, und mochte es sich

nur um das *Testamentum porcelli* handeln; denn, wie er einmal sagte, „die Philologie verachtet, wie die Botanik, kein Unkraut". Sein Wissen, sein Urteil, die Sicherheit seiner Exegese, sein Sinn für das Individuelle, sein poetisches Feingefühl, dazu die Kunst zu erzählen, zu entwickeln, womit er Freunde und Schüler fortriß, hätten ihn, so sollte man meinen, zu einem unserer großen Literarhistoriker machen müssen. Er aber steckte alle diese Talente in seine Ausgaben oder in kleine Abhandlungen, die ohne sie freilich auch nicht so hätten gemacht werden können. Ja er versteckte sie geradezu vor den Lesern, so daß die Arbeit, die er daran gewandt, nur dem kleinen Kreise ganz Vertrauter sichtbar wurde. „Wer wissen will," so schreibt er einmal, „warum dies hier steht, mag selbst untersuchen, wie ich dazu gekommen bin." Also daß man fast zweifeln möchte, ob es nur die Zurückhaltung der Bescheidenheit war, was ihn so wortkarg machte, oder höchstes Selbstbewußtsein, die Abkehr des Esoterikers von dem *Vulgus profanum,* dem er den Einblick in die *Arcana Imperii* nicht gönnte. Eine Entwicklung, die um so eigentümlicher erscheint, als Moriz Haupt in seinen jungen Jahren nach der entgegengesetzten Seite sich hatte wenden wollen; einer vergleichenden Poetik oder auch einer allgemeinen Geschichte mittelalterlicher Dichtung (denn vom Mittelalter ging er aus) schien er zuzusteuern, bis ihn die eiserne Disziplin Hermannscher Kritikübung unter ihr Joch zwang. Er aber nahm dies so willig auf sich, daß er fortan jeden Gedanken daran, über die von seinen beiden Meistern abgesteckten Grenzen hinauszugehen, von sich warf. „Ich habe keine Leistungen aufzuweisen, die tief eingriffen in den Gang der Wissenschaften, ihre Grenzen erweiterten oder in unerforschte Tiefen zu den Gründen der Erscheinungen drängen" — so bekannte er bei seiner Aufnahme in die Akademie. Worte stolzer Bescheidenheit, wie sie dem Stil dieser Reden entsprachen, welche sich über die eigenen Verdienste verbreiten müssen: bei Haupt aber drücken sie wirklich die Grundstimmung aus, die ihn erfüllte, und die im Lauf der Jahre ein solches Mißtrauen gegen sich selbst in ihm großzog, daß er den Glauben an seine eigene Kraft fast verlieren wollte. Wie manche Texte und Untersuchungen hat er, nachdem er unablässig daran gefeilt, liegen lassen, oder sie gar vernichtet, weil er den Grad der Vollendung daran vermißte, den er ihnen hatte geben wollen; seine Gewissenhaftigkeit ließ ihn dort tausend Schwierigkeiten erblicken, wo andere sorglos weitergingen. Eben darum aber konnte er, je peinlicher er auf sich selber achtete, um so unbarmherziger die Leichtherzigen zerzausen, die nach Pfuscherweise sich an Aufgaben heranmachten, an denen er sich matt gerungen hatte; also daß er wohl als sittliche Verfehlung ansah, was am Ende doch nur Unachtsamkeit gewesen war. Auch darin war ihm Lachmann bereits vorangegangen, sowie es lange die Art der Schule blieb („Berliner Dialekt" nannte es Ritschl), in den Gegnern Abtrünnige von dem Geiste der Wahrheit zu erblicken und den Kampf stets unter der Losung „Wer nicht für mich ist, ist wider mich" zu führen. Bei Haupt aber war alles in der Tat ursprüngliche Empfindung, Temperament und Leidenschaft, gebändigt durch den stets auf das Echte gerichteten Willen; die Glut, die in der Tiefe lebte, fühlte jeder,

der ihm nahe kam, und mancher hat ihre versengende Kraft an sich verspüren müssen.

3. Theodor Mommsen.

Es hat nicht an der philosophischen Fakultät gelegen, wenn ihr die Neue Ära den größten Erforscher und Darsteller alter Geschichte geschenkt hat, den die Welt bis heute sah. Seit 1858 war Theodor Mommsen in Berlin, um im Dienste der Akademie „die Archive der Vergangenheit" auf seinem Felde zu ordnen. Von dem Recht, als Akademiker an der Universität zu lesen, hatte er bisher keinen Gebrauch gemacht. Im Jahr 1861 aber erhielt er einen Ruf nach Bonn, wo ihm die Arbeitsgemeinschaft mit dem alten Freunde Otto Jahn und dem durch das *Corpus Inscriptionum* ihm noch eng verbündeten Ritschl winkte. Er wäre ihm gefolgt, hätte nicht der Minister eingegriffen und ihn der Fakultät präsentiert, die diesmal mit ihrer Einwilligung nicht zurückhielt. Wiederum ein Mann der neuen Zeit, der Gegenwart so hingegeben wie Gneist und Beseler, Droysen oder Heinrich von Sybel. Von ihrem Geiste ganz durchglüht waren die drei Bände seiner römischen Geschichte, die nur deshalb ein Torso geblieben ist, weil Mommsen in späteren Jahren, unter der Abwandlung der Zeiten, selbst ein anderer geworden war und nun, wie er einmal gesagt hat, nicht mehr die Leidenschaft besaß, Cäsars Tod zu schildern. Es spiegelt sich auch in ihr der Wirklichkeitssinn der Epoche, der Drang, die Alten von ihrem „phantastischen Kothurn", auf dem sie der Welt bisher erschienen, herabsteigen zu lassen, sie „in die reale Welt, wo gehaßt und geliebt, gesägt und gezimmert, phantasiert und geschwindelt wird", zu versetzen; mit innerem Anteil auch für dies Leben der Vergangenheit soll sich der Leser erfüllen. Aber wie tief immer die Kämpfe der Epoche das geniale Werk in Anschauung und Darstellung beeinflußt haben mögen, von der einmal erwählten Bahn haben sie seinen Verfasser doch nicht abdrängen können. Das unterscheidet Mommsen von den andern, die sonst seine Freunde und lange auch seine Kampfgenossen waren. Jene stellten nicht nur Urteil und Darstellung, sondern ihr ganzes Arbeitsgebiet in den Dienst der Politik. Droysen hatte seine Stellung in der wissenschaftlichen Welt auf dem Felde der griechischen Geschichte gewonnen; Sybel war durch seine mittelalterlichen Studien bis nahe an die Grenzen der römischen Welt zurückgeführt worden, er hatte bereits den Plan gefaßt, seinem Herstellungsversuch des altdeutschen Staates eine Geschichte der Ursprünge des Christentums, seiner Loslösung vom Staat und der Kultur der Alten folgen zu lassen, als ihn, wie Droysen, die politischen Erschütterungen der Gegenwart dazu brachten, seine Aufgaben in der jüngsten Vergangenheit zu suchen; und so ließ auch Gneist um verwandter Ziele willen die Welt der Pandekten im Stich. Mommsen hingegen ist aus dem Studienkreis, in dem er sich einmal festgesetzt hatte, nicht wieder herausgetreten. Gewiß nicht aus Gleichgültigkeit gegen die noch gemeinsamen Ideale; er ist ihnen treuer geblieben als die andern; sein ganzes Leben lang hat er für sie gestritten. Jene ließen sich von dem Strom der allgemeinen Entwicklung tragen und fanden sich im Leben wie in ihrer wissenschaftlichen Auffassung mit ihr ab: Mommsen stemmte sich ihr eher entgegen und scheute niemals vor Konflikten zurück, auch wenn sie ihn iso-

lierten; Menschenfurcht war ihm fremd. Aber der Forscher war in ihm jederzeit stärker als der Politiker; und er hielt beide Sphären um so mehr auseinander, je weiter die historischen Räume wurden, die er in rastloser Arbeit sich unterwarf. Was ihn von der Jurisprudenz zur Geschichte brachte, war die Einsicht (er selbst hat sich im Hinblick auf einen verstorbenen Freund so ausgesprochen), daß in der Formel an sich der Geist nicht zu finden sei, daß die historische Jurisprudenz ohne die Geschichte, das Römische Recht ohne Rom noch etwas weniger sei als Stückwerk. Wenn er dann seine Römische Geschichte vor der Kaiserzeit, in deren Studium er sich, als er den Gedanken faßte, gerade zuerst vertieft hatte, abbrach, so geschah es nicht etwa aus Scheu, an die altchristlichen Probleme zu rühren (sie haben gerade in seinen letzten Jahren einen Teil seiner Arbeit gebildet), sondern in der Erkenntnis, daß eine Geschichte der römischen Kaiserzeit noch etwas anderes sei als die Geschichte des Kaiserhofes und der Reichsverfassung, daß sie vor allem Reichsgeschichte sein müsse, und daß eine volle Anschauung des Weltreiches lediglich aus der Flut ihrer Inschriften gewonnen werden könne: es war die Aufgabe, für die er sich bereits vor Jahren verpflichtet, die er schon auf der Universität als unerläßlich für die Erkenntnis des römischen Rechts wie des römischen Staates erkannt hatte. Und wenn er später, beim Antritt seines Berliner Rektorats, die Kommilitonen ermahnt hat, stets ihre eigenen Wege zu gehen, unbekümmert um Gefahr und die Schwierigkeit der Aufgabe, mit dem vollen und ganzen Entschluß, ihrer Herr zu werden, denn bei jedem rechten Menschen von Eigenart sei der eigene Weg für ihn der beste, so wies er damit nur auf den Weg hin, den er selbst sich gebahnt, und die Gesinnung, in der er ihn betreten hatte. Es ist ihm schwer genug geworden. Denn er wußte, was er aufgab, und daß er seine Lebenszeit mit Arbeiten ausfüllen sollte, die ihn von den Zielen, denen seine Künstlernatur zustrebte, hinwegtreiben würden. „Wieviel lieber als anderen Leuten Ziegel machen, baute ich selbst Häuser“, so schreibt er in den Tagen, als ihm die Berliner Akademie den Auftrag anbot, zusammen mit Jahn das lateinische *Corpus Inscriptionum* zu machen. Zu Hilfe kam ihm die Nötigung, sich eine feste Stellung zu sichern, für „schnödes Gold“ die „goldene Freiheit“ aufzugeben. Aber das Entscheidende war dies nicht, sondern (wie er in demselben Brief, an den Freund seines Lebens, Wilhelm Henzen, betonte) der Gedanke, „daß, wo solche Not ist, wie hier, jeder zugreifen muß, wer da kann, und daß die wahre Tüchtigkeit darin besteht, an der Ecke, wo man eben steht, sei es Offizier, sei es Soldat zu spielen“. Das ist das wahrhaft Große, Ehrfurchtheischende an diesem Helden der Arbeit, daß er, der das Ziel und die Vollendung der Historie in der Kunst, in der Plastik der Darstellung erblickte, und der selbst von Schöpferkraft glühte, dem die Gedanken entsprühten, wie unter dem Hammer vom Amboß die Funken, er, der Meister der Form, des prägnanten Ausdrucks, eindringender Charakteristik, freiwillig, um der Sache willen, eine Lebensarbeit auf sich nahm, welche nur Bausteine häufte und in der Gleichförmigkeit ihrer Technik nur durch unendliche Geduld und eine das Kleine und Kleinste beachtende Sorgfalt zu einem guten Ende gebracht werden konnte. „Hat es doch auch Scaliger getan“, so trö-

stet er sich, „und war mehr als du.“ Aber freilich, die Geduld, die er dazu mitbrachte und in täglicher Arbeit stählte, war, wie er selbst es in jener Rede zum Ausdruck gebracht hat, nicht „die banausische Geduld der groben Arbeit“, sondern „die geniale Geduld des das ferne Ziel vorahnenden Forschers“; und darum konnte er auch in dieser Arbeit alle Kräfte und Gaben seines Genius entwickeln: die unbeirrbare, intuitive Schärfe des Urteils, in der sich Kritik und Kombination vereinigten, den Blick des Organisators, der die überallher zuströmende Materie gliederte und abgrenzte und bei aller Kühnheit im Ausgreifen doch nur das Erreichbare sich vornahm, und so auch die Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, die ihn um so ruheloser dem Ziel entgegentrieb, je klarer er es vor sich sah. Weit über ein Jahrtausend alter Geschichte hat Mommsen forschend durchmessen. Im Mittelpunkt stand ihm immer Rom, aber kein Blatt in dessen Geschichte ließ er unberührt, von den Ursprüngen der ewigen Stadt her bis dahin, wo die letzten Trümmer des Weltreiches, das sie mit ihren Formen aufgebaut und erfüllt hatte, sich in dem Dunkel der Völkerwanderung verloren. Schwierigkeiten schreckten ihn nicht; er selbst türmte immer neue empor. Über das Inschriftenwerk hinaus regte er an, begann und vollendete er Unternehmungen, an denen sich ganze Geschlechter von Gelehrten müde gerungen hatten. Um ihn her die Schar seiner Mitarbeiter, die durch die Arbeit selbst seine Schüler, Gefährten, Freunde wurden, unter denen er stand wie ein römischer Centurio unter seinen Legionären, den Blick überallhin, vor allem aber vorwärts gerichtet, anfeuernd mit freundlichem oder auch strengem Zuruf, am meisten jedoch durch das eigene Beispiel, stets bereit, zu raten, zu korrigieren, die Schwachen zu stützen, die Zurückbleibenden wieder an die Front zu führen oder selbst an die Stelle der Fallenden zu treten. So sahen wir ihn noch die Schwelle des neuen Jahrhunderts überschreiten, in dem Silber seiner Locken, den Nimmermüden, mit den Augen, in denen noch das Feuer der Jugend brannte: sammelnd, ordnend, neugestaltend, immer weitere Räume des vergangenen Lebens sich unterwerfend, und dennoch der Gegenwart mit ihren Kämpfen zugewandt wie in seinen jungen Tagen, streitlustig wie einst, auch wohl herrisch und hartnäckig, unduldsam zuweilen und verbittert, und dennoch (wie jeder, der ihn kannte, wußte) ein Mann des weichen Herzens, voll zarten Empfindens, der treuste der Freunde, allem, was menschlich ist, offen, und erglühend für alles Edle, das Gute wie das Schöne, der rechte Sohn seiner Heimat, ganz verwurzelt in dem protestantisch-norddeutschen Wesen, bei allem Freimut gebunden an das Grundgesetz in der Religion seiner Väter, die Wahrhaftigkeit, in der ihm Leben und Schaffen beschlossen waren. Einen Größeren hat keine Universität je besessen; seiner Wissenschaft wird niemals ein ihm Gleicher erstehen.[4])

4. Rudolf Gneist.

Wenigen Lehrern der Berliner Universität sind so frühzeitig Kathedererfolge beschieden gewesen, und wenigen ist es trotzdem so schwer geworden, vorwärtszukommen, wie Rudolf

4) Vgl. vor allem die Gedächtnisrede seines liebsten Schülers, Otto Hirschfelds, weitaus die beste Würdigung, die der Persönlichkeit und dem Schaffen Mommsens zuteil geworden ist. Auf ihr beruht die obige Charakteristik.

Gneist. Schon im ersten Jahrzehnt seiner Dozententätigkeit war ihm ein Lehrerfolg beschieden wie keinem zweiten an der Universität. Seine Listen wiesen Hunderte von Hörern auf; bis auf 800 war er in einzelnen Jahren gekommen; Tausende von Beamten, zum Teil in hervorragenden Stellungen und aus den besten Familien des Landes, nannten sich bereits seine Schüler: er selbst aber wartete als Extraordinarius noch immer auf das volle etatsmäßige Gehalt; nur das halbe, ein paar hundert Taler, hatte das Ministerium für den erfolgreichsten der Berliner Professoren in der Kasse. Einen Ruf, der ihm 1845 von auswärts, nach Kiel, angetragen war, hatte er ausgeschlagen; die Versetzung nach Greifswald, die ihm die Regierung im Sommer 1848 anbot, um den Lästigen loszuwerden (er sollte dort in Ergänzung von Wilhelm Planck Kriminalrecht, Kriminalprozeß und römisches Recht lesen), wies er zurück, nachdem sein Gesuch, die Professur mit einer Anstellung am dortigen Appellationsgericht zu verbinden, abgelehnt war. Letzteres, obschon er in Berlin seit 1843 ein Kommissorium mit vollem Stimmrecht, zuerst am Kammergericht, danach am Obertribunal, innegehabt hatte; 1849 aber, d. h. sobald die Reaktion einsetzte, ward ihm auch dieses gekündigt. Begreiflich, daß er in einem erneuten Gesuch, das er am zehnten Jahrestage seines Extraordinariats, im März 1855, dem Minister einreichte, dieser Erfahrungen mit Bitterkeit gedachte und weniger bittend als fordernd auftrat: nach solchen Lehrerfolgen ihm noch immer das Gehalt zu versagen, so schrieb er, widerspreche nach seiner Auffassung der traditionellen Achtung von Beamtenehre, Lehrberuf und Wissenschaft in Preußen, jedenfalls seinem Ehrgefühl und den Traditionen seiner Familie. Raumer überwies die Eingabe ordnungsgemäß der Fakultät. Diese aber erzeigte dem jungen Kollegen kein größeres Maß von Wohlwollen als die Regierung. Die Tatsache, daß die Zahlen seiner Zuhörer die der Ordinarien weit hinter sich ließen, machte auf sie keinen Eindruck; sie erschienen ihr im Gegenteil eher verdächtig, und das Zeugnis der akademischen Jugend, auf das sich Petent berufen, ließ sie nicht gelten. Denn aus der nackten Tatsache des äußeren Erfolgs lasse sich nicht entnehmen, ob es die höheren Eigenschaften eines Lehrers, die wissenschaftliche Tiefe und Gediegenheit, der Sporn zur Überwindung der nicht verschwiegenen Schwierigkeiten, die Entwickelung und Veranschaulichung der Rechtsregeln, oder das Gegenteil von diesem allem sei, was die große Menge in seine Vorlesungen ziehe. Ein sicheres Urteil lasse sich nur aus den Schriften gewinnen, durch die sich der Gelehrte vor dem größeren Publikum legitimiert habe. Dafür aber komme bei Gneist nur die eine Abhandlung über die formellen Verträge des neueren römischen Obligationenrechts in Vergleichsformeln mit den Geschäftsformeln des griechischen Rechts in Betracht, über welche die Fakultät bereits am 19. Februar 1845 berichtet habe. Dies Urteil, dessen Wortlaut die Fakultät in ihr Gutachten von neuem einzurücken sich nicht versagen konnte, klang freilich mäßig genug. „Finden wir nun auch", so heißt es darin, „den Inhalt dieser Schrift nicht in dem Grade neu und selbständig, welchen die Vorrede dafür anspricht, vermögen wir auch manchem ihrer Ergebnisse nicht beizustimmen, so können wir doch auch hier den Fleiß und die Gewandtheit

nicht verkennen, welche schon in den Studentenarbeiten des Verfassers hervortraten." Die späteren Schriften ließ die Fakultät überhaupt nicht gelten: sie seien teils politische Broschüren, teils wenigstens nicht eigentlich und ausschließlich juristischen Inhalts, teils bloße in wissenschaftlichen Vereinen gehaltene und daher mehr schönwisschenschaftliche Vorträge; und indem die Herren Ordinarien gegen ein für einen außerordentlichen Professor „nach den Umständen und Bedürfnissen" angemessenes Gehalt keine Bedenken hatten, erklärten sie sich unter Hinweis auf einen ihrer früheren Berichte ausdrücklich gegen die von Gneist am Schluß seiner Eingabe ausgesprochene Forderung eines festen, gleich- und etatsmäßigen Gehalts, da dies der Sache nach auf eine Gleichstellung mit einer ordentlichen Professur — wie sie vor einigen Jahren mit Ungestüm sehr allgemein verlangt worden sei — hinauslaufe. Das Ergebnis war eine Zulage von 200 Talern.

Man wird zugeben müssen, daß das Urteil der Fakultät, so hart es klang, und mochten auch (wir sind ja alle Menschen) nicht durchweg Motive sachlicher Natur im Spiele sein, wie es auf einer an sich richtigen Auffassung beruhte, so auch gerade in bezug auf Gneist nicht unberechtigt war. Der politische Akzent, den Gneist auf seine Vorträge legte, die Aktualität, die er ihnen zu geben wußte, warben ihm gewiß manche Zuhörer, wie es immer geschieht und damals auch Stahls Anziehungskraft miterklärte; auch der Vorwurf, daß er der Fassungskraft der Studenten weniger zumute als etwa Rudorff und Homeyer, mochte seine Berechtigung haben. Daß seine literarische Produktion streng wissenschaftlichen Stils bisher gering war, läßt sich vollends nicht leugnen, und ebensowenig, daß er bei den Problemen, die er zu lösen suchte, sich von politischen Rücksichten leiten ließ, worin übrigens manche seiner Gegner in der Fakultät, man braucht nur wieder an Stahl zu denken, nichts vor ihm voraushatten. Ihm hatte das Jahr 1848 den Weg gewiesen, auf dem er seine großen literarischen Erfolge, seine ganze wissenschaftliche Stellung gewinnen sollte. Seine römisch-rechtlichen Forschungen hatte er seitdem fortgeworfen; nur vorübergehend, um die genannte Schrift zu verteidigen, ist er darauf zurückgekommen: während er auf dem Katheder das Pandektenkolleg volle dreißig Jahre vorgetragen hat. Er unterlag damit derselben Strömung, in die auch unsere Historiker, die Droysen und Duncker, Sybel und Häußer, und so manche jüngere nach ihnen, eben die Parteifreunde Gneists, gerieten. Gleich ihnen, und im Unterschied von Gans und den Junghegelianern, kam er von der historischen Schule her; auch er bezeichnete sich wohl als Savignyschüler, und gewiß mit größerem Recht, als wenn man etwa Hegelsche Einflüsse bei ihm feststellen will; ein philosophischer Kopf war er überhaupt nicht. Aber der Gegensatz gegen die echten Savignyschüler, die in dem Gutachten der Fakultät zu Worte kamen, war dennoch scharf genug: er lag eben in der politischen Tendenz und in den durch sie bestimmten praktischen, auf unmittelbare Gestaltung des Lebens gerichteten Zielen, von denen jene, solange sie forschten, geflissentlich sich fernhielten. So geschah es ihm wie den Historikern: indem seine politischen Absichten sich wandelten, modifizierten sich auch seine wissenschaftlichen Anschauungen, oder sie sind, mochte er selbst daran festhal-

ten, durch eine objektivere Erkenntnis überholt worden. Jahrelang blieb seine Autorität unerschüttert, und noch heute darf niemand an seinen Büchern über englisches Rechts- und Verfassungsleben vorübergehen; er ist in diese weitverzweigte und den Deutschen bis dahin fremdartige Materie weiter als jeder seiner Zeitgenossen eingedrungen. Aber leugnen läßt es sich nicht, daß er, ähnlich wie Montesquieu, den er doch zu stürzen unternommen hatte, durch die Voreingenommenheit, zu der ihn seine praktisch-politische Tendenz führte, zu einer vollkommenen Anschauung der Dinge sich selbst den Weg verbaut hat. Wir können nicht einmal sagen, daß er sich von den Grundgedanken Montesquieus völlig freigemacht hat, so gewiß es ist, daß der französische Denker den Unterbau der englischen Staatsgewalt, das Selfgovernment, als dessen Entdecker Rudolf Gneist uns Deutschen gilt, nicht einmal gesehen hat. Wie Montesquieu konstruierte auch Gneist, wo er zunächst hätte begreifen sollen: wenn jener den englischen Staat von dem Satz der Dreiteilung der Gewalten aus aufbaute, so sah Gneist ihn ganz unter dem Gesichtswinkel seiner Selbstverwaltung an. Und gleich Montesquieu meinte er die fremden Institutionen auf den Boden der Heimat verpflanzen zu können, ohne zu bedenken, daß dieser solche Vergewaltigung nicht dulden und seine Eigenart jenen aufdrängen werde; wie denn seine Kreis- und Landordnung des bureaukratischen Elements wahrlich nicht entbehrt und in ihrer Verbindung mit den in der Regierung und den Parteien vorwaltenden, zentralisierenden Kräften vielleicht mehr davon enthält, als die altpreußischen Kreise unter ihren eingesessenen Landräten jemals besessen haben.

Dennoch ist Rudolf Gneist dem, was die Zeit verlangte, gerechter geworden als Stahl und seine Freunde und darum auch in seiner Wirksamkeit über sie hinausgewachsen. Keiner unserer Theoretiker hat auf seine Zeit so unmittelbaren Einfluß ausgeübt wie er. Und wenn Preußens Selbstverwaltung nicht alle die Züge trägt, die ihr Schöpfer ihr hatte aufprägen wollen, so ist eine andere Ideenreihe um so reiner und kräftiger verwirklicht worden, das ist die aus der Doktrin des Rechtsstaates von ihm abgeleitete Verwaltungsgerichtsbarkeit, die in noch höherem Grade als das eigenste Werk Rudolf Gneists angesprochen werden kann. Denn hier stand er trotz der modernen Einkleidung auf dem festen Grunde preußischen Rechts- und Staatsempfindens. Aus dem als Pflicht empfundenen Willen, das Recht zu handhaben, hatten die Hohenzollern von jeher ihre souveräne Gewalt über ihre Diener abgeleitet; niemals hatten sie ihre Machtvollkommenheit als Willkür aufgefaßt, mochte auch oft genug, und mit der Erweiterung der staatlichen Aufgabe und des Anteils der Regierten daran, ja unter dem Andrang der Parteien und im Kampfe der Interessen erst recht, das Regiment in polizeiliche Willkür umgeschlagen oder mindestens so empfunden worden sein. Es war darum nur die Fortbildung echt preußischer Gedanken, wie sie schon im Landrecht und in dessen Schöpfern, einem Svarez und Klein, sich dargestellt hatten, wenn Gneist die Majestät des Staates, des Rechtsstaates, wie er und seine Freunde sagten, in einem Gerichtshof verkörpern wollte, vor dem innerhalb der ihm zustehenden Kompetenz ein jeder Beamter der Krone sich zu beugen hatte.

Hier ist der Boden, auf dem auch

die Persönlichkeit Gneists ganz verständlich wird. Denn er selbst war ein Mann von echt preußischer Art. Berliner von Geburt, der Sohn eines Justizkommissars am Kammergericht (in dessen Gebäude, wie er gern erzählte, er das Licht der Welt erblickt hatte), hat er, mit Ausnahme weniger Jugendjahre, für sein ganzes Leben sich an Berlin binden lassen. Wir lernten ihn schon 1848 als Stadtverordneten kennen; er ist es Jahrzehnte hindurch geblieben. Alle seine Ämter haben ihn an Berlin gefesselt: das Mandat zum Abgeordnetenhaus von 1858 bis 1893, ein Sitz im Reichstag von 1868 bis 1884, von 1875 ab die Mitgliedschaft des Oberverwaltungsgerichts, von dessen Begründung bis an seinen Tod, seit 1884 auch die des Staatsrats. Unserer Universität hat er als Lehrer seit 1839 angehört, 56 Jahre; aber schon seine Studienzeit hat er ganz an ihr verbracht; ihr verdankt er fast alle seine akademischen Würden, auch das Doktorat der philosophischen Fakultät, das diese 1886 dem Siebzigjährigen verlieh; alle seine Examina hat er in Berlin bestanden. Nur seine Reisen, die ihn Jahr um Jahr und weit hinausführten, zuletzt noch über den Ozean, haben ihn von Berlin ferngehalten; von ihnen hat er 1886 den Doktorhut von Edinburg und zwei Jahre später den von Bologna heimgebracht; denn im Ausland wie im Inland ward in seinem glücklichen Alter dem Manne gehuldigt, dem die eigene Fakultät als Vierzigjährigen nur eben das Extraordinariat hatte zubilligen wollen; mit dem Adel und der Exzellenz belohnte die Regierung sein Wirken, das in Wahrheit ganz dem Staate angehört hatte, und die erlauchte Schar der Ritter des Ordens pour le mérite hielt ihn für würdig, ihn in ihre Mitte aufzunehmen. Als Märker kennzeichnen Gneist seine tüchtigsten Eigenschaften: das Zähe und zugleich Bewegliche, das Rasche, Wohlgemute, Nimmermüde seines Wesens, die Zuversicht, die er auf sich selbst, und das Vertrauen, das er in andere setzte, die bürgerliche, kameradschaftliche Art, die ihm das Vertrauen auch weiterer Kreise gewann — Eigenschaften, die, gepaart mit seinem Wissen und seinen Erfahrungen, ihn wie wenig andere zu einem guten Redner, einem geschickten Debatter und einem ausgezeichneten Leiter von Vereinen und Versammlungen machten. Aufrecht und unabhängig, und bei aller gelegentlichen Schärfe im Grunde gutherzig und versöhnlich, ganz der Sache ergeben, erwarb er um so mehr Freunde und Verehrer, je älter er wurde. Weit zurück, von ihm selbst fast vergessen, lagen die Zeiten, in denen er als Führer der Jungen Bresche in die Wälle der akademischen Korporation hatte schlagen wollen; er war eine ihrer stärksten Stützen geworden, der Patriarch seiner Fakultät, während ihm die Studenten so anhänglich blieben wie in seinen jungen Tagen. Auch ihm erneuerten sich im Verkehr mit ihnen täglich die Kraft und der Frohmut der Jugend; seinem Lehramt blieb er treu bis ans Ende, und so wird auch ihm seine Alma Mater als einem ihrer Besten für immer ein treues Gedächtnis bewahren.

Das Nationalitätenproblem in Kurland.

Von Ludwig Bergsträßer.

Nach der russischen Statistik von 1897, leider der letzten zuverlässigen, da spätere auf Schätzung des Zugangs, nicht auf Zählung beruhen, wohnten in Kurland insgesamt 674000 Personen, d. h. auf den Quadratkilometer 25 Einwohner gegen 120 in Deutschland, gegen immer noch 52 in dem den natürlichen Bedingungen nach so verwandten Ostpreußen und 42 in Litauen. Kurland ist selbst im Vergleich mit den russischen Gouvernements, abgesehen von den polaren, das am dünnsten besiedelte. Daran hat sich in der Zwischenzeit nicht sonderlich viel geändert, denn dem Zuwachs einiger Städte wie Libau und Windau, steht das Land gegenüber, wo die Bevölkerung steht oder sogar zurückgeht.

Die Gründe für diese bei einer überwiegend landwirtschaftlichen Bevölkerung auffallende Erscheinung sind strittig; sicher ist die ziemlich starke Abwanderung vom Lande; ein großer Teil der lettischen Landarbeiterschaft, aber auch Bauernkinder drängen in die Städte, vor allem nach Riga hinüber: hier spielt sich also der analoge Prozeß ab wie in Deutschland; meist in Etappen, indem z. B. Tuckum die erste Station nach Riga bildet, der Übergang sich also nicht direkt in die Arbeiterschaft der Industriestadt vollzieht, sondern über den Kleinbürger und Händler. Vielfach wird auch behauptet, schon der Lette auf dem Lande huldige dem Zweikindersystem; das wird von lettischer Seite bestritten und von erfahrenen Landärzten wird versichert, daß an der geringen Vermehrung eher die große Kindersterblichkeit schuld sei.

Die großen Städte, besonders Libau und Riga, das zwar in Livland gelegen ist, aber einen Teil seines wirtschaftlichen Hinterlandes in Ostkurland hat, ziehen außer den Letten noch andere Bevölkerungsteile an sich, so vor allem Litauer als Industriearbeiter, Polen in gleicher Eigenschaft und als kleine Industriebeamte; dann auch Juden, die aus den für sie übervölkerten Städten Litauens kommen und mehr und mehr den Kleinhandelsstand bilden.

Für die politische Betrachtung können die Polen und die Litauer ausscheiden; sie bilden in Libau und Windau, ebenso in Riga ein ähnliches Element wie die polnischen Industriearbeitersiedlungen im deutschen Westen.

Völlig ausscheiden kann auch der Russe; er war in Kurland nie bodenständig, lebte hier nur als Beamter, Offizier. Ein verhältnismäßig sehr hoher Teil dieser Russen ist vor der deutschen Eroberung teils geflohen, teils gezwungen weggegangen; sie werden nicht zurückkehren.

So bleiben als wichtige Volkselemente die Deutschen, die Letten und die Juden. Nach der Zählung von 1897 waren es 51000 Deutsche = 7,5%, 506000 Letten = 75%, 38000 Juden = 5,6%. Vermehrt hat sich seitdem absolut wohl die Zahl der Juden, wenigstens vor dem Kriege; ihr augenblicklicher Stand ist infolge der zwangsweisen Wegführung wesentlich vermindert, aber auch bei ihnen hat der Rückstrom der Flüchtlinge schon eingesetzt. Die Deutschen haben durch den Zustrom von Juden, Polen und Litauern im Verhältnis abgenommen. Das macht sich in den Städten

nicht nur äußerlich, sondern auch in der Stellung des Deutschtums geltend. In Libau machten sie im Jahre 1911 nur noch etwa 10% aus. Das ist immer noch ein Fünftel mehr als ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung.

Es wäre nun aber nichts unrichtiger, als hier in Kurland mechanisch eine Zahl mit der anderen zu vergleichen. Das würde ein völlig falsches Bild geben. Denn infolge der sozialen Gliederung sind die Deutschen auch heute noch in Kurland unbestritten und unbestreitbar die führende Schicht. Auf dem Lande ist es der deutsche Großgrundbesitzer, der „baltische Baron" und der deutsche Pfarrer, in der Stadt der deutsche Gelehrtenstand, Ärzte, Apotheker, Juristen, Lehrer, der deutsche Großkaufmann, teilweise auch der deutsche Handwerker. Leider sind mir Zahlen über die nationale Verteilung des Bodens nicht zugänglich, sie würden auch insofern ein schiefes Bild geben, als ein beträchtlicher Teil des fideikommissarisch gebundenen Besitzes aus Wald besteht, wobei wiederum für die Zukunft in Rechnung zu stellen ist, daß ein Teil dieses Waldes, ganz abgesehen von Moor und Unland, nicht nur geeignet ist in Ackerland verwandelt zu werden, sondern auch aus allgemein-wirtschaftlichen Gründen in solches umgewandelt werden sollte. Dieser deutsche Bodenbesitz stammt im wesentlichen aus der Anfangszeit der Geschichte Kurlands, als deutsche Ritter im 12. Jahrhundert hier gegen die Heiden kämpften und sich hier festsetzten. Die spätere Einwanderung ist für das Land nicht bedeutend; der adlige Besitz hat sich vermöge des Erbrechts und bewußter Arbeit auch ohne sie halten können.

Mit dem deutschen Bürgertum der Städte steht es anders. Hier begann die Einwanderung zwar auch schon im 13. Jahrhundert, sie blieb aber bis ins 16. Jahrhundert gering, beschränkte sich meist auf Kaufleute, die aus den östlichen Hansestädten, aus Lübeck und Danzig kamen. Erst mit der Reformation wird der Strom breiter: lutherische Geistliche und Lehrer kommen herbei; dann folgen Handwerker und mittlere Kaufleute, die beiden letzteren Kategorien vorwiegend aus dem benachbarten Ostpreußen. Um das Jahr 1850 hat auch diese Einwanderung zu stocken begonnen.

Trotz der Einwanderung hat sich die Zahl der Deutschen in Kurland wie in den Ostseeprovinzen wohl überhaupt, wenigstens im Laufe des 19. Jahrhunderts, offenbar nicht vermehrt. Denn der Einwanderung steht eine ständige Abgabe gegenüber. Die Grundlage des Deutschtums war in sozialer Hinsicht immer schmal; es bildete die Oberschicht, und es ist bekannt, daß diese sich nicht sonderlich stark vermehrt; überdies war, da auch die Unterschicht stagniert, für weitere Kräfte eben einfach kein Platz da; sie wurden vom weiten russischen Reiche aufgenommen, teils kolonienweise wie in Petersburg, teils vereinzelt als Beamte, Offiziere, in den geistigen Berufen. Viele von diesen einzelnen sind im Laufe der Zeit vom Russentum aufgesogen worden; deutsche Namen im russischen Offizierskorps zeigen den Weg jüngerer adliger Söhne.

Bedenklich wurde diese Entwicklung für das baltische Deutschtum erst, als mit Freizügigkeit und Gewerbefreiheit die bisher unterste Schicht des Handwerkers und kleinen Kaufmanns immer mehr ausfiel, Letten und Juden sich hier einschoben. Beschleunigt wurde dieser Prozeß dadurch, daß eben dieses handwerkliche Bürgertum seine Kinder auch auf der sozialen Stufenleiter aufsteigen

lassen wollte und sie darum soweit irgend möglich der akademischen Laufbahn, dem sog. Literatenstande, zuführte. Dieser litt dadurch an Überfüllung, und es mußten mehr Deutsche ihr Brot außerhalb der Provinz im russischen Reiche suchen, als an sich nötig gewesen wäre. Man kann dies bedauern, kann aber eine solche Entwicklung nicht hindern, sie ist zu natürlich und zu sehr mit den Verhältnissen verknüpft; wir haben sie in genau derselben Art in Siebenbürgen.

Die lettische Revolution von 1905 zeigte die politischen Folgen im bedenklichsten und grellsten Lichte. Nachdem man zwanzig Jahre lang allen Zwangsmaßregeln der Russifizierungspolitik standgehalten hatte, schien hier einen Augenblick die Existenz von unten bedroht.

Man hat behauptet, die russische Politik habe nach dem Grundsatze des *divide et impera* den Gegensatz zwischen Letten und Deutschtum mit allen Mitteln zu erweitern gesucht und darin guten Erfolg gehabt; etwas Wahres ist sicher daran; die russische Politik gegenüber den Fremdvölkern ist immer klug gewesen; aber sie hätte das Ziel nicht erreichen können, wenn ihr nicht aus dem Lettentum selbst Entwicklungstendenzen entgegengekommen wären. Auch dieses kleine Volk, das bisher ganz unter dem deutschen Kultureinfluß gestanden hatte, erwachte allgemach zum Bewußtsein seiner Eigenart; die Deutschen haben dabei mitgeholfen; sie haben dem Letten seine Schriftsprache gegeben, haben durch volkskundliche, sprachliche und geschichtliche Forschung das Material für eine Art nationaler Romantik erst beigebracht. Das geschah zur selben Zeit etwa, als die völlige wirtschaftliche Verselbständigung des Bauern gesetzlich durchgeführt wurde. Damit waren die Bauern, die hierbei gut abgeschnitten hatten und tüchtig arbeiteten, in der Lage, ihren Kindern den sozialen Aufstieg zu ermöglichen, und so bildete sich allmählich ein höherer lettischer Mittelstand, der zwar immer noch dünn ist, aber doch auch die Basis des Deutschtums verengt. Daneben kam ein lettischer Kleinmittelstand auf; er rekrutierte sich vielfach aus den Kindern der Landarbeiter und benutzte häufig die untersten Stufen des Beamtenkörpers zum Aufstieg; dabei wurde dann der einzelne vielfach ins Innere Rußlands verschlagen und ging dort seinem Volkstum verloren, dem er in der Zeit der Russifizierung, von 1886 ab schon durch russische Schulen mehr entfremdet war als früher, wo die von Deutschen geschaffene und unterhaltene Kirchenschule ihn in seiner Muttersprache lesen und schreiben gelehrt hatte. Beide Klassen zusammen brachten dem Letten die ersten politischen Organisationen: während der besitzliche Lette, der „Gesindewirt", auf seiner eigenen Scholle meist durchaus konservativ ist, fiel der neue Mittelstand aber auch der Landarbeiter sozialistisch-revolutionären Gedankengängen anheim. Das hat die Revolution von 1905 gezeigt, die anfänglich einen rein sozialen Einschlag hatte und sich auf dem Lande oft genug ebenso gegen lettische wie gegen deutsche Besitzer richtete.

Eines muß überhaupt betont werden: Im Verhältnis des Letten zum Deutschen in Kurland wirkt die lange wirtschaftliche Abhängigkeit und der soziale Unterschied ungemein stark nach; man kann vielleicht so weit gehen zu behaupten, daß der Nationalitätengegensatz nur eine Folge und eine Form dafür sei. Hierfür spricht auch, daß der soziale Gegensatz von deutscher Seite

immer bewußt aufrechterhalten worden ist, und zwar derart, daß die Eindeutschung der Letten verhindert wurde. Das geschah vor allem auf dem Lande von seiten des Großgrundbesitzers, und man hat daraus schließen wollen, diesem habe es sich dabei nur darum gehandelt, die billige Arbeitskraft zu erhalten. Aber es ist doch auffällig, daß auch der Deutsche in der Stadt mit seinen Dienstboten durchweg lettisch spricht, und man wird mit Vorwürfen um so mehr zurückhalten, wenn man weiß, daß zwischen Rumänien und Deutschen in Siebenbürgen die Verhältnisse ganz gleich liegen, ebenso zwischen Italienern und Slawen in Dalmatien. Eine zahlenmäßig im Verhältnis schwache, sozial so unbedingt überlegene, völkisch geschiedene Herrscherschicht hat eben einfach ihre besonderen Lebensbedingungen; sie läuft zu leicht Gefahr, von dem aufsteigenden Fremdvolk aufgesogen zu werden.

Es wäre auch falsch daraus, daß die Lage des Deutschtums in den Ostseeprovinzen steigend schwierig geworden ist, zu folgern, daß eine andere Politik bessere Ergebnisse hätte zeitigen müssen; denn zu einem Teile hängen die wachsenden Schwierigkeiten nicht von den besonderen Verhältnissen im Lande, sondern von der allgemeinen Entwicklung und der Veränderung des sozialen Aufbaus in allen Kulturländern ab, die sich nur hier wie ähnlich auch in Siebenbürgen später zeigen als in Westeuropa. Darüber hinaus wird eine vernünftige politische Betrachtung ja überhaupt nach den Gründen einer gegenwärtigen Erscheinung nicht suchen, um abzuurteilen, denn das führt praktisch zu gar nichts, sondern um Anhaltspunkte zu finden, wie dieser Erscheinung, wenn sie dem Betrachtenden unerfreulich ist, entgegengearbeitet werden kann.

Und da ergibt sich die einfache Folgerung: Wenn das Deutschtum in Kurland gehalten werden soll, so muß es zahlenmäßig gestärkt werden. Der Gedanke ist nicht neu und ist nicht etwa während des Krieges reichsdeutschen Köpfen entsprungen, vielleicht gar von irgendeinem wilden Annexionisten ausgeheckt worden. Vielmehr haben ihn die Brüder Silvio und Robert Broederich — Gutsbesitzer im Goldingenschen Kreise — gleich nach der lettischen Revolution gefaßt und ausgesprochen. Sie sahen damals, als aufständische Lettenhorden, geführt von sozialistischen Elementen der Städte, zunächst unter der stillschweigenden Duldung der russischen Regierung durchs Land zogen, die Gutsbesitzer ermordeten und wüste Greuel verübten, daß das Deutschtum einem zweiten solchen Angriffe kaum werde gewachsen sein, daß für die in lettischer Umgebung Vereinzelten ein stärkerer Schutz geschaffen werden müsse, und sie schlossen ganz folgerichtig, dies könne nur geschehen, wenn neuerdings wieder ein Strom deutscher Einwanderung ins Land geleitet werde. So entstand der Gedanke an deutsche Siedelungen. Man ging auch trotz aller Schwierigkeiten sogleich an die Ausführung. Eine öffentliche Gesellschaft konnte natürlich nicht gebildet werden, öffentliche Mittel gab es auch nicht; alles blieb das Werk einiger weniger, die dazu noch vielfach angefeindet wurden. Die Ansiedler holte man aus Wolhynien, deutsche Bauern, die von dort auswandern wollten und sonst gleich vielen anderen nach Amerika gezogen wären. Ihnen verkauften einzelne Großgrundbesitzer Land, meist Vorwerke oder Nebengüter, oft auch Wald, der erst gerodet werden mußte. Der Bauer kam mit ganz wenig Habe und noch weniger Kapital. Er baute sich einen

Unterstand oder lebte in dem Winkel einer Gutsscheuer, fing erst den landwirtschaftlichen Betrieb an und baute sich dann allmählich wohnlich an oder aus. Das hatte den großen Vorteil, daß die ganze Ansiedlung gar keine Kosten machte, der Großgrundbesitzer gab nur einen langfristigen Kredit und half zunächst auch mit Betriebsmitteln aus. Es hatte die weitere gute Folge, daß der angesiedelte Bauer, da er sich selbst eingerichtet hatte, mit allem durchaus zufrieden war. Und im großen und ganzen gediehen die Leute vortrefflich; sie haben auch die schwere Kriegszeit überstanden, trotzdem in den Ansiedlungen in Planitzen bei Goldingen gekämpft worden ist und Russen wie Deutsche haben requirieren müssen. Wohl sieht eine solche Ansiedlung nicht so schmuck aus, wie die neuen Dörfer in Posen, aber lebensfähig ist sie mindestens ebenso, und den Palast einer vielköpfigen „Kommission" vermißt man gerne.

Während des Krieges ruht die Ansiedlungstätigkeit natürlich, aber ihr geistiger Leiter hat eine große Agitation entfaltet, um sie, wenn die Loslösung Kurlands vom russischen Reiche erfolgt ist, von neuem aufzunehmen. Das soll dann in vergrößertem Maßstabe geschehen dadurch, daß alle kurländischen Großgrundbesitzer einen bestimmten Prozentsatz ihres Landes abtreten. In der ersten Zeit der zarischen Herrschaft rechnete man damit, daß als Ansiedler in erster Linie die deutschen Bauern Wolhyniens und der Wolgagebiete in Betracht kämen; wie deren Lage in der Zukunft sich gestalten wird, ist nun ja noch ganz ungewiß; überschüssiges Menschenmaterial haben sie sicher; dazu kämen noch Deutsche aus Polen, deren Aussiedelung vielleicht schon im Interesse unseres Verhältnisses zum neuen Polenreiche erwünscht wäre; dann mag auch mancher deutsche Soldat, der durch das fruchtbare und weiträumige Land gekommen ist, sich gerne hier festsetzen. An Menschen wird es nicht fehlen, an Land auch nicht, wenn nur die beteiligten Kreise einsehen, daß infolge der demokratischen Tendenz unserer Zeit ihre Stellung auch unter einer deutschen Oberherrschaft irgendwelcher Art ohne einen deutschen völkischen Unterbau nicht gesichert ist. Für die Durchführung der ganzen Ansiedlungsarbeit möchten wir wohl die bisherigen Erfahrungen ausgebaut sehen, d. h. keine staatliche Organisation, denn diese arbeitet zu teuer, sie bringt auch sofort ein Moment des politischen Kampfes in das Werk hinein. Eine deutsche Siedlungspolitik, die von der Regierung selbst organisiert wird, ist eine Kriegserklärung gegen die Letten; dazu liegt kein Grund vor. Denn ganz abgesehen von den parlamentarischen Möglichkeiten eines solchen Werkes ist es immer ein Fehler, politische Reibungsflächen zu schaffen, wo man es vermeiden kann. Im Gegenteil würden wir eine günstige Nebenwirkung des privaten Siedlungswerkes darin sehen, daß der deutsche Bauernstand wirtschaftlich die gleichen Interessen vertreten könnte und müßte wie der lettische Bauer. Die Tätigkeit der Regiegierung könnte sich darauf beschränken, kulturpolitisch, d. h. besonders in Schulfragen, den Ansiedlern entgegenzukommen.

Würde diese Siedlung im großen durchgeführt, so wäre das Zahlenverhältnis zwischen Deutschen und Letten auf dem Lande sehr bald ausgeglichen; dem deutschen Mittelstand der Städte erwüchse eine neue Zufuhr aus Landkindern; seine Not im Lehrlingswesen würde aufhören, sein Kundenkreis gesteigert, und eine neue Blüte deutschbürger-

lichen Lebens stünde in Aussicht. Dies um so mehr, als alle Anzeichen dafür sprechen, daß ein Teil des Judentums vielleicht sogar ein recht großer, nach Friedensschluß weiter östlich wandert. Es kann jetzt schon als sicher betrachtet werden, daß die Beschränkungen für Juden im zukünftigen Rußland fallen werden. Dann bleibt für den Juden nur die Lichtseite der russischen Zustände, seine wirtschaftliche Überlegenheit und damit die Aussicht auf besseren Verdienst, als er ihn in einem deutschbeeinflußten Kurland finden wird. Das gilt hauptsächlich von den Juden, die in der letzten Zeit erst nach Kurland eingewandert sind, meist aus Litauen. Sie bilden die untere Schicht, ihre Lebenshaltung ist wesentlich niedriger als die der alten kurischen Juden, sie stehen dem Deutschtum ferner, sprechen Jargon und sind ihrer Gesinnung nach zum großen Teil russenfreundlich, was hauptsächlich mit den Handelsbeschränkungen zusammenhängt, die die deutsche Verwaltung hat durchführen müssen. Wenn und wo es in Kurland einen Antisemitismus gibt, richtet er sich gegen die neueingewanderten, nicht gegen die alteingesessenen Juden, die kulturell stark vom Deutschtum beeinflußt sind und sich auch politisch zu ihm hielten. Für das gute Verhältnis zwischen diesen und den Deutschen spricht es, daß bei der Ausweisung der Juden aus Goldingen die dortigen Gutsbesitzer ihnen durch Wagen und Pferde soweit irgend möglich in ihrer Not geholfen haben. Der Jude wird also politisch in Kurland zukünftig keine Schwierigkeiten machen.

Auch die von lettischer Seite zu erwartenden soll man nicht zu hoch einschätzen, wenigstens dann nicht, wenn man es klug vermeidet, sie irgendwie durch behördliche Maßnahmen zu erweitern.

Man wird bei der ganzen lettischen Frage davon ausgehen müssen, daß eine zwangsweise Germanisation politisch nicht notwendig ist. Ein völkisch so festgefügter, staatlich so sichergestellter Körper wie das Deutsche Reich kann einen kleinen Volkssplitter, der nicht den dreißigsten Teil des eigenen Bestandes ausmacht (1,8 gegen 64 Millionen etwa), sehr wohl ertragen, ohne irgendwelche Gefahr zu laufen. Er ist nicht genötigt Nationalpolitik zu treiben wie etwa die Madjaren, die in ihrem eigenen Staate zahlenmäßig in der Minderheit sind. Heute noch haben wir in der Lausitz Wenden, in Ostpreußen Litauer in geschlossener Siedelung, ohne daß beide Volksteile politisch irgendwie von Bedeutung wären. Der Vergleich mit den Polen ist durchaus schief, denn die Polen in Preußen stehen und fallen mit dem Rückhalt, den sie an den Stammesgenossen im Königreich und in Galizien haben; sie bilden mit rund 20 Millionen eines Volkes, das eine große politische Tradition sein eigen nennt, eben eine Nation, sie waren Jahrhunderte hindurch staatlich selbständig organisiert. Das alles war bei den Letten nie der Fall. Man könnte sich danach eine Politik zurechtlegen, die für Kurland nur darauf ausgeht, dem lettischen Bevölkerungsgrundstock gegenüber das Deutschtum zu erhalten, ihm seine soziale Überlegenheit zu sichern und das Land rein politisch einzugliedern.

Weiterhin darf man die amalgamierenden Wirkungen nicht unterschätzen, die der Übergang der Regierung an Deutschland ohne weiteres, d. h. ohne jegliche künstliche Nachhilfe, ganz von selbst ausüben wird. Schon in der dreijährigen Zeit der Besetzung hat sich die Kenntnis der deutschen Sprache, die ja ohnehin bei vielen Letten traditionell vor-

handen war, wieder bedeutend gehoben, einfach durch den Verkehr mit den Behörden, durch die Soldaten. Die Letten sind ein durchschnittlich recht begabtes Volk und werden die deutsche Sprache gewiß ungleich leichter erlernen als die so sehr viel schwerere russische. Sie werden es auch ohne Zwang tun, sobald sie sehen, daß sie Vorteil davon haben, und dieser Fall tritt in dem Augenblick ein, wo der einzelne etwa in die untere Eisenbahn- oder Postlaufbahn einzutreten wünscht; heute schon haben wir in solchen Stellen viele Letten, und es ist kein Zweifel, daß sie bleiben werden, wenn man sie behält; es wäre durchaus falsch, diese Möglichkeiten nicht auszunutzen, und am falschesten, den Letten in den großen Staatsbetrieben nur als unteren Arbeiter zu verwenden; wenn er bei den neuen Verhältnissen seine Rechnung findet, wirtschaftlich selbst interessiert ist, wird er sich ihnen um so schneller anpassen; man ermögliche ihm weitgehend den Aufstieg; dabei wird es in den großen Reichsbetrieben ja von selbst dahin kommen, daß diese Karriere sich nicht ausschließlich in der Heimat abspielt; er wird auch das Reich selbst kennen lernen und sich dadurch um so mehr einordnen. Die privatwirtschaftlichen Verhältnisse werden denselben Zug in sich haben; der lettische Handwerker und Gewerbetreibende wird bei deutschen Firmen bestellen, für deutsche Kunden arbeiten, er wird ins deutsche Wirtschaftsleben hineingezogen und damit die deutsche Sprache nötig haben. Selbst für den Bauern gilt in gewissem Sinne dasselbe. Ich sah in der Nähe von Libau eine musterhafte Großbauernwirtschaft, deren Besitzer voll Stolz seine deutschen Maschinen vorführte und die deutsche landwirtschaftliche Zeitschrift vorwies, die er seit langer Zeit hält; das war ein alter Mann, der sein Deutsch noch vor der Russifizierung gelernt hatte; wird ein vorwärtsstrebender junger Bauer nicht das gleiche tun?

Wenn man sich all diese Einwirkungen zusammengefaßt vorstellt und bedenkt, daß sie sich auf ein Völkchen von nicht zwei Millionen erstrecken, so wird man zwangsläufig zu der Auffassung kommen, daß hier eine staatliche Nachhilfe durchaus nicht nötig ist; man wird, wenn man den unbedingt vorhandenen Gegensatz zwischen Deutschtum und Lettentum, wenn man vor allem das Mißtrauen der Letten gegenüber einer drohenden Germanisation in die politische Rechnung einstellt, zu der Forderung kommen, daß der Lette seine Sprache im Gottesdienst und in der Volksschule behalten soll. Die evangelische Kirche ist auf dem Lande durchweg zweisprachig, d. h. der Geistliche predigt abwechselnd deutsch und lettisch; das muß so bleiben. Für die Volksschule besteht schon unter der jetzigen Verwaltung das Programm: anfangen mit rein lettischer Unterrichtssprache; aber das Kind soll, wenn es aus der Schule kommt, auch deutsch sprechen, lesen und schreiben können. die dreijährigen Erfahrungen zeigen, daß dieses Ziel erreicht werden kann. Wenn von lettischer Seite der Wunsch geäußert wird, den Religionsunterricht bis in die obersten Klassen in der Muttersprache erteilt zu sehen, so wird dies durchaus zugestanden werden können. Und das Verlangen, das ein lettischer Politiker mir gegenüber erhob, das Kind müsse, wenn es die Volksschule besucht habe, seine Muttersprache in Wort und Schrift beherrschen, ist nur gerechtfertigt.

Würde man anders vorgehen, so liefe man Gefahr, nicht nur Reibungsflächen

zu schaffen, sondern den guten Willen, den die lettischen Schulkinder jetzt durchweg in den deutschen Sprachunterricht mitbringen, zu ertöten und durch eine Halsstarrigkeit zu ersetzen, die sofort den Erfolg nimmt. Im Gegenteil, man vermehre den Anreiz gut deutsch zu lernen auch für die Kinder, man gebe den besten Prämien und Medaillen, wie es die französische Regierung in den sechziger Jahren im Elsaß getan hat.

Rein innerpolitisch gehen bei den Letten zwei Hauptströmungen nebeneinander her, die konservative der besitzlichen Letten und die radikal-sozialistische der ländlichen wie der städtischen Arbeiter. Auch der besitzliche Lette hat, da er nicht die Oberschicht ist, stark demokratischen Einschlag. Da innerhalb der Bauernschaft eine scharfe Scheidung zwischen dem Bauern, der nach unseren Begriffen räumlich wenigstens schon ziemlich Großgrundbesitzer ist, und dem landlosen Knecht besteht, so haben wir dieselbe Struktur wie vielfach in Rußland, damit auch dieselben Erscheinungen. Womit schon gesagt ist, daß dem besitzlosen Landarbeiter gegenüber eine Agrarreform zu empfehlen wäre. Durch die Ausstrahlungen der russischen Revolution, die nach Kurland nicht nur als aus den Zeitungen übermitteltes Modell kam, sondern durch die seit einigen Monaten gewaltig einsetzende und immer noch fortdauernde Rückwanderung in einer viel lebendigeren Form, haben sich beide Standpunkte stärker herausgebildet.

In dem Bolschewismus der Arbeiterschaft liegt natürlich eine Gefahr für die Zukunft, aber auch diese sollte man nicht übertreiben. Wenn erst normale Verhältnisse eingetreten sind, wird sich die deutsche Sozialdemokratie natürlich auch über Kurland ausdehnen; das ist selbstverständlich und kann gar nicht gehindert werden; sie wird auch hierher ihre ganze Organisation, die Fülle ihrer geschulten und disziplinierten Organisationsarbeit bringen und damit der Phrase die Leistung gegenüberstellen. Dadurch wird sie zu ihrem Teile germanisatorisch wirken, genau so, wie sie es im Elsaß getan hat, und wird das um so mehr können, wenn die Regierung nicht in Kurland den Fehler wiederholt, der im Elsaß gemacht wurde, aus falsch berechneter Rücksicht auf einzelne Interessentenkreise die deutsche Sozialpolitik nicht durchzuführen.

In Deutschland hat die konservative Staatslehre des beginnenden 19. Jahrhunderts einem allzu doktrinären Liberalismus gegenüber das Wort von der organischen Weiterentwicklung politischer Verhältnisse geprägt; man wird den Aufgaben gegenüber, die unserer Politik in den neuen östlichen Gebieten harren, sich dieses Schlagwort zum Grundsatze machen müssen. Wenn man es richtig versteht, heißt es: Einrichtungen eines Staates dürfen nicht mechanisch auf einen anderen übertragen werden; vielmehr muß jede weitere Form staatlichen Lebens unter voller Berücksichtigung der besonderen Bedingungen langsam aus dem Bestehenden heraus entwickelt werden; Überleitung, nicht Bruch; Reform nicht Revolution. In einem Lande, dessen eigene Tradition und Geschichte ebenso alt ist wie die der Mark Brandenburg (Riga ist 30 Jahre vor Berlin gegründet worden), wird man nur mit solchen politischen Grundsätzen Erfolge haben, dann aber auch gewiß.

Joachim Lelewel.

Von Carl Brinkmann.

Wenn als eine Bedingung weltpolitischer Entwicklung immer mehr auch der offene Sinn für entlegene oder politisch wenig vertretene Kulturen erkannt wird, so wird sich Europa einmal ganz anders als jetzt der großen Entstehungszeit moderner Wissenschaft und Literatur zu erinnern haben, an der noch alle seine Glieder voll Jugend und Hoffnung gleichberechtigt teilnahmen. Der Name des größten polnischen Historikers lebt heute höchstens in der politischen Geschichte der Revolution von 1830 mit einem schwachen Widerhall fort. Weder die Lehrbücher einiger Spezialwissenschaften, die ihn unter ihren Begründern nennen müssen, noch die Würdigungen seiner Tätigkeit im Rahmen der polnischen Literaturgeschichte geben mehr eine Vorstellung von dem Ganzen seines Werks. Die letzten deutschen Darsteller der historischen Methode und der Geschichte neuerer Geschichtsschreibung, Ernst Bernheim und Eduard Fueter, erwähnen ihn überhaupt nicht, und der englische Historiker dieser Wissenschaft im 19. Jahrhundert, G. P. Gooch, tut es mit ein paar ganz oberflächlichen Wendungen. Seit dem guten, wenn auch einseitigen Artikel von Stanislaus Karwowski in der Enzyklopädie von Ersch und Gruber (2. Reihe, 1889) ist Lelewel kein Denkmal in irgendeiner der wissenschaftlichen Hauptsprachen errichtet worden.[1])

1) Die Hauptquellen seiner Lebensgeschichte, sein Briefwechsel mit der Familie (Listy, 2 Bde. Posen 1878f.) und die wundervolle kleine Selbstbeschreibung seines wissenschaftlichen Lebens (Przygody w poszukowaniach i badaniu rzeczy narodowych Polskich, Posen 1858) sind unübersetzt.

Joachim Lelewel[2]) wurde am 22. März 1786 in Warschau als Sohn eines kleinen Beamten geboren, der, ursprünglich deutschen Geschlechts, erst vor weniger als einem Jahrzehnt das polnische Indigenat erhalten hatte. Ohne jede Künstlichkeit lassen sich tiefe Spuren dieser Abstammung in seinem ganzen Leben und Wirken finden. Das heißt nicht, daß sie dem polnischen Volkstum streitig zu machen sind; mit seiner fast geheimnisvollen Geistesmischung kindlicher Schlichtheit und verborgner Gefühlsglut war Lelewel von Kopf zu Fuß der echte Sohn jenes bürgerlich-adligen polnischen Mittelstandes, an den er entgegen den Zweifeln Westeuropas auch als Forscher glaubte. Wohl aber hat die Zugehörigkeit zu den Kreisen des aufgeklärten, von westlichem Blut und Vorbild durchsetzten Beamtentums aus der Zeit der großen Maiverfassung, die er als erster Historiker in seinem Buch über Stanislaus August (1818) verherrlichte, sein wissenschaftliches Denken und Empfinden dauernd bestimmt. Über Deutschland und die Deutschen hat er nicht selten hart geurteilt; von der slawischen Geschichtsschreibung Schlözers, gegen den sich schon eine seiner Erstlingsschriften über die Heruler (1808) richtete, spricht er niemals anders als im Ton größter Bitterkeit. Aber das ist nicht der blinde Nationalhaß späterer Generationen, sondern die wohlbegrün-

2) Die in Deutschland größtenteils unzugänglichen Vorarbeiten zu seiner Biographie hat Ludwig Finkel in seiner Bibliografya Historyi Polskiej nr. 21256 zusammengestellt. Die beste historiographische Würdigung T. Korzon, Pogląd na działalność naukową J. Lelewela, Kwartalnik historyczny 11 (1897), 257—309.

dete Abneigung des Slawen gegen den Hofhistoriographen Katharinas II., der absolutistischen Zerstörerin der polnischen Republik, und überhaupt das heute am Ende wohl geschichtlich verständliche Aufbegehren des Osteuropäers gegen die Schattenseiten des deutschen Schulmeistertums. Religiös stand der bei den Piaristen Erzogene einem katholischen Fanatismus doch so fern, daß er als würdiger Schüler Thaddeusz Czackis, des ersten Historikers der polnischen Juden, noch kurz vor seinem Tode in die Hochflut des Warschauer jungpolnischen Antisemitismus (den Lesznowski-Skandal von 1859) mit einer der großherzigsten Darlegungen der Judenfrage einzugreifen sich verpflichtet fühlte.[3])

Das ist ja der allgemeine Weg des europäischen Geisteslebens bei der Geburt der modernen Wissenschaften gewesen, daß die Erweiterung des philosophischen Klassizismus zum empirischen Romantizismus abweichend von geläufigen Vorstellungen ein bruchloser Wachstums- und Reifevorgang war und sich selbst auch überwiegend so empfand. Der klägliche Streit um die Zuweisung Leopold Rankes zu einem der beiden Zeitalter ist ein guter Beweis für die Unzulänglichkeit ihrer Trennung. Auch die aller „Restauration“ so fremde Atmosphäre Jacob Grimms ist nicht der Art, nur dem Grade nach, durch die Tiefe ihrer Quellen im erwachenden Volksganzen und die Weite ihrer Verbindungen mit den andern Volkstümern Europas, von der freien Gelehrsamkeit der Aufklärung verschieden. Gerade die unaufdringliche Hilfsbereitschaft und bescheidene Aufnahmefähigkeit, mit der hier das stolzeste Bürgertum aller Zeiten seinen Weltmitbürgern gegenübertrat, wurde der sichere Grund seines überall willkommenen Lehramts auch in Osteuropa, und es ist eine sehr kurzsichtige Geschichtsauffassung, die in der Zerstreuung der Kopitar, Palacky, Šafařik und all der anderen Apostel kritischer Historiographie über die slawische Welt nur gleichsam die Veränderung nationaler Handelsbilanzen zu sehen vermag. Für die polnische Geschichtsschreibung hat Lelewel (sicher wahrheitsgetreu) das Vorbild einer bestimmten deutschen Meisterschaft oder Schule nicht ausdrücklich anerkannt. Hier wirkte zunächst die Begünstigung, dann die Unterdrückung durch Rußland dermaßen abschließend gegen den Westen, daß noch 1840 Richard Roepell seine für die Heeren-Ukertsche Sammlung geschriebene Geschichte Polens mit der Mahnung an seine Landsleute einführen konnte, die bisherige vorherrschend negative Haltung gegen das Wesen und die Vergangenheit des polnischen Volkstums aufzugeben. Über die Herkunft der entscheidenden Anregungen für Lelewels geschichtliche Bildung kann nichtsdestoweniger kein Zweifel sein. Seine Selbstbiographie erzählt (S. 8f.) von seinem Wilnaer Lehrer Hussarzewski, im Gespräch mit dem er den Plan seiner merkwürdigen „Historyka“ (1815) faßte und dem er sie deshalb widmete, sein Hauptmangel sei die Beschränkung auf die französische Literatur und die Unkenntnis der deutschen gewesen. Aber freilich erlaubt eben dieser Sonderfall dann auch die Gegenprobe: Von den „Enzyklopädischen Ansichten“ des Königsberger Kantianers C. J. Kraus (1809), die man an sich für das unmittelbare Muster der „Hystorika“ halten möchte, hat Lelewel

3) Leider ist die in Lemberg 1860 erschienene deutsche Übersetzung dieses „Briefes an Ludwig Merzbach“ über der Persönlichkeit von Lelewels Polnisch (noch mehr wie die anderen zeitgenössischen Verdeutschungen seiner Werke) geradezu Karikatur geworden.

(ebd. 22) überhaupt erst nach dem Erscheinen seiner eignen Arbeit erfahren.[4])

Die Luft dieses polnischen Geschichtsfrühlings bleibt von einer für den gröberen Sinn geradezu wunderbaren Ähnlichkeit mit den traulichsten Erinnerungen an unsre eignen wissenschaftlichen Ahnen. Der letzte große Historiker des selbständigen Polen war Adam Naruszewicz gewesen, der glänzende Jesuitenhöfling Stanislaus Augusts. Joachim Lelewel ist von jungen Jahren der Typus des gelehrten Einsiedlers, schließlich in der Verbannung in Brüssel ein stadtbekannter, wiewohl geliebter Sonderling, eine Gestalt wie Balzacs Schmücke. Stets in größter Not um die paar Franken, die er im Herumziehen bei Verlegern aller Länder mit den elendesten Teildrucken seiner besten Bücher und selbstgefertigten Karten verdienen kann (auf wieviel „Mehrwert" ganzer Generationen ruht doch unser wissenschaftliches Kapital!).[5]) Aber schon in der Jugend versäumt er zwei ihm angebotene Professuren, weil er sich von seiner Arbeit nicht losreißen kann. Von der Aussicht auf ein Reisestipendium schreibt der Wilnaer Professor seiner Mutter (30. Januar 1817): „Aber vielleicht ist es besser still zu sitzen als herumzurennen wie die graue Gans im Himmel. Dabei könnte mehr Zeitverlust als geistiger Gewinn herauskommen. Und was das Schlimmste ist, gewiß würde man damit zum Literaten herausgeputzt, ja hätte bis zur ewigen Ruhe eine neue Verpflichtung gegen die Universität, der ich bis jetzt kaum die Hälfte meiner Schuld gezahlt habe. Wahrhaftig, die Karriere käme gerade zur Zeit, aber, aber ... das große Aber." Wo haben wir das alles schon einmal gehört? Ist nicht dieselbe Stille, die man vegetativ nennen müßte, könnte man damit zugleich das tiefe Lauschen in sich hinein bezeichnen, auch bei Ranke und Grimm?

Glücklicherweise vermag der Begriff dem Gefühl zu folgen und die Ursachen dieses Übereinstimmens in den Erscheinungen zu erkennen. Alle europäischen Länder erlebten im Anfang des vorigen Jahrhunderts den Wendepunkt einer neuen geschichtlichen Selbstbesinnung, von der die neue Technik nur die eine Seite darstellt.[6]) Mit ganz geringen Abweichungen war es überall das langsam zu Macht und Machtbewußtsein in der Gesellschaft gelangte Bürgertum, das getrieben wurde, die Anfänge seines Schicksals in der bisher von andern Mächten geschriebenen Geschichte aufzusuchen. Am handgreiflichsten in dem vorzugsweise von ihm beherrschten Staat: Frankreich, wo Augustin Thierry die Urkunden der Geschichte des dritten Standes sammelte. Aber im Grunde ebenso unverkennbar auch anderwärts, wo Volkstum und „Volksgeist" meist ganz unmittelbare (allerdings keineswegs darum nur subjektive) Symbole für politische Befreiungstendenzen nach innen und außen waren. In allen diesen Ländern könnte man auch eine mehr positiv rhetorische und eine mehr negativ kritische Richtung dieser Bestrebungen unterscheiden, je nachdem sie es vorziehen, die neue Geschichtsauffassung

4) Mit den späteren methodologischen Arbeiten ist die Historik 1862 in Warschau von Al. Lewiński neu herausgegeben.

5) Die malerischen Nachrichten bei Nitschmann, Poln. Literatur 446ff. scheinen zu vergessen, daß jede Seite der Przygody den Beweis wirklicher, allergrößter Armut erbringt. Vgl. auch Sainte-Beuve, Premiers Lundis 2, 234 (aus 1833): „la Pologne philosophique, raisonneuse, érudite, celle que Lelewel nous représente si vénérablement".

6) Vgl. darüber meine Ausführungen im Archiv für Kulturgeschichte 11 (1913), 310ff. und in der Internationalen Monatsschrift 10 (1916), Sp. 1005ff.

auf die Darstellung oder auf eine verbesserte Forschung selbst zu stützen. In diesem zweiten Fall sind sie nach Stoff und Form um einen neuen Objektivitätsbegriff bemüht, so sehr, daß die unbewußte bürgerliche Zwecksetzung nicht selten wieder völlig verschwindet. Demonstrativ tritt an die Stelle der erzählenden Quelle die Urkunde im weitesten Sinne vom schriftlichen Akt bis zum bildlichen Denkmal, an die Stelle der erzählenden, erbauenden und überzeugenden Darstellung die feststellende, wertfreie und fast rechnerische Untersuchung: Der Nachdruck der Forschung fällt auf die heute sogenannten Hilfswissenschaften und die Methodenlehre der Geschichte. An allen Enden Europas tun und wollen damals die Herculano, Troya, Guérard, Böhmer und Pertz (das „antiquarische" England ist trotz Kemble in der Diplomatik bis heute rückständig) alle dasselbe. Sogar Rußland erhält auf die Veranlassung des Begründers der *Monumenta Germaniae*, des Freiherrn vom Stein, in der Archäologischen Expedition der Petersburger Akademie die Grundlage seiner großen Staatseditionen.[7])

Mit den Abwandlungen, die die Arbeit in einem staatlich zerrissenen Volk bedingte, ist Lelewels Werk der geschilderten europäischen Bewegung genau parallel gegangen. Merkwürdig aber ist, wie der Genius des so Vereinzelten und Beengten in allem, was er unternimmt, Westeuropa den Rang abzulaufen scheint. Der junge Wilnaer Professor, der eines Tages (8. Dezember 1816) seinem Vater schreibt: „Jetzt fange ich an Werke drucken zu lassen, wie es in polnischer Sprache noch keine gegeben hat", konnte sich nicht wohl bescheidener ausdrücken. Zwei Jahre später hatten seine Geographischen Forschungen über das Altertum *(Badania starożytnośći we względzie geografii)* für ganz Europa den Grund zu einer kritischen Geschichte der Erdkunde gelegt, in der der Westen mit Karl Ritter[8]), Jomard, Santarem nur zu folgen brauchte. Die Zusammenfassung seiner münzgeschichtlichen Lieblingsstudien zu der großen *Numismatique du moyen âge* (3 Bde., Brüssel 1835) kam immer noch früh genug, um von den gleichzeitigen Forschungen des Hanoveraners Hermann Grote ganz unabhängig zu sein. Diejenige Leistung endlich, die ich trotz der großen Spezialarbeiten für das erstaunlichste Zeugnis völliger geistiger Ursprünglichkeit halten möchte, die kleine Historik, hat gar schon der Student um 1805 entworfen.

Es war in der Tat eine außergewöhnliche Umgebung, in die ihn der Entschluß, dem deutschen Königsberg das russische Wilna vorzuziehen, für rund zwei Jahrzehnte hineinführte. Das alte litauische Jesuitenkolleg war gerade damals von dem Fürsten Adam Czartoryski zur Pflanzstätte einer neuen gemeinrussischen Aufklärung (hier wird dieser Begriff einmal ganz lebendig) ausersehen und ausgestaltet worden. Eine hochfliegende Frühreife und Gläubigkeit, die in vielem an die heutige Lage derselben Gegenden erinnert, erfüllte das alte weiß- und kleinrussische Kampf- und Vermittlungsgebiet zwi-

7) S. Caro, Vorträge und Essays (Gotha 1906), 184 Anm.

8) Dieser hat 1831 das Vorwort zur ersten Verdeutschung einer geographischen Arbeit Lelewels, der Entdeckungen der Karthager u. Griechen im Atlantischen Ozean, geschrieben. Dem späteren heftigen Widerspruch Oskar Peschels gegen Lelewels Unterschätzung der ptolemäischen deutschen Geographen des 16. und 17. Jahrh. hat St. Warnka, J. Lelewela zasluga na polu geografii (Posen 1878) nicht mit Unrecht namentlich erwidert, daß sich Lelewels Urteil nur auf die kartographische Empirie bezieht.

schen Polen und Rußland. Bedeutender noch als die einzelnen Lehrkräfte Wilnas, die beiden Naturforscher Sniadecki, der Philolog Groddek, war der stürmische Gemeinsinn, mit dem im ganzen Land Besitz und Bildung, Adel und Bürgertum die Aufgabe ergriffen, den ihnen anvertrauten Völkern eine Kultur zu erbauen. Lelewels Hauptgönner, der Starost Thaddeusz Czacki, hat als Schulinspektor von Wolhynien, Podolien und Kiew auch in der Provinz seine Lieblingsschöpfung, das Lyzeum von Krzemienec (Kamenec), zu einem geistigen Mittelpunkt erhoben, dessen Wirkung einigend bis zu den fernsten Ausläufern des ruthenischen Volkstums in der Ukraine drang. Dort bildete sich der polnische Dichter Czaikowski, dessen Romane zuerst wieder die Freiheitswelt der Kosaken mit Polen versöhnten — eine Versöhnung, die dann der Ruthene Szajnocha der polnischen Historiographie so reich vergolten hat. Auch Lelewel verdankt (nächst seiner nationalen Vorurteilslosigkeit) sicherlich zumeist den unbewußten Einflüssen seiner Lehrjahre die Leichtigkeit, mit der seine Auffassung der polnischen Geschichte dann ihrer Crux, dem Verhältnis zu Litauen und der Ukraine, gerecht wurde.[9]) Das ist einer der zahlreichen Punkte, an denen auch die so verfeinerte polnische Geschichtsschreibung der Gegenwart ohne Schaden von ihm lernen könnte. Und diese edle Unberührtheit von den dunkleren Leidenschaften der slawischen geschichtlichen Welt entspringt bei ihm nicht etwa der Unkenntnis oder der Verblendung des Gelehrten. Wie die deutschen waren auch diese polnischen Aufklärer ein streitbares, politisch innerlichst beteiligtes Geschlecht. Nichts falscher als die hergebrachte Ansicht, daß sich Lelewel 1830 zum eignen Erstaunen aus der Studierstube in die Nationalregierung der Revolution versetzt gefunden habe. Äußerlich waren seine und seiner Wissenschaftsgenossen Beziehungen zu staatlichen Dingen vielmehr schon ganz die der heutigen Professorenschaft in den Slawenländern. Die während der Republik von ihm herausgegebene (1844 dann in Brüssel französisch erschienene) Schrift über Novosilcovs „Kaiserlichen Krieg mit Kindern[10]) und der Wissenschaft" in Wilna 1824 ist ein Beweis der wirklich Taciteischen Schärfe (dieser Vergleich der literargeschichtlichen Tradition trifft hier ausnahmsweise einmal zu), mit der er der russischen Reaktion die Zerstörung jener literarischen Kulturblüte zu vergelten wußte.

Zwischen denselben Enden der Stille und der Leidenschaft, der Erkenntnis und des Erlebens wie Lelewels äußeres Schicksal stellte sich früh auch das innere seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit fest. Weiter konnte die Objektivierung des geschichtlichen Erkenntnisgebiets nicht wohl getrieben werden als in den kurzen und schlagenden Thesen, in denen der Vorlesungsgrundriß der Historik die geschichtliche „Ätiologik" abhandelt. Die ganze physische, mechanische und organische Natur gehört da (§ 10) im weiteren Sinn zum Kreis der historischen „Ereignisse". Von da steigt die ursächliche Bestimmung langsam durch Ort und Zeit (Taines Milieu und Moment) herab zum Menschen und den Verbänden, in denen sein geschichtliches Wesen beschlossen erscheint. Schon die Namen ihrer Gattungen, anthropologisch, statistisch, po-

9) Vgl. z. B. S. 108f. der Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens (Brüssel-Leipzig 1845).

10) Nämlich den Studenten des durch Mickiewicz und Zan berühmten Tugendbundes.

litisch, beleuchten den Zusammenhang der Theorie mit den entsprechenden Lehrbegriffen der deutschen Aufklärung. Aber nicht das ist das Denkwürdige, sondern wie diese Begriffe hier zum erstenmal an der Schwelle eines neuen Zeitalters der Erfahrung aus den Händen der Philosophen und reinen Theoretiker in die des praktischen Historikers übergehen, dem die Aufgaben seines Volkes keine Ruhe davor lassen, mit ihrer Anwendung Ernst zu machen. Selbstverständlich liegt ungemein viel Naivität in dieser Art, die Theorie beim Wort zu nehmen. Wie sich schon mitten unter den kalten Tatsächlichkeiten der Ätiologik, namentlich der Verbandslehre, plötzlich Werturteile über die Staatsformen einstellen, wie auch die voraufgehende Quellenkritik und die nachfolgende „Historiographie" von einem ganz ursprünglichen Ethos durchzogen sind, so redet ein ausführlicher Anhang vom „leichten und nützlichen Studium der Geschichte". Der überlegne Gegenwartsmensch denkt etwa an die Lehrkurse primitiver *Colleges* der angelsächsischen Jetztzeit. Aber da irrt er. Nur heute liegt so etwas notwendig abseits des großen Stromes der Wissenschaftsgeschichte. Vor hundert Jahren lag an dieser Stelle eine seiner entscheidenden Vorbereitungen. Das zeigt schon der vergleichende Blick auf das wissenschaftliche Reich der Mitte. In Deutschland ist zwischen der letzten Methodologie der vorkritischen Geschichte, der Wachlers (1816), und der ersten der kritischen, Droysens Historik (1858), eine große Lücke. Sie bedeutet, daß in der Zwischenzeit die historische Praxis autodidaktische Wege einschlug. Lelewel hat, nicht bloß für Polen, diese Lücke der Methodik überbrückt. Noch vor einem Menschenalter scheint die deutsche Geschichtsforschung mit Karwowski (s.o. Sp. 805) der Ansicht gewesen zu sein, daß er dabei auf einen Abweg geriet und einen beschränkten Ausschnitt der geschichtlichen Objektivität noch dazu voller subjektiver Beschränkung vortrug. Ich glaube, es wird die Aufgabe einer wahrhaft wissenschaftlichen Geschichte der neueren Historiographie sein müssen, dies Urteil sehr genau nachzuprüfen.

Bereits Lelewel selbst hat sich von der Höhe des Greisenalters am Schluß seiner Erinnerungen dazu geäußert: „Vom fünfzehnten und sechzehnten Jahr an habe ich geschmiert und mich geplagt, um zu erforschen: Chronologie, Genealogie und Geographie; Politik, Gesetzgebung und Verwaltung; allgemeine und besonders litauische, russische und polnische Geschichte; Geschichte der Kultur und Literatur, der Bibliotheken, des Buchdrucks, der Geschichtsschreiber und Geographen; Mythologie, Denkmäler, Münzen, Grabschriften und Bauwerke; Wappen, Siegel, Urkunden und Schrift; alte Gewohnheiten und Bräuche. Was ich hin und wieder davon drucken ließ, damit sind wenige vertraut geworden, wenige haben überhaupt davon gewußt. Im allgemeinen habe ich wenig Anziehendes und Nützliches gearbeitet. So ist es als Widerhall nicht wunderbar, daß manche sich erkundigten, ob es etwas gibt, was sie nicht gesehn hatten, oder sich dies Etwas bekannter, in großen Maßen vorstellten. Da geschah es wohl, daß ein geehrter Gast, der mich wohlwollend besuchte, schmeichelhaft meiner Arbeiten gedachte. Wenn er es bei diesem Trost bewenden ließ, so ging es noch gut ab, denn der bescheidne Verfasser gibt gewöhnlich dem Gespräch eine andre Wendung. Doch wenn der Gast lobt, fordert er zu Erklärungen heraus; dann fallen Wörtchen voll ätzen-

der Bosheit, die Knospen am Ölbaum des Verfassers vertrocknen, und gewichtig ertönt das Bekenntnis und die Klage: Für uns sind deine Werke zu früh geboren. Man bekommt auch so im Plaudern zu hören: Hast du nicht, was du zu sagen hast, geschrieben, veröffentlicht? Aber ich denke: du bist nicht fleißig, warum bist du es nicht? Und manchmal platzen die Besucher heraus: Ich habe es nicht gelesen. Doch es gibt auch solche, die schreien: Du kannst ja weder zur Zeit plaudern noch zur Zeit reden. Dann erwidre ich ihnen, warum sie nicht zur Zeit zugehört und zur Zeit sich die Ohren verstopft haben. Überflüssig, die andern, lauten Vorwürfe zu erwähnen, denn hier beschäftige ich mich nur mit der Literatur. Nachdem ich mich siebzig Jahre durchgedrückt habe, ist es vielleicht Zeit, mit der Vergangenheit abzurechnen. Was je meine Schriftstellerei zur polnischen Geschichte beigetragen und ans Licht gefördert hat, und unter welchen Umständen und Erlebnissen, habe ich erzählt. Viel noch hätte ich von diesem Krummstroh zu erzählen, mancher sagt aber wohl: ich bin mit mir selbst beschäftigt, genug des Geschwätzes; und obwohl alte Leute gern brummen, so gehe ich zur Ruhe und schweige."

Schon der große Stolz, der sich halb unbewußt hinter dieser Wehmut und Ironie verbirgt, sollte davor warnen, das Problem zu einfach zu nehmen. Ein doppeltes Mißverständnis liegt dem Westeuropäer und mehr noch dem Deutschen nahe. Lelewel war Antiquar, Bibliothekar und Archivar. Die Teilnahme, die das langsame Reifen Westrußlands zu europäischen Bildungsstufen im äußerlichsten Sinn begleitete, ließ ihn jahrelang in den Sammlungen Czackis und seines Kreises sich vergraben und als Ergebnis seiner dortigen Forschungen die beiden „Bibliographischen Bücher" (1823—26) veröffentlichen. Auch seine übrigen hilfswissenschaftlichen Untersuchungen beruhten nach Zeit und Ort großenteils auf eigner mühsamster Handlangerarbeit. Aber kaum wäre man im Begriff, ihn darum der namenlosen Schar „ortsgeschichtlicher" Vorläufer der kritischen Historie zu überantworten, so würde man von ganz entgegengesetzten Charakterzügen stutzig gemacht. Der weltfremde Kleinigkeitskrämer gibt 1829—36 eine volkstümliche Geschichte Polens *Polskié dzieje potocznie opowiadziane)* heraus, die ein Onkel seinem Neffen erzählt, ganz wie Walter Scott seinem Enkel die englische Geschichte erzählt hatte. Und gleich darauf (1836) schreibt er im Exil, noch abgeschnitten von dem größten Teil seiner Quellen und Behelfe, französisch die *Considérations sur l'état politique de l'ancienne Pologne et sur l'histoire de son peuple,* in denen er die Summe seiner geschichtlichen Überzeugung von den Tugenden und Verhängnissen seines Landes niederlegt. Ein Luden, der deutsche Altertümer gesammelt, ein Jacob Grimm, der zwölf Bände Geschichte geschrieben hätte — man sieht, der gefühlsmäßigen Einschätzung beginnen hier die Maßstäbe zu fehlen. Um so nötiger wird eine begriffliche Klärung sein.

Als der gefeierte Verfasser der *Badania,* an die kürzlich errichtete Hochschule zu Warschau versetzt, 1818 in seine Vaterstadt zurückkehrte, erwartete ihn wiederum eine wahre Universitas der Wissenschaften und Kulturinteressen, die diesmal obendrein seinem eignen engeren Volkstum diente. Da arbeitete Linde an der großen Sprach- und Bildungsbilanz seines polnischen Wörterbuchs, Osinski an der neuerwachenden vaterländischen Literaturkritik und Dramaturgie, Jan Bandtke an der Erfor-

schung der polnischen Rechtsgeschichte. Mitten unter sie trat im Austausch der Anregungen der Historiker, der doch allen diesen Gebieten des geistigen Lebens von seinem erhöhten Standort am meisten zu geben und zu entnehmen hatte, ja sie alle in seiner umfassenden Anschauung gesellschaftlichen und nationalen Daseins erst begründete und wieder zusammenfaßte. Hier wendet sich seine Arbeit zuerst entschieden an die nationale Geschichte. Die erste Ausgabe der polnischen Landrechte bis 1449 *(Księgi ustaw polskich i mazovieckich)* 1824 [11])) ist der Anfang der Kreuz- und Querzüge in der ganzen Ausdehnung polnischer Vergangenheit, deren literarische Marksteine dann die beiden großen Werksammlungen „Polen im Mittelalter" (3 Bde., Brüssel 1835) und *„Polska, dzieje i rzeczy jej* (10 Bde., Posen 1854—66) wurden. Wie etwa die Beiträge und Forschungen Julius Fickers sind sie bis auf den heutigen Tag unausgeschöpfte Brunnen kritischer Erneuerung und Besinnung.

Ich sprach vorhin von der rhetorischen Richtung in der bürgerlichen Geschichtsschreibung der europäischen Nationalitäten. Es war wohl hauptsächlich dieser volkstümliche Ton und Schwung der Darstellung, wie er die großen Geschichtsschreiber namentlich der romanischen Völker, einen Balbo und Cantù, Michelet oder Henri Martin, beinahe zu nationalen Epikern machte, den Zeitgenossen und Landsleute bei Lelewel vermißten. Aber sollten es sich die slawischen Stämme nicht zur Ehre rechnen, daß sich in den engen Grenzen ihres jungen Schrifttums die Geschichtsschreibung fast durchweg für die schwierigere und undankbarere Richtung des stofflichen Neubaus und der kritischen Grundlegung entschied? Gewiß war auch da eine umgekehrte Einseitigkeit vorschneller Emanzipation möglich und hat bis zur Gegenwart in einer gewissen Nüchternheit und Altklugheit der slawischen Historiographie oft zum Nachteil gereicht. Aber mit diesem Vorbehalt dürfen auch die großen Vorzüge ihrer klassischen Schulung gebührend hervorgehoben werden. Was schon Lelewels Historik von der westeuropäischen Aufklärung übernommen hatte und sein ganzes späteres Werk als methodischen Hauptgrundsatz festhielt: das Ausgehen von der Objektwelt und den sozialen Verbänden, statt von der Seele und dem Einzelmenschen, verknüpft innerlich den Nationalismus des achtzehnten Jahrhunderts mit der Sozialgeschichte des zwanzigsten in ähnlicher Weise, wie es äußerlich für die methodologische Problemstellung anzuerkennen war.

Daß das nicht bloße Redensart ist, lehrt ein kurzer Überblick über diejenigen sachlichen Ergebnisse dieser Methode, die als ihre typischsten Früchte von der zeitgenössischen Modegeschichte fast noch schärfer als sie selbst bestritten worden sind. Dazu gehört zunächst die Auffassung des ehemaligen Herausgebers der Edda (1807) und Historikers des alten Indien (1819) von der Begründung der slawischen Staats- und Gesellschaftsverfassung auf die urzeitliche Stammesgenossenschaft, als deren eigenste, durch sie bedingte Schöpfung das früheste Königtum erscheint. Hier genügt zu betonen, daß nach vielen Um-

11) Von Lelewels Einfluß auf die Publikation auch der litauischen Landrechte bis 1529 (1841) handelt sein von Z. Celichowski veröffentlichter Briefwechsel mit deren Herausgeber Titusz Działynski (1884). Zygmunt Krasińskis Übersetzung des Essay historique sur la législation jusqu'aux temps des Jagellons (Paris 1830) hat zur Zeit der Revolution Lelewel zuerst weiteren Kreisen bekannt gemacht.

wegen und Schwankungen gerade heute sowohl die vergleichende europäische Verfassungsgeschichte als auch die besondere polnische etwa in der Fassung Kutrzebas zu einer der Lelewels sehr verwandten Anschauung gelangt ist. Dasselbe läßt sich aber von den beiden andern Eigentümlichkeiten seiner Lehre sagen, die die Nachwirkungen jener genossenschaftlichen Verfassung in das Mittelalter und die neuere Zeit betreffen. Durch sie ist er der erste Historiker des polnischen Ständestaats geworden. Mit soziologisch und juristisch gleich geschärftem Auge erkannte er einmal als die Grundbedingung dieses Ständestaats die Korporationen der kleinadligen, bürgerlichen und großbäuerlichen Freien, unter denen die allmähliche Entstehung eines Großadels feudaler Territorialherren (besonders in den litauisch-kleinrussischen Randgebieten) viel mehr zersetzende Fremdkörper als organische Fortbildungen schuf. Sodann aber rückte er mit einer für den damaligen Quellenbefund großartig intuitiven Kühnheit das gefundene Sozialsystem auch sogleich in die weiten Entwicklungszusammenhänge europäischer Staatsformen, indem er aus der positiven, selbständigen und ursprünglichen Natur der korporativen Einung Werden und Wesen der republikanischen Reichstagsverfassung ableitete. Man hat diese Theorie als eine Projektion des Parlamentarismus ins Mittelalter offen zu verspotten gewagt, und es ist zuzugeben, daß ihre rationalistische Einkleidung, die häufige Berufung auf konstruktive Literatur wie Rosseaus *Considérations sur le gouvernement de la Pologne* geeignet war, sie im Urteil der systematisch unbeteiligten Empiriker herabzusetzen. Auch sachlich erschien es jedenfalls als eine starke Idealisierung, wenn die berühmten anarchischen Prinzipien der Szission und der Konföderation, die selbst ein Ranke als das eigenste Geheimnis der polnischen Geschichte bezeichnet hatte[12]), plötzlich im milderen Licht der europäischen Komparation nur als Ausartungen allgemeinster und ehrwürdigster Verfassungsbürgschaften auftraten. Dennoch treten dem Vorwurf, Lelewel habe die Freiheit zu lange dauern lassen und die ständische Verfassung zu früh angesetzt, abermals die jüngsten Einsichten der Verfassungsgeschichte in den Charakter und das Verhältnis von Sejmik und Rokosz entgegen, wonach die Parlamente Polens genau wie die Westeuropas oder die russische Duma nicht bloß dem Namen, sondern auch der Sache nach Vorfahren der konstitutionellen Volksvertretungen gewesen sind.[13])

Gerade die Prüfung der Einwände, denen Lelewels Hauptleistungen als Geschichtsschreiber Polens ausgesetzt waren, macht also noch einmal besonders klar, weshalb er für die heutige polnische und allgemeine Geschichte keineswegs als überwunden gelten darf. Mit der zunehmenden Entfremdung der drei Staatswesen, zwischen denen das alte Polen aufgeteilt worden war, ist seit seinem Tode (29. Mai 1861) Einheit und Fortschritt der polnischen Historiographie immer gefährdeter gewesen. Dem schärferen Heraustreten politisch tendenziöser Bestrebungen hat auf der andern Seite ein desto vorsichtigerer Rückzug gerade des technisch bestge-

---

12) Caro a. a. O. 18.

13) Vergleiche die beiden Aufsätze von O. Hoetzsch Zeitschr. f. Osteurop. Gesch. 1 (1911), der nur S. 81 statt der einen Historyczna parallela Hispanii z Polską (1831, deutsch Annalen für Geschichte und Politik, Stuttg. 1834) Lelewels ganzes Werk hätte heranziehen müssen.

schulten reichsdeutschen Teils auf die harmlosen Gebiete individualistisch-chronikaler Erzählung entsprochen. Das ist eben die Trennung, die Joachim Lelewels Geist und Arbeit einst zu verhindern bestimmt schienen. Desto größere Bedeutung werden sie für die wissenschaftliche und kulturelle Verständigung in einem neuen, friedlichen Osteuropa haben müssen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Finanzreform und Finanzwissenschaft.

Die begründete Sorge um die Reform, d. h. vor allem die Vermehrung der Finanzen in Reich, Staat und Gemeinde, hat in weiteren Kreisen auch den Wunsch nach neuen Lehrstühlen für Finanzwissenschaft an unseren Universitäten wachgerufen. Dieser Wunsch ist zunächst dadurch gerechtfertigt, daß die bisherigen Reformen unseres Steuerwesens in Preußen und Deutschland, wie es sich in dem letzten Menschenalter entwickelt hat, auf die wirksame Hilfe der deutschen Finanzwissenschaft sich gestützt haben, sowohl und vor allem durch den deutlicheren Einblick in das Wesen der Besteuerung, als auch durch die Fortbildung der Maßregeln zur Durchführung und Verwaltung der Steuern. Ein Zeugnis neben vielen andern ist die dankenswerte Mitteilung, die der neue preußische Finanzminister im Abgeordnetenhause gemacht hat, daß behufs verschärfter Feststellung der Einkommens- und Vermögensverhältnisse für gerechtere und ausgiebigere Besteuerung eine neue Gruppe hauptamtlicher Steuerkommissare geschaffen werden soll — ein Fortschritt, der seit vielen Jahren durch unsere Wissenschaft nach dem Vorbilde des Auslandes verlangt worden ist, zunächst durchaus im Widerspruche zu den Neigungen oder Einsichten der bisherigen maßgebenden Stellen.

Im Sinne dieses bewährten Zusammenhanges zwischen Universitätswissenschaft und öffentlicher Praxis hat u. a. der seit bald einem halben Jahrhundert wirkende „Verein für Sozialpolitik" eine Publikation geliefert über die „Neuordnung der Deutschen Finanzwirtschaft" (Band I 1917, Band II 1918, Leipzig und München, Duncker & Humblot), die an dem brennendsten Punkte einsetzt, und ihrerseits nur ein Vorspiel ist für die Verhandlungen, die in gelegener Zeit die Mitglieder des Vereins zu mündlichem Gedankenaustausch versammeln werden.

Wie weit nun das Begehren nach neuen Universitäts-Lehrstühlen und zwar gerade solchen für Finanzwissenschaft (deren es bei uns in Preußen noch gar keine gibt und kaum in einem anderen deutschen Staate), wie weit dieses Begehren gerechtfertigt ist, darüber mögen einige Worte gesagt werden.

Ohne Zweifel ist es richtig, daß sich in neuerer Zeit das große Fach der Wirtschaftswissenschaften (im amtlichen Sprachgebrauch bei uns als „Staatswissenschaften" bezeichnet) derart entfaltet und ausgebreitet hat, wie es jenes Verlangen nach neuen Lehrstühlen für ein einzelnes Fach nur teilweise und einseitig bekundet. Es könnte mit gleichem Recht Ähnliches gefordert werden für eine Reihe von Spezialgebieten, die in denselben Bereich gehören und gleichfalls seit manchen Jahren vertieften Anbau und praktische Bedeutung in hohem Grade erfahren haben. Lehrstühle für das imposante Gebiet der agrarischen Fragen samt ihrer historischen Entwicklung, Lehrstühle für Sozialpolitik, für Großgewerbe und Kleingewerbe, für Bankwesen, Verkehrswesen, Handel, Genossenschaftswesen, für Wirtschaftsgeschichte. Und vielleicht noch sonst für ein Fach. Das würde dem Gesetz der Arbeitsteilung durchaus entsprechen, das den Bereich der Arbeit fortschreitend und wechselwirkend vertieft und verengt.

Die Frage ist nicht einmal die, ob die ausreichenden Finanzmittel für solchen Zweck vorhanden sind. Denn deren Größe würde verhältnismäßig klein sein, wenn man sie vergleicht mit dem Aufwande, den heutzutage ein einziges naturwissenschaftliches Institut verlangt. Wohl aber steigen Zweifel auf, wenn man nach den neuen Lehrkräften fragt, die für die Besetzung der neuen Lehrstühle die Hauptsache sind. Es sind sehr große Leistungen denkbar für ein neues Sonderfach ohne amtliche Lehrstühle — durch die Wirksamkeit von entsprechenden Privatdozenten. Aber das Umgekehrte kann nur insoweit fruchtbringend sein, als die neue Professur tüchtige Kräfte zu ihrer Ausfüllung

erzeugt. Daß dieses im einzelnen möglich ist, wird man nicht bestreiten können. Doch daß in weiterem Umfange darauf zu rechnen ist, scheint durch die Erlebnisse, die wir gerade in den letzten Jahren gemacht haben, nicht eben bestätigt zu werden.

Es ist auch im Ernst nicht eigentlich der Mühe wert, jenem neuen Verlangen weiter nachzugehen. Diejenigen, die es geäußert und begünstigt haben, scheinen der Wirklichkeit etwas fern zu stehen. Ständen sie ihr näher, so würden sie ihre gutgemeinten Vorschläge auf andere Punkte richten, die an das Gegebene anknüpfen und längst die bessernde Hand, obwohl vergebens, gerufen haben. Nicht neue Lehrstühle, nicht neue Spezialfächer sind das, was vor allem not tut, sondern eine andere Einrichtung des Studien- und Prüfungswesens. Neues kann hierüber nicht viel gesagt werden, allein, solange es nicht anders wird, als es bisher war, muß das längst Gesagte immer wiederholt werden, von denen, die durch ihre amtliche Erfahrung dazu berufen sind, so lange, bis sie die Genugtuung erleben, daß sie die Steine der Praxis erweicht haben. Es ist jetzt nahezu zwanzig Jahre her, daß der allezeit von neuen Reformfragen bewegte Ministerialdirektor Althoff sich auch einmal an die hier berührte Frage heranmachte. Das Ergebnis waren nur jene Fortbildungskurse für Staatswissenschaft und Verwandtes, die in Göttingen unter meiner Leitung begonnen, in Berlin dann mit einem gewissen äußeren Erfolge fortgesetzt wurden. Althoff hatte zuvor Konferenzen in den Ministerien des Innern und der Finanzen veranlaßt, die wenig bedeuteten. Die bei Miquel hatte das gleiche Schicksal, aber sie hatte doch den ästhetischen Reiz, diesen grundgescheiten Mann — zum letztenmal — zu sehen. Es war kurz vor seinem Rücktritt. Die Angelegenheit verlief im Sande, nachdem einige wenige Universitätslehrer (darunter auch ich) sich geäußert hatten. Das bescheidene Reformprojekt, das danach verwirklicht wurde, kam hier zur Sprache und damit die geringen Erwartungen, die wir davon hegten. Es sollte ein Surrogat sein, das den jungen Regierungs-Referendaren gereicht wurde als Ausbildungsmittel für die Staatswissenschaften in kürzeren Kursen unter Aufsicht eines Regierungsrates, der ihren Fleiß überwachte, nachdem sie mangels solcher Aufsicht in der akademischen Freiheit keinen Gebrauch von der normalen Gelegenheit gemacht hatten, etwas Ordentliches in der üblichen Weise des Universitätsstudiums zu lernen.

Durch lange Dauer hatte dieser Mißbrauch der Studienzeit sich versteinert zu einem Dogma, demzufolge die Staatswissenschaften sich für die jungen Jahre der Studierenden noch nicht eigneten. Das Dogma wurde vollends befestigt, als eines Tages ein alter hannöverscher Minister a. D. in einer Broschüre erklärte, ihm sei, obwohl er bereits achtzig Jahre alt geworden, noch immer manches in jenem Gebiete unklar geblieben. Auf wie losem Grunde das Dogma aufgebaut war, zeigte die Erfahrung des letzten Menschenalters, daß gerade auf preußischen Universitäten (d. h. ohne staatliche Prüfung für die entsprechende Laufbahn) die Teilnahme, der Eifer, die Frequenz der Zuhörerschaft bei den sonst verschiedensten Professoren mächtig gewachsen war. Leider scheinen diejenigen, die für den öffentlichen Verwaltungsdienst solches Studiums bedurften, zu dieser Frequenz nicht viel beigetragen zu haben. Es muß also die eigentümliche Jugendlichkeit derselben oder die jugendliche Verwendung der Studienjahre wohl das wahre Hindernis gewesen sein.

In jedem Falle lag die Abhilfe sehr nahe. Man hatte nur das zu tun, was längst für alle anderen Studienfächer getan ist, die zu dem Dienst in Staat und Kirche gehören. Ungefähr alle diese Fächer gehören zu den Prüfungen, die am Schlusse der Studienzeit abgelegt werden müssen. Nur die Staatswissenschaften sind davon ausgeschlossen. In Preußen. Nicht in der Mehrzahl, nahezu der Gesamtheit der anderen deutschen Staaten. Eine Härte der Lebensauffassung gegenüber dem akademischen Lebensgenuss einer glücklichen Jugend bedeuten die Prüfungen darum nicht, wie die Erfahrung zeigt. Freilich hat jeder Studierende, gerade im Sinne der akademischen Freiheit, darüber zu entscheiden, wie viele Semester er dem Studium, wie viele er dem Lebensgenuß widmen will. Angemessene Prüfungsvorschriften sorgen dafür, daß die wirklichen Studiensemester dabei nicht zu kurz kommen. Seit langem ist daher das Staatsexamen für die Fächer der philosophischen Fakultät (Oberlehrer-Examen) ein normaler Regulator. Tatsächlich genügt das Triennium nur bei sehr intensivem Fleiße. Recht fleißige Studenten brauchen mehr als sechs Semester. Vollends können Semester des nominellen Studiums überhaupt nicht mitzählen.

Man ziehe die Folgerung für die Staatswissenschaften und das Studium für den Staatsverwaltungsdienst aus diesem Vorbilde. Man richte das Prüfungswesen angemessen ein und das Ergebnis wird das gleiche sein wie dort. Ohne neue Lehrstühle für Finanzwissenschaft läßt sich auf diesem Wege einfacher und sicherer erreichen, was jenen entfernten Zuschauern vorschwebt.

Und das sagt nicht einer, der für das Prüfungswesen schwärmt. Im Gegenteil — nach meinen persönlichen Neigungen ist es mir unwandelbar eine bittere Pflicht gewesen und während einer mehr als dreißigjährigen Lehrtätigkeit in Göttingen habe ich mich vor allem daran erfreut, daß die Lehrerfolge erreicht worden sind ohne die Last der Prüfungen. Aber freilich die Ansicht der meisten Kollegen ist wohl eine verschiedene und ich stimme jedenfalls darin mit ihnen überein, daß der Ernst des Studiums erhöht wird für viele Hörer durch die Prüfungspflicht, ja, daß schon in dem gegenwärtigen Zustande die Promotionsleistungen einen Ersatz zu bieten pflegen.

Eine nicht recht ernst zu nehmende Rolle spielt seit langen Jahren der Kampf für das siebente Studiensemester der Juristen, wo denn sich die juristischen Professoren als Gläubiger zu erster Stelle melden. Während nun die Reform der Prüfung auf dem Verwaltungswege möglich ist, es also nur auf den Entschluß der Staatsregierung ankommt, gehört zu jenem siebenten Semester, als einem Akt der Gesetzgebung, die Zustimmung des Landtages samt ihren Schwierigkeiten, ohne die es vielleicht schon einmal dazu gekommen wäre.

Ob in den Jahren, die uns bevorstehen, der Wind günstig sein wird für solche Wünsche, ist schwer zu sagen. Aber in der Sache bleibt es das gleiche und wird so bleiben. Früher oder später.

Es war ein neuer Lehrstuhl, der für Göttingen im Jahre 1884 begründet wurde, aber ein Lehrstuhl für „Staatswissenschaften" neben dem alten, längst bestehenden. Auf ihm habe ich das Fach der Finanzwissenschaft jahraus jahrein gelehrt und trotz der Sprödigkeit des Stoffes und trotz des Mangels an einem Examen bis tief in die Kriegssemester hinein mit Freudigkeit an dem Erfolge. Ja, als vor nicht vielen Jahren das Abtestieren endlich beseitigt war, von dem man behauptet hatte, es sei unentbehrlich um die Zuhörer bis zum Schlusse des Semesters zusammenzuhalten, da hatten meine Zuhörer länger ausgehalten als sonst, und sie hielten stand bis in die zweite Woche des März — zur Feier der Abschaffung des Abtestierens.

Gustav Cohn.

Die Livland-Estland-Ausstellung in Berlin.

Ungleich reichhaltiger und inhaltvoller als die im Januar im Lichthof des Berliner Kunstgewerbemuseums eröffnete Kurland-Ausstellung ist die vom Verein für die Erhaltung des Deutschtums im Ausland unternommene Livland-Estland-Ausstellung. Aus naheliegenden Gründen. Umfaßt sie doch die größten Städte des Landes, vor allem Riga, die große See-Handels- und Industriestadt, die bis zum Ausbruch des Krieges die wichtigste Hafenstadt Rußlands, der größte Holzausfuhrhafen der Welt war.

In allgemeinen Umrissen soll hier versucht werden, bei einem Rundgang durch die Räume ein Bild der Ausstellung zu geben. Der erste bietet dem Besucher eine kleine Ausstellung der „gesellschaftlichen Kultur" in Liv- und Estland. Andenken aus der Wertherzeit: Stammbücher, Silhouetten, Miniaturen, Stickereien und dergl. sind in buntem Durcheinander ausgestellt, in das sich etwas aufdringlich das grau angestrichene Modell eines keinen Fortunatempels aus dem Schloßpark zu Marienburg in Livland eindrängt, als Seitenstück zu der schönen Marmorbüste des einstigen Besitzers dieses Parks, des Freiherrn Otto v. Vietinghoff-Scheel, des Begründers des Rigaschen Theaters, von Houdon.

Von hier tritt man in den großen, der baltischen Kunst vorbehaltenen Saal. Beabsichtigt war eine Ausstellung der Kunst seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts. Das aber ließen die Raumverhältnisse nicht in der gewünschten Weise zu. Auch ließ sich nicht von allen baltischen Künstlern ihr Schaffen völlig Repräsentierendes bringen, am wenigsten von den größten, deren Hauptwerke in der Mehrzahl in staatlichem oder nicht zugänglichem Privatbesitz sich befinden. Besonders aufmerksam zu machen ist daher nur auf einzelne hervorragendere Arbeiten, wie die der drei aus Estland stammenden Düsseldorfer Professoren Eduard v. Gebhardt, Eugen Dücker und Gregor v. Bochmann, des aus Riga stammenden Professors der Dresdner Akademie Karl Joh. Bähr, des russischen Hofmalers Karl Timoleon v.

Neff und auf die vorzüglichen plastischen Arbeiten des aus Riga gebürtigen Berliner Professors Konstantin Starck (die Lyrik, Hindenburggabe), des ebenfalls aus Riga gebürtigen in Berlin lebenden Bildhauers Hans Lütkens (die Glückliche, der kleine Schütz, Büsten), des aus Kurland stammenden Professors an der Kasseler Kgl. Kunstakademie Karl Bernewitz (Märchen-Bronze) und der Rigenserin Agi Jürgens (Verlassen-Marmor). — In Vitrinen ausgelegt sind einige Handzeichnungen und graphische Arbeiten, unter denen die in farbiger Lithographie ausgeführten Szenen aus dem Berliner Leben von Burchard Dörbeck aus Fellin in Livland insofern ein erhöhtes Interesse beanspruchen dürfen, als sie mit zu den Erstlingen des humoristischen Genres in der deutschen Malerei gehören.

Die rechts vom Eintritt in den Saal gelegene Wand ziert der große Flügelaltar der Revaler Schwarzhäuptergesellschaft, einer zu Ende des 14. Jahrh. gegründeten Vereinigung unverheirateter Kaufleute und Schiffer, die sich nach ihrem Patron, dem heilig gesprochenen Mohr Mauritius, den Namen gab. Der Altar kam 1494 nach Reval und ist ein Werk der Memlingschule. Bemerkenswert sind ferner, außer verschiedenen aus dem Besitz der Schwarzhäupter stammenden hier angebrachten Gegenständen (Schnitzerei, Epitaph von 1560, Waffen) der Silberschatz der Gesellschaft, in der Mehrzahl Arbeiten Revaler und Rigaer Goldschmiede.

Die Exponate des nächsten großen Mittelsaales und des rechts gelegenen Raumes führen den Besucher in die Geschichte des Landes ein. Der Mittelsaal enthält eine Anzahl von Bildnissen bedeutender Persönlichkeiten, Ansichten von Burgen (Rekonstruktionen), Städtebilder, Originalurkunden, Banner u. a. Im anstoßenden kleinen Saal sind ausschließlich Erinnerungen an die Hansezeit untergebracht: Urkunden in photographischer Wiedergabe, Abdrücke von Siegeln fast sämtlicher Hansestädte, darunter mehrere, die zu den Prachtstücken der Siegelplastik zu zählen sind. Bemerkenswert sind ferner die hier ausgestellten alten Handelsbücher und Handelskorrespondenzen aus dem 14. und 15. Jahrhundert.

Im dritten großen Mittelraum sind Gegenstände aus der Vorgeschichte des Landes und der Ethnographie ausgestellt. Recht reichhaltig ist die Sammlung aus der ältesten Kulturperiode, die besonders durch Waffen und Geräte aus Knochen charakterisiert wird; auch die Eisenzeit ist durch vorzügliche Fundstücke vertreten. — Altlivländische Holzbauten werden durch hübsch gearbeitete Modelle zur Anschauung gebracht. Besonderen Reiz bieten durch ihre Farbenpracht die ausgestellten Nationalkleider der estnischen Bevölkerung, ihre mit schönen linearen Mustern geschmückten Gürtelbänder, Handschuhe, Strümpfe und Tücher. Überraschend ist die Fülle der Muster, womit in Kerbschnitt die Geräte des täglichen Gebrauchs geziert sind.

Zurückwandernd kommt man vom Hansesaal in den Raum, der die Ausstellung der schönen Literatur und der Presse enthält. Photographische Nachbildungen der ältesten mittelalterlichen Dichtungen, Handschriften und Druckwerke berühmter deutscher Dichter, die den engen Zusammenhang des Baltenlandes mit Deutschland kennzeichnen — Herder, Klinger, Lenz sind besonders hervorgehoben —, die Bildnisse hervorragender baltischer Dichter und ein Teil neuerer Werke der deutschen und der jungen lettischen Literatur füllen ihn. Daneben die Bildnisse der Hauptvertreter des deutschen Theaters in Riga und Reval, sowie der Musik. Auch das lettische Theater hat hier gebührend Berücksichtigung gefunden.

Weiter folgt der Raum, in dem das baltische Schulwesen und Erinnerungen an die alte deutsche Universität zu Dorpat zur Anschauung gebracht sind. Neben den Büsten und Bildnissen bedeutender Schulmänner und hervorragender Universitätsprofessoren, von denen viele einen weitgehenden Ruf genossen haben, finden sich hier die verschiedensten Nachweise über den Schulbesuch, Vergleichstabellen über die Zahl der Analphabeten in Deutschland, den baltischen Provinzen und Rußland, über die Lehrmittel und besonders interessante Hinweise auf den niederdrückenden Einfluß der russischen Vergewaltigungspolitik auf das deutsche Schulwesen in den Provinzen.

Die folgende Abteilung „Kirche" gibt ein Abbild des Werdeganges der evangelisch-lutherischen Kirche im Lande seit der Einführung der Reformation um 1522. Bildnisse livländischer Reformatoren und nachmaliger bedeutender Religionslehrer, die ältesten gedruckten Kirchenordnungen, Gesangbücher, geistliche Erbauungsbücher aus ältester und neuerer Zeit, Ansichten von

Stadt- und Landkirchen, Pfarrhäusern usw. bieten viel des Interessanten.

Der anstoßende große Raum führt in die Kommunalwirtschaft der größeren Städte des Landes ein, die hier durch farbenreiche hübsch gezeichnete Diagramme, durch Pläne und Photographien erläutert wird. Die Bebauung der größeren Städte, die Verkehrsanlagen, das Sanitätswesen, städtische Industriebetriebe usw. sind zur Anschauung gebracht. Eine besondere Abteilung bietet in zahlreichen Lichtbildern einen Überblick über die historische Architektur der Städte, die durchweg ihren deutschen Charakter erkennen läßt.

Im anstoßenden großen Raume wird dem Besucher der Handel und der Schiffsverkehr in entsprechenden Diagrammen und Modellen gezeigt. Zwei große Modelle liefern ein Bild der Stadt Riga und der Entwicklung ihres Hafens mit seinen Vorrichtungen und Anlagen für den Seeverkehr. Zahlreiche Diagramme geben Auskunft über die Ausfuhr und Einfuhr und bieten in ihrer künstlerischen Ausstattung auch dem Laien ein leicht faßbares Bild von dem Leben und der Bewegung auf diesem Gebiet. Daneben zeigen zierliche Schiffsmodelle die Tätigkeit des baltischen Schiffsbaues und seine Entwicklung. — Eine besondere Abteilung bildet die Ausstellung Riga und der Krieg. Während sie auf der einen Seite die Verwüstung an Häusern und Verkehrsmitteln durch die Russen schildert, bringt sie auf der andern die hingebende Arbeit der Deutschen, nach dem Einzuge der deutschen Truppen, in der Wiederherstellung des Zerstörten zum Ausdruck. Große photographische Aufnahmen namentlich zeigen das allmähliche Wiedererstehen der zerstörten großen Eisenbahnbrücken über die Düna und den Neubau der hölzernen Fahr- und Fußgängerbrücke, der „Lübeckbrücke". Auch einige Bilder russischer Herkunft, die in grotesker Weise die Überlegenheit der russischen Wehrmacht über die deutsche und österreichisch-ungarische darstellen sollen, Plakate für die russische Kriegsanleihe neben Lichtbildern aus der Zeit der Eroberung Rigas durch die deutschen Truppen, machen diesen Teil der Ausstellung zu einem viel besuchten.

„Einen Überblick über die Industrie Rigas im gegenwärtigen Augenblicke geben, bedeutet nichts anderes, als eine Gedächtnisrede halten", heißt es in dem Führer durch die Ausstellung; „sie ist während des rüstigsten Aufstiegs von den Kriegsereignissen in Scherben geschlagen worden." Was sie war und unter gewissen Voraussetzungen wieder werden könnte, veranschaulichen mehrere Pläne mit entsprechenden Erläuterungen.

Weiterschreitend gelangt man in die Ausstellung der Land- und Forstwirtschaft, Fischerei und Jagd, die für Fachleute besonders viel Wissenswertes bietet, im Speziellen was den Getreidebau und die Holzausfuhr anbelangt.

Die beiden letzten Räume sind der Ausstellung der Landeskunde zugewiesen. Sie macht den Besucher mit der Größe des Gebiets bekannt, mit seiner geologischen Formation, mit seinen Wasserverhältnissen, mit seinem Klima, seiner Pflanzen- und Tierwelt. Sie zeigt zugleich, was der Boden des Landes an Rohstoffen hergeben kann, namentlich an Bausteinen, Kalk, Ton, Torf; zeigt ferner, was aus dem brennbaren Schiefer der kambrischen und untersilurischen Schichten Estlands an Brenn- und Schmierölen, an Zement und anderen wertvollen Erzeugnissen gewonnen werden kann und weist auf den Waldreichtum der Provinzen hin, sowie auf die Verschiedenheit der zu gewinnenden Holzarten. —

Der Führer durch die einzelnen Abteilungen der Ausstellung soll „einen Überblick nicht nur über deutsch-baltisches Wesen, sondern auch über die Eigenart lettischen und estnischen Volkstums" geben und damit ein Gesamtbild der Kulturverhältnisse des Landes bieten. Das handliche Werk ist von den an der Ausstellung beteiligt gewesenen Abteilungsvorstehern und ihren Mitarbeitern bearbeitet worden. Es bietet dem Leser ein getreues Bild, wie das ganze Land, von der preußischen Ostgrenze bis zur Narova von deutscher Art durchtränkt, sein Deutschtum trotz so vieler und schwerer Anfechtungen bis auf den heutigen Tag treu bewahrt hat.

Nauheim, Juli 1918.

Dr. W. Neumann.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Professor Dr. Max Cornicelius, Berlin W 30, Luitpoldstraße 4
Druck von B. G. Teubner in Leipzig


Princeton University Library
32101 064062175







